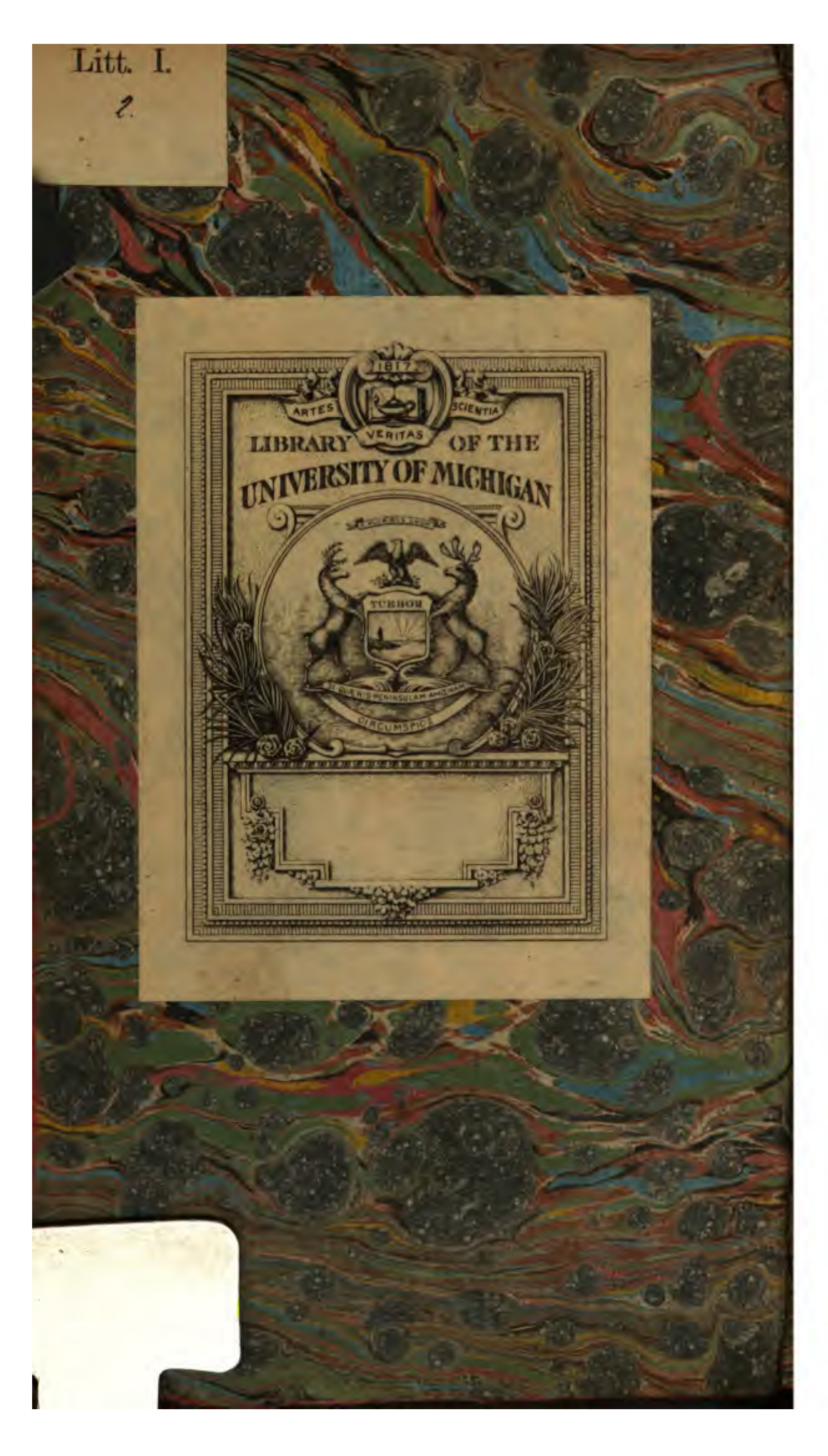
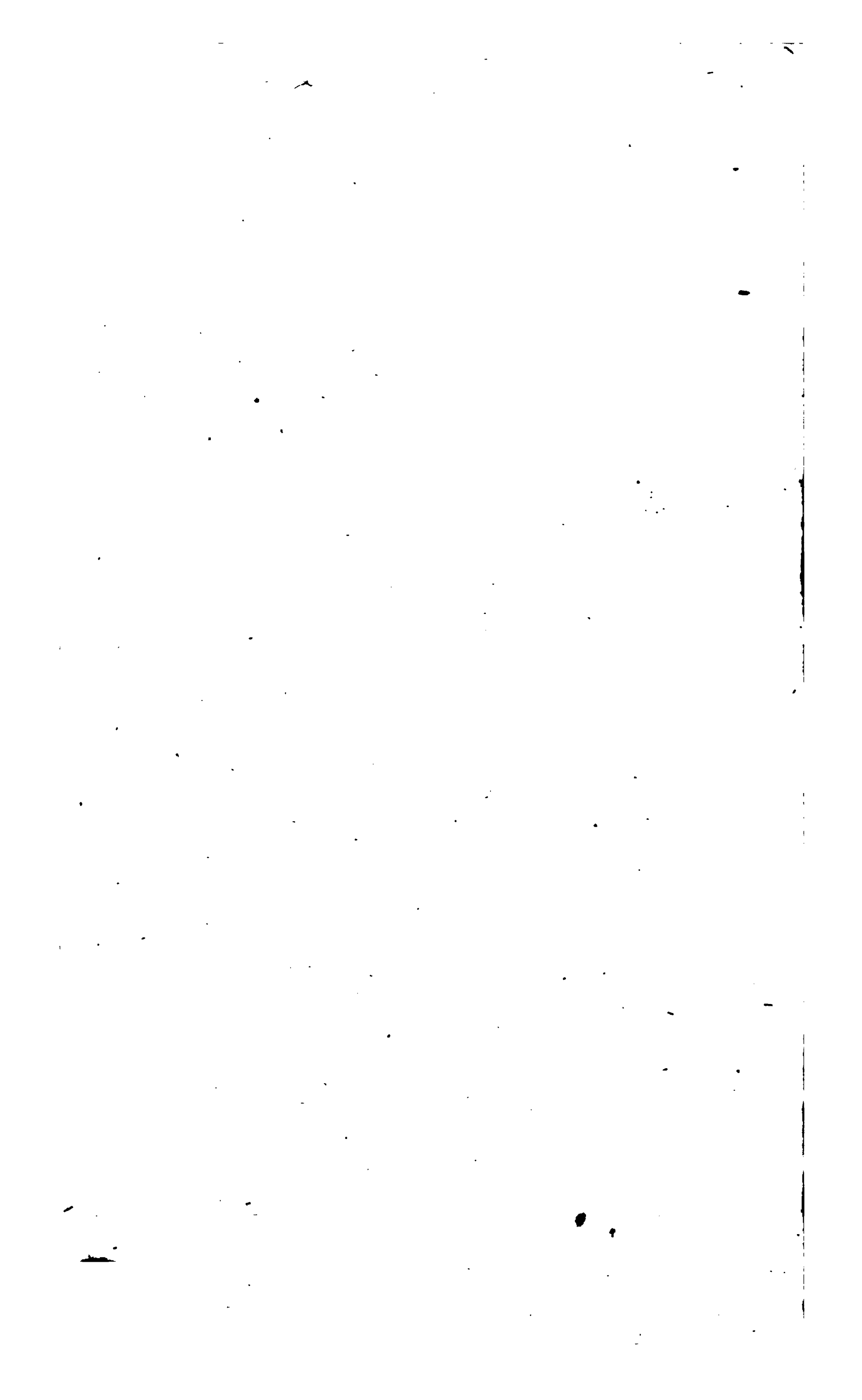
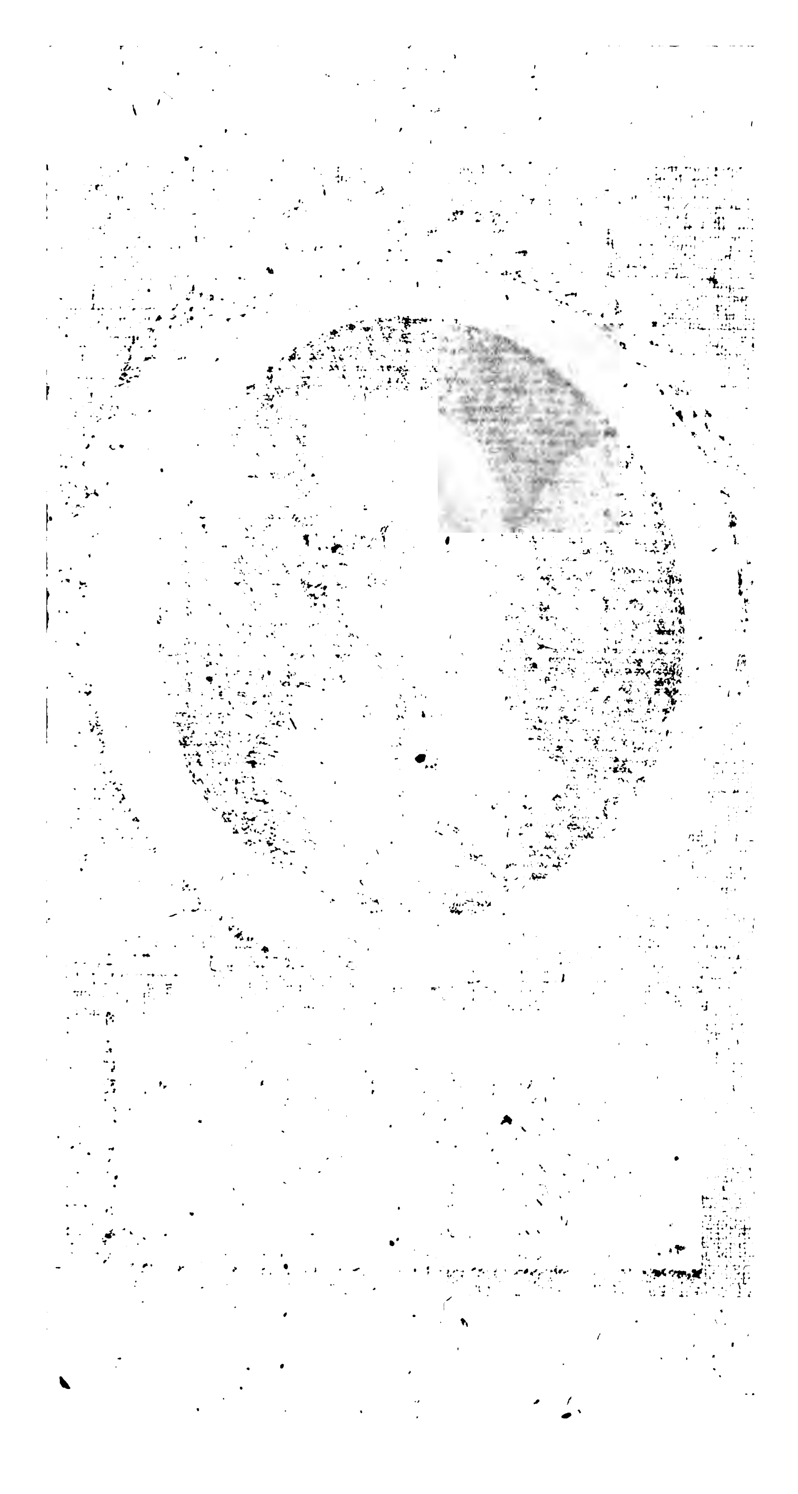

Litt. I.
2.
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







MARTIN HEINRICH KLAPROTH

Professor der Chemie
Mitglied der Kön. Academie
der Wissenschaften in Berlin
geb. d. 1. Dec. 1743.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

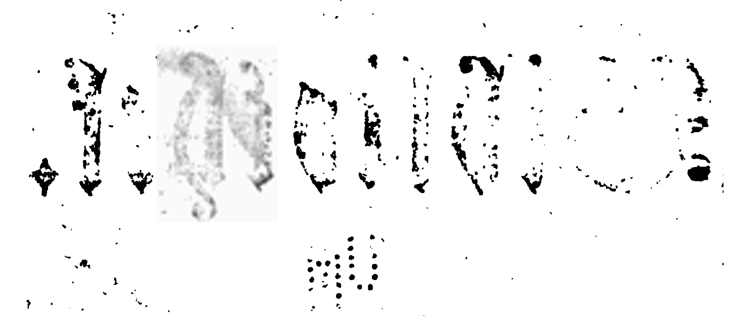


Des siebenten Bandes erstes Stück.

Erstes bis viertes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1793.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des siebenten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechts-

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

V. Schöne Wissenschaften und Poesien.

Phan-

VI. Theater.

VII. Romane.

VIII. Weltweisheit.

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

X. Chemie und Mineralogie.

XI. Haushaltungswissenschaft.

XII. Mitt-

Welt.

Weltweisheit.

Aenesidemus oder über die Fundamente der von dem Hrn. Prof. Reinhold in Jena gelieferten Elementarphilosophie. Nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaaßungen der Vernunftkritik. — Nos et refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus. Cicero. 1792. 445 S. in 8. 1 Rh. 4 gr.

Beyträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen, von Karl Leonhard Reinhold. Erster Band, das Fundament der Elementarphilosophie betreffend. Jena, bey Mauke. 1790. 466 S. in 8. 1 Rh. 8 gr.

Ueber das Fundament des philosophischen Wissens, von C. L. Reinhold — nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens. Jena, bey Mauke. 1791. 222 Seiten in 8v. 18 gr.

Wenn Hr. Prof. Reinhold und vielleicht noch mehrere Anhänger und Vertheidiger der kritischen Philosophie den dogmatischen Philosophen, insonderheit denen aus der Leibnitzischen Schule, keine ruhige, unbefangene Beurtheilung derselben zutraueten, und bey dem Widerspruche und den Einwendungen derselben immer nur Misverstand voraussetzten, der größtentheils aus Abneigung, Stolz und Eigendünkel, oder aus der Schwierigkeit, aus Lehrern wieder Schüler zu werden, und sich in ein ganz neues und fremdes System hineinzustudiren, herrühren sollte; so dachten sie wohl nicht daran, daß die kritische Philosophie von Seiten ächter skeptischer Philo-

losophen noch weit gefährlichern Angriffen ausgesetzt sey; dachten nicht daran, daß man die Waffen, womit die kritische Philosophie den Dogmatismus bestritten, wider sie selbst wenden, und ihr den mißlichen Posten, worin sie sich zwischen dem Dogmatismus von der einen, und dem Skepticismus von der andern Seite behaupten wollte, streitig machen würde. Indessen ist dies wirklich geschehen, und in der ersten der angeführten Schriften tritt ein skeptischer Philosoph gegen die kritische Philosophie überhaupt, und insonderheit gegen Hrn. Reinholds Ergänzung und Verbesserungen derselben auf, der nach des Rec. Einsicht, so wie allem Dogmatismus, also auch besonders dem Kantischreinholdschen wichtigere Gründe entgegensetzt, als dem Rec. gegen die kritische Philosophie je vorgekommen sind, der alle Vortheile, die ihm der von Kanten nicht widerlegte und vom Hrn. Reinhold für unwiderlegbar erklärte Skepticismus darreichte, zu benutzen weiß, und Humes Ehre wider den Königsbergischen Philosophen, wo nicht mit eben der Zierlichkeit der Schreibart, (wiewohl er Hume hierin sehr wenig weicht, und ihn an Deutlichkeit und Präcision vielleicht noch übertrifft) doch mit eben dem Scharfsinn und mit eben der Gründlichkeit rettet, womit der Schottische Skeptiker, wenn er sich selbst hätte vertheidigen können, seine und des Skepticismus Sache würde geführt haben.

Aenesidemus, (so nennt sich der unbekannte Verfasser,) trägt in einigen Briefen an seinen Freund Hermias, seine widerlegende Prüfung der Kantischreinholdschen Philosophie vor, und bestreitet insonderheit die Grundsätze, die Hr. Reinhold in seinen bisherigen Schriften, namentlich in seiner neuen Theorie des Vorstellungsvermögens, in den oben genannten Beyträgen zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie, und in seinem Buche über das Fundament des philosophischen Wissens vorgetragen hat. Der Rec. hat daher, da die beyden letzten Reinholdschen Schriften in der A. d. B. noch nicht angezeigt sind, und von ihm nicht gründlicher beurtheilt werden können, als vom Aenesidemus geschehen ist, kein Bedenken getragen, desselben Urtheil über diese Schriften zu seinem eignen zu machen, und sie durch Bekanntmachung desselben in der A. d. B. anzuzeigen, ohne daß es einer besondern Recension dieser Schrift bedürfe.

Hermias eröffnet den Briefwechsel, und gesteht seinem Freunde, daß er durch die Schriften der kritischen Weltweisen,

von

von dem alle Philosophie zerstörendem Skepticismus, dem er bisher geneigt gewesen, völlig abgebracht sey, und in der Vernunftkritik die beruhigendste Aufklärung über die Gränzen der menschlichen Erkenntniß gefunden habe. Diese Veränderung in seinen Einsichten und Ueberzeugungen sey zwar allerdings etwas geschwinde zu Stande gekommen, doch sey er sich dabey keiner Uebereilung bewußt, und müsse es blos theils der grossen Evidenz der Gründe, auf welchen die Resultate der kritischen Philosophie beruhen, theils der Beschaffenheit der Mittel, durch deren Gebrauch er mit dem Geiste dieser Philosophie und ihren höchsten Prinzipien bekannt geworden, zuschreiben, daß er in so kurzer Zeit von dem auf eine kunstmäßige Unwissenheit stolzem Skepticismus, mit dem er sich ehemals aus Mangel an Kenntniß von etwas gewissem und ausgemachtem in der Philosophie behelfen müssen, befreyet worden. Er erzählt hierauf, daß ihm bey Lesung der VKritik, ob ihm gleich manche Behauptungen derselben eingeleuchtet, doch sehr viele Stellen derselben, aller angewandten Mühe sie zu verstehen ohngeachtet, unverständlich gewesen, und besonders in Ansehung der letzten Gründe, auf welchen das ganze Gebäude der kritischen Philosophie unerschütterlich und fest stehen sollte, noch manches dunkel geblieben sey. Bey seinem Verlangen, unter den Freundren der kritischen Philosophie einen zu finden, der ihm über das Wesen und die Prinzipien derselben die weitere Auskunft geben könne, konnte er nicht lange anstehen, diese in den Schriften des Verf., der Briefe über die Kantische Philosophie zu suchen, da Aenesidemus ihm eben diesen Schriftsteller als denjenigen, von welchem die wichtigsten Aufklärungen über die kritische Philosophie zu erwarten wären, empfohlen hatte. Er las zuerst die ebengenannten Briefe, wo er freylich noch nicht fand, was er eigentlich suchte, nämlich Aufschlüsse über die letzten Gründe und Prinzipien der ganzen kritischen Philosophie, allein die Lesung derselben lenkte sein vermehrtes Verlangen auf das neueste Werk dieses über alle seine Lobpreisung, (wie er sich selbst ausdrückt) erhabenen Schriftstellers, den der Genius der Weltweisheit selbst zur Vertheidigung der Rechte, der Forderungen und der Würde dieser Wissenschaft berufen zu haben scheine — und dies sind die Beyträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen. Hier fand Hermias die vollkommenste Genugthuung, hier lernte er das Eine, was der Philosophie noth ist, was von vielen ältern Weltweisen dun-

kel geahnt, von Kanten in der Kritik der reinen Vernunft angedeutet, in dem fünften Aufsatze dieses Reinholdschen Werks aufs deutlichste und genaueste erörtert worden, und dessen Ausführung den Skepticismus nothwendig zerstören müsse, recht bestimmt kennen. Durch die übrigen Aufsätze in diesen Beyträgen, zugleich aber auch durch die neue Theorie des Vorstellungsvermögens ward er überzeugt, daß ein vollkommener ewiger Friede unter den Philosophen, nachdem die Präliminarartikel zu diesem Friedensschlusse schon so unverbesserlich gut abgefaßt worden, nicht lange mehr entfernt seyn könne. Zuletzt legt er seinem Freunde die Frage vor: Halten Sie den Skepticismus noch für das Konsequenteste von allem, was bisher für Philosophie gegolten hat, und sind Sie demselben noch eben so sehr, wie ehemals, zugethan? Sind Sie noch immer davon überzeugt, daß die Philosophie noch keine allgemein gültigen und unerschütterlich fest stehenden Prinzipien aufzuweisen habe, und daß über den Zusammenhang unserer Vorstellungen mit gewissen Objekten außer denselben noch gar nichts ausgemacht und erwiesen worden sey? und ersucht ihn zugleich, falls er die kritische Philosophie nicht für unerschütterlich fest gegründet halten sollte, ihn mit demjenigen genau bekannt zu machen, was sein Skepticismus gegen die Evidenz und Gewißheit der höchsten Gründe der Kantischreinholdschen Philosophie noch einzuwenden habe. Aenesidemus antwortet seinem Freunde: „zu einer Aenderung meiner Ueberzeugungen in der Philosophie hat mich das kritische System noch nicht gebracht, und mein Sk. ist weder durch die Artikel der r. V. und durch die Gründe ihrer Behauptungen über die Gränzen der Macht und Ohnmacht des menschlichen Erkenntnißvermögens, noch durch die neue Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens und durch die neue Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie, welche die vom Hrn. Prof. Kant bereits aufgestellten Prinzipien der kritischen Philosophie ergänzen und zu den Resultaten derselben auf einem neuen noch sicherern Wege führen sollen, besiegt worden. Ich werde mich also auch wohl, wenn ich kein Schuldner der Forderung Ihrer Freundschaft werden will, dazu bequemen müssen, die Sache des Skepticismus gegen die Anmaaßungen der kritischen Philosophie zu vertheidigen.“ Er gesteht zugleich, daß das bisherige fast durchgängige Benehmen der Anhänger und Vertheidiger dieser Philosophie gegen ihre Gegner, da sie die Einwendungen gegen dieselbe einer Unbekanntschaft mit den Prin-

Prinzipien und Resultaten dieser Philosophie zuschreiben, ihm beynahe den Muth benommen, sich in diesen Streit einzulassen, doch hoffe er, daß sein Freund, falls er ihm bewiesen, daß der Sk. die Grundsätze des Kantischreinholdschen Systems mit Recht in Anspruch nehme, ihn nicht auf gleiche Weise abfertigen, und auf eine künftig noch zu erwartende Aufklärung über dasselbe verweisen werde; dafür bürge ihm dessen unpartheyische Wahrheitsliebe. Er macht sich also anheischig, die Grund- und Hauptsätze der kritischen Philosophie zu prüfen, und zwar weil sein Freund der Reinholdschen Darstellung und Bearbeitung derselben seine Ueberzeugung von der Wahrheit derselben zuschreibe, hauptsächlich nach den hieher gehörigen Reinholdschen Schriften, doch so, daß er auch gelegentlich die eigenen Grundsätze dieser Philosophie nach der Kritik der reinen Vernunft, hauptsächlich die Widerlegung des Skepticismus in derselben beleuchten wolle.

Vorläufig sucht der Verf. von dem ächten Skepticismus, (von einem dogmatischen Skepticismus weiß er nichts, und behauptet, daß derselbe blos eine Erfindung oder vielmehr Erdichtung des Hrn. Reinholds sey) eine richtige Vorstellung zu machen. Nach dieser ist der Sk. nichts anders, als die Behauptung, daß in der Philosophie weder über das Daseyn und Nichtdaseyn der Dinge an sich und ihrer Eigenschaften, noch auch über die Gränzen der menschlichen Erkenntnißkräfte etwas nach unbestreitbar gewissen und allgemeingültigen Grundsätzen ausgemacht sey. — Das Daseyn der Vorstellungen und die Gewißheit alles dessen, was im Bewußtseyn selbst vorkömmt, und durch dasselbe gegeben ist, hat, wie er mit Recht behauptet, noch kein Skeptiker bezweifelt, noch jene Fragen über das Daseyn und Nichtdaseyn der Dinge an sich u. s. w. für schlechterdings und ewig unbeantwortlich erklärt; er setzt über das, was die Vernunft im Felde der Spekulation leisten kann, und vielleicht auch leisten wird, ganz und gar nichts fest. Nur bezweifelt er das was die Dogmatiker über die Dinge an sich und über die Gränzen der Macht und Ohnmacht des Erkenntnißvermögens bereits zu wissen und allgemein gültig beweisen zu können, vorgegeben haben. Er läßt es völlig dahin gestellt seyn, ob die mehr gereifte und männliche Denkkraft die Auflösung der Probleme über das Daseyn und die Beschaffenheiten der Dinge an sich dereinst finden werde, oder nicht, und zernichtet ganz und gar nicht die Hoffnung, daß diese

Auflösung dereinst zu Stande gebracht werden könne. — Endlich schränken sich die Zweifel des Skepticismus durchaus nur auf dasjenige ein, was man in der Philosophie zu wissen vorgegeben hat, und gehen die übrigen Theile der menschlichen Einsichten, in sofern solche nicht aus der Philosophie über das Ding an sich schöpfen, gar nichts an, — daß dies der ächte Charakter der vormals in Griechenland blühenden skeptischen Philosophie, die in neuern Zeiten an David Hume einen so scharfsinnigen Vertheidiger fand, wirklich sey, beweiset der Verf. hauptsächlich durch die Erklärung, welche Sextus von der ἐποχη als dem wesentlichen Kennzeichen des Skepticismus giebt. Ich übergehe die Beantwortung einiger Einwendungen, z. B. die aus dem Dogmatisiren, welches sich die Skeptiker bisweilen zu erlauben scheinen, z. B. Hume, wenn er den Atheisten dogmatisiren läßt, antwortet, daß nämlich dieses nur geschehe, um den Dogmatikern zu zeigen, daß sich das Gegentheil eben so gut beweisen lasse; wie auch die Ablehnung der gehäßigen Vorwürfe, die man gemeiniglich der skeptischen Philosophie macht, und die Darstellung der mannichfaltigen Vortheile derselben, wohin insonderheit die Unbefangenheit, womit der ächte Skeptiker alles neue prüfet, und der unermüdete Eifer, womit er immer weiter nach Wahrheit forscht, gehören.

Um mir das Geschäfft, die Leser mit dem Inhalt und dem Werth dieser Prüfung der kritischen Philosophie bekannt zu machen, zu erleichtern und zu verkürzen, werde ich eine allgemeine Betrachtung des Verf. über den Hauptzweck dieser Philosophie, und die Mittel, deren sie sich bedienet, um denselben zu erreichen, und auch einige Hauptsätze des Verf., die er bey dieser Prüfung zum Grunde legt, und worauf er jedesmal zurückkommt, hier voranschicken.

Die kritische Philosophie hat sich den großen Zweck vorgesetzt, alle Fähigkeiten des menschlichen Gemüths und deren ganze Macht und Ohnmacht desselben auf eine für alle künftige Zeiten gültige Art auszumessen. Es ist ihr nicht blos darum zu thun, die Einsichten, welche sich die menschliche Vernunft im Felde der Spekulation bis jetzt schon erworben hat, zu berichtigen und zu vermehren; sondern sie will das Vernunftvermögen, nach seiner ganzen Tauglichkeit zu irgend einer Erkenntniß der Schätzung unterwerfen, und die Gränzen mit apodiktischer Gewißheit bestimmen, innerhalb welcher

cher sich dieses Vermögen beständig halten muß, wenn es zu einer reellen Einsicht gelangen, und vor fruchtlosen Unternehmungen gesichert seyn soll. Sie will die Linie ziehen, welche das Reich des für uns möglichen Wissens von dem Gebiete der uns unerreichbaren Erkenntniß auf immer trennt. Welches sind nun aber die Mittel, wodurch sie diese ewig gültige Gränzbestimmung der Fähigkeiten des menschlichen Gemüths zu Stande gebracht zu haben vermeint, und welches ist der Maaßstab, nach welchem sie den Flächeninhalt des wahren Gebiets der Vernunft berechnet? — Eine wahrgenommene Eigenschaft an einem empirischen Gegenstande und Raisonnement über diese Eigenschaft. In der Vernunftkritik wird nämlich behauptet, daß unsere Erfahrungskenntniß, weil sie auch nothwendige synthetische Urtheile enthalte, zum Theil a priori entstanden seyn müsse, und daß dasjenige, was in unsern Einsichten a priori vorhanden ist, nur als **Form** sich auf das in ihnen a posteriori Gegebne beziehen könne; und daß also nur innerhalb des Feldes der Erfahrung, weil blos diese die Materialien zu einer Erkenntniß liefert, reelle Einsicht von uns erworben werden könne. Die Elementarphilosophie hingegen legt ihrer für alle künftige Zeiten gültig seyn sollenden Gränzbestimmung der Fähigkeiten des menschlichen Gemüths das Faktum zum Grunde, daß die Vorstellung im Bewußtseyn auf ein Objekt und Subjekt, die beyde im Gemüth von einander unterschieden werden, bezogen wird; und aus diesem Fakto leitet sie dieses ab, daß jede Vorstellung aus zwey verschiedenen Bestandtheilen bestehen müsse, davon der eine vom Gemüthe und der andre von dem Objekte herrühren und bestimmt werden. Nun ist es aber, fährt der Verf. fort, genugsam bekannt, und wird von Jedem eingestanden werden müssen, der jemals über die Wirkungen des menschlichen Gemüths Beobachtungen angestellt hat, daß wir niemals gewiß seyn können, ob wir alle Merkmale eines Gegenstandes der Sinne und der bloßen Erfahrung kennen gelernt haben, und ob wir an diesen Gegenständen alles beobachtet haben, was sich überall an demselben nur wahrnehmen läßt, und jemals nur wahrgenommen werden wird. Die Erfahrung selbst kann uns niemals hiervon überzeugen, und wir dürfen auch nicht **schließen**, daß, weil wir nur gerade dies oder jenes an einem empirischen Gegenstande erkennen, an demselben von andern Menschen auch niemals mehr werde erkannt werden. Die Meynung also, daß die Vernunftkritik und die Elementarphi-

losophie durch das Raisonnement über ein gewisses Faktum eine für alle künftige Zeiten gültige Ausmessung der Fähigkeiten des menschlichen Gemüths geliefert habe, wird wohl, dieser Ursachen wegen, für nichts anders als entweder für die Wirkung einer thörichten Vermessenheit der ihre eigne Kräfte verkennenden Vernunft, oder für die Folge einer Pedanterey gehalten werden dürfen. Denn gesetzt auch, daß das Raisonnement, welches die Vernunftkritik über die Beschaffenheiten unsrer Erfahrungskenntnisse und die Elementarphilosophie über den Inhalt der Aeußerungen des Bewußtseyns liefert, vollkommen richtig und fehlerfrey sey; so können doch beyde durchaus keinen Bürgen dafür stellen, daß man an der Erfahrungskenntniß und an den Handlungen des Bewußtseyns nicht in der Folge noch vieles beobachten wird, welches uns bis jetzt noch völlig unbekannt ist, und nach dessen Entdeckung das ganze Raisonnement über jene Fakta, so in der Vernunftkritik und in der Elementarphilosophie enthalten ist, völlig abgeändert werden muß. Man wird vielleicht hierbey erinnern: gesetzt auch, daß man in der Folge an der Erfahrungskenntniß und an den Handlungen des Bewußtseyns noch manche Beschaffenheit beobachte, die uns jetzt vielleicht völlig unbekannt ist; so muß doch, wenn die Thatsachen, welche die Kritik und die Elementarphilosophie ihren Spekulationen zum Grunde gelegt haben, wahr und bleibend sind, und das sich darauf beziehende Raisonnement richtig ist, dieses Raisonnement mit allen seinen Folgen für alle künftige Zeiten gültig bleiben, und kann durch anderweitige Beobachtungen und Raisonnements niemals verdrängt werden. — Allein wer kann dafür einstehen, daß an der Erfahrungskenntniß und an den Handlungen des Bewußtseyns niemals etwas anderes werde beobachtet werden, als was sich mit den Behauptungen der Vernunftkritik und der Elementarphilosophie vollkommen verträgt und vereinigen läßt; und daß an beyden niemals solche Eigenschaften werden wahrgenommen werden, die entweder eine andre Theorie über die Quellen der verschiedenen Theile unserer Erkenntniß erfordern, als in der kritischen Philosophie aufgestellt worden ist, oder die eine andere Gränzbestimmung der Fähigkeiten des menschlichen Gemüths nothwendig machen, als die Vernunftkritik und die Elementarphilosophie geliefert haben? Hierzu wäre ja zum mindesten eine Kenntniß alles desjenigen erforderlich, was der menschliche Geist dereinst an der Erfahrungskenntniß und an den Aeußerungen

des Bewußtseyns noch beobachten wird. Und die Geschichte der Fortschritte des menschlichen Verstandes hat ja auch bisher immer gelehrt, daß die Entdeckung neuer Eigenschaften an einem Gegenstande auch die Abänderung der vorhandnen; und die Aufstellung neuer Theorien über die Natur desselben nöthig machte. Wenn also auch die kritische Philosophie nach Anleitung richtiger Beobachtungen über gewisse Thatsachen das menschliche Erkenntnißvermögen ausgemessen hätte, so könnte diese Ausmessung doch nur in Rücksicht auf jene Beobachtungen und in Rücksicht auf die Eigenschaften, welche bis jetzt an gewissen empirischen Gegenständen wahrgenommen worden, gültig seyn, und dürfte nicht, wenn man anders seine individuelle Vernunft nicht für den Maaßstab aller Vernunft ausgeben will, für eine auf immer und ewig gültige Ausmessung des Erkenntnißvermögens ausgegeben werden. — Wenn diese Betrachtung gegründet ist, wie ich sie dafür halte, so dient sie dazu, den Werth des Grundes zu schätzen, worauf die kritische Philosophie ihre Resultate bauet. Was man aber diesem Gebäude selbst für einen Werth beyzulegen habe, oder von welchem Gehalt das Raisonnement sey, durch welches diese Philosophie aus den zum Grunde gelegten Thatsachen ihre Resultate herleitet, zu dessen allgemeiner Beurtheilung und vorläufigen Schätzung können folgende zwey Hauptsätze des Verf. dienen.

Der erste betrifft die Frage: was objektive Wahrheit, und was reell in unsrer Erkenntniß sey? Diese Frage beantwortet der Verf. so, daß er behauptet: zum Wesen der Wahrheit und zur Realität unsrer Erkenntniß gehöre ein Verhältniß der Vorstellungen, aus denen die Erkenntniß besteht, zu Dingen außer denselben. Giebt es kein solches Verhältniß an unsern Vorstellungen, oder giebt es überall nichts außer unsern Vorstellungen, worauf sie sich beziehen könnten, so kann denselben auch durchaus nicht Wahrheit beygelegt werden. Sind wir unvermögend, ein solches Verhältniß einzusehen und ausfindig zu machen; so dürfen wir auch nicht unsern Vorstellungen Realität und Wahrheit beylegen, oder in unsern Vorstellungen Wahrheit und Irrthum von einander unterscheiden. Es ist daher Entstellung des Wesens der Wahrheit, (die, wenn man ihr gemäß, die Angelegenheiten des thätigen Lebens betreiben wollte, von den nachtheiligsten Folgen seyn würde,) wenn einige Freunde der kritischen Philosophie meynen, daß

bey

bey der Wahrheit gar nichts auf ein Verhältniß der Erkenntniß zu Gegenständen außer den Vorstellungen ankomme, sondern dabey alles auf einem Verhältnisse der Vorstellungen zu den Gesetzen des Erkenntnißvermögens beruhe, und daß die Wahrheit eigentlich in der vollkommnen Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den ursprünglichen Formen, Prinzipien und Gesetzen unsers Vorstellungsvermögens bestehe. Hat dieser Hauptsatz des Verf. seine Richtigkeit, daß wir nur diejenige Erkenntniß für wahr und reell halten müssen, die mit Dingen an sich, oder solchen Gegenständen zusammenhängt, die außer unsern Vorstellungen und unabhängig von denselben da sind, so daß sie weder mit unsern Vorstellungen entstehen noch untergehen, sondern bleiben, wir mögen sie wahrnehmen oder nicht; oder anders wahrnehmen, als wir sie empfinden und anschauen: so entsteht die Frage, was behauptet die kritische Philosophie in Ansehung der Existenz solcher Außendinge und ihres Zusammenhangs mit unsern Vorstellungen? leugnet sie das von unsern Vorstellungen unabhängige Daseyn derselben, und ihren reellen (nicht blos gedachten) Zusammenhang mit unserer Erkenntniß von denselben; oder hält sie beydes, das Daseyn und den reellen Zusammenhang für bloß problematisch, wie die skeptische Philosophie; so giebt sie eben dadurch das zu, was sie sonst so ernstlich von sich ablehnet, daß bey der kritischen Philosophie alles auf eine völlige und durchgängige Subjektivität hinauslaufe, so darf sie weiter nicht von Erscheinungen reden, denn diese setzen, nach ihren eignen Behauptungen, immer ein Ding das erscheint, und mehr als Vorstellung ist, voraus, und endlich darf sie sich nicht rühmen, daß sie den Skepticismus, namentlich den Humischen, widerlegt habe, denn was will dieser anders als völlige Subjektivität? darf sich nicht rühmen, ewig und allgemein gültige Grundsätze aufgestellt zu haben, wodurch alle Misverständnisse in der Philosophie gehoben, alle Fehden unter den Philosophen, (also auch unter den Dogmatikern und Skeptikern) sollen beygelegt werden, — darf sich endlich nicht rühmen, das einzige was der Philosophie Noth ist, herbeygeschafft und gesichert zu haben, denn dies einzige, was der Philosophie noth ist, ist gar nicht die Sicherstellung einer blos subjektiven Wahrheit unsrer Erkenntniß; kein Philosoph, kein ächter Skeptiker, hat jemals diese blos subjektive Wahrheit unserer mit den Gesetzen unsrer Denkkraft übereinstimmenden, oder den Regeln der Logik gemäßen Erkenntniß im Ernst in

Anspruch

Anspruch genommen; wohl aber ist es der Philosophie noth, von dem reellen, objektiv wahren Daseyn gewisser transscendentalen Gegenstände, und der Uebereinstimmung ihrer Beschaffenheit mit unsern Spekulationen, vergewissert zu werden. Hierzu aber leistet eine Philosophie, die sich auf subjektive Wahrheit der Erkenntniß einschränkt, und nichts als diese behauptet und sicher stellen will, offenbar nicht die mindesten Dienste. Nehmen wir aber das Gegentheil an, daß die kritische Philosophie das objektiv reelle Daseyn von Dingen an sich und einen reellen Zusammenhang derselben mit unsern Vorstellungen behauptet, wie dies aus so manchen deutlich und unzweydeutig scheinenden Erklärungen derselben wohl kaum anders zu urtheilen ist: so hat sie sich zuförderst wegen des ihr mit Recht vorgeworfenen Widerspruchs mit ihren anderweitigen Behauptungen von der gänzlichen Unanwendbarkeit der Kategorien, namentlich der Kategorien der Modalität und Caussalität auf Dinge an sich zu rechtfertigen; wir aber sind nun berechtigt zu fragen, was sie sich für neue Wege zur Erkenntniß des reellen Zusammenhangs unsrer Vorstellungen und unsrer blos subjektiven Erkenntniß, mit Dingen an sich und mit transscendentalen Gegenständen geöffnet habe; ob es vielleicht der alte Weg ist, auf welchem der gemeine Menschenverstand, wie unser Verf. behauptet, zum Glauben an eine wirkliche Aussenwelt gekommen ist, und worauf die dogmatischen Philosophen, namentlich Locke und Leibnitz, sich von dem reellen Daseyn der Dinge an sich und von dem reellen Zusammenhange unsrer Vorstellungen und subjektiven Erkenntniß mit den transscendentalen Gegenständen derselben zu überzeugen suchen; da man nämlich von der Nothwendigkeit, welche einige unsrer Anschauungen und Gedanken begleitet,*) oder von dem

*) Der Verf. hält dafür, daß, um einer doppelten Nothwendigkeit willen, die sich, bey unsern Anschauungen äusserer Gegenstände, befindet, daß wir nämlich, wenn wir ein Haus vor uns sehen, zu gleicher Zeit an dessen Stelle nicht irgend einen andern Gegenstand, und auch dieses Haus nicht anders, als wie wir es anschauen, nicht etwa die rechte Seite desselben auf der linken, und die linke nicht auf der rechten Seite, wahrnehmen können, und weil wir zugleich unvermögend sind, diese doppelte Nothwendigkeit aus unserm [illegible], dessen Beschaffenheit

dem empfunden und gedacht werden müssen, auf das wirkliche Seyn geschlossen hat? In dieser Hinsicht nun setzt der Verf. dies als einen zweyten Hauptsatz fest: daß dieser Schluß vom gedacht werden müssen, auf das Seyn keinesweges bündig und gültig ist. Was der Verf. den Skepticismus zum Beweise dieses Hauptsatzes vorbringen läßt, ist wesentlich

fenheit und Zustande herzuleiten, und uns zu erklären, vermittelst einer Art von dunkeln Schlüssen, genöthigt sind, diesen Gegenstand als wirklich außer unsrer Vorstellung vorhanden anzunehmen; daß eben dies auch der Fall mit unsern lebhaftern Phantasien, z. B. in der Fieberhitze sey, die wir, weil wir sie wegzuschaffen und willkührlich mit andern Vorstellungen zu verwechseln, in einem solchen Zustande unvermögend sind, für etwas wirklich außer uns vorhandnes nehmen müssen. Nun will ich nicht leugnen, daß alles dies erforderlich ist, und vieles dazu beyträgt, daß wir das Objekt unsrer Anschauungen als wirklich vorhanden außer uns setzen. Indessen, deucht mir, muß doch auch der merkliche und auffallende Kontrast, zwischen dem was wir in einem gesunden nüchternen und wachenden Zustande, wahrnehmen, und dem, was wir in Visionen und Traumgesichte anschauen, nicht aus der Acht gelassen werden, wenn wir es uns weiter erklären wollen, warum wir das erstere für wirklich außer unserm Gemüthe vorhanden, das letztere aber für ein bloßes Werk und Spiel unsrer lebhaftern Imagination halten. Denn da sich jene doppelte Nothwendigkeit auch bey diesen letztern befindet, so scheint noch ein anderweitiges Merkmal, woran wir beyde von einander unterscheiden können, erforderlich zu seyn. Und dieses Merkmal kann wohl in nichts andern bestehen, als daß wir den Unterschied, insonderheit in Ansehung der sehr verschiednen Folgen beachten, je nachdem wir das eine oder das andere für wirklich, bleibend und zuverlässig bey unsern Handlungen voraussetzen. Daher läßt es sich auch vielleicht erklären, daß wilde, rohe, überhaupt im Verstandsgebrauche ungeübte Menschen, die diesen Unterschied nicht gehörig beachten, noch darüber reflektiren, so geneigt sind, ihren Visionen und Träumen eine Art von Wirklichkeit und Realität beyzulegen.

sentlich folgendes: „Von jeher hat der Dogmatismus die Realität der Sätze seines Systems (die Beziehung derselben auf die objektive Natur des Vorhandenen) durch einen Schluß von der Nothwendigkeit gewisser Urtheile auf ihre Uebereinstimmung mit dem objektiv Wirklichem, zu erweisen gesucht, und das höchste Prinzip, auf welches man bisher alles philosophische Wissen, von dem was die Dinge an sich seyn oder nicht seyn sollen, gegründet hat, war immer der Satz: was nothwendig so oder so gedacht werden muß, das ist auch objektiv genommen, wirklich eben so. Nun gilt aber, vermöge der eignen Regeln des Vernunftgebrauchs, kein Schluß von den bloßen Merkmalen einer Vorstellung, sie mögen übrigens seyn, welche sie wollen, auf die objektiven Beschaffenheiten der Sachen an sich. Indem die Vernunft einen wesentlichen Unterschied zwischen den Vorstellungen und zwischen den reellen Objekten, annimmt, muß sie auch ihren eignen Gesetzen gemäß den Schluß von dem, was jene sind, auf das, was diese seyn mögen, verwerfen, und kann, so lange sie sich ihrer selbst bewußt bleibt, diesen Schluß für weiter nichts als für eine Täuschung halten. Auch gehört ja zum Charakter der Nothwendigkeit, welche manchen Gedanken und Urtheilen zukömmt, schlechterdings nicht ein Zusammenhang und eine Uebereinstimmung dieser Gedanken und Urtheile mit etwas außer denselben und realiter Vorhandenen, und es ist nicht der mindeste Grund da, warum wir von demjenigen, was sich nicht anders, als so, oder so, denken läßt, annehmen sollten, daß es objektiv genommen, auch eben so beschaffen sey." — Es mag dies genug seyn, ohne das übrige, was der Verf. noch zum Beweise seines Satzes, so gründlich und scharfsinnig es auch ist, hier anzuführen. Es ist dies auch um desto weniger nöthig, da die kritische Philosophie selbst diesen Hauptsatz aufstellt, die Vernunftkritik auf denselben den ganzen Abschnitt von der Dialektik der reinen Vernunft, und namentlich das was sie von dem Paralogismus der Vernunft sagt, gründet, und die Elementarphilosophie hierüber völlig mit derselben übereinstimmt. Aber freylich übertritt die kritische Philosophie die Regel, daß man nicht vom gedacht werden müssen, auf das Seyn müssen, schliessen dürfe, die sie in der Theorie annimmt, und wovon sie gegen die Dogmatiker bey jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen weiß, in der Praxis, und wenn sie es zum Behuf der Beweisführung ihrer eigenthümlichen Behauptungen nöthig hat, sehr oft und gerade in

ihren wichtigsten Sätzen; und hält sich alsdenn, diese Art zu schließen, erlaubt, die sie an den Dogmatikern so strenge rügt. Diesem Vorwurf kann sie nur durch das Vorgeben ausweichen, (woran sie es denn auch hin und wieder nicht ermangeln läßt) daß es ihr nur darum zu thun sey, zu lehren, wie man sich gewisse Dinge denken müsse, nicht aber, was und wie sie an sich und realiter sind. Ist allein dieses Vorgeben wahr und gegründet, dann tritt die völlige Subjektivität aller der Erkenntnisse ein, die sie zu liefern sich rühmt, nebst allen oben kürzlich angeführten Folgen derselben.

Wenn wir nun zur nähern Prüfung der Fundamentallehre der Elementarphilosophie, nach der neuesten Darstellung derselben in den Beyträgen zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen schreiten, so erinnern wir noch zuerst; daß der Verf., um nicht für einen durchgängigen Zweifler, der alles für ungewiß erkläre, gehalten zu werden, folgende Sätze, als bereits ausgemacht, und gültig der Censur der Elementarphilosophie zum Grunde liegt. 1) Es giebt Vorstellungen in uns, an welchen sowohl mancherley Unterschiede vorkommen, als auch gewisse Merkmale angetroffen werden, in Ansehung welcher sie mit einander übereinstimmen. 2) Der Probierstein alles Wahren ist die allgemeine Logik, und jedes Raisonnement über Thatsachen kann nur in sofern auf Richtigkeit Anspruch machen, als es mit den Gesetzen der allgemeinen Logik übereinstimmt.

Nun zum Satz des Bewußtseyns, welchen Hr. Reinhold in diesen Worten: **Im Bewußtseyn wird die Vorstellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterschieden und auf beyde bezogen**, als den höchsten und allgemein gültigen Grundsatz in der Philosophie aufstellt. Der Verf. leugnet, daß dieser Satz alle Vollkommenheiten eines höchsten Grundsatzes alles Philosophirens, wie sie Hr. R. von einem solchen Grundsatze fordert, habe und behauptet, daß dieses aus folgenden erhelle. Er ist nämlich 1) kein absoluter erster Grundsatz, der in keiner Rücksicht einem andern Grundsatze untergeordnet, und schlechterdings durch keinen andern bestimmt würde. Als Satz und als Urtheil ist er der höchsten Regel alles Urtheilens, nämlich dem Prinzip des Widerspruchs, nach welchem nichts, was gedacht werden soll, widersprechende Merkmale enthalten darf, untergeordnet, und wird in Ansehung seiner Form und in Ansehung des in ihm

ihm vorkommenden Subjekts und Prädikats durch dieses Prinzip bestimmt — freylich kann das Prinzip des Widerspruchs nicht der Realgrund der Wahrheit des Satzes des Bewußtseyns seyn, denn dieser ist in der Erfahrung, die er ausdrucken soll, enthalten; allein seiner Form nach, muß doch der Satz des Bewußtseyns von dem Prinzip des Widerspruchs abhängig und dem letztern untergeordnet seyn. Noch weit weniger ist er, so wie er in der Elementarphilosophie ausgedrückt ist, 2) ein in sofern durchgängig durch sich selbst bestimmter Satz, daß er entweder gar nicht, oder nur richtig gedacht, daß er durch bloße Reflexion über die Bedeutung der Worte, in denen er aufgestellt worden, genau verstanden werden konnte, und daß mit dessen Begriffen weder überflüßige noch zu wenige Merkmale verbunden werden könnten. Endlich ist auch 3) der Satz des Bewußtseyns weder ein allgemein geltender Satz, noch druckt er ein Faktum aus, das an keine bestimmte Erfahrung und an kein gewisses Raisonnement gebunden wäre, sondern das vielmehr alle mögliche Erfahrung und alle Gedanken, deren wir uns bewußt werden, begleitete. Er wird als ein Universalsatz aufgestellt, das ist er aber nicht, denn das in demselben ausgedruckte Faktum befindet sich nur in einigen nicht in allen Fällen des Bewußtseyns eines Gedankens oder einer Vorstellung. Es giebt nämlich Aeußerungen des Bewußtseyns, in welchen nicht alle im Satze des Bewußtseyns angegebne Bestandtheile desselben, die Vorstellung, das Objekt und Subjekt, und die Beziehung jener auf diese, vorkommen. In der Anschauung eines außer mir wirklich vorhanden seyn sollenden Gegenstandes bemerke ich zwar mein Ich, welches anschauet, und eine Vorstellung, welche den Inhalt der Anschauung ausmacht; allein es fehlt bey dieser Anschauung und während derselben die Wahrnehmung eines von meinem Ich und von der in ihm vorhandenen Vorstellung verschiedenen Objekts, und ohnerachtet ich vielleicht aus Gründen der Spekulation annehme und überzeugt bin, daß derjenigen Vorstellung, die ich Anschauung nenne, ein von ihr verschiedner und objektiv wirklicher Gegenstand entspreche, so wird doch während der Handlung des Anschauens, und so lange dieselbe dauert, die Vorstellung von dem Objekte, worauf sie sich beziehen soll, durchaus nicht unterschieden. Eben so ist man sich beym tiefen Nachdenken über etwas wohl des denkenden Ich, und der Begriffe, die mit einander von denselben verglichen werden, aber nicht jedesmal auch eines beson-

dern von den Begriffen verschiednen Objekts bewußt, und daß endlich auch bey manchen Thätigkeiten des Gemüths, durch die etwas vorgestellt wird, die Unterscheidung des Subjekts oder des vorstellenden Ich von dem Objekte und der Vorstellung gänzlich mangele, ist aus der Erfahrung bekannt genug. — Was ist es denn für ein Satz, frägt der Verf., und antwortet: erstlich ein synthetischer Satz, dessen Prädikat vom Subjekt (dem Bewußtseyn) etwas aussagt, so in diesem nicht schon als Merkmal oder als Bestandtheil gedacht wird; und die Begriffe der Vorstellung, des Objekts und Subjekts können eben so wenig als das Beziehen der Vorstellung durch ein Subjekt auf ein Subjekt und Objekt, durch eine Entwickelung dessen, was blos zum Begriffe des Subjekts gehöret, gefunden werden. Alles gründet sich darin, und der ganze Satz auf Erfahrung. Die ganze Elementarphilosophie ist daher eine auf ein Faktum und auf dessen Entwickelung gegründete Philosophie, und so wenig man überhaupt mit Zuverläßigkeit wissen kann, ob das, was man an einem Gegenstande der Erfahrung beobachtet, das einzige ist, was sich daran beobachten läßt, oder was überall nur daran jemals kann beobachtet werden; eben so wenig kann auch die Elementarphilosophie, gesetzt auch, daß der erste Satz in ihr alle Vollkommenheiten besäße, die er haben soll, einen Bürgen dafür stellen, daß ihre daraus abgeleiteten Lehrsätze für alle künftige Zeiten gültig seyn werden, und durchaus nichts enthalten, so nicht nach einer tiefern und genauern Erforschung der Merkmale des in ihr zum Grunde liegenden Faktums einer großen Berichtigung oder vielleicht gar einer gänzlichen Umänderung bedürfe. — Der Satz des Bewußtseyns ist zweytens ein abstrakter Satz, und zeigt dasjenige an, was gewisse, (nach Hrn. R. alle) Aeußerungen des Bewußtseyns mit einander gemein haben. Er kann nur dadurch erhalten werden, daß man dasjenige, worin diese Aeußerungen übereinstimmen, von dem absondert, wodurch sie von einander abweichen. Die Merkmale und Begriffe, die er aufstellt, sind insgesammt Gattungsmerkmale, Gattungsbegriffe, deren Sphäre und Umfang durch eine Abstraktion bestimmt werden. Wenn also auch der erste Satz der Elementarphilosophie ein Universalsatz seyn, und alle erforderlichen Vollkommenheiten haben sollte; so wird sie doch in Ansehung aller ihrer Lehren und Behauptungen, die aus dem Satz des Bewußtseyns abgeleitet werden, und sich darauf gründen, auf keinen höhern Grad der Gewißheit und Unveränder-

änderlichkeit Ansprüche machen können, als welcher der Bestimmung der Begriffe und Abstraktionen zukommt, die im Satze des Bewußtseyns angegeben sind; und in wiefern diese Bestimmung willkührlich und an keine unveränderliche Regel gebunden seyn sollte, welche es verhinderte, mehr oder weniger Merkmale in den Begriffen zu befassen, so der Satz des Bewußtseyns aufstellt, in sofern müßte auch den Resultaten der Elementarphilosophie eine gewisse Willkührlichkeit beygelegt werden."

Ueber die angegebenen Begriffe der Vorstellung, des Objekts und Subjekts, insonderheit über den Begriff der Vorstellung, daß sie dasjenige sey, was im Bewußtseyn durch das Subjekt vom Objekt und Subjekt unterschieden, und auf beydes bezogen werde, macht der Verf. zuerst die Bemerkung, daß, obgleich Hr. R. behaupte, daß dieser Begriff blos durch Reflexion über das Bewußtseyn nicht durch Abstraktion von den verschiednen Arten der Vorstellungen erhalten werde, doch allerdings die Bestimmung der Begriffe von Vorstellung, Objekt und Subjekt nicht von aller Abstraktion unabhängig sey und daß die Merkmale, welche die Elementarphilosophie von der V. den O. und S. angiebt, nicht blos durch Reflexion über das Bewußtseyn, sondern auch durch Abstraktion von dem Einzelnen und Besondern, das sich daran befindet, so oft eine Vorstellung, ein Objekt und Subjekt im Bewußtseyn vorkommt, erhalten werden. Denn es wird die Vorstellung, das Obj. und Subj. immer nicht allein nach demjenigen vorgestellt, was ihnen nur in Rücksicht ihrer Verhältnisse zu einander zukommt; sondern die Vorstellung ist auch noch alsdann eine ihrem Inhalte und ihrem Umfange nach bestimmte und besondre Vorstellung, so oft sich das Bewußtseyn auf die Art, wie im Satz des Bewußtseyns angegeben wird, wirklich äussert, und eine Vorstellung, ein Objekt und Subjekt in ihren Verhältnissen zu einander wahrgenommen werden. Doch wichtiger ist die Bemerkung über den Begriff der Vorstellung, daß er enger als sein Gegenstand sey. Denn zuförderst sey nach der angegebenen Erklärung die Anschauung keine Art von der Gattung Vorstellungen, indem der Begriff Gattung gar nicht auf dieselbe paßt. Während der Anschauung nämlich findet kein Unterscheiden eines Objekts von der Vorstellung statt, weil, so lange als die Anschauung dauert, durchaus kein von ihr verschiednes Objekt bemerkt wird, ja das

Entstehen der Unterscheidung einer Vorstellung von einem Objekt würde die Anschauung vernichten. Da nun die Anschauung nach Hrn. R. selbst, eine Art der Vorstellung ist, so giebt es mithin Vorstellungen, zu deren Wesen es gehört, daß sie dasjenige nicht enthalten, was in der Erklärung der Vorstellung für das nothwendige Merkmal aller Vorstellungen ausgegeben wird. Ferner ist die Erklärung enger als ihr Gegenstand, weil doch auch dies Unterscheiden und Beziehen, das bey jeder Vorstellung statt finden soll, selbst schon eine Vorstellung der Beschaffenheiten von Etwas ist, ohngeachtet damit kein Beziehen eben desselben auf ein Objekt und Subjekt und kein Unterscheiden eben desselben von O. und S. verbunden ist. Zwar leugnet Hr. Reinhold dies, weil es dem Sprachgebrauch nicht gemäß sey, diese Aeußerungen des Gemüths, Vorstellungen zu nennen. Allein wie anders soll man diese, Operationen der Denkkraft nennen, und was kann es anders seyn? da Vorstellungen der Sinnlichkeit und der Denkkraft gemein sind, und die Aeußerung der letzten, ja ganz eigentlich im Unterscheiden und Beziehen besteht. Ist aber dieses, so ist des Hrn. R. Beschreibung der Vorstellung eine Definition ein Cirkel, da um zu bezeichnen, was Vorstellung sey, und zu derselben gehöre, das was Vorstellung ist, schon als ein Merkmal derselben angegeben wird. Wenn Hr. R. dies leugnet, daß nämlich der Sprachgebrauch schlechterdings nicht gestatte, von dem Beziehen der Vorstellung auf das O. und S. zu sagen, es sey ein Vorstellen, so stehet diese Behauptung ohne allen Beweis da. Nach dem Sprachgebrauch ist jedes Unterscheiden und Beziehen im Gemüth auch ein Vorstellen. Eben so gewiß ist es ferner, daß der allgemeine Sprachgebrauch das Wort **Vorstellen** auch für das Wahrnehmen und Bemerken, des Obj. und Subj. auf welche die Vorstellung bezogen, und von welchem sie im Bewußtseyn unterschieden wird, bestimmt habe, und das S. und O. werden, in sofern sie im Bewußtseyn vorkommen, auch in demselben **vorgestellt**. Diesen Sprachgebrauch hat Hr. R. selbst in der Theorie und in den Beyträgen beybehalten, aber doch kein besonderes Wort angegeben, wodurch das Wahrnehmen des O. und S. auf welche die Vorstellung bezogen, und von welchen sie unterschieden wird, ausgedrückt und bezeichnet werden muß. Dies Wahrnehmen aber besteht nicht wieder in einem Bezogenwerden eines Etwas durch das Subjekt auf ein Objekt und Subjekt und in einem Unterschiedenwerden desselben von Beyden.

Die

Die Erklärung der Vorstellung, nach der sie in demjenigen bestehen soll, was durch das Subjekt auf ein Objekt und Subjekt bezogen, und von beyden unterschieden wird, ist also enger als ihr Gegenstand und erstreckt sich nicht einmal auf alles dasjenige, was in derjenigen Handlung des Bewußtseyns, die durch den Satz des Bewußtseyns hat ausgedrückt werden sollen, vorkommt und ein Vorstellen wirklich ausmacht. Auf diese zu enge und willkührliche Erklärung des Vorstellens gründet sich nun aber die ganze Elementarphilosophie mit allen ihren Resultaten. Was mag also wohl, setzt der Verf. hinzu, durch dieselbe eigentlich bewiesen und ausgemacht seyn?

Nun beleuchtet der Verf. den in der Elementarphilosophie angegebenen ursprünglichen Begriff des Vorstellungsvermögens, nach welchem das **Vorstellungsvermögen dasjenige ist, wodurch die bloße Vorstellung, das heißt, das, was sich im Bewußtseyn auf Objekt und Subjekt beziehen läßt, aber von beyden unterschieden wird, möglich ist, und was in der Ursache der Vorstellung, d. h. in demjenigen, welches den Grund der Wirklichkeit einer Vorstellung enthält, vor aller Vorstellung vorhanden ist.** Der Verf. bemerkt hierüber folgendes: „Es ist schon seit langer Zeit eine der wichtigsten Fragen in der Philosophie gewesen: woher die Vorstellungen rühren, die wir besitzen, und auf welche Art und Weise sie in uns entstehen? Da die Vorstellungen in uns nicht die Sachen selbst sind, die vorgestellt werden, so glaubte man mit Recht, daß vorzüglich durch eine gründliche und zuverläßige Beantwortung dieser Frage der Zusammenhang unsrer Vorstellungen mit Dingen außer unserm Gemüthe dargethan, und Gewißheit der verschiednen Bestandtheile unsrer Erkenntniß gesucht werden müsse. Nach den Behauptungen der kritischen Philosophie soll nur ein großer Theil der Bestimmungen und Merkmale, mit welchen Vorstellungen gewisser Gegenstände in uns vorhanden sind, in dem Wesen unsers **Vorstellungsvermögens** gegründet seyn, und auf der Wahrheit dieser Behauptung, in der die beyden entgegengesetzten Erklärungen, die **Locke** und **Leibnitz** über die Entstehung der menschlichen Vorstellungen gaben, mit einander vereinigt worden sind, beruhet größtentheils die Zuverläßigkeit und Wahrheit dessen, was in der kritischen Philosophie über die Gränzen und über die Bestimmungen der verschiednen Zweige des menschlichen Erkenntnißvermögens gesagt

 wird.

wird. Will man also den wahren Werth der kritischen Philosophie und die Rechtmäßigkeit der Ansprüche gehörig einsehen, welche dieselbe in Ansehung ihrer Resultate auf apodiktische Evidenz und Unfehlbarkeit macht; so hat man vorzüglich die Gründe und Prinzipien zu prüfen, aus und nach welchen sie darthut, daß sowohl in unserer Erkenntniß etwas a priori und durch das Gemüth Bestimmtes vorkomme, als daß auch dieses a priori Bestimmte die Form des a posteriori gegebnen Stoffes unsrer Erkenntniß ausmache. Bey dieser Prüfung ist vorzüglich aber auch auf die Forderungen des Humeischen Skepticismus Rücksicht zu nehmen. Es macht nämlich die Widerlegung der Humeischen Zweifel nicht nur einen Hauptzweck der Vernunftkritik und die in ihr vorgenommenen Ausmessung des menschlichen Erkenntnißvermögens aus; sondern es behaupten auch die Anhänger des kritischen Systems, und zwar einmüthig, daß in demselben durch die Ableitung eines gewissen Theils der menschlichen Erkenntniß aus dem Vorstellungsvermögen David Hume's Zweifel endlich einmal gänzlich besiegt, und alle gerechte Forderungen völlig, ja sogar überflüßig erfüllt worden, welche dieser scharfsinnige Weltweise in Ansehung der Gewißheit und des Gebrauchs des Satzes vom zureichenden Grunde, und in Ansehung der Möglichkeit eines Ueberganges von den Vorstellungen in uns auf das Daseyn, und die positiven und negativen Beschaffenheiten der außer uns befindlich seyn sollenden Dinge an die Dogmatiker gethan habe. Es muß also die Untersuchung der Frage: ob die Vernunftkritik der Humeischen Forderungen ein Genüge gethan, und ob sie, die, nach dem eigenen Geständnisse ihres großen Urhebers durch das fortgesetzte Nachdenken über die Humeischen Zweifel veranlaßt wurde, diese Zweifel aufgelößt und ein sicheres gegründetes System über den Werth und die Entstehungsart der verschiednen Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß geliefert habe? von großem Belang in der Beurtheilung des Werths der ganzen kritischen Philosophie seyn." Was Hr. R. über die Natur des Vorstellungsvermögens vorläufig sagt, bestehe in folgendem. a) Das VVermögen ist die Ursache und der Grund der Wirklichkeit der Vorstellungen. b) Das VV. ist vor aller Vorstellung vorhanden, und zwar auf eine bestimmte Art. c) Das VV. ist von den Vorstellungen, wie jede Ursache von der Wirkung verschieden. d) Der Begriff des VV. läßt sich nur aus der Wirkung desselben, nämlich aus der bloßen Vorstellung ableiten, und um die in-

nern

nern Merkmale oder den bestimmten Begriff des VV. erhalten zu können, muß man den Begriff der bloßen Vorstellung vollständig entwickeln. Der Verf. merkt darüber an, daß, wenn es hier nicht bloß auf die Bestimmung des Begriffs des VVermögens abgesehen, sondern es auch zu dem Begriff des VV. gehören soll, daß wir uns unter demselben ein objektiv wirkliches Etwas denken, welches die Ursache und die Bedingung der Wirklichkeit der Vorstellungen ausmacht, und vor aller Vorstellung vorhanden ist, zuförderst zu untersuchen sey, wodurch die Elementarphilosophie zu der überschwänglichen Kenntniß von der objektiven Existenz eines solchen Etwas gekommen sey; und durch welches Räisonnement sie diese Existenz, wovon im Satze des Bewußtseyns gar nichts enthalten ist, (denn dieser soll ja nur Thatsachen ausdrücken) darthue. In der neuen Darstellung ihrer Hauptmomente ist nun nirgends ein Beweis für die objektive Wirklichkeit des VV. angegeben worden. Allein in der Theorie des VVermögens geschieht eines solchen Beweises Erwähnung. Daselbst heißt es nämlich; die Vorstellung ist das einzige über dessen Wirklichkeit alle Philosophen einig sind. — **Wer aber eine Vorstellung zugiebt, der muß auch ein Vorstellungavermögen zugeben, das heißt, dasjenige, ohne welches sich keine Vorstellung denken läßt.**" Diesen Beweis, worin so geschlossen wird: Was sich nicht ohne einander denken läßt, das kann auch nicht ohne einander da seyn, — sollte man von einem Freunde der kritischen Philosophie, die das **Denken** von dem **Seyn** unterschieden wissen will, nicht erwarten. Wäre dieser Schluß richtig, und bewiese er im mindesten etwas, so stände der Dogmatismus mit allen seinen mancherley und einander widersprechenden Behauptungen über das Ding an sich unerschütterlich fest. Indem aber Hr. R. sich dieser Schlußart bedient, und also eigentlich nichts beweiset, nimmt er mit der Wirklichkeit des VV. als des wirklichen Grundes der Vorstellungen, auch einen transscendentalen Gebrauch des Satzes vom zureichenden Grunde an, der dem ganzen kritischen System und seinen sonstigen Behauptungen geradezu widerspricht. Noch bemerkt der Verf. bey der Behauptung des Hrn. R., daß, um den bestimmten Begriff des bloßen Vorstellungsvermögens," oder die innern Merkmale desselben zu bekommen, der durch den Satz des Bewußtseyns bestimmte Begriff der bloßen Vorstellung vollständig müsse entwickelt werden, — daß, da die Ursache von der Wirkung

verschieden sey, und manches enthalten könne, was in der Wirkung nicht anzutreffen sey, so wie vice versa in der Wirkung manches bemerkt werden könne, was in der Ursache nicht statt findet, dies ein sehr fehlerhaftes Verfahren sey, und daß endlich auch dadurch, daß man das in der Wirkung oder in der Vorstellung Bemerkte schlechthin auf die Ursache oder das VV. anwende und übertrage, weiter nichts geleistet werde, als wenn Jemand frage, woher es rühre, daß, wenn man einen Stab aus dem Wasser zieht, einige Tropfen daran hängen bleiben, und man ihn mit der Antwort abwiese: der Stab habe ein das Wasser anziehendes Vermögen — eine Antwort, wodurch das Faktum selbst nicht im geringsten begreiflicher gemacht, noch dasjenige bestimmt werde, was den Tropfen am Stabe festhält.

Nun stellt der Verf. eine Vergleichung des Humeischen Skepticismus mit demjenigen an, was die kritische Philosophie demselben entgegensetzet. Zuerst eine kurze aber bündige Darstellung des Humeischen Skepticismus, wovon wir nur das Resultat hersetzen, daß nämlich „die Begriffe Ursache, Kraft, Vermögen, Thätigkeit und Wirkung auf nichts in den Gegenständen sich beziehen, die auf unser Gemüth wirken sollen, und von keiner, weder innern noch äußern Erfahrung abkopirt sind, ihnen folglich auch keine Realität außer den menschlichen Vorstellungen zukommen könne; und ist es gewiß, daß die Realität unserer Vorstellungen sich auf ein Entstehen derselben aus dem in der Erfahrung vorhandenen gründet, (welches Hume, wie der Verf. sehr gut zeigt, nicht, weil es seine eigne Meynung war, sondern blos aus Condescendenz gegen die Lockische Schule, und als ein argumentum ad hominem einstweilen annahm) muß man den Begriffen von Ursache und Wirkung diese Realität absprechen, denn die wesentlichsten Bestandtheile dieser Begriffe enthalten etwas, das in keiner einzigen Erfahrung vorkommt. Giebt man nun aber acht, in welchen Fällen wir die Begriffe von Ursach und Wirkung, Vermögen und Thätigkeit, auf die Gegenstände außer uns anzuwenden, uns berechtigt glauben, so wird man die wahre Quelle derselben leicht ausfindig machen können. Wenige Erfahrungen über die Folge gewisser Begebenheiten setzen uns niemals in den Stand, von dem Daseyn der einen auf die Eräugnung der folgenden zu schließen, und jeder denkende Kopf wird es für eine unverzeihliche Uebereilung erklären,

ren, wenn man daraus, daß eine Veränderung einmal oder etlichemal nach einer andern da gewesen ist, urtheilen und erwarten wollte, jene müsse allemal auf diese folgen. Wenn aber gewisse Begebenheiten bisher allezeit und oftmals vereinigt vorgekommen sind; alsdann tragen wir kein Bedenken, die eine aus der andern vorher zu sagen, und die letztere von der erstern für abhängig zu erklären. Eigentlich sind demnach die Begriffe der Verursachung und der Abhängigkeit aus der Menge gleichartiger Beyspiele von der Vereinigung gewisser Begebenheiten entstanden. Unser Gemüth gewöhnt sich durch die öftere Wahrnehmung der Folge ähnlicher Begebenheiten auf einander daran, nach dem Daseyn der einen Begebenheit auch das Daseyn der gewöhnlich ehemals damit verknüpften, zu erwarten, und die Phantasie wird durch die öfters da gewesene Folge gewisser Veränderungen auf einander nach und nach dazu bestimmt, so bald die eine davon wahrgenommen worden ist, auch sogleich die ehemals damit verknüpft gewesene andre wieder dem Gemüthe vorzustellen, wodurch eine solche Nothwendigkeit der Verbindungen gewisser Vorstellungen in dem Gemüthe bewirkt wird, daß dieselben sich niemals wieder von einander trennen lassen, und mit der einen immer unausbleiblich, und ohne daß wir es zu verhindern vermöchten, auch die andre vergesellschaftet ist. Die nothwendige Verknüpfung, die zum Wesen der Ursache und Wirkung gehört, existirt daher durchaus nicht in den objektiven Gegenständen, die wir als Ursachen und Wirkungen von einander ansehen, sondern lediglich in der Folge unsrer Vorstellungen von gewissen Gegenständen, die wir öftmals unmittelbar nach einander wahrgenommen haben, und ist blos das Produkt der Bestimmungen, die unsre Phantasie nach und nach in der Folge ihrer Thätigkeiten erhalten hat. — Wir müssen daher, weil das Prinzip der Kausalität nur ein subjektives Gesetz der Gewohnheit und Ideenverbindung ausmacht, alle Ansprüche auf Einsicht sowohl der Realität und objektiven Wahrheit unsrer gesammten Vorstellungen, als auch der Gesetzmäßigkeit der objektiven Natur selbst aufgeben, und es hat gar keinen Grund, was von den Dogmatikern hierüber gesagt worden ist." Hier erinnert uns der Verf. mit Recht, daß, wenn dies, was Hume behauptet, widerlegt werden soll, man entweder das Gegentheil seiner Behauptungen über die Begriffe und Grundsätze der Kausalverbindung aus unbestreitbar gewissen Sätzen darthun, oder in dessen Behauptungen über die Ungewißheit des

Gebrauchs

Gebrauchs unsrer Vorstellungen vom Verhältniß der Ursache und Wirkung Widerspruch und Unrichtigkeit zeigen müsse. Keines von beyden sey aber in der Vernunftkritik geschehen, vielmehr erweise sie alle ihre Aussprüche über die Verschiedenheit der Quellen der menschlichen Erkenntniß gerade nur durch solche Sätze, die Hume für ungewiß oder gar für täuschend hielt, und die auch in soferne zur Begründung eines Systems der Philosophie untauglich sind, als die Richtigkeit der Verbindung des in ihnen vorkommenden Subjekts und Prädikats bezweifelt werden kann, und zum wenigsten unausgemacht ist. Bekanntlich will die Vernunftkritik die Widerlegung des Humeischen Skepticismus dadurch zu Stande bringen, daß sie den nothwendigen Theil der menschlichen Erkenntniß als die Form des zufälligen und von außen gegebenen, aus dem Gemüthe herleitet. — Hiebey setzt sie nun eben das, was Hume bezweifelt, als bewiesen voraus, nämlich, daß die Bestandtheile unsrer Erkenntniß wirklich einen Realgrund haben, folglich ist das, was sie darüber sagt, eine petitio principii. Zweytens beweiset sie diese Ableitung durch den Schluß: was sich nur auf einzige Art von uns als möglich vorstellen läßt, das kann auch nur auf diese einzige Art möglich seyn: die nothwendigen synthetischen Urtheile in unserer Erkenntniß lassen sich nur allein dadurch von uns als möglich vorstellen, daß wir sie als aus dem Gemüthe und aus dessen a priori bestimmter Handlungsweise herrührend ansehen. Also können auch die nothwendigen synthetischen Urtheile in unserer Erkenntniß nur aus dem Gemüthe und aus dessen a priori bestimmter Handlungsweise wirklich entsprungen seyn. Die Vernunftkritik schließt mithin von der Beschaffenheit der Vorstellungen und Gedanken in uns auf die objektive und reale Beschaffenheit des außer unsern Vorstellungen Vorhandenen. Gerade dieser Schluß ist aber dasjenige, dessen Richtigkeit Hume bezweifelte, und den er für eine Sophistikation erklärte, weil wir kein Prinzip kennen, nach welchem bestimmt werden könne, wie weit unsere Vorstellungen und deren Merkmale mit dem Objektiven und dessen Merkmalen übereinstimmen, und in wie fern dasjenige, was in unsern Gedanken da ist, sich auf etwas außer demselben beziehe. Um zu beweisen, daß wir Menschen von den Dingen an sich nichts wissen können, bedient sich die Vernunftkritik einer Argumentation, die uns zu den wichtigsten Entdeckungen in dem unermeßlichen Reiche der Dinge an sich führen kann, sie, die den Unterschied, der zwischen Vor-

stellungen und Sachen existirt, so oft und so nachdrücklich einschärft, (wodurch jener Schluß nothwendig alle überzeugende Kraft und Gewißheit verlieren muß,) und sogar einen der wichtigsten Theile ihres Systems, nämlich die transscendentale Dialektik vorzüglich dadurch begründet, daß sie voraussetzt, es könne, so gewöhnlich es auch sey, von den Bestimmungen unserer Vorstellungen und unsers Denkens, nie auf die Bestimmung des außer uns Befindlichen geschlossen werden. — Ich übergehe, was der Verf. ferner von der Unrichtigkeit und Fehlerhaftigkeit des Untersatzes im obigen Schluß anmerket, daß es nämlich unrichtig sey, wie in der V.Kritik geschicht, anzunehmen, daß das Bewußtseyn der Nothwendigkeit, welches gewisse synthetische Sätze begleitet, ein unfehlbares Kennzeichen ihres Ursprungs a priori und aus dem Gemüthe ausmache, ferner, daß, wenn uns die Dinge an sich völlig unbekannt sind, wie die V.Kritik behauptet, wir auch durchaus nicht wissen können, welche Bestimmungen in unserm Gemüth durch den Einfluß jener auf dasselbe hervorgebracht, und welche nicht hervorgebracht werden können, u. s. w. —

So wenig nun in der V.Kritik erwiesen ist, daß das Nothwendige und Allgemeingültige in unsrer Erkenntniß nur allein aus dem Gemüthe und aus dessen a priori bestimmter Handlungsweise herrühren könne; eben so wenig hat sie auch dargethan, und ausgemacht, daß die Vorstellungen und Urtheile a priori die in uns vorhanden seyn sollen, blos die Formen der Erfahrungskenntnisse seyn, und nur in Beziehung auf empirische Anschauungen Gültigkeit und Bedeutung haben können; und also keinesweges die ganze Macht und Ohnmacht des menschlichen Erkenntnißvermögens ausgemessen. Sagt die V.Kritik, um dies zu beweisen, daß wir uns nur auf diese einzige Art es als möglich denken und vorstellen können, daß Anschauungen und Begriffe, die vor der Wirklichkeit eines Gegenstandes vorhergehen, sich auf denselben beziehen, wenn nämlich diese Anschauungen und Begriffe nichts anders enthalten und sind, als die Formen der Erkenntniß eines wirklichen Gegenstandes, die in meinem Subjekte vor allen wirklichen Eindrücken vorhergehen, dadurch ich von den Gegenständen afficiret werde — so haben wir wieder den fehlerhaften Schluß vom gedacht werden müssen auf das seyn müssen. Selbst dies gedacht werden müssen darf hier nicht eingeräumt werden, da sich die Uebereinstimmung noch auf

eine andere Art, z. B. vermittelst der Voraussetzung einer zwischen unsern subjektiven Denkgesetzen, und den objektiven Gesetzen, wornach die Aussenwelt eingerichtet worden, **präſtabilirte Harmonie** ganz gut gedenken läßt. Sagt die VKritik: die dogmatische Philosophie ist bisher unfähig gewesen, ihre Ansprüche auf die Kenntniß der Dinge an sich zu erweisen, und ist vielmehr in der Bestimmung dessen, was das Ding an sich seyn soll, auf Widersprüche gerathen; also ist auch das menschliche Erkenntnißvermögen von Natur und seiner Bestimmung nach, unfähig zu einer Erkenntniß der Dinge an sich zu gelangen — so beweiset dies genau betrachtet, eben so wenig als der erste Schluß. Daraus nämlich, daß die menschliche Vernunft Etwas, aller Versuche und Bemühungen ungeachtet, bis jetzt noch nicht geleistet hat, kann wohl nicht mit Gewißheit gefolgert werden, daß sie dergleichen jemals zu leisten überall und ihrer wesentlichen Einrichtung nach ganz unfähig sey. — Die VKritik beweiset aber endlich auch den Satz: die nothwendigen synthetischen Urtheile rühren vom Gemüth und dessen a priori bestimmter Handlungsweise her, entweder durch einen Gebrauch des Prinzips der Caussalität, der mit ihren eignen Grundsätzen über die Anwendbarkeit der Kategorien streitet, oder sie beweiset, ihn ihren eignen Prinzipien gemäß, ganz und gar nicht. — Der Verf. hält, um das bisher Gesagte, in ein völliges Licht zu setzen, für nöthig, sich in die Untersuchung einzulassen, was die kritische Philosophie unter dem Gemüth, aus welchem sie das Nothwendige aus unsrer Erfahrungskenntniß ableitet, eigentlich verstehe, ob ein Ding an sich, ein Noumenon, oder eine Vernunftidee, und giebt über alles dieses insonderheit die Vernunftideen der kritischen Philosophie sehr lehrreiche Erörterungen. Er bemühet sich zu zeigen, daß das Gemüth nicht als ein Ding an sich genommen werden könne, weil diese Bedeutung zu offenbar dem ganzen Inhalte und dem Geiste dieser Philosophie widersprechen würde; ferner, wenn man es als ein Noumenon; d. i. als ein bloßes Gedankending, oder als einen blos intelligibeln Gegenstand nehme, der nur durch den Verstand vorgestellt werden kann, und dessen er sich bedient, um daran in Ermangelung eines andern Etwas die Erfahrungskenntnisse anzuknüpfen, so würde dies leere Gedankending, von dem sie selbst behauptet, daß es uns nicht nur zur Einsicht des für uns Wirklichen entbehrlich, sondern auch völlig unbekannt sey, (so daß wir von ihm gar nicht einmal

mal wissen können, ob es im mindesten etwas sey,) zur Quelle eines Bestandtheils unsrer Erkenntniß erhoben, und auf dasselbe die Kategorieursache angewendet werden, da doch nach dieser Philosophie die Kategorien auf blos gedachte Gegenstände angewendet, gar keinen Sinn haben. „Soll endlich das Gemüth als Quelle des Nothwendigen in unsrer Erkenntniß betrachtet, eine Vernunftidee seyn, (wofür es Kant und Reinhold zu nehmen scheinen,) so ist es nach der Vernunftkritik ein Misbrauch der Begriffe der Vernunft, deren Gebrauch blos regulativ, nie konstitutiv seyn soll, wenn man die Idee des absoluten Subjekts darzu anwendet, um den Ursprung des Nothwendigen in unsrer Erkenntniß daraus zu erklären. — „Und durch diese Sophistikation, schließt endlich der Verf. diesen Abschnitt, sollte Humes Skepticismus aus dem Grunde gehoben und völlig aufgelößt seyn? Man muß wirklich das durch denselben aufgegebne Problem sehr unvollständig kennen, wenn man so etwas auch nur wahrscheinlich finden könnte. Das erste, was Hume selbst gegen die Ableitung des Nothwendigen in unsrer Erkenntniß aus dem Gemüthe, wie solche die Vernunftkritik geliefert hat, eingewendet hätte, würde zum wenigsten dies gewesen seyn, daß sie allen ihren Eigenschaften nach, in das Kapitel von der Dialektik der reinen Vernunft gehöre, und daß die VKritik dieses Kapitel und insbesondere denjenigen Abschnitt desselben, der vom Paralogismus handelt, mit der Behauptung, daß ein Theil unsrer Erkenntniß aus der Seele herrühre, hätte vermehren sollen.“

Wir kehren wieder zur Prüfung der Fundamentallehre der Elementarphilosophie zurück, wo insonderheit die Sätze vorkommen. Die bloße Vorstellung muß aus zwey verschiedenen Bestandtheilen bestehen, die durch ihre Vereinigung und ihren Unterschied die Natur oder das Wesen einer bloßen Vorstellung ausmachen. — Dasjenige, was sich in der bloßen Vorstellung und wodurch sich die bloße Vorstellung auf das Objekt bezieht, heißt der Stoff der Vorstellung — dasjenige, was sich in der Vorstellung und wodurch sich die Vorstellung auf das Subjekt bezieht, heißt die Form der Vorstellung — das Objekt heißt das Vorgestellte, in wieferne die Vorstellung durch ihren Stoff auf dasselbe bezogen wird — Ding an sich, in wiefern es als dasjenige gedacht wird, dem der bloße Stoff der Vorstellung angehört. — Kein Gegenstand ist als Ding

an

an sich vorstellbar. — Die Verwechselung des vorgestellten Objekts mit dem Dinge an sich, oder die Uebertragung der Form der Vorstellung von dem Vorstellbaren auf das Nicht-vorstellbare ist unvermeidlich: so lange man nicht dasjenige, was an dem Vorgestellten oder vorstellbaren Gegenständen dem Vorstellungsvermögen angehört, oder welches eben so viel heißt, so lange man die Formen der bloßen Vorstellungen nicht als solche entdeckt und erkannt hat." — Ueber diese Sätze bemerkt nun der Verf. zuförderst, daß, wenn das bisher wider die Erklärung der bloßen Vorstellung Angemerkte richtig sey, daß der aufgestellte Begriff der wirklichen und bloßen Vorstellung nicht nur enger, als ein Objekt, sondern auch unbestimmt und schwankend seyn sollte, dasjenige, was durch Zergliederung dieses Begriffs gefunden wird, unmöglich von allen Vorstellungen ohne Ausnahme gelten, oder zur Bestimmung der einer jeden Vorstellung wesentlichen Bestandtheile brauchbar seyn könne; indessen da die hier (in den IX—XI. §§. der Elementarphilosophie) angebrachten Raisonnements über die im Satze des Bewußtseyns aufgestellten Thatsachen, theils gerade das Wichtigste in sich fassen, wodurch sowohl den Resultaten der Vernunftkritik eine neue und unerschütterliche Festigkeit verschafft, als endlich auch den größten Bedürfnissen in der Philosophie endlich einmal völlig abgeholfen worden seyn solle — so verdiene dieses Raisonnement, nach allen seinen Theilen, sorgfältigst und genau geprüft zu werden, und diese Prüfung soll erst unser Urtheil über das, was die Elementarphilosophie wirklich geliefert hat, völlig bestimmen. Der Beweis, den Hr. R. für die Nothwendigkeit zweyer verschiednen Theile in jeder Vorstellung führt, dieser nämlich: Alles was sich auf verschiedne Gegenstände beziehen soll, das muß auch selbst aus verschiednen Bestandtheilen bestehen; die bloße Vorstellung bezieht sich auf Objekt und Subjekt, die im Bewußtseyn von einander unterschieden werden; also muß auch die bloße Vorstellung aus verschiednen Bestandtheilen bestehen — ist um mehrerer Gründe willen völlig fehlerhaft. Die Richtigkeit des Obersatzes, der ein synthetisches Urtheil ist, läßt sich mit nichts beweisen. Es läßt sich nicht nur denken, daß ein Gegenstand in Ansehung eines und eben desselben seiner Merkmale auf verschiedne Gegenstände bezogen werde; sondern wir beziehen auch nach der Erfahrung sehr oft einen Gegenstand auf verschiedne andre, ohne deshalb in demselben uns verschiedne Merkmale vorzustellen. Wollte man etwa da-

gegen, vermöge der sehr schwankenden und ungewissen Bedeutung des Bezogenwerdens, einwenden, der gegebene Beweis wolle eigentlich dieses sagen, daß, weil die bloße Vorstellung das gemeinschaftliche Produkt zweyer ganz verschiedner Dinge sey, dieselbe auch aus zwey verschiednen Bestandtheilen bestehen müsse, so sey doch, weil alles dies, was in diesem Falle bey dem Beweise vorausgesetzt werden müsse, z. B. daß die Vorstellung eine Wirkung des Objekts und Subjekts sey, daß das Obj. und Subj. an sich genommen, realiter verschiedne Dinge seyn, und sie eben deswegen ganz verschiedne Wirkungen hervorbringen müßten, daß das Prinzip der Causalität eine nach der VKritik demselben nicht zustehende Anwendbarkeit habe, wovon bisher noch nichts vorgekommen und erwiesen, nicht anzunehmen, daß Hr. R. seinen Beweis auf so viele unerwiesene und höchst ungewisse Sätze sollte gegründet haben, besonders in der Fundamentallehre einer Elementarphilosophie. Allein gesetzt auch, daß alles, was auf verschiedne Gegenstände bezogen wird, nur als aus verschiednen Bestandtheilen bestehend gedacht werden müsse, und daß besonders auch verschiednen Ursachen verschiedene Wirkungen beygelegt werden müssen; so würde, wenn hieraus das wirkliche Verschiedenseyn dieser Bestandtheile geschlossen werde, dies ein fehlerhafter Schluß seyn, von dem gedacht werden müssen, auf das seyn müssen, und es würde die subjektive und logische Möglichkeit mit der realen und objektiven verwechselt werden. Wollte man hiergegen wieder die Einwendung machen, daß der Begriff der Vorstellung nur logisch angegeben und zergliedert worden, so wie man sich denselben nach unsrer Denkart machen muß, nicht nach dem, was die Vorstellung an sich und objektiv ist, und sich auf eine Erklärung des Hrn. R. in der Theorie des VVermögens berufen, wo er dies mit deutlichen Worten zu behaupten scheint, — nun dann sey die völlige Subjektivität der Elementarphilosophie und ihrer Resultate unleugbar, die, in sofern sie richtig sind, allerdings ihren Werth haben, nur für objektive Wahrheit und reelle Erkenntnisse nie gelten können. — In Ansehung der Reinholdischen Ableitung des Stoffes der bloßen Vorstellung aus dem Objekt, und der Form derselben aus dem Subjekt, behauptet der V., daß hier völlig der Beweis ihrer Richtigkeit fehle, welchen die Elementarphilosophie um so weniger hätte schuldig bleiben sollen, da sich alles, was sie in der Folge über die Entstehungsart der menschlichen Vorstellungen und über die thätige und lei-

leidende Aeußerung des Gemüths behauptet, auf die Gewißheit des Satzes gründet, daß die Materie der Vorstellungen als vom Objekt, und die Form derselben als vom Subjekt herrührend, gedacht werden müsse. Er behauptet, daß Hr. R. dasjenige, was er im vorhergehenden schon bewiesen haben will, unbeschadet, auch umgekehrt die Form der Vorstellung aus dem Objekt und die Materie derselben aus dem Subjekt hätte herleiten können. Das Wichtigste endlich, was der V. den bisher beleuchteten Folgerungen des Hrn. R. aus dem im Bewußtseyn vorkommenden doppelten Bezogen- und Unterschiedenwerden der Vorstellung auf und von Obj. und Subj. entgegensetzet, ist die richtige Bemerkung, daß das ganze Raisonnement auf einer falschen und nur halb bestimmten Angabe dessen beruhe, was zu denjenigen Aeußerungen des Bewußtseyns gehört, in welchen die Vorstellung auf ein O. und S. bezogen wird, und er siehet mit Recht dies als die vorzüglichste Quelle der Sophistikation der Elementarphilosophie an. In demjenigen Bewußtseyn, von welchem der Satz des Bewußtseyns abgezogen worden, kommt jedesmal wirklich ein Bezogenwerden der Vorstellung auf ein O. und S. vor. Dieses Bezogenwerden ist aber verschiedener Art, und die Vorstellung wird ganz anders auf das Subjekt, als auf das Objekt bezogen. Auf das vorstellende Ich wird die Vorstellung eben so wie jede Eigenschaft auf ihr Subjekt bezogen, und die Vorstellung ist nach dem eignen und unmittelbaren Ausspruch des Bewußtseyns etwas an dem vorstellenden Subjekt, eine Bestimmung desselben. Auf diese Art aber beziehet sich die ganze Vorstellung auf das vorstellende Subjekt, nicht etwa blos einige Theile derselben; und die ganze Vorstellung ist mit allem, was sie enthält, etwas an dem Subjekte (welches Hr. R. auch Beyträge S. 189. selbst gesteht.) Ganz anders hingegen ist die Beziehung beschaffen, in welcher die Vorstellung bey dieser Art des Bewußtseyns zum Objekt, oder zu dem vorgestellten Gegenstande stehet. Zu diesem nämlich verhält sie sich, nach dem Bewußtseyn, wie das Zeichen zum Bezeichneten; sie ist im eigentlichen Verstande der Repräsentant des von ihr unterschiednen Gegenstandes, und vertritt im Gemüthe die Stelle des letztern. Aber auch diese Beziehung ist keine Beziehung einiger Bestandtheile der Vorstellung auf den vorgestellten und von der Vorstellung unterschiednen Gegenstand, sondern die ganze Vorstellung mit allen ihren Theilen, mit allem, was in der Vorstellung vorhanden ist, repräsentirt

tirt dem Subjekt das vorgestellte Objekt (welches Hr. R. gleichfalls zugesteht, s. Beyträge S. 185.) daß dies Thatsache, nicht aber etwas sey, so erst durch ein Raisonnement in das Bewußtseyn hineingetragen wird, läßt sich an allen den Handlungen des Bewußtseyns durch bloße Reflexion darüber erkennen, in welchen ein Bezogenwerden der Vorstellung auf das Obj. und Subj. auf eine bemerkbare Art vorkommt; und man darf nur den Inhalt dieser Handlung des Bewußtseyns einigermaaßen untersuchen, so wird man auch finden, theils daß in denselben die Beziehung der Vorstellung auf das Subjekt von der Beziehung derselben auf das Objekt ganz verschieden sey, theils daß die Vorstellung mit allen ihren Merkmalen auf das Objekt und Subjekt bezogen werde. — Ursprünglich und eigentlich liegt also auch in einem solchen Aktus des Bewußtseyns kein Unterschiedenwerden der Form der Vorstellung von dem Stoffe derselben, noch weniger ein Bezogenwerden eines Stücks der Vorstellung auf das Subjekt, und eines andern auf das Objekt. Das Denken einer Form und einer Materie in der Vorstellung ist erst Folge des Raisonnements über die Merkmale in derselben und der Vergleichung derselben, und dient gar nicht dazu, um das doppelte Bezogenwerden der Vorstellung auf das Objekt und Subjekt möglich zu finden, weil die ganze Vorstellung mit allen ihren Merkmalen auf das O. und S. bezogen wird, oder weil das eine Merkmal der Vorstellung mit dem O. und S. eben so nahe in Verbindung steht, als das andre. Eben dies gilt nun auch von dem Unterschiedenwerden der Vorstellung vom Objekt und Subjekt. So oft dies im Bewußtseyn vorkommt, wird die Vorstellung auf eine ganz andere Weise vom Subjekt, als vom Objekt unterschieden, und jedesmal nicht nach einem besondern Theile der Vorstellung, sondern die ganze Vorstellung wird von beyden unterschieden, nämlich vom erstern, als eine Eigenschaft vom Substrato, oder als eine Bestimmung vom Bestimmten, und vom letztern als Zeichen vom Bezeichneten. Diese Verschiedenheit des Beziehens und Unterscheidens in denjenigen Handlungen des Bewußtseyns, deren Eigenthümliches und Allgemeines in dem Satze des Bewußtseyns hat ausgedrückt werden sollen, ist vom Hrn. R. gänzlich übersehen worden. Er bleibt beständig bey den Handlungen des Beziehens und Unterscheidens überhaupt stehen, ohne auch nur ein einzigesmal in der Theorie des Vorstellungsvermögens oder in den Beyträgen zu erwähnen, daß die Vorstellung sowohl ganz anders

auf das Subjekt als wie auf das Objekt bezogen werde, als auch ganz anders von jenem als wie von diesem im Bewußtseyn unterschieden werde. Dadurch nun, daß beyde ganz verschiedene Arten des Beziehens und Unterscheidens verwechselt, und zwey ganz verschiedene Arten der Verbindung für Verbindung von ganz einerley Beschaffenheit gehalten wurden, wurde Hr. R. eigentlich auf die Frage geführt: wodurch es wohl möglich sey, daß die Vorstellung zugleich auf das Objekt und Subjekt, die doch beyde, dem Bewußtseyn nach, verschieden sind, bezogen werden könne? und glaubte, dieselbe nur durch die Voraussetzung zweyer verschiedner Bestandtheile in der Vorstellung beantworten zu können. Würde die Vorstellung im Bewußtseyn auf die nämliche Art auf das Subjekt bezogen, wie auf das Objekt, so wäre freylich die Frage von Erheblichkeit (wiewohl übrigens zur Erklärung des Bezogenwerdens der Vorstellung auf zwey verschiedne Dinge die Annahme wesentlich verschiedner Bestandtheile in derselben nicht durchaus erforderlich seyn möchte.) Hingegen, wenn es sich mit diesem Bezogen- und Unterschiedenwerden so verhält, wie es eben vorgestellt ist, so kann zum wenigsten die Annahme zweyer verschiedener Bestandtheile in der Vorstellung keine Aufklärung darüber geben, warum sie auf das Subjekt als Eigenschaft und Bestimmung an denselben, auf das Objekt aber als ein Zeichen von demselben bezogen werden könne und müsse. Die Behauptung der Elementarphilosophie, daß jede Vorstellung, die sich auf ein Objekt und Subjekt bezieht, und von beyden unterschieden wird, aus zwey wesentlich verschiednen Bestandtheilen bestehen müsse, gründet sich also auf eine unvollständige Erörterung der Thatsachen, die im Bewußtseyn vorkommen, wenn in demselben eine Vorstellung auf ein O. und S. bezogen und von beyden unterschieden wird. Es versteht sich nun auch von selbst, daß auch die auf das Daseyn der angenommenen verschiedenen Theile in der Vorstellung sich gründenden Fragen wegfallen, wie nämlich jeder derselben gedacht werden müsse, oder was er sey, und wie jeder derselben sich auf das Objekt und Subjekt beziehe, ob mittelbar oder unmittelbar? — Im Bewußtseyn wird nämlich die ganze Vorstellung mit allen ihren Theilen, und zwar unmittelbar auf das Subjekt als eine Eigenschaft an demselben und eben so auf das Objekt als ein Zeichen bezogen. Es ist dies unleugbare Thatsache, die an allen Aeußerungen des Bewußtseyns, in welchen eine Vorstellung auf O. und S. bezogen

wird,

wird, vorkommt, und gegen welche auch die künstlichste Demonstration vom Gegentheil verstummen muß. Eben so wird auch die ganze Vorstellung unmittelbar, nicht aber erst ein Theil derselben durch den andern vom Subjekt und Objekt unterschieden; aber von jedem auf eine besonders bestimmte Art, sie wird nämlich vom Subjekt als ein Zeichen des Objekts und vom Objekt als eine Eigenschaft an dem Subjekt unterschieden. **Ob das Ding an sich vorstellbar sey oder nicht?** Ueber diese Frage, „worüber durch Veranlassung der Vernunftkritik in der philosophischen Welt so viel gestritten worden, setze ich nur den Schluß der übrigens sehr lehrreichen Bemerkungen des Verf. her. „Die Unmöglichkeit einer Erkenntniß von dem Dinge an sich und von dessen objektiven Beschaffenheit, welche die VKritik durch eine Prüfung der Macht und Bestimmung aller Zweige des Erkenntnißvermögens darzuthun sucht, leitet die Elementarphilosophie aus dem Wesen der Vorstellung als einen solchen ab, und beweißt also ein Hauptresultat der VKritik durch ein neues, dem Verf. dieser noch ganz unbekanntes Argument. Daraus nämlich, daß zu jeder Vorstellung ein Stoff und eine Form nothwendig gehören, diese aber blos etwas aus dem Subjekte herrührendes ausmachen soll, folgert die Elementarphilosophie, daß die Vorstellung eines Gegenstandes niemals dasjenige enthalten könne, was dem Gegenstande an sich und ohne Rücksicht auf unsre Vorstellungen davon zukommt. Nach ihr liegt also in jedem Bewußtseyn, das nur durch die Unterscheidung zweyer Bestandtheile in der Vorstellung möglich seyn soll, auch schon dieses, daß wir die Prädikate der Vorstellung, die etwas repräsentiren, nicht als so etwas ansehen dürfen, das die objektiven Prädikate des Gegenstandes an sich der vorgestellt wird, ausmacht. Diese Folgerung ist ganz richtig, und wäre der Obersatz in derselben wahr, so müßte auch der Nachsatz wahr seyn. Ueberhaupt aber läßt sich demjenigen, welcher die Prädikate, so der Vorstellung von Etwas zukommen, auf das Ding an sich überträgt, auf vielerley Art das Vernunftwidrige, so in dieser Uebertragung liegt, beweisen. Soll es nämlich Dinge an sich, die mehr als Vorstellungen sind, realiter geben; so können die Vorstellungen, so wir davon besitzen, unmöglich mit denselben vollkommen übereinstimmen, sondern es muß vielmehr jeder Vorstellung als solcher, etwas zukommen, wodurch sie von den objektiven Prädikaten des Dinges an sich, und von dem, was in ihm mehr als eine Vorstellung ist, wirklich

unterschieden ist. Sonst wäre ja die Vorstellung mit dem Objektiven in dem Dinge an sich völlig einerley, und nur den Gedanken nach verschieden. Es hat also keinen Sinn, wenn man Dinge an sich als realiter wirklich annimmt, und ihnen doch objektiv genommen, dasjenige beylegt, was die subjektive Vorstellung davon enthält. Doch eben so gewiß hat auch die Unterscheidung der Prädikate der Vorstellung von den Prädikaten der Dinge an sich und die Bestimmung des Verhältnisses jener zu diesen, so lange keinen Sinn und keinen Grund, als es ungewiß seyn sollte, ob Dinge an sich, die mehr als bloße Vorstellungen sind, realiter existiren. Da nun die Elementarphilosophie bis dahin, so weit ihre Fundamentallehre hier geprüft worden, noch gar nichts über die Gewißheit des objektiven Daseyns der Dinge an sich enthält, so werden wir, um dasjenige vollständig beurtheilen zu können, was sie von der Nichtvorstellbarkeit der Dinge an sich behauptet, zuzusehen haben, ob sie nicht in der Folge Gründe für dieses Daseyn aufstelle, und wie diese Gründe beschaffen seyen. Schon der folgende Abschnitt aus derselben wird uns auch hierüber belehren."

In diesem Abschnitt wird nun gelehrt: „daß in der bloßen Vorstellung der Stoff dem Subjekte gegeben ist, und die Form von demselben hervorgebracht worden — daß das Vorstellungsvermögen also aus zwey wesentlich verschiednen und wesentlich vereinigten Bestandtheilen bestehe: erstens aus Receptivität, worunter das Vermögen, den Stoff zu einer Vorstellung zu empfangen, zweytens aus Spontaneität, worunter das Vermögen an dem Stoff die Form der Vorstellung hervorzubringen, verstanden wird — daß, da die Form der Vorstellung nur an dem gegebenen Stoffe hervorgebracht werden kann; der Stoff sich aber nur in sofern geben läßt, als das Vorstellende Empfänglichkeit für denselben hat; also die Form, welche der Stoff in dem Gemüthe erhält, eben so wohl von der Receptivität, als von der Spontaneität abhange, und diese bey der Hervorbringung der Form nur der Beschaffenheit von jener gemäß wirken kann." — Der Verf. bemerkt hiebey, daß für den Satz, daß in der bloßen Vorstellung der Stoff dem Subjekte gegeben, und die Form von demselben hervorgebracht werde, (im XVten §. der Beyträge) zwey Beweise aufgestellt worden, davon der erste aus der Handlung des Bewußtseyns hergenommen seyn soll, der andere aber eine deduc-

deductio ad absurdum ausmacht. In dem ersten Beweise kommt, wenn man auf die ihm zum Grunde liegende willkührliche und unerwiesene Bestimmung des Stoffs und der Form der Vorstellung nicht Rücksicht nimmt, alles auf die Wahrheit des Satzes an, daß die Form der Vorstellung von dem vorstellenden Subjekt in sofern herrühren müsse, als es die Ursache der Vorstellung ausmacht, und diese sich auf dasselbe bezieht. Dieser Satz ist nun aber weder an sich genommen gewiß und einleuchtend, noch erhellet auch dessen Wahrheit aus dem was in den vorhergehenden Sätzen der Elementarphilosophie ausgemacht worden seyn soll. Er ist nicht an sich genommen gewiß und einleuchtend. Daraus nämlich, daß sich Etwas auf ein anderes Etwas bezieht, (oder demselben angehört, wie die Elementarphilosophie sich auszudrücken pflegt) folgt nicht, daß jenes die Wirkung von diesem sey. Es giebt ja mehrere Beziehungen der Dinge auf einander, und also kann daraus, daß sich die Vorstellung auf das Subjekt bezieht, noch gar nicht geschlossen werden, daß sie oder irgend ein Bestandtheil derselben ein Produkt und eine Wirkung des Subjekts sey. — Aber die Wahrheit dieses Satzes erhellet auch nicht aus demjenigen, was in der Elementarphilosophie schon vorher erwiesen worden seyn soll. Wenn man nämlich auch einräumte, daß zu jeder Vorstellung zwey verschiedene Bestandtheile gehören, und daß derjenige davon, der sich auf das Subjekt bezieht, die Form, derjenige aber, der sich auf das Objekt bezieht, den Stoff der Vorstellung ausmacht: so folgte hieraus doch noch keinesweges, daß die Form der Vorstellung ein Produkt des Subjekts sey. Das Vorstellende, d. h. nach der Elementarphilosophie dasjenige im Bewußtseyn, welches ein Etwas auf Objekt und Subjekt bezieht, und von beyden unterscheidet, könnte die Vorstellung ganz (sowohl der Materie, als der Form nach) empfangen oder hervorgebracht haben, und dennoch dieselbe sowohl auf sich, als auch auf das Objekt im Bewußtseyn auf irgend eine Art beziehen. — Es versteht sich übrigens, daß das, was bisher gegen die Reinholdsche Argumentation aus dem Beziehen u. s. w. erinnert ist, noch viel einleuchtender wird, wenn, wie oben bewiesen worden, es mit diesem Beziehen der Vorstellung auf Objekt und Subjekt eine ganz andre Bewandniß hat, als es Hr. R. dargestellt hat, wenn nämlich die Vorstellung vom Objekt und Subjekt im Bewußtseyn, schlechterdings nicht auf einerley, sondern auf ganz verschiedne Art,

von jenem als das Zeichen vom Bezeichneten, von diesem aber als eine Eigenschaft von dem Substrat unterschieden wird, und wenn sich die ganze Vorstellung mit allen ihren Merkmalen auf das Subjekt unmittelbar als eine Bestimmung desselben und auch auf das Objekt unmittelbar als ein Repräsentant desselben bezieht. — Das andre Argument, oder die deductio ad absurdum, weil nämlich, wenn der Stoff dem Gemüthe nicht gegeben, sondern von demselben hervorgebracht würde, demselben eine Schöpferskraft, etwas aus Nichts hervorzubringen müsse beygelegt werden, — beweiset eben so wenig. Denn es würde aus der Voraussetzung, daß das Subjekt nicht nur die Form, sondern auch den Stoff zu jeder Vorstellung aus sich selbst hervorbringe, noch keineswegs folgen, daß das Subjekt eine unendliche Kraft besitze, oder einen Theil der Gottheit ausmache. Bey diesem Hervorbringen des Stoffes und der Form der Vorstellung würde das Subjekt immer noch eingeschränkt und abhängig seyn, und das Vermögen dazu von der Gottheit auf eine bestimmte Art mitgetheilt erhalten haben können. So wenig also, wie man dadurch das vorstellende Subjekt zu einer Gottheit erhebt, daß man ihm das Vermögen, die Form der Vorstellung aus sich herzugeben, beylegt; eben so wenig geschieht dies auch dadurch, daß man ihm neben jenen Vermögen noch die Kraft, allen Stoff zu den Vorstellungen selbst zu liefern, zuschreibt. Und wäre es gewiß, daß, wie die Elementarphilosophie behauptet, Stoff hervorbringen, eben so viel bedeute, als erschaffen, so müßte ja, da sie den Stoff der Vorstellungen durch die Objekte außer uns hervorbringen läßt, ihren Grundsätzen gemäß angenommen werden, daß die Objekte, oder die Dinge an sich eine schöpferische Kraft hätten, welches doch unstreitig eben so absurd wäre, als wenn man dem Gemüthe das Vermögen Vorstellungen zu erschaffen, beylegen wollte. Ueberhaupt aber hätte doch auch die Elementarphilosophie bey diesem Beweise angeben sollen, wie sie zu der überschwenglichen Erkenntniß von dem, was zum Erschaffen eines Gegenstandes und zum Subjekt der Vorstellungen an sich gehört, gekommen sey, und daher wisse, daß das vorstellende Ich durchaus kein Vermögen, Vorstellungen zu erschaffen, besitze. So wäre denn, setzt der Verf. zu allem diesen hinzu, durch die Elementarphilosophie wieder ganz und gar nichts darüber ausgemacht worden, wie der Ursprung der Bestandtheile unsrer Vorstellungen wirklich beschaffen sey, oder wie er von uns gedacht werden müsse.

müsse. Seiner Meynung nach, läßt sich aber auch aus dem Satze des Bewußtseyns und aus der darin ausgedrückten Thatsache eigentlich hierüber gar nichts darthun, und er behauptet zugleich, daß man mit einer geringen Veränderung des Ganges der Spekulation über jenen Satz, aus demselben auch fast gerade das Gegentheil von dem erweisen könne, was die Elementarphilosophie über den verschiednen Ursprung des Stoffes und der Form in jeder Vorstellung, als solcher, aus ihm erwiesen zu haben meynt. Eine Aufgabe zur Erfindung mehrerer Elementarphilosophien, die insgesammt ganz andre Resultate über die Beschaffenheit des Vorstellungsvermögens liefert, als die Reinholdsche enthält, würde ihn nicht in Verlegenheit setzen, und damit man dies nicht für leere Großsprecherey halte, giebt er wirklich eine von diesen möglichen Elementarphilosophien, den Hauptsätzen nach, an. Der Versuch den der Verf. liefert, und dessen Resultat dieses ist, daß die ganze Vorstellung, der Materie und der Form nach, aus dem Gemüth herrühre, ist, nach der Einsicht des Rec. bey weitem scharfsinniger als die Reinholdsche Elementarphilosophie, und wenigstens eben so gründlich. — Daraus, daß der Stoff der Vorstellungen als Stoff derselben etwas dem Gemüthe Gegebnes soll seyn müssen, leitet die Elementarphilosophie die Gewißheit der Wirklichkeit des außer unsern Vorstellungen befindlichen Dinges an sich ab. Da nun aber die in ihr aufgestellten Argumente für das Gegebenseyn des Stoffes in der Vorstellung unrichtig sind, so ist auch alles, was aus diesem Gegebenseyn des Stoffes der Vorstellungen gefolgert wird, unrichtig und unerwiesen, und die Elementarphilosophie behauptet mithin die Unmöglichkeit der Vorstellbarkeit des Dinges an sich, ohne für das Daseyn dieses Dinges einen gültigen Beweis geliefert zu haben, oder sie bestimmt die negativen Eigenschaften eines Dinges, von dem sie durchaus nicht dargethan hat, daß es da sey. Indessen ist Hr. R. von allen kritischen Philosophen derjenige, der sich auf den dieser Philosophie von ihren Gegnern so oft gemachten Vorwurf, daß die Annahme des objektiven Daseyns und des wirklichen Zusammenhangs der Dinge an sich mit unsern Vorstellungen ihren eignen Grundsätzen und Hauptresultaten widerspreche, am meisten eingelassen hat. Allein auch der Versuch, diesen Vorwurf abzulehnen, ist ihm eben so wenig gelungen, als einen Beweis für das objektive Daseyn der Dinge an sich zu liefern. — Was er in der ersten Absicht geleistet hat, läuft etwa auf

folgendes hinaus. Er sagt nämlich, daß der an sich von aller Beziehung auf Objekte außer uns leere Begriff des Dinges an sich durch Beziehung auf den empirischen Stoff unsrer Anschauungen realisirt werde, und daß wir vermöge dieser Realisirung eine Erkenntniß von der Wirklichkeit und Caussalität des Dinges an sich erhielten; wodurch sowohl der eine Theil des Vorwurfs, den man der Elementarphilosophie gemacht hat, daß sie nämlich den von ihr selbst aufgestellten Bestimmungen des Gebrauchs der reinen Verstandesbegriffe zuwider dem Dinge an sich, als einem Gegenstande außer aller Erfahrung eine erkennbare Wirklichkeit und Caussalität beylege, entkräftet, als auch der Zusammenhang unsrer Vorstellungen mit gewissen Dingen außer uns in einem besondern Sinne erwiesen zu seyn scheint. Aber sehr richtig antwortet der Verf. hierauf, daß durch die Anwendung des Vernunftbegriffes von dem Dinge an sich auf etwas, so einen Bestandtheil unsrer Erfahrung ausmacht, und nur eine subjektive Existenz hat, die reelle Abhängigkeit des empirischen Stoffes unsrer Erkenntniß von einem wirklichen Dinge an sich, oder der reale Zusammenhang unsrer sinnlichen Vorstellungen mit etwas, so mehr als eine Vorstellung ist, noch keinesweges dargethan sey. Die Kategorien und Noumena können nämlich, da sie an sich genommen, und eigentlich blos etwas zu unserm Vorstellungsvermögen Gehöriges, nach der kritischen Philosophie, seyn sollen, durch Anwendung auf Anschauungen und auf die Merkmale derselben unmöglich anfangen, etwas außer unsern Vorstellungen realiter Vorhandenes zu werden oder zu bezeichnen. Durch diese Anwendung werden sie nicht eben so realisirt, wie etwa der Künstler ein entworfenes Ideal realisirt; und sie hören bey derselben niemals auf, etwas Subjektives und blos in uns Vorhandenes zu seyn, sonst müßte ein Etwas dadurch, daß wir es uns vorstellen, realiter wirklich werden. Durch eine Verbindung derselben mit den in uns vorhandenen Vorstellungen wird nur diesen Vorstellungen eine gewisse Bestimmung und Form mitgetheilt, nicht etwas außer den Vorstellungen Wirkliches erzeugt; und wenn der Begriff der Ursache einen reinen Verstandesbegriff ausmacht, der nur in Beziehung auf sinnliche Wahrnehmungen Sinn und Bedeutung hat, so kann er durch Anwendungen auf solche Wahrnehmungen nie etwas zu bedeuten und anzuzeigen anfangen, so außer unsern Wahrnehmungen und objektiv wirklich wäre. Wenn also auch das Noumenon Ding

an sich auf den Stoff der Anschauung eines Gegenstandes im Raum bezogen wird, so erhält dadurch dieser Stoff keine reelle Abhängigkeit von einem wirklichen und außer uns vorhandenen Dinge an sich. Es bleibt auch nach dieser Anwendung noch ungewiß, ob er sich wirklich auf etwas außer uns beziehe, und durch die Verbindung eines Noumenons mit demselben wird er nur mit mehrern Prädikaten als vorher gedacht, nämlich mit dem Prädikat einer denkbaren Beziehung auf ein absolutes Subjekt, das selbst wieder außer unsern Gedanken nichts ist. Nun ist in dem vorliegenden Streite zwischen der Elementarphilosophie und ihren Gegnern gar nicht davon die Rede, ob wir nicht vielleicht vermöge der Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens gezwungen sind, die Anschauungen der Gegenstände im Raum als abhängig von einem Dinge an sich zu denken, und die Idee Ding an sich mit dem Stoffe sinnlicher Vorstellungen zu verbinden, um denselben vollständig denken zu können; sondern vielmehr davon, ob es außer unsern Vorstellungen und unabhängig von denselben, so ein Etwas realiter gebe, als wir unter einem Dinge an sich verstehen, und ob dieses Etwas mit den Anschauungen wirklich in Caussalverbindung stehe. Behauptet man nun, das Ding an sich existire nur dem Begriffe davon nach, in unsrer Vernunft, und sey durchaus nichts weiter, als ein Produkt der Handlungsweise unsrer Vernunft, so muß man auch eingestehen, daß es eigentlich gar kein Ding an sich realiter gebe, und daß also unsern Vorstellungen gar keine wirkliche Abhängigkeit von diesen Dingen zukomme. *) — Der Rec. gesteht, daß er

*) Ein kritischer Recensent in der Allg. Litterat. Zeitung, (Junius 1789. Nr. 5.) hat einen ganz besondern Ausweg erfunden, die kritische Philosophie von dem Vorwurf einer totalen Subjektivität zu befreyen. Er ist nämlich der Meynung, daß man der Vernunftkritik, darum, weil sie lehre, daß die Dinge an sich gar kein Gegenstand unsrer Erkenntniß seyn, noch nicht Schuld geben dürfe, als ob sie behaupte, daß in den außersinnlichen Dingen, deren Daseyn sie zugiebt, kein Bestimmungsgrund unsrer Erkenntniß seyn könne. Dies folge, meynt er, gar nicht, denn es könne gar wohl eine Verbindung unter unserm Erkenntnißvermögen und den Dingen außer uns seyn, wenn gleich kein Grund vorhanden

er nicht wisse, was der Bündigkeit dieses Raisonnements entgegen zu setzen sey, und hängt, um des ähnlichen Inhalts willen, den Schluß der ganzen Censur der Elementarphilosophie hier an. „Um sich recht genau davon zu überzeugen, (heißt es S. 386.) daß nach den Prinzipien der kritischen Philosophie der empirischen Sinnenerkenntniß eben so wenig, als allen übrigen Theilen der menschlichen Einsichten eine reale Beziehung auf Dinge außer uns und auf etwas, so mehr als eine bloße Vorstellung ausmacht, beygelegt werden dürfe, und daß vielmehr nach demselben auch unsre gesammten Einsichten von den Gegenständen der Sinnenwelt eigentlich blos ein Aggregat von Formen zu einer Erkenntniß und von selbstthätigen Wirkungen des Gemüths ausmachen, braucht man nur, nachdem man die Vorstellung eines empfundenen Gegenstandes in die Merkmale, aus welchen sie besteht, aufgelößt hat, von diesen Merkmalen dasjenige, was nach der kritischen Philosophie blos zur Form der Erkenntniß gehören soll, wegzunehmen, und hierauf zu untersuchen, wie viel noch nach Abzug des Formellen an der Erkenntniß des Gegenstandes als Materie derselben übrig bleibe. Ein Baum ist z. B. nach der Vorstellung, die wir davon besitzen, a) etwas so außer

den ist, die Art, wie sie mit einander zusammenhangen, unter irgend eine Kategorie des menschlichen Verstandes (also auch nicht unter die Kategorie der Caussalität) zu fassen. Da hätten wir denn einen magischen oder mehr als magischen Zusammenhang unsrer subjektiven Vorstellungen mit den Dingen an sich außer unsern Vorstellungen, einen Zusammenhang, wie ihn wohl die Liebhaber gewisser unbegreiflichen Curarten und Heilsmittel annehmen müssen, wenn sie z. B. behaupten, daß die Gewohnheit, sich alle Freytage die Nägel zu beschneiden, als ein Präservativmittel, mit dem völligen Aufhören aller Zahnschmerzen zusammenhange. Sie werden gerne zugeben, daß hier zwar keine Caussalverbindung statt finde, wenn man ihnen nur dagegen zugesteht, was der obgedachte Recensent behauptet, daß gar wohl eine Verbindung unter zwey verschiednen Dingen seyn könne, ob gleich kein Grund vorhanden ist, die Art, wie diese Dinge zusammenhangen, unter irgend eine Kategorie des menschlichen Verstandes zu fassen.

außer uns und im Raume existirt, b) etwas so für sich besteht, nicht aber eine Eigenschaft an einem andern Dinge ausmacht, c) ein Mannichfaltiges, dessen Theile außer einander vorhanden sind, d) ein Ganzes, und ein zur Einheit verbundnes Mannichfaltige, e) etwas Positives, so mancherley Kräfte besitzt, f) etwas Zufälliges und Veränderliches, g) etwas Existirendes, h) etwas, so sich als Ursache zu unsrer Vorstellung davon verhält. Alle diese Merkmale in der Vorstellung eines Baumes gehören nun aber nach der kritischen Philosophie blos zum Formellen der Erkenntniß desselben, und rühren insgesammt aus dem Vorstellungsvermögen her, dessen Begriff auch wieder nur eine Form des Denkens der Veränderungen des innern Sinnes nach der kritischen Philosophie ausmacht. Wie viel bleibt nun aber nach Abzug aller dieser Formen und der ihnen untergeordneten Merkmale in der Vorstellung des Baumes als Materie zur Erkenntniß desselben übrig? Eigentlich wohl nichts. Da also, nach dem neuesten dogmatischen System, wenn man den Prinzipien desselben über dasjenige, was blos zur Form einer Erkenntniß gehören soll, gemäß denkt, alle unsre Einsicht von sinnlichen Gegenständen eben so, wie die Vorstellungen des Transscendentalen, blos aus Formen des Anschauens, Denkens und Schließens besteht, und die Vorstellung eines empirischen Gegenstandes, nach ihm allein aus Erkenntnißformen zusammengesetzt ist; so würde der Name **Formalismus** wohl der passendste seyn, womit man dieses System belegen, und dessen Unterschiede von den übrigen dogmatischen Systemen bezeichnen könnte. Ob die Verehrer jenes Systems lieber den Namen der **Formalisten**, als den Namen der kritischen Weltweisen werden führen wollen, ist mir unbekannt. So viel weiß ich aber aus einer unpartheyischen und nach den Regeln der Vernunft angestellten Prüfung der Prinzipien ihres Systems, sowohl wie solche in der Vernunftkritik selbst, als auch in der Reinholdschen Elementarphilosophie aufgestellt worden, daß denselben der Name einer Kritik der gesammten Zweige des menschlichen Erkenntnißvermögens nur wegen der dabey zum Grunde liegenden Absicht, nicht aber wegen der Ausführung dieser Absicht beygelegt werden könne."

Diesem Urtheile des Verf. über die kritische und Elementarphilosophie trägt der Rec. kein Bedenken im Ganzen beyzustimmen. Denn was man auch gegen den Skepticismus

des

des Verf. und dessen Forderungen an den Dogmatismus überhaupt etwa noch einzuwenden haben möchte, so finde ich doch die Forderungen an den so sehr anmaaßenden und inkonsequenten kritischen Dogmatismus völlig gegründet, und eben so wenig ist das, wodurch diesen Forderungen von Seiten der kritischen und Elementarphilosophie ein Genüge geschehen soll, nach meiner Einsicht zu dieser Absicht hinlänglich und befriedigend. Eben dies wird, wie ich dafür halte, jedem uneingenommenen Leser bey Untersuchung dessen, was der Verf. in seiner hier nicht berührten fernern Prüfung der Fundamentallehre der Elementarphilosophie vorträgt, einleuchten, insonderheit dessen, was er gegen den wichtigen Reinholdischen Satz: daß der Stoff der Vorstellung jedesmal ein Mannichfaltiges und die Form eine Einheit ausmache; weil sonst beyde nicht von einander unterschieden werden können, gegen das sonderbare Afficirtwerden, der Receptivität durch die Spontaneität, so oft diese letztere den Stoff einer reinen Vorstellung ausmacht; oder gegen das Afficirtwerden, der Kategorie Receptivität, die als Merkmal dem Noumenon Subjekt der Veränderungen in uns beygelegt werden muß, durch die Kategorie Spontaneität, die gleichfalls als Merkmal mit jenem Subjekt verbunden werden muß; so daß jene etwas dadurch empfängt und in einen leidenden Zustand versetzt wird, gegen die Theorie des Bewußtseyns u. s. f. erinnert; welches alles hier darzustellen, zu weitläuftig seyn würde; da ich doch von den Einwendungen des Verf. gegen die Kantische Moraltheologie noch etwas erwähnen muß.

Die Veranlassung hierzu giebt dem Aenesidemus ein Brief des Hermias, worin er demselben seine Gedanken über die zugesandte Censur der Elementarphilosophie eröffnet. Er dankt dem Aenesidemus zwar für seine Bemühung, verkennt darin den Scharfsinn seines Freundes nicht, giebt zu, daß diese Kritik seinen Glauben an die unverbesserliche Vollkommenheit der Elementarphilosophie etwas wankend gemacht, ihn aber doch ganz und gar nicht davon überzeugt habe, wie durch diese Philosophie weder zur Befriedigung der Bedürfnisse der philosophirenden Vernunft, noch auch zur Widerlegung des Skepticismus etwas geleistet worden sey. Er macht ihm zugleich den Vorwurf, daß Aenes. in seinen Bemerkungen es recht absichtlich darauf angelegt zu haben scheine, die Prinzipien der kritischen Philosophie nicht sowohl prüfen, als vielmehr nur wider-

widerlegen und bestreiten zu wollen, daß er nicht unpartheyisch untersucht und geurtheilt, sondern eine gewisse üble Laune gezeigt habe, die nur Unvollkommenheiten und Gebrechen aufsucht und dieselben auch überall zu finden weiß. Diese üble Laune, meynt er, habe seinen Freund so weit irre geführt, daß er sowohl der Vernunftkritik, als auch der Elementarphilosophie jedes Verdienst um die Kultur der Weltweisheit absprechen konnte. Er beschuldigt den Aenesidemus endlich, daß ob er gleich die Prinzipien und Resultate der Vernunftkritik nicht völlig mißverstehe, dennoch die wahre Absicht der Lehrsätze und Untersuchungen dieser Kritik gänzlich verkenne, nämlich der Religion eine neue, festere und unerschütterliche Stütze zu verschaffen, und einem Erkenntnißgrunde des Daseyns Gottes und unsrer Ansprüche auf Unsterblichkeit Platz zu machen, der nicht nur über alle Einwürfe und Zweifel von einiger Bedeutung erhaben sey; sondern auch gerade die der Moralität des Menschen vortheilhafteste Ueberzeugung von Gott und der Unsterblichkeit hervorbringen müsse. —

In einem fünften Briefe, der das ganze Werk beschließt, antwortet Aenesidemus zuförderst auf die obigen Vorwürfe des Hermias, daß er sich bey der vorgenommenen Prüfung der kritischen und Elementarphilosophie seiner Unpartheylichkeit bewußt sey, daß er keinesweges diesen Philosophien alles Verdienst um die Kultur der Weltweisheit absprechen wollen, daß er insonderheit den Verdiensten des verehrungswürdigen Urhebers der Vernunftkritik alle Gerechtigkeit wiederfahren lasse, nur sey hier nicht die Rede davon gewesen, die Verdienste ins Licht zu setzen, sondern ohne Ansehen der Person die Grundsätze und Resultate dieses wichtigen Werks zu prüfen: jene erhabene Absicht, welche Kant und Reinhold sich vorgesetzt, sey ihnen nicht eigenthümlich, sondern mit allen dogmatischen Philosophen gemeinschaftlich, es komme darauf an, wie diese Absicht von der Vernunftkritik ausgeführt sey, daß dies nun auf eine solche Art geschehen sey, gegen welche die philosophirende Vernunft noch sehr viel einzuwenden habe, bemühet er sich, in dem Verfolg des Briefes zu zeigen. Ich will aber das Wichtigste hievon kürzlich mittheilen. Ich setze voraus, daß es den Lesern bekannt sey, wie die kritische Philosophie die beyden Postulate der praktischen Vernunft, Glaube an das Daseyn Gottes und Unsterblichkeit der menschlichen Seele aus

dem

dem höchsten Sittengesetze herleitet, diesem nämlich, nach welchem die Vernunft gebietet, das höchste und vollständige Gut, welches theils aus einer Sittlichkeit, die von allen Einschränkungen frey ist, und durch keinen Einfluß sinnlicher Neigungen gestört wird, oder aus einer völligen Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetz, als der obersten Bedingung des höchsten Guts, theils aus einem Wohlseyn bestehet, das nothwendigerweise mit der Sittlichkeit verknüpft ist, und von derselben abhängt, in der Welt wirklich zu machen und zu befördern. Bey der Prüfung dieser Moraltheologie hat man, nach der richtigen Bemerkung des Verf. auf zweyerley Rücksicht zu nehmen, nämlich theils auf die Angabe und Bestimmung desjenigen, was die reine praktische Vernunft von uns fordern soll, (diese Forderungen machen die Basis und Grundlage der Moraltheologie aus,) theils auf das Raisonnement über jene Forderungen, durch welches dargethan werden soll, daß wir das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit unsrer Seelen in praktischer Absicht voraussetzen und glauben müssen. Auf die Prüfung der ersten Grundlage der Moraltheologie will er sich jetzt gar nicht einlassen, nicht als ob er glaube, daß sie nur lauter unbestreitbare Thatsachen enthalte, sondern weil es zu weitläuftig seyn würde, und weil er überzeugt ist, daß in der Art zu schließen, durch welche die Moraltheologie eine Erkenntniß des Daseyns Gottes und der Gewißheit unsrer Unsterblichkeit geliefert zu haben vorgiebt, gerade die erheblichsten Fehler enthalten seyn.

In der Moraltheologie wird behauptet: a) es sey nothwendig, die Unsterblichkeit unsrer Seele für wahr zu halten, weil das moralische Gesetz Heiligkeit des Willens fordert, solche aber bey endlichen vernünftigen Wesen nur in einem ins Unendliche fortgehenden Progressus zur völligen Uebereinstimmung des Willens mit dem moralischen Gesetze bestehen könne; b) es sey nothwendig das Daseyn einer Gottheit anzunehmen, und zwar, weil, wenn diese Gottheit nicht existirte, auch die Glückseeligkeit, deren sich der Mensch durch die vollkommenste Ausübung des Sittengesetzes würdig machen soll, gar nicht möglich seyn würde. Die Moraltheologie schließt also, von etwas, das geboten worden ist, auf das reale Daseyn der Bedingung, unter der das Gebot allererst erfüllt werden kann; oder sie behauptet, daß, weil der Mensch zur Bewirkung des höch-

höchsten Guts nothwendig bestimmt werde, auch die Bedingungen wirklich seyn müssen, unter welchen er allein diese Bestimmung zu erreichen vermag; und auf diesen Schluß gründet sich der Glaube an Gott und Unsterblichkeit den die Moraltheologie hervorbringen will. Ist dieser Schluß nun richtig oder nicht? auf diese Untersuchung kommt alles an. Hier bemerkt nun der Verf., daß, wie man auch über die Quelle der praktischen Gesetze und über das Wesentliche ihrer Forderungen denken mag, dies doch unleugbar sey, daß dasjenige, was wir thun und lassen sollen, so beschaffen seyn müsse, daß wir es thun und lassen können. Eine unmögliche Handlung nämlich kann uns niemals geboten werden, und ein Gesetz, das dieselbe vorschriebe, wäre für uns gar kein Gesetz. Ad impossibilia nemo obligatur, ist die allgemein geltende Regel, welche das erste Erforderniß, und die unentbehrlichste Bedingung jedes für uns gültig seyn sollenden Gebots oder Verbots ausdrückt, und etwas Unmögliches verlangen heißt eben so viel, als etwas verlangen, davon sich nicht denken läßt, daß es verlangt wird. Nun gehört zu der Möglichkeit einer Handlung vorzüglich auch das Daseyn aller der Bedingungen, unter welchen dieselbe allererst zu Stande gebracht werden kann. So einleuchtend als dieses ist, eben so einleuchtend ist es auch, daß sich aus einem Satz allein und unmittelbar nie abnehmen läßt, ob er ein Gebot sey, und ob die zu seiner Erfüllung nöthigen Bedingungen bereits existiren oder nicht. Die Wirklichkeit der Befolgung einer Vorschrift schließt zwar die Möglichkeit der Befolgung derselben in sich; allein aus der bloßen Erklärung: du sollst thun oder lassen, (sie komme übrigens her, woher sie wolle) läßt sich nicht einsehen und schließen, daß man es auch thun oder lassen könne, und daß die Bedingungen schon wirklich vorhanden seyn, unter denen man es erst thun oder lassen kann; sondern, wenn diese Erklärung gültig und verbindend seyn soll, so muß man sich auch schon im Besitz desjenigen wirklich befinden, wodurch man im Stande ist, es thun oder lassen zu können. Von dieser Unentbehrlichkeit des Daseyns der Bedingung zur Gültigkeit eines Gebots für unsern Willen, findet auch selbst bey den Gesetzen a priori und bey den unmittelbaren Vorschriften der praktischen Vernunft keine Ausnahme statt. Was sie soll befohlen haben, das muß von uns gewollt werden können, das muß die Summe von Kräften nicht übersteigen, die wir besitzen, und dazu müssen die Mittel schon vorhanden seyn,

wodurch wir es wirklich zu machen im Stande sind, daraus, daß etwas zu leisten unmöglich ist, kann ich nur allererst abnehmen, daß es die Vernunft wirklich gebiete: und eine Bestimmung meines Willens zu etwas, das meine gesammte Kraft übersteigt, oder vermöge der Bestimmungen, mit welchen ich wirklich bin, unmöglich ist, kann durchaus nicht aus der Vernunft herrühren, sondern ist vielmehr für ein Product der Schwärmerey zu halten. In der Kantischen Moraltheologie wird aber auf eine entgegengesetzte Art angenommen und geschlossen, es existire etwas, weil es die Bedingungen der Anwendung des Willens den Forderungen der practischen Vernunft gemäß ausmache: sie folgert nämlich daraus, daß das moralische Gesetz Heiligkeit des Willens verlangt, und diese für endliche Vernunftwesen nur durch eine unendliche Fortschreitung im Guten zu erreichen steht, es müsse eine Unsterblichkeit unsrer Seele wirklich seyn. Sie folgert ferner, es müsse, weil die praktische Vernunft uns die Bewirkung einer der Moralität vollkommen angemessenen und von derselben abhängigen Glückseeligkeit gebietet; und diese Uebereinstimmung der Glückseeligkeit mit der Heiligkeit des Willens nur unter der Bedingung, daß es ein Wesen giebt, welches den Grund der Uebereinstimmung der Glückseeligkeit mit der Sittlichkeit unsrer Gesinnungen enthält, möglich seyn soll, ein solches Wesen oder eine Gottheit geben. Dieser Schluß ist nun aber eigentlich durch Vernunft gar nicht erzeugt worden, und daraus, daß etwas gefordert wird, läßt sich das Daseyn der Mittel, wodurch die Forderung auszuführen steht, durchaus nicht ableiten und erkennen; und wer daraus, daß etwas gefordert wird, sogleich schließen wollte, die Ausführung sey möglich, oder die Bedingungen existirten insgesammt, unter welchen dieselbe allein möglich ist; der würde sehr oft in Gefahr kommen, sich auf die thörichtesten Unternehmungen einzulassen. — Sind das Daseyn Gottes und unsere Unsterblichkeit, die Bedingungen, unter denen überall erst die Forderungen der praktischen Vernunft Genüge geschehen kann, so erhalten diese Forderungen durch die Gewißheit des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit allererst ihre Sanktion, und sind für uns so lange gar keine Gesetze, als das Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit noch ungewiß ist. Aus den Forderungen der praktischen Vernunft läßt sich also das Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit auf keine Weise ableiten, vielmehr muß die Rechtmäßigkeit und Verbindlichkeit jener Forde-

runs-

rungen aus der Erkenntniß und Gewißheit des objektiven Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit allererst mit abgeleitet werden, wenn das Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit die Bedingungen sind, unter welchen jene Forderungen zu erfüllen stehen. Man könnte vielleicht sagen; weil, nach einer allgemeingültigen Rechtsregel derjenige, der etwas will, auch zum Gebrauch der Mittel berechtige, wodurch das Objekt seines Willens wirklich gemacht worden, auch die praktische Vernunft, indem sie die Bewirkung des höchsten Guts von uns verlangt und will, sie uns auch zum Gebrauch und zur Anwendung derjenigen Mittel berechtige, wodurch dasselbe von uns bewirkt werden kann. Diese sind aber die Voraussetzung des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit, mithin fordere uns die praktische Vernunft durch ihr Gebot, zum Glauben an Gott und zur Unsterblichkeit auf. Allein diese Rechtsregel hebt das bisher wider die Moraltheologie Gesagte ganz und gar nicht auf, und enthält auch eigentlich gar nichts, was dasselbe widerlegte. Der Glaube an etwas beruhet auf Erkenntniß; Erkenntniß aber hängt von eingesehenen Gründen ab; daß ich nun etwas für einen Erkenntnißgrund halten soll, kann niemals geboten werden, und Erkenntnißgründe müssen eine von allem Gebotenwordenseyn unabhängige Gültigkeit haben. Nachdem also die theoretische Vernunft eine Erkenntniß Gottes und der Unsterblichkeit geliefert hat, so kann uns wohl die praktische Vernunft bestimmen, jene Erkenntniß zur Erreichung ihrer Vorschriften (sobald es ausgemacht ist, daß sie uns angehen) anzuwenden, daß dasjenige aber existirt, was die Bedingung der Erfüllung einer Forderung ausmacht, läßt sich aus der Forderung gar nicht abnehmen. Auch ist nicht die Voraussetzung des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit die Bedingung der Erfüllung des moralischen Gebots, sondern das objektive Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit selbst, wie sie unabhängig von unserm Fürwahrhalten wirklich sind; und die bloße Voraussetzung der Unsterblichkeit kann das Objekt des Gebots der Heiligkeit nie wirklich machen.

Der Verf. bemerkt ferner, daß der Beweis der Moraltheologie für das Daseyn Gottes von demjenigen, den die Physikotheologie für dasselbe liefert, nicht so sehr verschieden sey, als es wohl scheinen möchte, und daß folglich jene keine viel stärkere Ueberzeugung vom Daseyn Gottes hervorbringen

könne,

Seyns, als diese zu beweisen im Stande ist. In der Kosmotheologie wird nämlich gefolgert, daß, weil eine Welt vorhanden ist, auch die allein gedenkbare Bedingung der Möglichkeit dieser Welt vorhanden seyn müsse. Die Moraltheologie enthält die nämliche Folgerung. Sie legt ihren Spekulationen über Gott und Unsterblichkeit eine Thatsache, das Daseyn der moralischen Gesetze in uns, und der Forderungen der Vernunft sie zu erfüllen, zum Grunde, und schließt hieraus weiter, daß dasjenige existiren müsse, was die allein gedenkbare Bedingung der Möglichkeit und Ausführbarkeit der Forderungen der Vernunft ausmacht. Wider diesen Schluß und wider dessen Beweiskraft gelten also auch eigentlich alle Einwendungen, welche wider die Beweiskraft der Schlüsse in der Kosmotheologie gelten sollen. Darf nämlich überhaupt genommen von dem subjektiven Gedachtwerden, Annehmenmüssen eines Etwas auf das objektive Seyn desselben nie geschlossen werden, so darf es auch nicht in der Moraltheologie und bey den Angelegenheiten der praktischen Vernunft geschehen, und so sind wir durch die Moraltheologie in der Erkenntniß Gottes und unsrer Unsterblichkeit nicht im geringsten weiter gebracht, als uns die theoretische Vernunft nach den Lehren der kritischen Philosophie darin zu bringen vermag. Dieser Einwurf wird noch einleuchtender, wenn man den gänzlichen Mangel eines zuverläßigen Prinzips über den Zusammenhang unserer Vorstellungen mit Dingen außer denselben in der kritischen Philosophie in Erwägung zieht.

Noch könnte man sagen: in der Befolgung des praktischen Gesetzes und in der Erfüllung seiner Forderungen besteht ja die ganze Würde des Menschen, und es müßte also die Vernunft sich selbst vernichten und ihre eigne Würde verkennen, wenn sie dasjenige nicht als gewiß und vorhanden voraussetzen wollte, was als nothwendige Bedingung zur Erreichung ihrer Zwecke gehört. — Unsterblichkeit unsrer Seele und eine Welt, in der eine unsrer Tugend vollkommen angemessene Glückseeligkeit da seyn wird, sind aber nothwendige Bedingungen der Erreichbarkeit der Zwecke unsrer moralischen Natur, und eine Unsterblichkeit nicht glauben wollen, wäre also eben so viel, als der Vernunft gebieten, daß sie wider sich selbst wüthen und ihre eignen Zwecke vernichten sollte. — Dieser Einwurf hebt, wie der Verf. richtig bemerkt, das Obige nicht auf, (wie wir uns auch nicht nach Willkühr eine

E Würde

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Rücksicht von Erheblichkeit. Sollte es nämlich ausgemacht seyn, daß unsre praktische Vernunft nicht das Werk des Zufalls oder einer mechanisch wirkenden Natur, sondern eines weisen, nach Absichten handelnden Wesens sey, das auch Macht genug besitzt, seine Absichten zu realisiren, und denselben gemäß die Natur zu bestimmen; so kann ich wohl gewiß seyn, daß nicht durch die praktische Vernunft Forderungen an mich werden gethan werden, welche zu erfüllen mir überall unmöglich ist, und daß, wenn diesen Forderungen im gegenwärtigen Leben, wegen der Lage und Umstände, in denen ich mich darin befinde, nicht völlige Genüge geschehen kann, jenes Wesen die Anstalt werde getroffen haben, daß ich in einem andern Zustande des Lebens dasjenige werde, was ich in dem gegenwärtigen noch nicht werden konnte, und den höchsten Zweck meines Daseyns alsdann vollkommen erreiche. Allein so lange es noch ungewiß ist, ob nicht vielleicht meine praktische Vernunft mit allen den Bestimmungen, welche ich an derselben wahrnehme, das Produkt einer blind und absichtlos wirkenden Natur sey, die weder Zwecke hat, noch auch im Stande ist, Anstalten, die ihren Zwecken angemessen sind, zu treffen, (und dies soll, vermöge der einmal vorhandenen Gränzbestimmung der theoretischen Vernunft nach der kritischen Philosophie völlig ungewiß seyn) so lange ist auch von demjenigen, was die praktische Vernunft nur als Zweck vorhält, (gesetzt auch, daß hiebey gar keine Täuschung vorkomme noch vorkommen könne) ganz und gar nicht abzunehmen, ob ich diesen Zweck jemals zu erreichen im Stande bin, und ob die Bedingungen existiren, unter denen er allein erreicht werden kann; so lange ist es auch ungewiß, ob nicht das Streben nach diesem Zweck, und alle Anwendung meiner Kräfte, ihn zu erreichen, doch am Ende nur thörichte Schwärmerey sey. Dasjenige also, was die Moraltheologie für einen Grund des Fürwahrhaltens des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit ausgiebt, ist gar kein Grund; und in derselben wird durch die praktische Vernunft der theoretischen eigentlich geboten, etwas ohne alle Gründe für wahr zu halten, oder in derselben thut jene ihrem Interesse gemäße Machtsprüche über das, was diese glauben soll. Besteht aber wohl die Würde der Vernunft darin, daß sie etwas ohne zureichende Gründe für wahr hält, und durch bloße Machtsprüche über etwas entscheidet?

[illegible] der Verf. noch, daß in der [illegible]
Moraltheologie mehr postulirt werde, als eigentlich die prak-
tische Vernunft zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, so wie
sie von jener angegeben werden, bedarf. Denn wenn wir auch
annehmen, daß es a) durch unsre praktische Vernunft [illegible]
geboten werde, Glückseeligkeit zu befördern; (welches schon
wohl noch zu beweisen seyn möchte); b) daß dieses Gebot mit
dem Gebote der Heiligkeit eben dieser Vernunft gar nicht
streite, (welches durch alle künstliche Deutungen des Zusam-
menhangs beyder Gebote, so die Verehrer der kritischen Phi-
losophie bisher aufgestellt haben, noch nicht dargethan ist; auch
hiezu wäre zum mindesten dieses erforderlich, daß man erwie-
se, wie in uns ein Verlangen nach Glückseeligkeit vorhanden
seyn könne, das sich blos auf das Gebotenwordenseyn
dieses Verlangens, gar nicht aber auf das Wohlgefallen an
der Glückseeligkeit und auf die Natur derselben gründe); c)
und daß endlich vom Daseyn einer Forderung, auch ohne alle
weitere Prüfung ihrer Gültigkeit auf das Daseyn desjenigen,
was zu den Bedingungen ihrer Ausführbarkeit gehört, könne
geschlossen werden; (welches aber, wie eben gezeigt worden,
mit den wesentlichen Gesetzen unsrer Vernunft streitet) so be-
rechtigen uns doch alle diese Voraussetzungen noch keinesweges
zur Annahme eines höchsten und verständigen Urhebers der
gesammten Welt, und können also keinen auf Gründen beruhen-
den Glauben an die Gottheit hervorbringen. Wenn es sich
nämlich soll denken lassen, daß die Sinnenwelt ohne einen
davon verschiednen Urheber da ist; (wie die kritische Philosophie
behauptet) so läßt sich das Daseyn einer intelligibeln und mo-
ralischen Welt, auch ohne einen besondern Urheber derselben
anzunehmen gedenken: und so gut eine mechanisch wirkende
Natur die gegenwärtige Sinnenwelt soll haben hervorbrin-
gen können, in der Sittlichkeit und Glückseeligkeit nicht über-
einstimmen, so gut hat dieselbe auch wohl eine Welt, in der
diese Uebereinstimmung wirklich da ist, hervorbringen, und
die Einrichtung treffen können, daß der Mensch aus dem ge-
genwärtigen unvollkommnen Zustande nach und nach zu einem
vollkommnern Zustande in einem andern Theile des Universums,
wo Sittlichkeit und Glückseeligkeit vollkommen harmoniren,
übergehe. Das eine ist nicht ungedenkbarer und unbegreiflicher
als das andre. In der Moraltheologie wird also mehr postu-
lirt, als die praktische Vernunft zur Erreichung ihrer Absich-
ten anzunehmen bedarf, und die Voraussetzung einer künfti-

gen Welt, in der Glückseeligkeit und Sittlichkeit vollkommen übereinstimmen, ist allein schon, und also ohne Voraussetzung eines höchsten verständigen Urhebers der gesammten Natur hinlänglich, ihr die Möglichkeit, das höchste Gut zu befördern und zu erreichen, begreiflich zu machen. Um aber beweisen zu können, daß eine solche Welt nur das Werk einer höchst gütigen Intelligenz und eines von der Natur ganz verschiednen Wesens seyn könne, wäre zum wenigsten dieses erforderlich, daß man die **Natur an sich**, allen ihren Kräften nach, kennte und zugleich verstände, wie viel sie überhaupt zu wirken vermöge. Diese Erkenntniß ist aber nach der Vernunftkritik auch wieder für uns unmöglich. — Aus allem diesen ziehet nun der Verf. die Folge; da gegen die Richtigkeit der Schlüsse, auf welchen in der Kantischen Moraltheologie der Glaube an Gott und an Unsterblichkeit gegründet wird, so viele erhebliche und aus der Vernunft selbst herrührende Zweifel statt finden, so kann man doch wohl unmöglich behaupten, daß diese Moraltheologie feste und unerschütterliche Stützen für die beyden Grundwahrheiten der Religion geliefert habe, und daß die Vernunftkritik im Fall der Vorbereitung auf die in der Moraltheologie aufgestellten Erkenntnißgründe der Grundwahrheiten der Religion ihr letzter Zweck seyn sollte, solchen auch wirklich erreicht habe.

Ich schließe hier diese Anzeige oder vielmehr diesen vielleicht zu weitläuftig gerathenen Auszug aus der Prüfung des Aenesidemus, ohne besondre Veranlassung gefunden zu haben, eigne Bemerkungen oder Erinnerungen einzustreuen. Diese würden indessen nicht seine Einwendungen gegen die kritische und Elementarphilosophie, sondern etwa die Allgemeinsätze seines Skepticismus betroffen haben. Sie würden aber theils mich zu weit geführt haben, theils waren sie dieses Orts nicht, wo der Skepticismus nur eigentlich in Beziehung und in Rücksicht auf den kritischen Dogmatismus sollte dargestellt werden. Uebrigens muß die von mir dafür erkannte Wichtigkeit dieses Werks mich wegen der Weitläuftigkeit rechtfertigen, ich wenigstens kenne keines, das, um den Geist der kritischen Philosophie kennen zu lernen, und ihre Resultate zu schätzen, ich diesem an Brauchbarkeit und Reichhaltigkeit an die Seite zu setzen, geschweige, vorzuziehen wüßte.

Eben als obstehender Aufsatz bereits geschlossen und zum Abdruck fertig war, erhielt der Recensent:

David Hume's Untersuchung über den menschlichen Verstand, neu übersetzt von M. W. G. Tennemann, nebst einer Abhandlung über den philosophischen Skepticismus, vom Herrn Professor Reinhold in Jena. Jena, im Verlag der akademischen Buchhandl. 1793. 8. 1 Rh.

Da sich die dieser neuen Uebersetzung des Humeischen Werks vorgesetzte Abhandlung des Hrn. Prof. Reinholds auf die vom Verf. des Aenesidemus gemachte Vorstellung von der skeptischen Philosophie bezieht, und dieselbe berichtigen oder vielmehr widerlegen soll, so hält es der Rec. für schicklich und nöthig, noch in einem Anhange, von dieser Abhandlung einige Nachricht zu geben, in wiefern darin dem im Aenesidemus aufgestellten Begriff vom Skepticismus mit Grunde widersprochen werde oder nicht.

Hr. R. bemühet sich zu zeigen, daß aller philosophischer Skepticismus dogmatisch seyn müsse, daß die bloße Annahme der Regeln der allgemeinen Logik ihn nicht allein begründen und sein Wesen ausmachen könne; daß er einen eignen Boden haben müsse, worauf er stehe, und einen Stoff, auf den er die logischen Regeln anwenden, und daß dieser Stoff nichts anders als Thatsachen des Bewußtseyns ausmachen könne. Dies sind aber bey weitem nicht alles Gegensätze gegen Aenesidemus, indem derselbe ihm mit Ausnahme des ersten Satzes (daß der philosophische Skepticismus dogmatisch seyn müsse) alle übrigen richtig verstanden, gerne einräumen wird; wenn der Skeptiker den dogmatischen und kritischen Philosophen bestreiten will, so versteht es sich von selbst, daß er über die Prinzipien, von denen der Streit ausgehen soll, so wie über den eigentlichen Gegenstand des Streits mit denselben einverstanden seyn müsse, wenn also der Skepticismus des Aenesidemus den Criticismus zu bekämpfen unternimmt, so muß auch zwischen beyden eine solche Uebereinkunft in Ansehung der Prinzipien und des Gegenstandes des Streits statt finden, wodurch eine philosophische Controverse unter beyden möglich werde. Ob dies nun sey, muß vorläufig erst ausgemacht werden,

den, ehe Hr. R. sich berechtigt halten darf, zu behaupten, daß der Skepticismus überhaupt gegen den Criticismus durchaus nicht könne gebraucht werden. Hätte er dies erwiesen, so hätte er sich und seinem Lehrer Kant den Streit mit einem nicht unbeträchtlichen Gegner ausnehmend erleichtert, oder vielmehr einen solchen Streit ganz unnöthig gemacht, und sich seinen Freund auf einmal vom Halse geschafft. Allein, er hat diese völlige Unbrauchbarkeit und Untauglichkeit aller skeptischen Waffen und Angriffe gegen den Criticismus nicht bewiesen, die nur daraus konnte bewiesen werden, daß der völlige Mangel gemeinschaftlicher Prinzipien zwischen beyden Kämpfern gezeigt würde. Daß zu solchen gemeinschaftlichen Prinzipien blos die Regeln der allgemeinen Logik zureichen, dies hat Aenes. nirgends behauptet; vielmehr nimmt er, wenn er sein skeptisches Glaubensbekenntniß ablegt, auch dies noch als ausgemacht an: „Es giebt Vorstellungen in uns, an welchen sowohl mancherley Unterschiede von einander vorkommen, als auch gewisse Merkmale angetroffen werden, in Ansehung welcher sie mit einander übereinstimmen." Diese Vorstellungen, deren Wirklichkeit im Gemüth Aenesidemus annimmt, nicht blos darum, weil sie denkbar und dem Grundsatz des Widerspruchs gemäß sind, sondern weil wir uns derselben als wirklich im Gemüth vorhandnen bewußt sind, sind nichts anders als die Thatsachen des Bewußtseyns, durch welche, nach Hrn. Reinhold, der Inhalt alles philosophischen Denkens, aller Grundsätze herbeygeschaffet wird. Hierüber ist Hr. R. also mit dem Aenesidemus, wenn er ihn nur verstehen will, völlig einverstanden. Beyde haben an diesen Vorstellungen oder Thatsachen des Bewußtseyns einen gemeinschaftlichen Stoff, und da sie ihn beyde nach gemeinschaftlichen logischen Regeln bearbeiten, so muß ein Streit unter beyden möglich seyn, und es kommt nun darauf an, wer von ihnen diese Regeln am richtigsten anwende. Ob nun bey so bewandten Umständen der Skepticismus des Aenes. dogmatisch sey, und er ein dogmatischer Skeptiker genannt werden müsse, dies auszumachen, (wenn es sich überall der Mühe verlohnet, hierüber zu streiten) wird darauf ankommen, auszumachen, welches eigentlich der Gegenstand des Streites ist. Dies sind nun, nach der deutlichen Erklärung des Aenes., die Philosophien über das Ding an sich, und die Gränzen der Macht und Ohnmacht des menschlichen Erkenntnißvermögens, als worüber, seiner Einsicht nach, bisher noch unbestreitbar gewissen

Principien weder von den dogmatischen noch von den kritischen Philosophen etwas, wogegen die Vernunft nicht noch gegründete Einwendungen machen könne, als allgemein gültig ausgemacht und festgesetzt worden. Hätte Aenes. eine eigne Theorie über die Dinge an sich und über die Gränzen der Macht und Ohnmacht der menschlichen Erkenntniß, worauf er seine skeptischen Aussprüche gründete oder gründen müßte, so könnte man noch mit einigem Schein ihm einen Dogmatismus beymessen; aber er hat hierüber keine eigenthümliche Theorie, bedarf derselben auch nicht, da er über die Gegenstände seines Skepticismus selbst nichts ausmacht und festsetzt, nicht behauptet, daß der menschliche Verstand, das, was er bisher nicht geleistet, nie leisten werde, weil es ihm schlechterdings unmöglich sey. Gehörte diese letzte Behauptung zu seinem Skepticismus, so müßte er sich einer vollständigen Erkenntniß des menschlichen Gemüths, aller seiner Kräfte und der richtigen Ausmessung derselben rühmen, und daher eine Theorie zum Grunde legen, die allenfalls für einen Dogmaticismus gelten könnte. Will man ihm übrigens einen Dogmatismus Schuld geben, weil seinen Erklärungen zufolge, der Skepticismus keinesweges in der Behauptung bestehe, daß alles in der menschlichen Erkenntniß ungewiß sey, und daß sogar auch dieses, daß alles ungewiß sey, zu bezweifeln stehe, daß er dem Skepticismus seine bestimmten Gränzen setze, und denselben für nichts weniger als für ein System halte, nach welchem schlechterdings alles ungewiß ist: so muß er sich dies freylich gefallen lassen; nur dies darf er mit Recht verbitten, daß man ihn nicht in eben der Rücksicht, worin er skeptisch ist, und für skeptisch erkannt wird, auch für dogmatisch halte.

Nach Hrn. Reinhold betrifft der Streit unter den dogmatischen und skeptischen Philosophen die objektive Wahrheit, als welche von den erstern für erreichbar und bereits gefunden, von den letztern aber für unerreichbar gehalten werde. Von dieser objektiven Wahrheit sollen die Dogmatiker und Skeptiker den gemeinschaftlichen einen verborgenen Widerspruch mit sich selbst enthaltenden Begriff haben, daß sie in der Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich bestehe und bestehen müsse. Was er selbst aber und der Criticismus für einen Begriff von derselben habe, darüber hat er sich nicht deutlich und bestimmt genug erklärt; nur so viel siehet man, daß sie bey ihm auf etwas anders ankomme, als auf

Ueber-

Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich, theils wegen des eben angeführten, theils weil er, wie aus dem folgenden erhellen wird, objektive Wahrheit, ohne Erkenntniß der Dinge an sich, für möglich hält. Eben so wenig erklärt er sich genau und bestimmt darüber, was unter Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und dem Dinge an sich zu verstehen sey, oder von denen, die in dieser Uebereinstimmung das Wesen der objektiven Wahrheit setzen, eigentlich verstanden werde. Und doch ist dieser Ausdruck noch zweydeutig, denn man kann entweder eine durchgängige und vollständige Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich darunter verstehen, eine solche Uebereinkunft, daß die erstere keine andre, nicht mehrere und nicht wenigere Merkmale habe, als das letztere; oder man kann auch diejenige Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande, dem Dinge an sich nennen, wenn sich die Vorstellung nur auf den Gegenstand so bezieht, daß beyde als Ursache und Wirkung zusammenhängen, daß die Vorstellung so viel von der Beschaffenheit des Gegenstandes ausdrücke und enthalte, als sie in sofern sie Vorstellung ist und von ihrem Gegenstande, der mehr als Vorstellung ist, wesentlich verschieden seyn muß, ausdrücken und enthalten kann; mit einem Worte, daß sie für einen zuverlässigen Repräsentanten des Dinges an sich gelten könne. Ist nun Hr. R. der Meynung, daß die Dogmatiker und Skeptiker unter der Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Dinge an sich eine durchgängige und völlige Uebereinkunft beyder, im ersten Sinne verstehen, so hat er ohne Zweifel Recht, wenn er die Behauptung, daß hierin die objektive Wahrheit bestehen müsse, eines verborgenen Widerspruchs mit sich selbst beschuldiget; allein wenn die Dogmatiker und Skeptiker ihre Ansprüche auf Uebereinstimmung nicht höher treiben, als sie nach dem zweyten Sinne genommen wird, — und höher treibt sie gewiß Aenesidemus nicht — so enthält ein diesen bescheidnern Forderungen gemäßer Begriff von der objektiven Wahrheit keinen, weder offenbaren noch verborgnen Widerspruch mit sich selbst; es sey denn, daß entweder das für sich Bestehende, von Vorstellungen unabhängige Daseyn von Dingen an sich, oder die Behauptung; daß diese sich im Gemüth als in einem Spiegel abbilden oder darstellen können, etwas Widersprechendes enthalten. Doch dem sey, wie ihm wolle; aber wie man diese objektive Wahrheit überhaupt, und was sie sey oder nicht sey,

dahin gestellt seyn lassen könne, ohne ein Skeptiker seyn zu wollen, ja wie man eben hierdurch sich über alle Angriffe des Skepticismus wegsetze, dies ist, ich gestehe es, mir ganz unverständlich. Indessen scheint Hr. R. dies von dem Criticismus zu behaupten, indem er sagt: „Zum Wesen alles Dogmatismus gehört die als ausgemacht angenommene und einen verborgenen Widerspruch mit sich selbst enthaltende Behauptung, daß die objektive Wahrheit in der Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich bestehe. Hierüber ist der Skeptiker, der die objektive Wahrheit für unerreichbar hält, mit dem positiven Dogmatismus, der sie entweder in der Erfahrung oder in der Vernunft (a priori) gefunden zu haben glaubt, völlig einverstanden. Der Kantische Criticismus untergräbt beyde Arten des Dogmatismus, (des positiven und des negativen Dogmatismus, wie er den Skepticismus nennt) indem er das, was von beyden ohne Untersuchung angenommen ist, bey der Untersuchung des Erkenntnißvermögens dahin gestellt seyn läßt, und also bey dieser Untersuchung, nicht, wie der Lockische Empirismus, der Leibnitzische Rationalismus und der Humeische Skepticismus, bey den übrigen, durch eine allen gemeinschaftliche falsche Voraussetzung, irre geführt wird. Auf diesem Wege hat Kant herausgebracht, nicht nur, daß Dinge an sich, weder durch Erfahrung, wie die Empiriker noch durch Vernunft, wie die Rationalisten dafür hielten, erkennbar sind, sondern auch, daß objektive Wahrheit, ohne die Erkenntniß der Dinge an sich (die auch von den Skeptikern für die Bedingung derselben angesehen wurde) und mit ihr Philosophie als strenge Wissenschaft möglich sey." Bey diesen Worten müssen wir uns noch etwas aufhalten. Kant läßt es nicht bey der Untersuchung des Erkenntnißvermögens dahin gestellt seyn, ob unsre Erkenntniß überall objektive Wahrheit, und in welchem Sinne, sie derselben zukomme; freylich in Ansehung derjenigen, die einen verborgenen Widerspruch mit sich selbst enthalten soll, müßte man wohl von ihm erwarten, daß er diese nicht blos dahin gestellt seyn ließe, sondern sie schlechterdings verwerfe, ist aber von der objektiven Wahrheit im zweyten gemilderten und möglichem Sinne die Rede, so müßte er, wenn er sie dahingestellt seyn läßt, es auch dahin gestellt seyn; oder es problematisch lassen, ob es wirklich außer unserm Gemüthe reelle, nicht blos gedachte Dinge an sich gebe, und wenn es auch dergleichen geben sollte, ob unsre Vorstellungen mit denselben über-

[illegible] stehen, und eine solche Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung als es die verschiedne Natur der Vorstellungen und der Dinge an sich zuläßt, haben können oder nicht. Dies alles hält also Kant für problematisch. Dann sey so, eben dies thut der Skeptiker und namentlich Aenesidemus auch. Nun Kant soll dies, als Resultat auf seinem Wege herausgebracht haben, und zwar dadurch, daß er bey der Untersuchung des Erkenntnißvermögens, das, was objektive Wahrheit sey, dahin gestellt seyn läßt, und durch eine allen Dogmatikern und Skeptikern gemeinschaftliche falsche Voraussetzung nicht irre geführt wird. Diese falsche Voraussetzung kann nun nichts anders seyn, als der obige Begriff von der objektiven Wahrheit, den Kant nicht annimmt, und worauf er bey seiner Untersuchung des Erkenntnißvermögens keine Rücksicht nimmt. Er muß also bey derselben entweder gar keinen Begriff von der objektiven Wahrheit, oder einen ganz andern und verschiednen Begriff von derselben voraussetzen, einen solchen, worin von einer Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und einem Gegenstande derselben, der nicht blos in sofern er empfunden und vorgestellt wird, existirt, sondern von Empfindung und Vorstellung verschieden, und unabhängig außer dem Gemüthe für sich bestehen soll, gar nichts vorkommt. Was er nun auf diesem Wege auch mag herausgebracht haben, so ist es doch sonderbar, daß der Skeptiker Aenesidemus, der durch einen vorgeblich falschen Begriff von der objektiven Wahrheit irre geführt worden, dies ähnliche Resultat gefunden hat, daß die Philosophie bisher wenigstens noch keine unbestreitbar gewisse Grundsätze entdeckt habe, durch die wir uns bis zur objektiven Wahrheit erheben und zur Erkenntniß der Dinge an sich gelangen können. Es sey also der Begriff von der objektiven Wahrheit, den Aenesidemus, als Skeptiker mit allen Dogmatikern gemeinschaftlich haben soll, immerhin falsch; so hat er ihn doch hier nicht irre geführt, indem er ihn zu der Ueberzeugung von der Nichterkenntniß der Dinge an sich gebracht hat, wohin Kant bey gar keinem oder einem ganz verschiedenen Begriffe von der objektiven Wahrheit gekommen ist. Aber Hr. Kant hat auf seinem Wege noch sonst etwas herausgebracht, was freylich der Skeptiker Aenesidemus auf dem seinigen nicht finden konnte; Kant soll nämlich herausgebracht haben, daß objektive Wahrheit ohne die Erkenntniß der Dinge an sich (die auch von den Skeptikern für die Bedingung derselben angesehen wird) und mit ihr Philosophie,

phie, als strenge Wissenschaft möglich sey." Er muß also doch wohl, was objective Wahrheit sey oder nicht sey, nicht so ganz problematisch gelassen haben; wenigstens muß er für sich und zum Behuf seines Systems einen Begriff von der objectiven Wahrheit festgesetzt haben, sonst hätte er nicht herausbringen können, daß sie möglich sey. Was dies für ein Begriff sey, läßt sich aus dem Zusatz: daß objective Wahrheit ohne Erkenntniß der Dinge an sich möglich sey, einigermaßen abnehmen. Denn wenn gleich die Worte: ohne Erkenntniß der Dinge an sich noch vieldeutig seyn können, so ist doch wohl so viel gewiß, daß bey dieser Kantischen objectiven Wahrheit auf Dinge an sich und auf einen realen Zusammenhang derselben mit den Vorstellungen im mindesten nicht Rücksicht genommen wird; und sie also in der That nichts anders ist, als was alle andre, nicht kritische, Philosophen subjective Wahrheit nennen; und was nach Hrn. R. eigner Angabe, entweder eine Uebereinstimmung zwischen den Gedanken unter einander ist, oder eine Uebereinstimmung zwischen den Vorstellungen und dem sinnlichen Eindrucke (z. B. dem Bilde auf der Netzhaut) oder eine Vorstellung mit dem vorgestellten Objecte in dem vorstellenden Subjecte, oder eine Uebereinstimmung des Gedachten mit dem [illegible]. Sollte sich nun auch zwischen dieser subjectiven und der logischen Wahrheit noch ein Unterschied angeben lassen, wie ich auch dieses versuche, so sind wir doch bey dem Besitz der Kantischen objectiven, oder der objectiv subjectiven Wahrheit, mit unserem Wissen und Erkennen, mit unserm Raisonniren und Schließen immer nur auf so etwas, das lediglich in unserm Gemüthe ist und vorgehet, eingeschränkt und von irgend etwas, das außer demselben existiren oder vorgehen mag, erlangen, vermittelst dieser objectiven Wahrheit, nicht die mindeste Erkenntniß. Freylich nennt Hr. R. an einem andern Orte die Uebereinstimmung des Begriffes mit dem Eindrucke, (und mehr als diese Uebereinstimmung, würde, wenn das bisher Gesagte gegründet ist, für die Kantische objective Wahrheit nicht übrig bleiben) eine blos subjective Wahrheit, wenn er ausdrücklich erklärt, „daß es die Täuschung des positiven Dogmatismus überhaupt sey, die Uebereinstimmung des Begriffes mit dem Eindrucke, eine blos subjective Wahrheit, für die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Dinge an sich zu halten;" indessen konnte ich ihn doch im Ganzen nicht anders verstehen, als wie ich ihn verstanden habe, und sollte dies doch Mißver-

ständ-

ständniß seyn, so rührt dasselbe blos daher, weil er sich über das, was im Criticismus objektive Wahrheit seyn soll, nicht genau und deutlich erklärt hat, und so würde er, wenn er bey Gelegenheit diesen Begriff mehr aufhellen und rechtfertigen wollte, dies Misverständniß leicht heben und auch den Verdacht entfernen können, als ob Kant in Absicht auf die bisherige Untersuchung, auf seinem Wege nichts als eine neue Terminologie für die verschiednen Arten der Wahrheit gefunden habe. Alsdann möchte sich auch vielleicht die sonst nicht ungegründete Bedenklichkeit heben lassen, daß Kant, wenn er auch die Möglichkeit einer Philosophie als strenger Wissenschaft gezeigt hätte, uns doch mit einer solchen Philosophie, sollte sie auch noch so strenge diese blos objektive Wahrheit ohne Erkenntniß der Dinge an sich enthaltende Wissenschaft genannt werden können, nur wenig gedient sey, indem sie doch nur aufs höchste zeigen könne, wie wir uns gewisse Gegenstände nach der wesentlichen Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens vorstellen und darüber denken müssen; nicht aber was und wie sie an sich sind, weil der Schluß vom Gedacht werden müssen auf das Seyn müssen, nach dem eignen Geständniß des Criticismus, nicht gilt. Zum Behuf unserer sinnlichen Erfahrungserkenntniß und ihrer Zuverläßigkeit bedürfen wir dieser strengen Wissenschaft eigentlich nicht, denn daß wir diese, unter den nöthigen Einschränkungen und Modificationen für zuverläßig halten, dafür hat die Natur schon genugsam gesorgt, und so lange wir uns blos als Glieder der Sinnenwelt betrachten, und mit unsern Gedanken, Wünschen und Erwartungen uns über diese nicht erheben, gelten uns die beständigen und regelmäßigen Erscheinungen, wenn sie auch nichts als leere Träume wären, für eben so viele Realitäten, und sind uns eben das, was uns Dinge an sich seyn würden. Aber wenn uns etwas daran liegt, über gewisse transcendentale Gegenstände, über unser zweytes transscendentales Ich, dessen Freyheit und Unsterblichkeit, über die Gottheit, etwas zu wissen und auszumachen, dann läßt uns diese Philosophie, so strenge Wissenschaft sie immer seyn mag, ganz unbelehrt und unberathen, antwortet uns auf unsre angelegentlichsten Fragen entweder gar nichts, oder giebt uns die von ihr selbst so verrufnen Paralogismen der Dogmatiker neu aufgestutzt wieder, wenn sie es unter ihrer Würde halten sollte, uns hierüber mit Vermuthungen und Hypothesen abzuspeisen.

Bey

Bey andern hin und wieder eingestreueten Einwendungen des Hrn. R. gegen den Skepticismus des Aenesidemus finde ich nicht nöthig, mich aufzuhalten, nur über den Vorwurf, daß er sich der Inkonsequenz dadurch schuldig gemacht, daß er die objektive Wahrheit in seinem Sinne nicht für schlechterdings unerreichbar erkläret, sey es mir erlaubt, noch ein paar Worte herzusetzen. Forderte Aenesidemus zur objektiven Wahrheit eine völlige und durchgängige Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich, und wäre er der Meynung, daß wir, um dieselbe zu erreichen, und um uns davon, daß wir sie erreicht haben, zu überzeugen, nöthig hätten, unsre Vorstellung mit ihrem Gegenstande, zu vergleichen; alsdann müßte er freylich die objektive Wahrheit und mit derselben die Erkenntniß der Dinge an sich nicht nur für bisher unerreicht, sondern auch für unerreichbar erklären, weil einmal die wesentliche Verschiedenheit der Vorstellungen und der Dinge an sich jene vollkommne Uebereinstimmung nicht gestattet, und es uns auch nicht möglich ist, so lange wir die Menschen bleiben, die wir jetzt sind, die Gegenstände unmittelbar anzuschauen, und anders als vermittelst unsern Vorstellungen zu erkennen. Nimmt er aber die zur objektiven Wahrheit erforderliche Uebereinstimmung zwischen der Vorstellung und dem Dinge an sich in dem zweyten oben angegebenen Sinne, wie sie auch die dogmatischen Rationalisten nehmen, die dafür halten, daß wir alsdann schon objektive Wahrheit besitzen, wenn es unsrer Vernunft erlaubt ist, das Daseyn der Dinge an sich zu schließen, und unserm Verstande, einige ihrer allgemeinen Eigenschaften, namentlich ihren Causalzusammenhang mit unsern Vorstellungen zu erkennen, — so läßt sich, meiner Einsicht nach, aus keinen Gründen ein apodiktischer Beweis führen, daß dies der Vernunft und dem Verstande des Menschen schlechterdings versagt und ganz unmöglich sey; so wenig es sich strenge beweisen läßt, daß es schlechterdings unmöglich sey, die transcendentale Gültigkeit des Grundsatzes der Caussalität zu erweisen, wenn gleich alle bisherigen Versuche eines solchen Beweises sollten misgelungen seyn.

Was die oben angezeigte neue Uebersetzung des Humeschen Versuchs über den menschlichen Verstand anbetrifft, so halte ich dieselbe, nach der vor etwa 40 Jahren vom sel. Sulzer nicht verfertigten, sondern nur mit Anmerkungen heraus-

ausgegebenen Uebersetzung desselben, und nach der neuerlich erschienenen Verdeutschung des Humeischen Werks über die menschliche Natur, keinesweges für eine überflüßige Arbeit. Dies letztere ist zwar von Hume, aber von ihm selbst für einen jugendlichen Versuch erklärt, und durch das neuere Werk, worin er nur die Ideen, wozu er sich in seinen reifern Jahren noch bekannte, aufnahm, gleichsam desavouirt worden. Vor der ältern Uebersetzung, die ohnedem in den Buchläden nicht mehr zu haben ist, hat die neuere, die nach einer spätern veränderten und, wiewohl nur in Kleinigkeiten, verbesserten Auflage des Originals verfertigt worden, sowohl in Ansehung der mehr modernern und zierlichern Schreibart, als auch um der größern Deutlichkeit und Richtigkeit willen, bey weitem den Vorzug.

Ob.

Vermischte Schriften.

Charakterzüge, zur Kenntniß des weiblichen Herzens. Frankfurt a. d. O., bey Kunze. 1793. 216 S. in 8. 12 gr.

Wieder ein neues Buch über die Weiber, und von den Weibern. Das Ganze enthält nicht weniger, als zwey und vierzig Capitel, worunter freylich manches sehr mager ausgefallen ist, so sehr sich der Verf. auch bemühet hat, diese Magerkeit hie und da durch einen schwülstigen Styl zu verstecken. Daß ihm übrigens bey Ausarbeitung seines Buchs ein sehr fataler Umstand im Wege gelegen hat, sieht ein scharfsinniger Leser fast auf jeder Seite desselben, und dieser Umstand ist leider! — sein Mangel an richtiger Kenntniß des andern Geschlechts. — Wie falsch ist z. B. die Bemerkung S. 13. und 14., welche so ganz allgemein hingeworfen wird, daß nicht Tapferkeit, nicht Tugend und Kenntnisse, nicht männlicher Ernst, sondern bunte Tracht, glänzende Aussenseite, und ein stutzerhaftes und geckenmäßiges Betragen viel schneller die weiblichen Herzen erobern. Unter welcher elenden Race von Weibern muß der Verf. seine Beobachtungen gesammelt haben!! Doch wahrscheinlich nur unter solchen, wie sie etwa der Umgang mit Studenten bildet, und so mag er Recht haben, wenn er von

ten Theile. Und noch weit mehr fehlt es ihm an der dem Volksschriftsteller so unentbehrlichen Popularität. Ob er gleich auf dem Titel und in der Vorrede behauptet, daß er nicht für Gelehrte, sondern blos für den gemeinen Mann schreibe: so hat zwar jenes seine vollkommene Richtigkeit, denn welcher Gelehrte, der nicht, wie Recensent, eine besondere Veranlassung dazu hat, wird seine Zeit mit einem so elenden Produkt verderben? aber das letztere ist durchaus falsch. Er muß nie daran gedacht haben, wie man den gemeinen Mann behandeln muß, wenn man sein Zutrauen und seine Aufmerksamkeit gewinnen will, und wie man schreiben muß, um ihm faßlich und nützlich zu werden. Schon auf dem Titel, wo die Worte stehen: für Abergläubische und ganz Unwissende — verstößt er gegen das erste Gesetz eines Volksschriftstellers, daß man Einfältige und von Vorurtheilen Eingenommene mit großer Behutsamkeit behandeln muß, um sie nicht wider sich einzunehmen, sondern für sich zu gewinnen; aber in der Abhandlung selber macht er es noch weit ärger. Da findet man keine ruhige, bedachtsame Untersuchung oder Prüfung, keine sanfte, einnehmende Belehrung und Zurechtweisung; sondern lauter heftige und abschreckende Ausfälle, ja selbst beleidigende Invektiven. Wir könnten unser Urtheil mit unzähligen Stellen belegen, aber diese Anzeige ist für dieses Büchlein schon zu weitläuftig gerathen. Man darf auch nur die erste beste Seite aufschlagen, so wird man uns die Beweise gern erlassen.

Die Gegenstände der Abhandlungen sind allerdings wichtig, und werth von verständigen Volksschriftstellern gründlich und faßlich bearbeitet zu werden. Und es ist auch schon, besonders was die erste Frage anbetrifft, sehr viel besser geschehen, daß der Verf. sein Scherflein gar wohl hätte zurückbehalten können.

Df.

Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten insbesondere aus der Betrachtung der Natur und des Menschen gesammleten Kenntnisse. Dritter Theil — Von Georg Sim. Klügel, Prof. der Mathem. und Naturl. zu Halle. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Aus-

Ausgabe, mit acht Kupfert. und 2 Landcharten. 650 Oktavs. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1 Rh. 8 gr.

Dieser Theil enthält: Astronomie, mathem. Geographie, Schifffahrtskunde, Chronologie, Gnomonik, physische Geographie, praktische Mechanik, und bürgerliche Baukunst. Ohne Aenderung des vorigen Plans, sind hier viel Ergänzungen und Verbesserungen hinzugekommen, natürlich die meisten in der Astronomie, die seit 1782. so viel Zuwachs erhalten hat. Sehr faßlich hat Hr. Kl. die Art zu machen gesucht, wie die Planetenbahnen bestimmt werden. Er lehrt zuerst, wie man aus Oppositionen die Umlaufszeiten findet, und setzt dieselbe aus la Lande Astron. 3. Ausg. 1162. §. für die alten drey obern Planeten, für Herschels seinen richtiger als die dortige Angabe, die mit den Tafeln nicht übereinstimmt, dann, wie man Eccentricitäten u. s. w. erhält. Anfänglich werden die Bahnen für Kraise genommen, darauf, Neigungen u. s. w. (Immer ist für den, der einsehn will, wie die Astronomen das alles gefunden haben, sehr viel noch hinzuzufügen, eigentlich läßt sich das dem Dilettanten, so lehrbegierig, selbst aufmerksam er auch sey, so wenig begreiflich machen, als: was alles dazu gehört, ein Pfund Thee aus China zu bringen.) Bey der Schifffahrtskunde hat Hr. Cap. Müller in Stade Zusätze mitgetheilt. Ein Taschenchronometer von Arnold in goldenem Gehäuse kostet etwa 120 Pfund Sterling, eine sehr genaue Secundentaschenuhr zum astronomischen Gebrauche, in silbernem Gehäuse, 25 Guineen. Die physische Geographie hat wichtige Zusätze erhalten, unter andern in dem neuerlich so sehr bearbeiteten Artikel von Gebirgen. Die Geogonie ist ganz umgeschmolzen, und kömmt jetzo in manchen Stücken mit Hrn. de Lüc neuer Theorie überein, doch hat Hr. Kl. einige seiner vorigen Vorstellungen beybehalten. Die Theorie der unterschlächtigen Wasserräder weicht ganz von der gewöhnlichen ab. Hr. Kl. leitet sie mehr aus Drucke her, als aus Stosse.

Hz.

Das Präsidium des Freyherrn Gerard van Swieten und Anton von Störk. Dem Publikum zur

unpartheyischen Beurtheilung vorgelegt von Simplizius Schwab, ausübendem Ärzte zu Wien. Halle und Frankfurt. 1792. 61 S. in 8. (Voran ein erbaulicher Kupferstich, Status praesens facultatis medicae Viennensis.) 6 gr.

Ein trauriges Gemälde einer Decanwahl bey der Wiener medicinischen Fakultät und des drückenden Despotismus, den hierbey der Baron von Störk, als Präses, ausübte, um seinen geliebten Schooßjünger, Schosulan, zum beständigen Decan zu machen. Voran gehet die Schilderung der wahren Verdienste des Baron van Swieten, dann folgt eine Sammlung von Unbilden, die sich sein Nachfolger, Baron von Störk, erlaubt haben soll. Man erblickt hier eine auf Thatsachen gegründete Beschwerde gegen Verdrängung und Verläumdung verdienter Lehrer zur Begünstigung seiner Kreaturen, vielfache Bedrückungen und Beeinträchtigungen der Fakultisten, niedrige Cabalen, Unterschlagung der Hofdecrete, welches sich kein Minister zu thun getrauet, einseitige Berichte zur Erschleichung beyfälliger Rescripte, Misbrauch von aufgehobenen Präsidial- und Direktorialstellen zu Erreichung seiner Absichten, Hintertreibung der gnädigsten Bescheide und Vereitelung aller guten Absichten des Hofes, Ungebührlichkeiten gegen die Vertheidiger des Fakultätsrechts, gehäßige Insinuationen und Verdrehung der Spec. facti, Verschiebung der Angelegenheiten von dem Foro competentiae, an ein günstigers, Verbreitung nachtheiliger Gerüchte vom Hrn. von Laguſſ, Vertheilung der Prosectur und der Lehrstelle der Anatomie an einen Unwürdigen, dessen Vater bey ihm Bedienter ist, willkührliche Vermehrung der Professoren, und Abschaffung der noch bey andern Facultäten üblichen Disputation, Zulassung zum Examen solcher Candidaten, die weder Latein, noch Philosophie u. s. w. verstehen; Verbot der Lektür bey den Privatdocenten, die ihm oder seinen Lieblingen im Wege standen, Umkehrung und Hintansetzung der Statuten nach Belieben und Convenienz, Nachläßigkeit in den Prüfungen, Vereinständigung mit alten Weibern, Quacksalbern u. dgl. Begünstigung aller Unordnungen bey der Fakultät, Chicaniren und Faktionenmachen. — Sed ohe, iam satis est! Wir dachten manchmal beym Lesen c'est tout, comme chez nous, aber ungleich ärger, und erklärten uns nun gar

gar leicht das Auffallende, Unbeständige und Widersprechende in den Kaiserl. Medizinalverordnungen, den Mangel an Stetigkeit, den vereitelten Nutzen des großen Kostenaufwands, den die Kaiser Joseph, Leopold und Franz zum Besten ihrer kranken Unterthanen machten. Möchten doch die guten Fürsten endlich einmal die Früchte ihrer guten Werke sehen, und sich darob freuen! Möchten sie doch nicht fernerhin den Ränken der Hofleute und Lieblinge unterliegen! Dann würde es wohl um die Arzneykunde stehen.

Dk.

Rhapsodien über das Gute, Schöne und Wahre, von Friedrich von Oertel. Zunächst für seinen Freund Emil Stier bestimmt. Leipzig, bey Weidmann. 1792. 19 Bog. in 8. 18 gr.

Der Verf., der sich kürzlich durch ein anderes Werk gerechte Ansprüche auf den Beyfall verständiger Leser erworben hat, erscheint hier in weniger vortheilhaftem Lichte, als Schriftsteller. Die Sprache in diesem Buche, das aus kleinen Abschnitten besteht, welche Sentenzen, Maximen, Kernsprüche, philosophische Bemerkungen u. dgl. enthalten sollen, ist in einer unangenehmen, verschrobnen, zuweilen excentrischen und undeutlichen Schreibart verfaßt. Zergliedert man manchen dieser hochtrabenden Perioden; so bleibt nicht selten ein höchst gemeiner, zuweilen auch windschiefer, unrichtiger Gedanke übrig. Auch nicht eine einzige neue, oder durch die Art der Darstellung mit neuem Interesse belebte Wahrheit hat der Rec. in diesen Blättern gefunden. Zur Probe des Styls wollen wir die erste Stelle ausheben, die uns gerade in die Hand fällt. S. 22. heißt es: „Darum ist es ganz zweyerley und nur eins inwendig, das Leiden und Wirken des Menschen. Jenes gehört blos zu ihm, dieses äußerlich, in facto zu den andern, und wird dann in Erfahrung und Erinnerung wieder eins mit jenem. Leiden hat nur hier denn keinen Begriff von Schmerz in sich, das versteht sich; es heißt mit Veränderung an sich selbst im ausgebreitetsten Sinn, worin das Eine des Ichs, dessen wir uns immer bewußt sind, sich verhält, wie der Probierstein, an dem vor jedem Plättchen Gold, das dran gerieben ward, irgend eine kleine Spur bleibt,

Dies Ich bleibt nun eins, war man gleich bald so und da wieder anders, und wer's recht hegt und sich immer recht nah hat, der spürt ganz eigentlich Zweck darin; das nenn' ich nun wahres Bewußtseyn, zur Veredlung führend." — Und das nenne ich Gewäsche! Und was soll es denn heißen, daß der Verf. zuweilen fremde Wörter braucht, um Begriffe zu bezeichnen, die sich sehr bestimmt in deutscher Sprache ausdrücken lassen, z. B. Humanität, statt Menschheit? Solche Gleichnisse, wie das von der Musik, S. 47. läßt man füglich weg, wenn man mit der Kunst und der Kunstsprache nicht bekannt ist.

Pk.

Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. Erster Band. Geschichte der Gesellschaft; Einrichtung und Zweck derselben; und Verhandlungen vom Jahr 1790. Hamburg, bey Bohn. 1792. 420 S. in 8. mit 2 Kupfert. 1 Rk. 8 gr.

Schon einmal (110. Bd. S. 581. der Allg. deutschen Bibl.) unterhielt Rec. die Leser unsrer Bibliothek von der zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zu Hamburg gestifteten Gesellschaft. Fünf und zwanzig Jahre lang wirkte sie nur im Stillen: ein neuerer Entschluß läßt nun auch ein grösseres Publikum an ihren Unternehmungen, Sammlungen, Erfahrungen Theil nehmen. Durch das, was sie bis hieher leistete, erwarb sie sich Ansprüche auf nicht ganz gemeine Erwartungen, neben welchen das, was sie in den jetzt vor uns liegenden ersten Proben leistet, auch keinesweges zurückbleibt.

Die an der ersten Stelle stehende Nachricht über den Zweck und die Einrichtung der Gesellschaft und über ihre Geschichte bis zum Jahr 1790. S. 1. enthält vorzüglich die, in der oben angeführten Anzeige, genannten Reden bey der Stiftung und Stiftungsfeyer der Gesellschaft, ihre revidirte Ordnung und den Versuch ihrer Geschichte: außer diesen noch die erstern Verfassungspunkte der Gesellschaft vom 27sten Jun. 1765., ihre Bestätigung von dem Senat zu Hamburg, und die Namenliste ihrer Vorsteher und Mit-

Mitglieder von Errichtung der Gesellschaft an. Die allgemeinern Verhandlungen der Gesellschaft vom Jahr 1790. enthält der zweyte Aufsatz. S. 95. — Nach dem Verzeichniß der Vorsteher, Deputirten und neuen Mitglieder jenes Jahrs, und einem Auszug der in einer besonders gedruckten Nachricht (1790. 24 S. 8.) beschriebenen öffentlichen Ausstellung der von verschiednen Künstlern und Handwerkern gelieferten Kunstwerke, Arbeiten und nützlichen Erfindungen folgen zwey Vorträge, welche Rechenschaft von den durch die Gesellschaft getroffenen Veranstaltungen selbst geben. Der erstre, verfaßt vom Hrn. Lt. J. A. Günther, bezieht sich auf das der am 6ten November 1790. gehaltenen öffentlichen Versammlung der Gesellschaft vorausgehende halbe Jahr. Hr. Dr. Lappenberg eröffnete in dieser Periode seinen wissenschaftlichen Lehrunterricht für angehende Wundärzte. — Prof. Giseke setzte seine unentgeldlichen anatomischen Vorlesungen fort: eben so Hr. Brodhagen, Lehrer an der Handlungsakademie, den Navigationsunterricht und das Steuermannsexamen. Die Anstalten zur Errettung der Ertrunkenen wurden vervollkommt, und acht, nach der Angabe des Chirurgus Redlich, verfertigte Rettungskästen an verschiednen Orten der Stadt ausgetheilt. Vier Personen sind in diesem halben Jahre wirklich gerettet worden. — Der Schifferkalender wurde fortgesetzt. Mangel an Unterstützung wird aber vielleicht nöthigen, ihn aufzugeben. (Eine in der Folge vorkommende Nachricht läßt hoffen, daß dieses nützliche Unternehmen erhalten werde.) — Auch die Zeichenschulen für Baurisse und Handzeichnungen dauerten fort. — Der zweyte jener Vorträge vom Hrn. D. und Dohmherrn Meyer, als Sekretair, erstattet einen gleichen Bericht über das folgende Jahr bey der am 26sten May 1791. gehaltenen Versammlung der Gesellschaft. Zwey neue Unternehmungen zeichnen dieses halbe Jahr aus, der angefangene unentgeldliche Lehrunterricht für hiesige junge Handwerker, Künstler und Fabrikanten, vom Hrn. Brodhagen, und der gleichfalls unentgeltliche Unterricht in den mechanischen Wissenschaften, den Hr. Kunstmeister Braasch einigen aus der Zeichenschule erwählten Zöglingen ertheilt. Neben diesen behielten aber auch die frühern Anstalten ihren wirksamen Fortgang, und auch in diesem halben Jahr wurde durch die Rettungsanstalten für Ertrunkene vier Personen das Leben erhalten.

Wir führten diese Nachrichten umständlicher an, um zu zeigen, daß die Gesellschaft in ihrem Eifer, wie wir ihn einst schilderten, schon im Allgemeinen sich gleich bleibt. Jetzt gehen wir zu den besondern Gegenständen über, mit denen diese Verhandlungen sich beschäfftigen.

Eine von der Gesellschaft aufgegebene Preisfrage betraf **die anwendbarsten Vorschläge zu zweckmäßigen Zwangsarbeiten für faule und widerspenstige Arme beyderley Geschlechts.** Für die vorzüglichste Schrift unter den hierüber eingelaufenen Arbeiten erkannte man den Aufsatz von Wilke, der nun mit einigen Erweiterungen unter dem Titel: **Ueber Entstehung, Behandlung und Erwehrung der Armuth**, Halle. 1792. herausgekommen ist. Die besondre Anzeige, die dieser Wilkischen Schrift bestimmt ist, macht es zweckwidrig, von dem in Rücksicht ihrer in dem abgefaßten Commissionsberichte enthaltenen Auszug, hier ausführlicher zu sprechen. — Wichtig ist die 4te **Anleitung zur Verfertigung eines Nothsteuerruders, um ein Schiff bey Verlust seines Ruders oder Steuers zu steuern, und dessen Verlust auf der See selbst so gut als möglich zu ersetzen. Auf Veranlassung mehrerer der Gesellschaft hierüber mitgetheilter Vorschläge entworfen von C. G. D. Müller, — Seekapitain.** Mit einer beygefügten Kupfertafel und Erklärung der Kunstwörter. S. 213. Die verschiedenen Erfindungen, zu welchen die Noth veranlaßte, um das verlohren gegangene Steuerruder zu ersetzen, sind erzählt. Am meisten leistet die Angabe eines englischen Capitains **Edward Pakenham**, welche von einem gelehrten Reisenden, Graf **Bechtold** aus Böhmen, nebst den dazu gehörigen Zeichnungen mitgetheilt wurde. Ohne letztre würde eine Beschreibung dieser Erfindung nicht verständlich seyn, wenn wir auch die außerordentlich befriedigende Deutlichkeit der Abhandlung zu erreichen hoffen dürften. Eben dieses ist der Fall mit dem folgenden Aufsatz: 5) **Ueber die Construktion des hydrometrischen Flügels und dessen Gebrauch als Wind- und Strommesser. Von Reinhard Woltmann, Conducteur beym Stakwesen zu Ritzebüttel, mit dazu gehörigem Kupfer. S. 259.** welche selbst ohnehin nur einen Auszug aus des Verf. besonders (1790. 60 S. 4. Hamburg, bey Hofmann) gedruckten Theorie und Gebrauch des hydrometrischen Flügels enthält, zu dem auf

Ver-

Veranlassung einiger dem Verf. mitgetheilten Erinnerungen und fortgesetzter Erfahrungen, verschiedene Zusätze gekommen sind. — 6) **Auszug aus den Verhandlungen der Gesellschaft über einen ihr eingeschickten Vorschlag zur Anlegung einer Manufaktur halbseidner Zeuge, von P. H. C. Brodhagen.** S. 305. Hamburg besaß ehemals ansehnliche Sammetfabriken. Auch andre Arten von seidnen Zeugen wurden daselbst in nicht unbeträchtlicher Menge zum auswärtigen Absatz verfertigt. Allein die in andern Staaten, wohin dieser Handel sich erstreckte, erlassene Waarenverbote haben diese Manufakturzweige ganz niedergeschlagen. Ein Manufakturist aus Wolfenbüttel that neuerlich einen Vorschlag zu Anlegung einer Manufaktur für seidne Zeuge, welcher die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zwar auf sich zog, allein wegen mannichfaltiger Schwürigkeiten als unausführbar angesehen werden mußte. — 7) **Nachricht über das Abschwefeln der Steinkohlen in Rücksicht auf das dabey zu beobachtende Verfahren und auf die dabey zu erwartenden Vortheile.** S. 315. — Steinkohlen sind wegen ihrer Säure unabgeschwefelt nicht zu Metallarbeiten zu gebrauchen. Ueberdieses aber geben sie in ihrem verkohlten Zustand eine dreymal größere Hitze als vorher. Ihre Bestandtheile sind Phlogiston, Luftsäure, flüchtiges Alkali, Thon und Eisen. Zum Entschwefeln sind nicht alle, vorzüglich die nicht brauchbar, die viel Schwefelkieß enthalten. Am besten sind die, welche glänzend und auf dem Bruch dicht sind, beym Brennen leicht zusammenfließen, und wenige Asche oder Schlacken zurücklassen. Je fetter sie sind, je mehr dehnen sie sich beym Verkohlen aus. Das Abschwefeln geschieht theils in Meilern (daher entstehn die Coaks der Engländer) mit 25 p. C. Verlust am Gewicht. Ein Haufen von 5—600 Pf. läßt sich auf einmal verkohlen. (Jars giebt 35 p. C. an: und bey den in der Bergbaukunde 2m Bd. S. 203. fg. erzählten Versuchen, fand man den Abgang noch größer. Doch gesteht der Referent dieser letztern Erfahrungen selbst, daß dieses die ersten Versuche der Art waren, und gleichwohl gaben die gewonnenen Kohlen einen beträchtlichen Vortheil vor den Holzkohlen.) — Schwüriger ist die Abschwefelung in Oefen: (sie geben die Cinders der Engländer) allein man erhält da auch zugleich die Nebenprodukte: ein saures zusammenziehendes Wasser, beym Gerben statt der Lohe brauchbar: (ohne Zweifel wäre es auch zum Beizen der Bleche vor der Verzinnung

mung anwendbar, wie das gewöhnliche Meilerwasser, das man zu diesem Endzweck neuerlich mit Erfolg angewendet hat): ein Oel, das als Theer gebraucht, und auch zu Pech eingekocht, aber auch an und für sich theils zur Malerey gebraucht, theils zum Brennen benutzt werden kann, und Ruß, der so gut als Pflanzenruß zur Buchdruckerfarbe dient. — Die meisten dieser Nebenprodukte fallen auch aus dem Torf. — Die entschwefelten Kohlen selbst sind völlig als Holzkohlen anwendbar, geben jedoch größre Hitze. Ihre Asche aber dient, so wie die Steinkohlen selbst, (nach Stumpfs Erfahrungen) zu einem Düngungsmittel. — Diesen vom Hrn. Brodhagen zusammengestellten Bemerkungen über diesen Gegenstand ist noch eine die Methode der Abschwefelung in Schlesien, ausführlicher beschreibende Nachricht S. 324. angehängt. — 8) Ueber die besten Mittel der Vertilgung der Käferlarven (Scarabaeus Melolantha) sonst auch Engerling oder Erdkrabbe genannt. S. 331. — Hr. Günther sammelte die bis jetzt in dieser Rücksicht bekannt gewordenen Vorschläge, nach deren Prüfung Hr. D. Reimarus, als vorzüglich zweckmäßig folgende S. 340. gutachtlich vorschlägt: Holz- oder Torfasche auszustreuen: tief und schmalfurchig zu pflügen: Krähen und Raben dabey auf den Aeckern zu dulden: von den Kindern die Larven auflesen zu lassen, um sie Hühnern oder Schweinen vorzuwerfen: endlich die Käfer selbst durch fleißiges Abschütteln der Bäume zu vertilgen. — Einige in einem Torfmoor ausgegrabene Theile eines Mädchens, die ganz erhalten waren, und an welchen die Haut völlig dem Leder gleich kam, veranlaßten den der Gesellschaft mitgetheilten Vorschlag, Leder in Torfmooren zu gerben, von welchem sowohl als von den hierüber angestellten Versuchen, 9) eine Nachricht vom Hrn. Brodhagen gegeben wird. Der zusammenziehende Stoff des Torfs macht ihn allerdings zu jenem Endzweck sehr schicklich; auch das, daß er leicht, in Menge, und zu jeder Zeit herbeygeschafft werden kann. Bey den Versuchen ergab sich, daß die Moore vor allen Dingen eine trocknere Lage haben müssen, wenn die Leder nicht von Fäulniß leiden sollen. Noch besser als das Moorwasser wirkt das Wasser, welches beym Verkohlen des Torfs gewonnen wird. — 10) Verhandlungen der Gesellschaft über die Untersuchung der vorzüglichsten Quellen der Verarmung in den niedern Ständen in besonderer Rücksicht auf Hamburg, und der wirksamsten und anwendbarsten

Mittel

Mittel dieser Verarmung zu wehren. S. 353. Ohnerachtet acht Schriften auf die hierüber ausgesetzte Preisfrage einliefen, so befriedigte doch keine den Wunsch der Gesellschaft, keine erschöpfte ihren Gegenstand. Eine der wichtigsten und fruchtbarsten Quellen der großen Armenzahl ist ohne Zweifel der Zulauf der Fremden, besonders weiblichen Geschlechts, die theils auf Spekulation der Armenanstalt, theils schwanger, theils in der Hoffnung, Brod, Arbeit oder Dienste zu finden, die ihnen dann mislinget, nach Hamburg eilen. Die Veränderung der Armenquartiere macht es unendlich schwer, diese eingeschlichenen Armen zu entdecken. Vor dem Zuchthaus fürchtet sich der größte Theil der Armen nicht: vielmehr sucht er es sogar. Noch verdient auch der Luxus der Dienstboten und unüberlegte frühe Ehen unversorgter Personen, die unzweckmäßige Beschäfftigung der Kinder beyderley Geschlechts, und die fast gänzliche Vernachläßigung des Religionsunterrichts, nicht wenige Erwägung. Diese Quellen der Verarmung sind in zwey, im Namen des Armenkollegiums entworfenen Aufsätzen, in gedrängter aber befriedigender Kürze angegeben, so daß diese mehr leisten, als die sämmtlichen um den Preis concurrirenden Schriften. — 11) **Anleitung zur Berechnung der allmähligen Abnahme des Werths eines auf dreyßigjährige Annuitäten von 6 pro Cent Courant in Bankgeld belegten Capitals von halben zu halben Jahren. Von M. von Drateln. Mit vorangehender Erläuterung von J. A. Günther.** S. 397. Die Hamburger Admiralität machte zu einer Zeit, wo die Grundstücke am tiefsten gefallen waren, und wo die Creditkasse noch nicht existirte, vor ohngefehr 12 bis 13 Jahren, die nützliche Einrichtung, Capitalien so zu leihen, daß mittelst eines verhältnißmäßigen halbjährigen Abtrags das Capital in 30 Jahren allmählig abgezahlt und am Ende des Zeitraums gänzlich getilgt wurde. Der halbjährige Abtrag wurde mit Inbegriff der Zinsen auf 6 pro Cent Courant jährlich, das Capital aber in Bankgeld gesetzt. Der zum Grund gelegte Zins war zu $2\frac{3}{4}$ pro Cent Banko, = nahe $3\frac{3}{8}$ pro Cent Courant, und das Agio zwischen Banko und Courant zu 22 pro Cent angenommen. Bey dem Verkauf der mit solchen Capitalien belegten Grundstücke wußten nun oft der Käufer und Verkäufer nicht bestimmt genug zu berechnen, wie viel der bisherige Abtrag und das noch übrige Capital werth ist. Zu diesem Behuf ist die Tabelle 1. berechnet: Nr. 2. aber

zeigt

zeigt die Methode der Berechnung. Um das Capital vor 50 Jahren ganz abtragen und dessen Werth, unter Voraussetzung niedriger Zinsen dann bestimmen zu können, dient die Tabelle Nr. 3. und Berechnung Nr. 4. — 12) Kurze Nachrichten von gemeinnützigen Vorschlägen, aus den Collektaneen in dem Memorial der wöchentlichen Versammlungen, von dem durch Hrn. Capit. Müller herauszugebenden Schiff- und Seelexikon, und von den offenstehenden Preisaufgaben machen den Beschluß. — Mit voller Zuversicht hoffen wir, daß die rühmliche und fruchtbare Ausdehnung, die die Gesellschaft ihrem Wirkungskreis giebt, der Intensität ihrer Bemühungen nicht nachtheilig seyn werde.

Ge.

Diplomatische Nachricht von der im Jahre 1787. in und um (!) dem Königl. Preuß. Pommerschen Domainen Justizamt Bütow, gerichtlich untersuchten vorgegebenen Hexengeschichte, nebst dem dadurch auf höhern Befehl veranlaßten Gutachten und Replik, herausgegeben mit drey gegen diesen Aberglauben gehaltenen Predigten, von Daniel Gottfried Scheerbarth, evang. luther. Prediger zu Bütow. Stettin, gedruckt bey Leich. 1793. In Commission bey Maurer zu Berlin. 290 S. in kl. 8. 16 gr.

Eine merkwürdige Begebenheit, welche alle Aufmerksamkeit und besonders die Beherzigung der Regierung verdient, und dem Psychologen reichen Stoff zum Nachdenken giebt, wird in diesem Werke nach ihrem Ursprunge und Folgen treu und gut erzählt. In einem Dorfe, Groß-Maßlowitz, zum Bütowschen Königl. Domainen-Justizamt gehörig, wurde 1787. die Frau eines Garde-Grenadiers in Potsdam, welcher daselbst eine kleine Landwirthschaft hatte, plötzlich von solchen Konvulsionen überfallen, daß sie sich neben den unwillkührlichen Verzückungen in Juchen, Kreischen und Blöcken äußerten, worin sie ausrief: „Die Bochartsche, Dummersche und Burzlaffsche haben mir den Teufel in Gänsefleisch eingegeben." Ihre Magd sekundirte ihre Hausfrau unter gleichen kram-

pfich-

pfichen Verdrehungen des Mauls, Kreischen und Blöken, daß jene benannte Personen ihr den Teufel bey ihrem Mutterbruder auf dem Kindtaufen in Brandtwein eingegeben hätten. Wurde ihnen eine von den obigen Weibern genannt, oder sahen sie eine fremde ihnen verdächtige Person, so erneuerte sich diese so traurige als schauderhafte Scene. Beym Anblick solcher fremden Personen, die sie ihrer Einbildung nach für Hexen hielten, giengen sie auf dieselben entweder mit geballter Faust oder mit dem ersten besten Knüppel los, und prügelten sie so lange, bis sie entweder blutig wurden oder davon liefen. Die, welche das Glück hatten, von ihnen als rein (d. h. unbesessen) erklärt zu werden, kamen mit heiler Haut davon. Bald verbreitete sich auch das Gerücht, daß der ihnen eingegebene Teufel weissagen könne, und wer von diesen oder jenen schon behext worden wäre. Eine Menge Besuche wurden nun bey diesen abgestattet, um sich entweder ein Hexenverzeichniß von ihnen auszubitten, oder sich für rein erklären zu lassen. Aehnlicher Unfug wurde in mehreren Gegenden Pommerns und auch in Westpreußen getrieben, mehrere glaubten oder gaben vor, eben so besessen zu seyn, und die Weissagungsgabe zu haben, und traurige Folgen äußerten sich in manchen Familien. Die Männer wollten sich von ihren Weibern, wenn sie von jenen Personen als Hexen angezeigt würden, trennen, schlugen sie und ihre Kinder und ihre Dienstboten halb todt. Ja, ein Erbpächter auf einem adelichen Gute wollte sogar seine Mutter, die für eine Hexe ausgegeben wurde, erschießen. In einigen Dörfern ließ man die vermeinten Hexen nakt schwimmen, und ein katholischer Priester, der Parochus zu Parchow Regowski, welcher hernach wegen seines schlechten Lebenswandels kassirt wurde, bat sogar das Königl. Landvogtheygericht zu Lauenburg, um die Erlaubniß, eine solche Hexenprobe anstellen zu dürfen; so wie auch ein westpreußischer Edelmann in seinem Schreiben an das Landeskollegium das Schwimmen als das sicherste Mittel, die Hexen zu erkennen, anpries. Die Königl. Pr. Pomm. Cammer in Stettin lies auf die erhaltene Nachricht von dieser traurigen Begebenheit die Sache und besonders den Gemüthszustand der Weiber durch den Doktor und Kreisphysikus Gottel zu Stolpe untersuchen; da zeigte es sich dann, daß bey einigen Weibern wirklich körperliche Krankheit, nebst einem Zusatz von Einbildungskraft, bey andern Einbildung mit Verstellung, und bey noch andern Krankheit mit Betrug die Quel-

len

len dieses Aberglaubens waren. Man wandte die zweckmäßigsten Mittel an, diesem Unheil zu steuern, Arzneymittel, Belehrung, Einsperrung und auch Peitschenhiebe, und nach einiger Zeit wurde das Uebel gehoben, und die Weiber wurden geheilt. Der V. erzählt dieses alles aus den Akten, — die Aktenstücke sind auch beygefügt — mischt lehrreiche Betrachtungen ein, und hat selbst drey Predigten wider diesen und ähnlichen Aberglauben gehalten, die so belehrend, überzeugend und dem Fassungsvermögen seiner Gemeine angemessen sind, daß der Verf. gewiß grossen Nutzen gestiftet haben wird.

Pe.

Empfindsame Reise nach Schilda. Leipzig, bey Heinsius dem jüngern. 1793. 16 S.

Es ist billig, daß das Andenken der alten ächten Schildbürger von Zeit zu Zeit angefrischt wird, da ihre Enkel nie aussterben, sondern sogar noch am Ende des 18ten Jahrhunderts in hohen und niedern Ständen gar vortrefflich gedeihen. Der Verf. hat nebst einigen neuen, die bekannten alten Schildbürgerstreiche nach seiner nicht unangenehmen Manier aufgestutzt, erweitert und mit einer ziemlichen Dosis von Laune und Satyre schmackhaft gemacht. Aloysius Hofmann bekömmt auch hier manchen Seitenhieb. Kurz, da der Verf. keine andere Absicht haben kann, als seinen Lesern einige Stunden auf eine angenehme Art zu vertreiben, so kann es ihm nicht fehlen, dieselbe zu erreichen. Sollte er aber die Besserung unserer heutigen Schildbürger zur Absicht haben, so würde er sehr irren, da der Character indelebilis derselben ist: nie klug werden zu wollen.

Rl.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Gegenwärtiger Zustand des päbstlichen Staats, vornehmlich in Hinsicht seiner Justizpflege und politischen Oekonomie. Helmstädt, bey Fleckeisen, 1792. Ohne die Vorrede 352 Seit. in 8. 21 gr.

Der Vf. dieses gut geschriebenen Buchs, welches gewiß alle Aufmerksamkeit des deutschen Publikums verdient, ist der schon durch mehrere Schriften von einer vortheilhaften Seite bekannte Prof. **Grellmann** in Göttingen. Eine vollständige Beschreibung des päbstlichen Staats gehörte, wie er sagt, nicht in seinen Plan, sondern er hatte dabey nur vorzüglich die beyden auf dem Titel angegebenen Gegenstände zum Augenmerk; daher ist auch alles, was die kirchliche Verfassung dieses Staats betrifft, hier übergangen, oder doch nur in so fern berührt, als es mit jenen hier bearbeiteten Gegenständen in Verbindung stand. Den Stoff dieses Werks hat er aus mehreren Quellen geschöpft. Im Ganzen liegt dabey die englische Schrift, wovon wir bereits eine, obgleich nicht zum Besten gerathene deutsche Uebersetzung, Leipzig 1789. 8. haben, The temporal Governement of the Pope's State, Lond. 1788. 8. zum Grunde, die jedoch der Vf., wie man schon von ihm voraussetzen kann, nach seiner bessern Ueberzeugung und Kenntniß benutzt hat, und im Fehlerhaften davon abgegangen ist.

Verschiedenes, besonders was den Ackerbau und Kunstfleiß betrifft, hat er aus zwey handschriftlichen sichern Aufsätzen entlehnt. Das Uebrige beruhet auf päbstlichen Verordnungen und der Auctorität italienischer Schriftsteller. So hat er im Betreff der Justizpflege besonders die Auseinandersetzung der verschiedenen Tribunäle und Richter nach ihren Jurisdictionsverhältnissen mit beständiger Rücksicht auf das Werk: Pratica della Curia Romana, che comprende la Giurisdi-

zione de' Tribunali di Roma, e dello Stato; e l' Ordine Giudiziario, che in essi si osserva. Rom. 1781. 8. bearbeitet, und bey verschiedenen Artikeln der politischen Oekonomie das Werk des Moro: Osservationi economiche a vantaggio dello Stato Pontificio. Venez. 1781. 8. benutzt, auch überall dabey noch andre italienische, so wie die vorzüglichsten deutschen Schriftsteller darüber, zu Rathe gezogen.

Man sieht hieraus, daß der Vf. keinen Fleiß gespart hat, um dies Werk für uns brauchbar zu machen, und seinen Nachrichten die nöthige Authenticität zu verschaffen, für welche Bemühung er gewiß allen Dank eines jeden verdient, den diese besondere Darstellung dieser beyden vorzüglich wichtigen Zweige der päbstlichen Staatseinrichtung interessirt. Und für wen sollte sie wohl kein Interesse haben?

Wir wollen nun den Inhalt des Buchs näher angeben, und hin und wieder einiges merkwürdiges auszeichnen, um jeden Leser auf das Buch selbst begierig zu machen, wovon er gewiß keine Seite ohne Interesse lesen wird. Es enthält folgende 26 Abschnitte. I. **Der Pabst nach seiner Obergewalt, als weltlicher Herr.** Nur sehr kurz und im Allgemeinen abgehandelt. II. **Beschaffenheit der höhern Dienerschaft des Kirchenstaats, und allgemeiner Zusammenhang der äußern Regierung.** Die schlechte Methode in Ansehung der Registraturen sticht sehr gegen die deutsche Ordnung ab. Anstatt der Aktenkonvolute, die bey deutschen Gerichten jeder Sache gewidmet sind, hält man in Rom allgemeine Bücher, in welche, nach dem Unterschiede der gerichtlichen Handlungen überhaupt, nicht der Partheyen besonders, die Schriften eingetragen werden. Diese Bücher werden als Tagebücher geführt, und mit jedem Jahre geschlossen. Die Originaldokumente hängt man, nach den Jahren, in welchen sie eingeliefert worden, auf Faden gezogen an den Wänden auf. — Die Zahl der Rechtsverwandten in Rom allein steigt auf 12000, da die sämmtlichen Einwohner überhaupt nicht viel über 160000 betragen; so, daß jene mehr als den 13ten Theil der ganzen Volksmenge dieser berufenen Stadt ausmachen. — Bey den Untergerichten in Rom ist es überhaupt der Fall, daß keine Parthey gehalten ist, den Verlauf der Sache bey dem Gerichte abzuwarten, sondern sie kann sich zu jeder Zeit von ihm weg, und an das behörige Tribunal wenden. — Der Doctorhut der Rechte ist bey der

Uni-

Universität zu Rom sehr leicht, und um 3 bis 3½ Louis d'or zu erlangen. (Die deutschen Herren Fakultisten, die ihn besser im Preis zu halten wissen, werden dies freylich für einen Schandekauf erklären.) III. Von der *Sagra Consulta* und ihrer Bestimmung. Dies Kollegium ist theils und vornehmlich ein peinliches Obergericht, dessen Macht, nur mit Ausnahme der Stadt Rom, über den ganzen Kirchenstaat sich erstrecket, theils zugleich eine Obersanitätskommission, welche die Aufsicht über alle Gesundheitssachen, hauptsächlich über die Quarantaine-Anstalten in den päbstlichen Seeplätzen hat. — Im Einzelnen ist der Hergang eines peinlichen Prozesses zu Rom mit dem in Deutschland fast gänzlich einerley; nur dauert er insgemein sehr lange, und muß der Beklagte oft zwey und mehrere Jahre in einem scheußlichen Gefängnisse schmachten, ehe es zum Urtheile kömmt. — Zwey Klassen von Menschen sind im Kirchenstaate von der Todesstrafe sowohl, als von der Folter, in allen Fällen ausgenommen, nämlich Priester und Weiber. Es findet sich freylich kein eigentliches Gesetz dafür, indeß ist diese Schonung so tief zur Gewohnheit geworden, daß man in diesem Jahrhundert schwerlich ein Beyspiel vom Gegentheil finden dürfte. IV. Von der *Segnatura di Giustizia*, *Segnatura di Grazia* und dem päbstlichen Auditor. Das erste dieser beyden berühmten Gerichte in Rom erkennt in Justiz- sowohl bürgerlichen als peinlichen, das andre in Gnadensachen. Der Pabst selbst ist das Haupt dieses letzteren Tribunals, und nur er allein entscheidet alle an dasselbe gebrachten Sachen. Es ist in der That ein hoher und feyerlicher Gerichtshof, der aber oft in 20 und mehreren Jahren nicht gehalten wird, und wobey alles mit so hohem Anstande zugeht, wie bey dem Verhöre eines Pairs vor dem Oberhause in Westmünster. V. Von der Rota. Dieses ehemahls so berühmte Gericht ist das eigentliche Oberappellationsgericht für den gesammten Kirchenstaat. Alle Schriften dabey werden in lateinischer Sprache abgefaßt, und gedruckt. Die Langweiligkeit und Kostbarkeit der Prozesse bey diesem Gerichte ist außerordentlich. Wie kostbar allein der Artikel für den Druck der Akten sey, kann man daraus schließen, daß die päbstliche Druckerey jährlich 18000 Scudi oder Spec. Thlr. an reinen Pachtgeldern trägt. — Angenehm wird es manchem seyn, hier die wahre umständliche Erzählung des bey diesem Gerichte verhandelten berüchtigten Lepri'schen Prozesses zu lesen, welcher der Unpartheylichkeit dieses Gerichtes Ehre macht.

VI. Vom Gouverneur der Stadt Rom. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich in peinlichen und bürgerlichen Sachen über Rom und dessen ganzen Distrikt 40 ital. Meilen weit um die Stadt. Die Sachen bestehen meistens in Klagen von Bedienten gegen ihre Herren, oder von Handarbeitern wegen des Lohns. Die Art des gerichtlichen Verfahrens ist in diesen Fällen so sonderbar und verkehrt als möglich. Sobald der Kläger sein Gesuch eingegeben, wird der Herr sogleich vorgeladen, und ihm auferlegt, das Geld unverzüglich beym Gerichte niederzulegen, er mag Recht oder Unrecht haben. Vergebens thut er Vorstellung, daß der Bediente nie in seinem Dienste gewesen; das Geld muß niedergelegt, oder Bürgschaft gestellt werden, wenn er nicht ins Gefängniß wandern will. Hierauf wird erst ein Verhör angestellt. Man denke aber nicht, daß der Kläger nun das Recht seiner Foderung darthun müsse: nein, der Beklagte muß sich durch den verneinenden Beweis rechtfertigen; kann er das nicht, (sein Eid wird nicht angenommen) so ist er meist ohne Rettung verlohren. VII. Vom Tribunal des Auditors der Kammer. Dies Gericht, dessen Oberhaupt der Auditor der Kammer ist, hat, wie das Tribunal des Gouverneurs von Rom, sowohl bürgerliche als peinliche Gerichtsbarkeit. Ein besonderer Umstand, der dieses Gericht von allen übrigen Justizhöfen in Rom unterscheidet, ist dieser, daß es Berufungen a futuro gravamine annehmen kann. Wenn nämlich ein Angeschuldigter erfährt, daß er in Gefahr sey, auf Befehl eines Richters in den Provinzen in Verhaft genommen zu werden: so kann er durch einen Rechtsgang an dies Tribunal ein Abmahnungsschreiben erhalten, welches jenen nöthiget, die beschlossene Verhaftnehmung anstehen zu lassen, und ihm auferlegt, alle bisherige Akten einstweilen einzuliefern. Welches natürlich großen Mißbräuchen unterworfen ist. VIII. Vom römischen Senator und seinem Tribunale. Er ist nicht sowohl das, was bey den alten Römern ein Senator, sondern was ein Praefectus war. Da es ein vorzüglicher Theil seines Amts ist, über die Statuten und Gesetze der Stadt zu wachen, und er als vorgeblicher Beschützer der Rechte und Freyheiten des Volks, durch mächtigen Anhang der Regierung leicht gefährlich werden könnte; so ist die Stelle, zufolge ausdrücklicher Gesetze, jederzeit mit einem Ausländer vom Adel besetzt. — Bey allen andern Gerichten, außer bey diesem, haben die Partheyen ein ganzes Jahr Zeit, um eine Appellation bey dem

neuen

noten Richter einzuführen; und ein volles zweytes Jahr wird bewilliget, die Acten bey dem Unterrichter abschreiben zu lassen, und dem Oberrichter einzuliefern. (Das nenne ich mir eine prompte Justiz!) IX. **Von dem Cardinalvicar und seiner Gerichtsbarkeit.** Seine Amtsbestimmung bezieht sich nicht bloß auf kirchliche Angelegenheiten, sondern er ist auch weltlicher Richter sowohl in bürgerlichen als peinlichen Rechtssachen. Seine Jurisdiction in Civilsachen erstreckt sich bis auf 10 Meilen um Rom. Er hat aber überdem noch eine sogenannte Giurisdizione Economica, kraft deren er Richter über Tugend und Laster aller Personen in Rom ist. Das Verfahren dabey ist ohne alle Formalitäten. Wenn Personen von den beständig durch ganz Rom unterhaltenen Spionen, oder den Pfarrern der einzelnen Kirchspiele heimlich angegeben worden, werden sie, ohne Verhör und angeführte Ursache in scheußliche Gefängnisse geschleppt, oft beraubt aller Möglichkeit, durch irgend ein Mittel sich zu retten. Die Anzeigen der Pfarrer haben ein solches Gewicht, daß jede nähere Untersuchung für überflüßig gehalten wird. (Welch ein großes Feld, ihre Hierarchie zu nähren und boshafte Rache auszuüben!) X. **Von der Congregation des heil. Ives.** Dies ist eine der besten Einrichtungen in Rom. Sie hat zur Absicht, die Prozesse solcher Personen, die es auf eigene Kosten nicht thun können, zu übernehmen und auszuführen. (Diese wirklich vortreffliche und wohlthätige Corporation verdiente in allen Ländern nachgeahmt zu werden.) XI. **Von der apostolischen Kammer, und ihrer Verfassung überhaupt.** Im Ganzen hat man sich darunter eine Gesellschaft von 14 Ministern zu denken, deren zu besorgende Angelegenheiten höchst mannichfaltig sind. Jeder derselben hat, neben seinem ökonomischen Auftrage, zugleich ein eigenes Gericht, mittelst dessen er, als ausschließlicher Richter, in allen, sowohl peinlichen als bürgerlichen Fällen seines Departements entscheidet. XII. **Von dem Schatzmeister.** Er kann wegen des Umfanges seiner Macht und des Einflusses, den er auf das Wohl und Wehe der Unterthanen hat, der erste Minister des Pabsts genannt werden. (Wer ein Bild von einer kläglichen und tyrannischen Finanzadministration haben will, der lese diesen Abschnitt. Man glaubt bey der Beschreibung desselben zuweilen seinen Augen nicht zu trauen.) XIII. **Vom Provianzminister, oder *Prefetto dell' Annona*.** Seine Bestimmung ist, dafür zu sorgen, daß Rom jederzeit mit dem nöthi-

nöthigen Getraydevorrath versehen sey. Zu dieser Absicht hat er eine Macht, die sich fast über den ganzen Staat erstrecket, und so despotischer Art ist, daß sich die nützlichste aller Künste, der Ackerbau, in der drückendsten Sclaverey befindet. Auch alle Bäcker in Rom stehen unter ihm. (Die Beschreibung seiner Bedrückungen ist wirklich empörend.) In Rom ist eine beträchtliche Anzahl deutscher Bäcker wohnhaft, die sich deutscher Gesellen bedienen, und ihre besondre Kirche mit einem deutschen Geistlichen haben, den sie aus ihren Mitteln besolden. XIV. **Vom Präsidenten der Grascia.** Er hat den Auftrag, Rom mit Fleisch und Eßwaaren zu versorgen, der sich auch auf das Oehl erstrecket, womit die apostolische Kammer ein drückendes Monopol durch den ganzen Kirchenstaat treibt, dessen klägliche Folgen allenthalben sichtbar sind. XV. **Von dem Generalkriegskommissär, und dem Kommissär des Seewesens.** Der erstere ist das Oberhaupt der ganzen päbstlichen Landmacht, und ob er gleich von Kriegssachen nicht das geringste versteht, so muß doch alles, was bey irgend einem Regimente vorfällt, an ihn berichtet, und seine Befehle müssen ohne Widerrede befolgt werden. — Die regulären Truppen in Rom, mit Ausnahme der Engelsburg und eines Bataillon Korsen, machen gegen 1200 Mann aus. Die übrigen regulären Truppen in den andern Theilen des Staats betragen ohngefähr noch zweymahl so viel. Außer diesen haben alle Provinzen, Städte und Marktflecken des Kirchenstaats eine bewaffnete Mannschaft, die sogenannten Milizionen, die beym ersten Aufgebot zu Ergreifung der Waffen bereit seyn, und sich ins Feld stellen müssen, außerdem aber als Handwerker und Bauern ihrer gewöhnlichen Handthierung obliegen. Ihr Stifter ist Sixt V. XVI. **Von den Oberaufsehern oder Präsidenten der öffentlichen Straßen und Wege, des Tiberufers, der Münze, der Archive und der öffentlichen Gefängnisse.** Wenn ein Schulden halber Inhaftirter durchaus unvermögend zu bezahlen ist, so kann er bitten, zum Beneficio cessionis bonorum zugelassen zu werden; worüber der Präsident, wenn bey der Untersuchung es sich gegründet findet, eine Akte ausfertigen, und den Gefangenen frey läßt. Mit einer solchen Abtretung der Güter aber ist eine gewisse öffentliche Entehrung verbunden, indem der Entlassene von nun an, als Schandzeichen, einen grünen Hut tragen muß, den er nie ablegen darf, ohne sogleich ins Gefängniß zurück gebracht zu werden; es wäre

denn,

dern, daß er seine Gläubiger gänzlich befriedigte. Diese Einrichtung ist in der That nicht unweise, und verdient in Ansehung lüderlicher Schuldner in mehrern Staaten Nachahmung. **XVII. Von der Congregation des *Buon Governo*.** Ihre Obliegenheit ist, die Oberaufsicht über alle Gemeinheiten des Kirchenstaats zu führen, und deren ganze Einrichtung zu ordnen. **XVIII. Vom Ackerbau.** Dieser ist in dem elendesten Zustande. Die römische Feldmark enthält über 85000 Rubbien des vortrefflichsten urbaren Bodens, wovon gleichwohl mehr nicht, als jährlich etwa 9000 Rubbien bestellt, und die übrigen 76000 der Verwilderung überlassen werden. Auch das Pflügen und Dreschen geschieht auf die verkehrteste Weise, und ein deutscher Landmann würde dabey die Hände zusammenschlagen. An Besserung ist gar nicht zu denken, weil sie jedem mit der, leider auch bey unserm Bauer noch üblichen, Antwort abfertigen: wir haben es allezeit so gemacht. — Im Kirchenstaat, so wie in ganz Italien, haben wenig Bauern ein Grundeigenthum. — Den elenden Zustand des Ackerbaues zeigt schon der Preis der Ländereyen. Im Gebiete von Rom kann man den Rubbio des besten Landes, eine Fläche von beynahe 11 Hannöverschen Morgen, für 80 Scudi kaufen, die man in Deutschland kaum für 7—800 Rthlr. erkaufen würde. — Beschreibung der Pontinischen Sümpfe, und der jetzigen Anstalten zur Austrocknung derselben. Sehr lesenswerth. **XIX. Zustand der Fischerey.** Gleichfalls erbärmlich, und im höchsten Grade vernachlässiget. — Man kann annehmen, daß bloß in Rom für alle Fasttage des ganzen Jahrs eine Summe von 160000 Scudi für Fische ausgegeben wird, und in dem gesammten Kirchenstaat eine Summe von 2,080000 Scudi. — In Rom giebt es Leute, die das Fangen der Fische für bedenklich halten, „weil durch das Fangen die Fische ausgerottet werden könnten." Bravo! **XX. Zustand des Kunstfleißes.** Höchst traurig. Die Menge der Festtage im Kirchenstaate, die sich beynahe auf den dritten Theil des Jahrs beläuft, erzeugt eine Abneigung gegen alle Arbeit. — In ganz Italien ist kein Ort, wo so viel Lammfleisch gegessen wird, und es folglich eine größere Menge Lammgedärme giebt, als in Rom; es hat daher auch eine fast ausschließende Fabrik mit Saiten, die sehr von Bedeutung ist. **XXI. Vom Handel.** Wenn unter mehreren Gesellschaften in Rom eine vorzüglich zur Zerstöhrung des öffentlichen Handels bestimmt, und aus den bösartigsten Köpfen

zu diesem Zwecke zusammengesetzt wäre: so hätte diese unmöglich einen vollständigern und weitgreifendern Plan zu Stande bringen können, als derjenige ist, den die in dieser Hinsicht gegenwärtig vorhandenen Gesetze enthalten. — Die jährliche Einnahme des Kirchenstaats für ausgeführte Landesprodukte beträgt, hoch angeschlagen, 2,186000 Scudi; dagegen die Ausgabe für fremde Waaren, aufs geringste angeschlagen, 3,680619 Scudi; folglich verliehrt er jährlich baar 1,494619 Scudi. (Ein ansehnliches Deficit!) XXII. Päbstliche Einkünfte. Sie werden hier zu 2½ Millien Scudi angegeben, gegen **Le Bret**, der sie auf 4 — 5 Millionen rechnet. — Die Abgabe von fremden Waaren, und zwar den entbehrlichen Specereyen, Gewürze, Zucker, Kaffee, Kakao und Thee beträgt 29 p. C. hingegen bey allen übrigen nothdürftigen Artikeln 19½ p. C. Wie verkehrt! Noch auffallender ist die Unschicklichkeit der Auflagen bey manchen inländischen Bedürfnissen, die zur größten Nothdurft gehören. Der Licent von Fleisch beträgt in Bologna beynahe den vierten, und in Rom sogar den dritten Theil des mittleren Kaufpreises, und der von Korn in Rom gegen 23, und in Bologna über 25 — 30 p. C. XXIII. **Oeffentliche Schulden, und Sixtinischer Schatz.** Dieser betrug ursprünglich 3 Millionen Gold-Scudi, oder 4,950000 gewöhnlicher Scudi. — Die stehenden Schulden der Kammer wurden bey der Stuhlbesteignng des jetzigen Pabstes auf 50 Mill. Scudi gerechnet. Sie nehmen mehr als die Hälfte aller öffentlichen Einkünfte für Interessen weg. Pius VI. muß diese Schuldenlast noch um eine beträchtliche Anzahl von Millionen vergrößert haben. In Betracht der unweisen Haushaltung wird es vollkommen glaublich, daß die jährlichen Ausgaben der päbstlichen Kammer den Betrag der Einkünfte bereits um 300000 Scudi übersteigen. XXIV. **Allgemeiner Zustand der Gerechtigkeit, Nepotismus, und Kameralnutzungen der Datarie.** Der Zustand der ersten, die hier sehr unrecht mit dem Namen der Gerechtigkeit belegt wird, ist höchst erbärmlich. — Kein peinlich Angeklagter erfährt die Zeugen, die wider ihn sind, noch weniger wird er mit ihnen zusammengestellt. — Die Gewohnheit, auf namenlose Angaben eine Sache zum Verhör und rechtlichen Verfahren zuzulassen, macht die Freyheit und das Eigenthum eines jeden unsicher. — Die Gesetze für den Beweis einer Sache sind so unbestimmt und schwankend als möglich; auch wird gewöhnlich auf den verneinenden Beweis be-

stan-

standen. — Wie unsicher die Rechtsgrundsätze sind, beweisen die häufigen Beyspiele der verschiedenen Aburtheilung eines und desselben Falls. Die Rota gab über ein und dieselbe Frage 7 verschiedene Erkenntnisse. — Bey allen Gerichtshöfen herrscht der Grundsatz, daß Diebstahl ein unendlich gröberes Verbrechen sey, als Mord. — Unter der 11jährigen Regierung des Pabstes Rezzonico soll sich die Anzahl der Mordthaten auf 10000 belaufen haben, wovon ein volles Drittheil der Hauptstadt allein zugerechnet wird. — Der Bruder des jetzigen Pabsts, der Herzog von Nemi, giebt ein auffallendes Beyspiel des Nepotismus; er lebte noch vor 15 Jahren im dürftigen Schreiberzustande, und sein jetziges jährliches Einkommen wird über 50000 Spec. Rthlr. gerechnet. — Einer Berechnung eines Beamten der Datarie zufolge soll der Ertrag dessen, was von den Staaten der Kathol. Christenheit nach Rom gezahlt wird, in dem neuesten Jahrzehend noch beynahe 2½ Mill. Scudi jährlich gegeben haben. Allein nach dem neuern Zustande der Dinge wird es vielleicht kaum die Hälfte mehr betragen.

Die Beschreibung aller dieser Gegenstände ist sehr ausführlich und gut, so daß man sich eine vollkommen richtige Idee davon machen kann. Wir empfehlen die Lesung dieses Buchs besonders denen, die über die schlechte Verfassung der Gerichte und der politischen Oekonomie, die sich leider wohl noch hin und wieder in unserm lieben deutschen Vaterlande findet, Klage führen, zu ihrem Troste; wenn es anders ein Trost seyn kann, zu wissen, daß es in den Staaten des, wenigstens in diesen Stücken gewiß nicht unfehlbaren, heiligen Vaters noch weit schlechter ist.

Ma.

Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind. Von Theophil Friedrich Ehrmann. Frankfurt, Hermannische Buchhandlung. Dritter Band. 1791. XII. 354 S. Mit einer Karte von Senegambien. Vierter Band, 1792. XVI. 324 S. Fünfter Band, 1792. XVI. u. 380 S. kl. 8. 2 Rk. 16 gr.

 (Jeder

(Jeder Theil mit einer, wenn nicht vorzüglich gestochenen, doch passenden Titelvignette.)

Vielleicht ist es nicht unnöthig, bey der Fortsetzung dieses weit aussehenden Werkes den Leser einen Augenblick zu den vorigen in der ältern A. D. Bibliothek angezeigten Theilen zurückzuführen. Den ersten Band füllt eine allgemeine Einleitung; der zweyte fängt die Geschichte der Reisen selbst an, und enthält von der ersten Abtheilung: Reisen nach und in Afrika, den ersten Abschnitt: Erste Reisen und Entdeckungen der Europäer längs der West- und Ostküste von Afrika hin. Hier folgt nun der zweyte Abschnitt: Reisen nach Westnigritien oder Senegambien, welche die vorliegenden drey Bändchen ausmachen. — Aus dem Umfange dieser Bearbeitung wird der Leser leicht den Schluß ziehen können, daß Hr. E. nicht im Stande seyn werde, das gethane Versprechen zu halten, die Geschichte aller Reisen in 24 Bänden zu liefern. Er gesteht dies selbst und erregt die Besorgniß, daß der unter der Hand anwachsende Stoff vielleicht 36 Bändchen erfordern dürfte. Manchem Käufer wird dies freylich keine angenehme Nachricht seyn; aber kaum dürfte sich gegen die Gründe, die er zu seiner Vertheidigung anführt, etwas erhebliches erinnern lassen; es müßte denn dies seyn, daß Hr. E. manche Materien ausschließen, oder wenigstens manche Kenntnisse voraussetzen möchte, — wobey aber ein großer Theil der Leser viel verliehren dürfte. Gegen die Weglassung mancher Reisebeschreibungen überhaupt würden wohl mehrere Käufer eben so stark protestiren, als gegen noch mehrere Abkürzung. Für letztere wenigstens sorgt Hr. E. so viel es nur immer möglich ist; und die darauf verwendete Mühe würde dem Kenner in die Augen fallen, wenn auch der Verf. nicht seine Leser selbst davon versicherte. Stärkere Verkürzung würde, einige Stellen vielleicht abgerechnet, wo nicht der Belehrung, doch der zugleich beabsichtigten Unterhaltung schaden.

Da mit dem dritten Bändchen die Auszüge aus den speciellen Reisebeschreibungen anfangen: so müssen wir hier noch erinnern, daß jedem Auszuge eine Einleitung von den zur Beurtheilung des Werks nöthigen Umständen, dem Zwecke der Glaubwürdigkeit des Verf. u. s. w. vorausgeht, daß die minder interessanten Reisebeschreibungen nur kurz abgefertigt, die interessantern hingegen vollständiger ausgezogen worden.

Nach

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen noch etwas von dem Inhalte jedes einzelnen Theils. Das dritte Bändchen begreift nach einer Einleitung (die allgemeine Länderkunde von Senegambien und kurze Geschichte der europäischen Niederlassungen daselbst, nebst der Litteratur enthält) Reisen nach und durch Senegambien, und zwar I. Summarische Geschichte der minder merkwürdigen Reisen Rainolds und Dassels, van den Broeks, Jobson's, Jannequin's und Le Maire's v. d. J. 1591 — 1662. (S. 79 f.) II. And. Brue's (vormahl. Generaldirektors der französischen Senegalgesellschaft) sieben Reisen durch Senegambien v. J. 1697 — 1715. (S. 123 f.) III. Compagnon's Reise nach Bambuk i. J. 1716, verglichen mit der Reise eines Ungenannten in eben dasselbe Land, S. 313 bis zu Ende. (Die diesem Theile angehängte Karte ist nach Adanson gezeichnet und aus Specialkarten vermehrt.) Im vierten Bändchen folgt zuerst: IV. des britt. Hauptmanns Barthol. Stipp's Reise auf der Gambia i. J. 1724. V. Franz Moore's (Faktors der britt. afrikan. Handelsgesellschaft) Reisen nach Senegambien und auf dem Gambiaflusse v. J. 1730 — 1735. (S. 41 fg.) VI. de la Rocque's Reisen nach Senegambien und besonders nach Galam, i. J. 1744. (S. 133 fg.) VII. Mich. Adanson's (königl. Fr. Censors rc.) Reisen nach und durch Senegambien, v. J. 1749 — 1753. (S. 161 fg.) VIII. Joh. Lindsay's, Schiffspredigers auf einem brittischen Geschwader unter A. Keppels Kommando, Reise nach Senegambien, i. d. J. 1758 bis 1759. S. 297 bis zu Ende.

Das fünfte Bändchen enthält: Beschreibung von Senegambien, in Rücksicht auf seine Naturmerkwürdigkeiten, einzelnen Länder und Staaten, Einwohner und Handel, bis S. 347. Den Beschluß machen einige Zusätze und Verbesserungen zu der Naturgeschichte von Senegambien; ein Verzeichniß der bey diesem Bande gebrauchten und angeführten Schriften und ein alphabet. Register über die Naturgeschichte von Senegambien. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich zur Gnüge, daß Hr. E. in diese drey Bändchen alles Wissenswürdige, was seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts über diesen Erdstrich und seine Bewohner geschrieben wurde, zusammengedrängt und dadurch dem Leser, der nicht alles sammeln, nicht alles lesen kann, einen Vortheil verschafft habe, der im Verhältniß gegen den Preis des Werkes sehr beträchtlich ist. Wer wird

also

also nicht gern dem Verf. in der fernern Bearbeitung freye Wahl lassen, wer wird ihm durch eine Menge Einwürfe das Vergnügen an dieser seiner Arbeit, der er so viel aufopfert, verbittern, oder ihm gar dieses Geschäft verleiden wollen? — Rec. wenigstens wünscht Hrn. E. alle Ermunterung zu dieser nicht leichten Arbeit, die er mit so vielem Muthe unternommen hat und so fortführt, daß wir die Vollendung wahrscheinlich erwarten können, und gern behält er die wenigen Anmerkungen, die er dieser Anzeige beyfügen wollte, zurück, um nicht in Verdacht zu kommen, das Lob, was er diesem Buche ertheilte, hinterher schmälern zu wollen.

Emb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Beytrag zur Beantwortung der Frage: ob der Glaube an Christum, als den höchsten Geist nach Gott, schriftmäßig sey? in einigen Bemerkungen über Herrn Oertels Christologie, nebst vorausgeschicktem kurzem Auszuge derselben. 1793. Ohne Namen des Verlegers, 13 Bog. in 8. 12 gr.

Nach der Unterschrift, S. 207, ist ein Herr Paulus, vielleicht Herr Prof. Paulus in Jena, der Verfasser dieser Abhandlung. Sie war anfänglich für eine der jetzigen Zeitschriften bestimmt. Da sie aber unter der Ausarbeitung weitläuftiger ward, als er vermuthet hatte: so entschloß er sich, sie besonders herauszugeben; und wirklich muß dieser Beytrag zur Untersuchung einer Frage, die in Oertels Christologie so entscheidend bejaht war, denen willkommen seyn, welche dieselbe genauer und vollständiger zu untersuchen wünschen. Man findet hier zuerst auf 87 Seiten einen hinlänglichen Auszug aus Oertels bogenreichem Werke, um die dagegen gemachten Erinnerungen beurtheilen zu können, und dann sind S. 88 bis zu Ende jeder Beweisstelle, die Hr. Oertel für seine Hypothese angeführt und erklärt hatte, Anmerkungen beygefügt, um den Ungrund der gewählten Erklärung, und der daraus hergeleiteten Folgerungen aufzudecken.

Aus der Recension der Oertelschen Schrift, B. 2. S. 201 f. dieser Bibliothek, ist unsern Lesern schon bekannt, daß Hr. Oertel den Glauben, daß Christus der höchste Geist nächst Gott sey, für den einzigen, zu Folge der Resultate der neuesten Exegese, schriftmäßigen Glauben und Begriff von der Person Christi erklärt hatte. Seiner Meinung gemäß hatte Hr. Oe. behauptet, daß Jesus besonders deswegen der Sohn Gottes heiße, weil er der Allererste und Einzige war, der diese Menschenvaterswürde und Kindergotteswürde unter die Menschen brachte, d. h. der diese reinere edlere Erkenntniß von Gott selbst hatte, sich und die Menschheit in diesem beseeligenden Verhältnisse darstellte, diesen Geist der Kindschaft allen Menschen mittheilte, und sich bestrebte, ihren Verstand durch die würdigsten Begriffe von Gott aufzuklären, ihr Herz durch ächten Gottessinn zu bilden, und mit den göttlichen Gefühlen einer allgemein thätigen allumfassenden Menschenliebe zu beleben. Dagegen erinnert Hr. P. mit Recht, es lasse sich schwerlich auch nur eine einzige Stelle im N. T. finden, worin Jesus in dieser Bedeutung der Sohn Gottes genannt wäre. Vielmehr entscheiden alle Stellen des N. T., worin dieser Name Christo beygelegt wird, nur für die einzige, dem damahligen Sprachgebrauch gemäße und durch Jesu eigne authentische Erklärung Joh. 10, 36 bewiesene Bedeutung, nach welcher dieser Name die Messiaswürde Jesu und die Verbindung überhaupt bezeichnet, in welcher Jesus, als Messias, mit Gott steht. Selbst auf Luc. 1, 35 läßt sich diese Bedeutung anwenden.

Der zu einseitigen Erklärung der Stelle Joh. 1, 1. 2. (worin Hr. Oe. den Logos nicht als die personificirte Weisheit, Macht und Güte Gottes, oder das Wort Gottes nach dem alttestamentlichen Sprachgebrauch, das auch Ps. 107, 20. so wie die Weisheit Gottes Sprichw. 8, 22. f. personificiret worden; sondern als Benennung eines höchsten Geistes nächst Gott erklären wollen) setzt Hr. P. theils des seel. Jerusalem freymüthige Erklärung, Th. 1. seiner hinterlassenen Fragmente S. 566 u. f. theils Hrn. Generalsuperintendenten Löfflers in Gotha vortreffliche und gründliche Darstellung der Entstehungsart der Dreyeinigkeitslehre von Jesu Zeiten an, bis auf die nicänische Kirchenversammlung, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des bekannten Versuchs über den Platonismus der Kirchenväter, nach der zweyten Ausgabe entgegen.

gen. Endlich meint Hr. P. man könne auch 1 Kor. 2, 7. zur Bestätigung dieser Erklärungsart anwenden. Hier ist Rec. andrer Meinung. 1 Kor. 2, 7. ist σοφια θεου gar nicht Gottes Weisheit als Vollkommenheit Gottes; sondern Weisheit oder Einsicht, die Gott den Menschen verschafft hat. Mit Recht aber wird erinnert, daß es gar nicht wahrscheinlich sey, daß hier θεος vom Johannes nicht als Name des wahren Gottes, sondern eines Repräsentanten der Gottheit gesetzt sey, da diese Bedeutung gar nicht dem Sprachgebrauch gemäß ist, und daß man also allen Schwierigkeiten, die bey dieser Stelle entstehen, nur dann ausweichen könne, wenn man unter dem Logos die personificirte Weisheit Gottes verstehe.

Bey 1 Joh. 5, 20. wird vorgeschlagen, die Worte και bis χριςῳ als Parenthese zu nehmen, und ὀυτος auf τον αληθινου zu beziehen. Dies wird um so viel wahrscheinlicher, wenn man auch keine Parenthese annimmt; da 1) nach αληθινῳ nicht και folgt, und Johannes sonst niemahls Jesum den wahrhaftigen Gott nennt, sondern ihn immer als den Sohn Gottes oder den Messias von Gott unterscheidet; und da 2) auch XII. Gott, der Vater Jesu des Messias, als Geber des ewigen Lebens genannt worden ist. Röm. 9, 5. ist Hr. P. geneigter, die Doxologie auf Christum zu ziehen, als auf Gott den Vater Jesu Christi. Allein wider diese Erklärung ist 1) mit Recht zu erinnern, daß Paulus, der in seinen Briefen die den jüdischen Schriftstellern gewöhnlichen Doxologieen so oft anbringt, niemahls eine erweisliche an Christum gerichtete Doxologie gebraucht hat, wenn dies nicht etwa in dieser Stelle geschehen ist. Dies muß den Interpreten billig aufmerksam machen, da er hier etwas sonst dem Vf. dieses Briefes ganz ungewöhnliches annehmen würde, erst zu untersuchen, ob diese Erklärung auch wirklich nothwendig, und ob nicht eine andre dem Sprachgebrauch überhaupt und den gewöhnlichen Redensarten des Apostels gemäß sey. Zudem ist 2) nichts was uns nöthigt, diese Doxologie von Christo zu erklären. Denn α) erfordert το κατα σαρκα nicht nothwendig einen Gegensatz; man vergleiche den nahe vorhergegangenen dritten Vers, in welchem das κατα σαρκα eben so ohne Nachsatz steht. Ferner ist β) die Form der Doxologie, wenn sie als eine an Gott gerichtete Doxologie betrachtet wird, da man denn ειη nach ευλογητος suppliren muß, gar nicht dem Sprachgebrauch des Apostels Paulus zuwider; man vergleiche Eph. 1, 3. u. s. w. Auch ist γ) die Redensart, ὁ ων επι

παν-

παντων, recht eigentlich, dem Paulinischen Sprachgebrauch gemäß, ein Attribut Gottes, vergl. Eph. 4, 6. Die Redensart Joh. 3, 31. die Hr. P. S. 113. anführt, wo es von Jesu heißt, επανω παντων εςιν, kann hier nichts beweisen; denn hier ist einmahl nicht vom Johanneischen, sondern vom Paulinischen Sprachgebrauch die Rede, und zweytens ist επανω παντων in der angeführten Stelle durch den Zusammenhang hinlänglich determinirt, so daß der Sinn desselben ist: Der Gesandte Gottes ist über alle andre, auch über die gelehrtesten bloß menschlichen Lehrer erhaben. Ein irrdischer menschlicher Lehrer, ein Lehrer, der seine Kenntnisse von andern Menschen hat, gehört den Irrdischen an, und lehrt auch so, wie andre gewöhnliche Lehrer, was er von andern Menschen gelernt hat, und was andre Lehrer zu lehren pflegen. Aber der göttliche Lehrer ist über sie alle erhaben; er lehrt, was er gesehen und gehört, wovon ihn Gott selbst deutlich belehrt hat. — Man hat diese Stelle vornehmlich deswegen mißverstanden, weil man εκ της γης häufig auf Johannes den Täufer deutete, und mithin, da dieser doch auch ein göttlicher, oder von Gott gesandter Lehrer nach Johannes des Evangelisten Vorstellung Joh. 1, 6. gewesen ist, die Worte von allen übrigen Lehrern im Gegensatze gegen Jesum deuten zu müssen meinte. Dies fällt aber hinweg, wenn man nur bedenkt, daß ὁ ὢν ἐκ της γης hier gar nicht auf Johannes den Täufer gehen kann; denn der war nach dem Sprachgebrauche der damahligen Zeit nicht εκ της γης; sondern εκ του ουρανου; er redete nicht τα εκ της γης; sondern τα εκ τε κρανε, wie seine Taufe vergl. Matth. 21, 25. von den Juden allgemein für göttlich, für ἐκ τοῦ ουρανου, nicht für eine bloß menschliche Anstalt, erkannt ward. Zu 1 Cor. 15, 27., woran Hr. P. erinnert, reimt sich ὁ ὢν ἐπι παντων nicht. Denn dieses bezeichnet die Regierung des Ganzen, der ganzen Welt, und 1 Kor. 15, 27. hingegen steht τα παντα offenbar in einer eingeschränkteren Bedeutung, für παντας τους εχθρους αυτου, von welchen vorher und Ps. 110, 2. die Rede gewesen war, also nur für alle die Hindernisse der Wohlfarth der Menschen, welche Jesus, als Messias vorgestellt, durch seine Lehre aus dem Wege räumen sollte. Ein solches Hinderniß war auch der Tod, schrecklich dem, der nichts jenseits des Grabes hoffet; aber Jesus nahm ihm seine Schrecken. — Wenn man dies alles bedenkt, wenn man erwägt, daß es ganz wider Paulus Gewohnheit ist, eine Doxologie

xologie an Jesum zu richten, daß nichts uns nöthigt, die Doxologie auf Jesum zu ziehen, daß vielmehr alle Attribute auf Gott recht eigentlich passen: so muß man geneigt werden, die Doxologie auf Gott zu ziehen. Die ungewöhnliche Anrufungsformel ὁ ὢν ἐπι παντων θεος, ist Ausbruch der Fülle der ehrfurchtsvollen Empfindungen des Apostels, die besonders dann recht stark und lebhaft bey ihm rege zu werden pflegten, wenn er der Wohlthat, daß der Messias wirklich gekommen sey, erwähnte, vergl: Röm. 2, 33 — 36 u. a. O.

Bey 1 Kor. 8, 5. 6. erinnert Hr. P., es sey hart, τα παντα das andre Mal in einer andern Bedeutung zu nehmen, als das erste Mal. Beyde Mal bedeute es **das Weltall**, aber Paulus unterscheide doch, indem er ἐξ ὃυ vom Vater, δι ὃυ von Christo gebrauche. So entscheidend dünkt dies doch den Rec. nicht; da sonst in Pauli Briefen die Redensart τα παντα, wenn sie von Christi Reich gesetzt wird, ihre bestimmte Bedeutung hat. Aber gesetzt auch, daß hier Christus als Weltschöpfer beschrieben wäre: so bemerkt doch Hr. P. in der Folge sehr richtig, was schon von Andern erinnert worden, daß dies die gewöhnliche jüdische Vorstellungsart vom Messias war, und daß diese Vorstellungsart, die in den eignen Beschreibungen, welche Jesus uns von seiner Person macht, nie vorkommt, nicht zur **Lehre von der Person Jesu** gerechnet werden könne; indem wir die Lehre von der Person Jesu Christi nach seinem eigenen Unterricht, und nicht nach den Zusätzen bestimmen müssen, welche wir in den, nach den erhabensten jüdischen Vorstellungen vom Messias eingerichteten, Beschreibungen der Apostel antreffen. Die Lehrart der Apostel kann in solchen Stücken, worin sie nicht mit Jesu Lehre, sondern mit jüdischen Ideen übereinstimmt, nicht Regel des christlichen Glaubens seyn; denn unstreitig haben die Apostel viele jüdische Ideen beybehalten, welche weder in Jesu Lehre, noch sonst unabhängig von derselben hinlänglichen Grund haben.

1 Tim. 3, 16. will Hr. P. unter αγγελοι die Apostel nicht verstehen, weil es wider Pauli Spachgebrauch wäre. Allein wenn Paulus die Worte aus einem Liede entlehnte: so könnten sie wohl in einer sonst in seinen Schriften ungewöhnlichen Bedeutung stehn. Luc. 1, 16. erinnert er mit Recht, daß von der messianischen Zeit die Rede ist: allein es

ist

ist nicht bemerkt, daß diese, nach Begriffen, die aus Jes. 40, 3 – 5. Malach. 3, 1. f. gebildet sind, als eine Zeit geschildert wird, da Gott sichtbar auf der Erde erscheinen werde. Es muß also wohl von Gott im höchsten Sinne des Wortes die Rede seyn. — Eben so wird mit Recht erinnert, daß Matth. 16, 27. 25, 31. und Marc. 8, 38. nicht sage, daß der Vater mit Christo erscheinen werde. Nur muß noch hinzugesetzt werden, daß die Stellen bloß bildlich von der Stiftung des Reiches Christi oder einer Gesellschaft von Verehrern Gottes, die ihm glauben und folgen, zu erklären seyn, denn es ist von einer Erscheinung während jenes Menschenalters die Rede. — Joh. 10, 30. ist nicht von moralischer Einheit die Rede, wie Hr. P. bemerkt. Ich und der Vater sind eins, heißt so viel als: es ist gleich viel, ob ich sage, niemand kann die Meinigen mir entreißen, oder niemand kann sie meinem Vater entreißen. — Sehr richtig wird erinnert, daß die Apostel, wenn sie Jesum nach seiner Auferstehung und Erhöhung den Herrn nennen, den, der über Todte und Lebende Herr sey, dabey nicht bloß an eine moralische Herrschaft durch seine Lehre gedacht haben. Sie übertrugen nämlich die erhabensten Begriffe der Juden vom Messias, als einem Mitregenten Gottes, auf Jesum. Wenn man aber bedenkt, daß Jesus sich nie eine solche Mitregentschaft in deutlichen Ausdrucken zugeeignet, daß er sich immer nur in den gangbaren Ausdrücken als den Messias beschrieben, daß er die gewöhnlichen erhabensten Begriffe vom Messias und Messiasreiche bey seinen Schülern geduldet hat; weil sie die völlige Aufklärung der Absichten, worin er sich für den Messias erklärte, noch nicht tragen, und jener sinnlichen Vorstellung nicht entbehren konnten, wenn ihnen der Messias und das Messiasreich recht wichtig bleiben sollte; wenn man dies bedenkt, und danächst erwägt, daß die jüdischen Ideen vom Messias als Mitregenten Gottes aus Mißverstand von Ps. 110, 2. u. a. O. entstanden waren, und daß sich von denselben kein hinlänglicher Grund angeben läßt; so muß es einleuchten, daß diese Vorstellungsart der Apostel, so nützlich und angemessen sie für jene Zeiten war, nicht für alle Zeiten eine Regel des Glaubens seyn, und nicht für alle Zeiten bestimmt und angemessen geachtet werden kann. Eben dies gilt auch von den Begriffen der Apostel vom Sitzen zur Rechten Gottes, oder der Regierung mit Gott. Wir müssen den Aposteln unsre Ideen nicht leihen; wenn gleich ihre

 Ideen,

Ideen, so weit sie nicht in Jesu eigner Lehre ihren Grund haben, nicht Regel für uns sind.

Völlig stimmt Rec. Hrn. P. darin bey, daß **Fleisch und Geist**, von Christo gebraucht, die leibliche Abstammung desselben im Gegensatze gegen seine erhabnere Verbindung mit Gott, oder die in ihm sich wirksam erweisende Kraft des Geistes Gottes bezeichne. Allein nach des Rec. Einsicht ist πνευμα Christi Röm. 1, 4. der Vorzug seiner zur vollkommensten Uebereinstimmung mit Gott durch Gottes Kraft veredelten Seele. ἁγιωσυνη ist sonst stets im N. T. Heiligkeit im moralischen Sinne, also πνευμα ἁγιωσυνης ein ganz der Heiligkeit geweiheter Geist, wiewohl freylich diese Heiligkeit immer als von Gott bewirkt, als ein πνευμα Θεου im Menschen gedacht ward.

Menschensohn soll nach Hrn. P. sich Jesus genannt haben, um sich fürs erste nur als einen Propheten und Gesandten Gottes zu bezeichnen. Erst nachdem er die sinnlichen Erwartungen vom Messias vernichtet, habe er sich im Tempel für den Messias, den Sohn Gottes, im höchsten moralischen Sinne, erklärt, Joh. 10, 30. Diese auch von Hrn. D. Ammon in seiner biblischen Theologie vorgetragene Erklärung scheint dem Rec. nicht dem N. T. gemäß. Jesus nannte sich 1) schon früher den Sohn Gottes, vergl. Joh V. f. 2) Menschensohn und Messias steht Joh. 12, 33. 34. völlig gleichbedeutend. Den Juden ist der Name Menschensohn nicht unverständlich; sie verstehn darunter den Messias; nur das befremdet sie, daß Jesus sagt, des Menschen Sohn solle leiden und sterben, das stimmte nicht mit ihren Begriffen vom Messias überein. 3) Joh. 5, 27. ist entscheidend; Gott hat dem Sohn die Macht gegeben zu richten, zu entscheiden, wer ein Bürger des Messiasreiches seyn soll, **weil er des Menschen Sohn**, das ist also, **weil er der Messias ist.** Eben so 4) Matth. 26, 63. 64. und diese Stelle mit Matth. 16, 27. 25, 31. Marc. 8, 38. u. a. O. verglichen, wo des Kommens des Menschensohnes in den Wolken des Himmels erwähnt ist, weiset uns hin auf Daniel 7, 13. 14. wo der Messias als ein in den Wolken kommender Menschensohn, wie die Juden die Stelle erklärten, genannt war. Aus dieser Stelle muß also **Menschensohn** als Name des Stifters des Reiches Gottes abgeleitet werden.

Sehr

Sehr gut wird gezeigt, daß Joh. 8, 57. 58. 17, 5. nicht von der Präexistenz der Logosseele Jesu, wovon Jesus nie bestimmt geredet hätte; sondern davon, daß die Idee und Erwartung des Messias, wie die Juden lehrten, so alt als die Welt, und der Messias schon vor der Schöpfung von Gott vorherbestimmt war, von Jesu Zuhörern habe verstanden werden müssen. Auch werden Joh. 1, 15. 27. 30. 3, 31. ungezwungen nach den damaligen Ideen vom Messias erklärt.

Vortrefflich sind ferner die Bemerkungen, in welchen gezeigt worden, daß die Vorstellungen der Apostel von Christo, als dem Weltschöpfer und Weltrichter, nicht in Aussprüchen Jesu gegründet; sondern ganz jüdischen Ursprungs, und mithin nicht mehr in unsrer Dogmatik als eigentliche Glaubenssätze, sondern als locale und temporelle Ideen, so wichtig und nützlich sie auch zu den ersten Zeiten waren, zu behandeln sind.

Vortrefflich ist die Bemerkung S. 191, 192. Mit geläuterten Begriffen von der Weltregierung Gottes, und von der Art, wie er sich von je her den Menschen zu verschiedenen Zeiten auch verschieden offenbarte, sich zu ihren jedesmahligen Ideen herabliess, und selbst die unter ihnen herrschenden irrigen Meinungen und Vorurtheile nicht ganz ausrottete, sondern sie vielmehr zur herrlichen Ausführung seines wohlthätigen Plans weislich zu benutzen wußte, mit solchen Begriffen, sage ich, kann man auch bey der Lehre von Christo gar wohl durchkommen, ohne weder auf der einen Seite dem Ansehen der Bibel, noch auf der andern den Foderungen der Vernunft das Geringste zu vergeben.

Der Vf. wünscht, daß der Artikel von Christo künftig auf diese Art bearbeitet werde, wobey selbst für die Vertheidigung des Christenthums viel gewonnen würde. Er hofft, Eckermann, dessen Schriften er nur aus Recensionen kennt, werde dies Geschäfte übernehmen. Dem Rec. ist es hiebey merkwürdig, daß Eckermann, theol. Beyträge B. II. St. II. eben den Weg eingeschlagen hat, den Hr. P. gleichfalls und unabhängig von ihm für den richtigen erklärt. Beyde unbefangne Forscher treffen, ohne es zu wissen, zusammen, und die Untersuchungen des Letztern bestätigen die des Erstern.

Bg.

Belehrungen für Verstand und Herz protestantischer Christen, von M. Johann Friedrich Christian Wagner, Pfarrer zu Leuna bey Merseburg. Dresden, bey Gerlach, 1790. 8. 82 Seiten. 6 gr.

Man kann es dem Verf. wohl glauben, daß weder Schreibsucht noch Verlangen nach Schriftstellerruhm ihn zu dem Entschluß gebracht haben, diese Belehrungen niederzuschreiben, und daß er in denselben nichts Neues habe sagen, auch nicht auf den Ruhm großer Gelehrsamkeit habe Anspruch machen wollen. Aber das glauben wir ihm nicht, daß sich niemand weniger als der Theolog, der Bibel- und Wahrheitsfreund, Beyfall versprechen könne. Es kommt darauf an, wie der Theolog sich in der gelehrten Welt producirt, und seine Wahrheiten geltend macht. So weit sind wir Gott Lob gekommen, daß wir auf die Machtsprüche der Theologen nichts mehr geben, und uns nicht mehr von ihrer ehemaligen Heiligkeitsglorie imponiren lassen. Aber immer sind sie doch noch dem denkenden Kopf willkommen, wenn sie ihre Sache gehörig führen, wie sie vor Meister und Gesellen geführt werden muß, und nicht gleich auf Andersdenkende den Bannstrahl werfen. Auch werden billige Richter sie nicht gleich hart behandeln, wenn sie auch nicht immer in der gehörigen Rüstung erscheinen, und nur, wie unser Verfasser, mit Bescheidenheit auftreten. In so fern kann also Hr. Wagner ganz ruhig seyn. Aber, der Wahrheit zur Steuer, müssen wir doch das ehrliche Bekenntniß ablegen, daß, wenn auch diese Bogen mehreren ganz nützlich zu lesen seyn werden, sie doch vor dem Richterstuhl der unpartheyischen Kritik kein sonderliches Lob erhalten können. Diese Schrift soll, sagt der Vf. in der Vorrede, dem ächtprotestantischen Christen, der es nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That ist, Unterricht und Zuruf seyn, die Wichtigkeit seiner Religion zu schätzen, gegen Irrthum und Täuschung sich zu verwahren und seine gegründeten Ueberzeugungen zu befestigen. Wirklich muß man nach dieser Ankündigung mehr erwarten, als man im Buche selbst findet. Wenigstens hat Rec. es nicht finden können, wie durch die darin aufgestellten allgemein bekannten, schon tausendmahl gesagten Dinge, durch die oberflächlichsten Räsonnements und durch einige ascetische Flo-

stein der herrschenden Gleichgültigkeit begegnet und die Lauigkeit ermuntert werden könne, den hinreissenden Strom des Unglaubens dämmen zu helfen und der guten Sache Vorschub zu thun. Man findet in dieser Schrift folgende 6 kleine Abhandlungen: 1) Nachdenken des Protestanten über seine Religion; 2) Vergleichung des protestantischen Lehrbegriffs mit dem Glauben der ersten Christen; 3) Denkmale der göttlichen Fürsehung bey der Reformation Luthers; 4) Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung und des freyen ungehinderten Gebrauchs derselben, nebst ihren wohlthätigen Folgen; 5) Einfluß der Reformation in das Wohl des Staats; 6) Einfluß der Reformation in Familienglück.

Praktisches Handbuch für Prediger, von J. C. F. Witting, Pastor zu Ellensen bey Einbeck. Des ersten Bandes zweyter Theil. Leipzig, 1792. Bey Barth. 8. 500 Seiten. 1 Rt. 4 gr.

Diese zweyte Hälfte des ersten Bandes enthält Erklärungen, Predigtentwürfe und Hauptsätze zu Predigten über die Evangelien von Jubilate bis zum 27ten Sonntage nach Trinitatis. Der Vf. sucht es in dem kurzen Vorberichte zu entschuldigen, warum er die Predigtentwürfe und Hauptsätze zu Predigten über die Evangelien so sehr angehäuft habe. Er schreibe nicht, sagt er, Schwachköpfen eine Nothhülfe zu geben, sondern um den Predigern, die ihrem Amte zweckmäßig vorstehen wollen, eine Erleichterung ihrer edlen Absicht zu verschaffen, und beym Ueberfluß der Materialien könne die Auswahl desto treffender seyn. Aber ist es denn eine Sünde, Schwachköpfen eine Nothhülfe zu geben, und ist ihnen diese Nothhülfe nicht wirklich durch dieses Buch gegeben? Bedürfen sie nicht auch ganz vorzüglich dieser Nothhülfe? Können nicht auch sie den edlen Wunsch haben, ihrem Amte zweckmäßig vorzustehen? Und muß dann nicht ihnen besonders Erleichterung angedeihen? Rec. muß im Ernste gestehen, daß ihm diese Entschuldigung der dem Vf. vorgeworfenen Weitläuftigkeit gar nicht gefallen hat. Doch sie mag stehen; was folgt denn nun? Es folgt natürlicher Weise, daß, da der Vf. ausdrücklich für Prediger, die keine Schwachköpfe sind, zu

schreiben erklärt, seine Arbeit nun auch den bessern Köpfen um so angemessener seyn müßte. Und ist sie denn das? Können die bessern Köpfe, denen der Vf. ihr Amt erleichtern will, damit zufrieden seyn, daß sie einen großen Theil des Buchs, den sie nicht gebrauchen können, umsonst bezahlen müssen? Würde ihnen nicht damit mehr gedient seyn, daß der Vf., der für sie zu schreiben vorgiebt, selbst die Auswahl des Bessern getroffen hätte? denn offenbar ist es, daß die Erklärungen der evangelischen Perikopen so wohl, als die Dispositiven darüber gar nichts Vorzügliches haben, und die bessern Köpfe nicht sonderlich anziehen können. Dem ohngeachtet wird dieses Handbuch immer sehr brauchbar seyn, und wird es erst in der Folge recht werden können, wenn der Vf. sich nicht übereilt und den nöthigen Fleiß auf die Ausführung des von uns in der Recension der ersten Hälfte dieses Bandes angezeigten Plans verwendet. Herr Witting schreibt nur auf einmahl zu vielerley. Und es ist selten, daß ein Vielschreiber gründlich schreibt. Und in dem Fache, in welches dieses Handbuch gehört, ist die Konkurrenz guter Schriftsteller wirklich zu groß, als daß die mittelmäßigen auf zu viele Nachsicht rechnen könnten. Wenn es sich doch der Vf. wollte gesagt seyn lassen, daß es bey einem praktischen Handbuche für aufgeklärte Prediger mehr auf das Multum als auf das Multa dicere ankommt.

Ao.

Rechtsgelahrheit.

Von dem besondern Interesse des Natur- und allgemeinen Staatsrechts durch die Vorfälle der neuern Zeiten, von K. J. Wedekind, ordentl. Lehrer des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg, nebst einem Anhange über das Recht zu begnadigen, von Herrn Hofr. Feder zu Göttingen. Heidelberg, bey Pfähler, 1793. 15 Bog. in 8. 12 gr.

Der Verf. schrieb dieses Buch unmittelbar nach seinen zu Göttingen vollendeten Studien, und eröffnete damit auf eine sehr rühmliche Weise die Führung des ihn schon erwartenden Amtes.

Amtes. Er erscheint als ein ächter Bürger im Reiche der Vernunft, folglich auch als ein Jurist, dergleichen es noch wenige giebt. Sein Bekenntniß ist, „daß die Vernunftwissenschaften allein die Grundlage alles menschlichen Wissens sind, daß sie sich nicht bloß mit eiteln und leeren Speculationen beschäftigen, die allenfalls nur dazu dienen, richtiger denken und urtheilen zu lernen" u.s.w. Es mußten also wohl wahre Vernunftausbürger seyn, welche das Buch des Vf. verdächtig fanden, und es dahin brachten, daß man den Verkauf desselben, bis daß es von der juristischen Facultät zu Heidelberg untersucht und geprüft seyn würde, untersagte. Diese Prüfung ist nach öffentlichen Nachrichten dahin ausgefallen, daß der Verkauf des Buchs frey gegeben, und sein Verfasser mit einer jährlichen Gehaltszulage von 100 Gulden erfreuet ist. Wodurch hätte können auch ein anderer Ausgang der Sache gerechtfertiget werden? Etwa dadurch, daß er als Katholik behauptet, die Reformation habe einen guten Einfluß auf die Cultur der Wissenschaften gehabt? „Sie habe zur Untersuchung der unumstößlichen Wahrheit Gelegenheit gegeben, daß Religion des Menschen gar nicht ein Gegenstand der äußerlichen Rechte und Pflichten seyn könne, daß Begriffe und Meinungen in der Religion kein Gegenstand der Strafe seyen." Dann wäre dem Vf. auch ein Vorwurf zu machen, daß er sich von der großen politischen Reformation unserer Tage einen guten Einfluß auf das Naturrecht verspricht, und an einer Sache gute und schlechte Seiten zu unterscheiden sucht. Daß er die beyden Seiten hier und da, z. B. S. 223, etwas abentheuerlich gegen einander stellt, und daß er von ihnen gewöhnlich nur problematisch spricht und, wenn er auf Frankreich kommt, sich vor Wuth noch allenfalls zu lassen weiß, das konnte doch auch nicht das Buch in die Quarantaine bringen. Ersteres passirt wohl einem angehenden Schriftsteller, und letzteres war eben so sehr der Humanität als dem Zwecke des ganzen Werks gemäß. Der Vf. wollte nun einmahl bey einem jeden Falle, auf welchen das Naturrecht in Anwendung gebracht wurde, sowohl das Für als das Wider, ohne selbst Parthey zu nehmen, anführen, weil seine Wissenschaft nur in Verbindung des Einen mit dem Andern gewonnen hat. Es ist auch nichts weniger als mit der That streitende Protestation, wenn der Vf. S. 226 erklärt, „man würde ihn wahrhaft verkennen, wenn man allenfalls glauben wollte, er habe sich in Beziehung des einen oder des andern Punctes auf

diese oder jene Seite geneiget: er habe vielmehr die Fragen von ihrem verschiedenen entgegengesetzten Gesichtspuncte bloß vorgelegt, um so im Allgemeinen das besondere Interesse derjenigen Wissenschaft darzuthun, nach welcher man diese Fragen gehörig beurtheilen, gründlich prüfen und entscheiden müsse." Nur in wenigen Stellen decidirt der Vf., und nur selten mit solcher Bitterkeit, als in der etwas starken Invective gegen die gegenwärtige Lage der positiven Jurisprudenz. S. 25 heißt es davon: „Für die ganz verkehrte Behandlungsart, für die lange Zeit anhaltende Gleichgültigkeit, womit die meisten Rechtsgelehrten das Naturrecht ansahen, rächte es sich schrecklich genug durch die Barbarey, in welcher die positive Jurisprudenz im Ganzen genommen hinter den übrigen Facultätswissenschaften zurückgeblieben ist, und aus welcher sie selbst, nach dem einstimmigen Geständnisse unserer wenigen philosophischen Rechtsgelehrten, nur durch ein vollendetes und auf allgemein geltende Principien beruhendes Naturrecht empor gehoben werden kann. Seitdem die religiösen Vorurtheile an Zahl und Einfluß verlohren haben, sind die politischen, wo nicht zahlreicher, doch wenigstens viel bedenklicher geworden, und der weltliche Despotismus beginnt in eben dem Verhältnisse die Menschheit mit Scorpionen zu peitschen, in welchem der geistliche aufhört, sie mit Ruthen zu züchtigen; unsere unphilosophischen Rechtslehrer scheinen hierbey die Rolle der orthodoxen Theologen übernommen zu haben, indem sie mit eben demselben Geiste die Urkunden des positiven Rechts, wie jene die Urkunden der positiven Theologie verfechten. Sie kleben an dem leidigen Buchstaben der Gesetze, an deren Daseyn Unwissenheit und Uebermacht wenigstens eben so viel Antheil haben, als das Streben der dämmernden Vernunft, und das dunkle Gefühl des Rechts im finstern Zeitalter das Palladium der Menschheit aufzubewahren, (versteht Rec. nicht) während der Despot diese Gesetze nur in so fern gelten läßt, als er an ihnen Mittel zu seinem letzten Zweck der willkührlichen Gewalt antrifft, und, wenn er die heiligsten Verträge der Nation umstößt, die Güter seiner Unterthanen wie sein Eigenthum behandelt, und das Leben von Hunderttausenden seinem Ehrgeitze, seiner Ländersucht, oder auch nur seinem Zeitvertreibe aufopfert, bey allem diesem weder Schande noch Widerstand zu befürchten hat, so lange die natürlichen Rechte der Menschheit selbst unter dem Lehrstande noch unentschieden sind und jene Hunderttausende von den Thieren, auf welchen sie

reiten,

reiten und die ihnen zur Speise dienen, nicht viel mehr voraus haben, als das leidige Bewußtseyn, daß sie dazu bestimmt sind, zum Vortheile des Stärkern Lasten zu tragen und sich bey Gelegenheit abschlachten zu lassen."

Dem Interesse des Werks ist es sehr nachtheilig, daß es der Vf. nicht gerathen finden konnte, anders als problematisch von seinen Gegenständen zu sprechen. Es ist dadurch zu einem Register von Fragen geworden, zu einem trockenen Verzeichnisse von Momenten, die nicht verarbeitet sind, und daher wohl schwerlich von einem andern möchten durchgelesen werden, als dem, der sie sich aus seinem Vorrathe von Kenntnissen und aus seiner Erinnerung zu beleben versteht. Der Vf. konnte daher auch bey aller sonstigen Anlage, gut zu schreiben, eine gewisse Einförmigkeit des Styls nicht wohl vermeiden. Die Wendungen und Uebergänge sind immer dieselben.

Der Vf. fängt mit den Schicksalen des Natur- und allgemeinen Staatsrechts an unter den alten heidnischen Philosophen, unter den Stoikern, unter den ersten Kirchenlehrern nach der Einführung des Christenthums. Neue Schicksale hatte die Wissenschaft durch die Entstehung und Ausbreitung der Kirchenreformation, durch das Bestreben, ein allgemeines Princip des Naturrechts aufzufinden, durch die höchst schädliche Einmischung des römischen Rechts, (hier hätte Manches wahrer und treffender gesagt werden können) durch die herrschend gewordene Demonstrirsucht, durch die mannichfaltigen Streitigkeiten über vollkommene und unvollkommene Pflichten, ihre verfehlte Absonderung und die zu weite Ausdehnung des Naturrechts. „So viele, so mancherley Schicksale (schließt der Vf.) hatte das Naturrecht bis auf unsere Tage zu ertragen, in so hundertfältigem Gewande mußte es erscheinen, bis wir es in dem wissenschaftlichen Ehrenkleide sehen konnten, mit dem es in unsern Tagen geschmückt ist." Darauf folgen die Vorfälle, in welchen sich das Interesse des Naturrechts in den neuern Zeiten vorzüglich bewährt haben soll: 1) Die Staatsrevolution der sieben vereinigten niederländischen Provinzen und die behauptete Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Provinzen. 2) Die neuern Unruhen und Spaltungen in Ungarn und den österreichischen Niederlanden. Joseph II. kann nicht schöner und richtiger charakterisirt werden, als es in der Stelle geschehen ist, die der Vf. aus des

vortrefflichen Ewalds Werke über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen entlehnt hat. 3) Die von Katharina II. errichtete bewaffnete Neutralität. Hier lassen sich Zusätze machen, seitdem eben die Stifterin keine bewaffnete Neutralität gegen Frankreich statt finden lassen will. 4) Die wichtige Debatte in England über den Negerhandel. 5) Die Abschaffung der Leibeigenschaft in Frankreich und den österreichischen Staaten. 6) Die in vielen Ländern geschehene Aufhebung der Tortur und Todesstrafen. 7) Die in neuern Zeiten allgemein gewordene Red- und Schreibfreyheit und die in den meisten Ländern angeordnete Büchercensuren. 8) Der heut zu Tage ganz allgemein gewordene Büchernachdruck. 9) Die Aufhebung der Klöster in den österreichischen Staaten und in dem Erzstifte Maynz. 10) Die Entstehung und Ausbreitung geheimer Ordensgesellschaften. 11) Die neuern Anmaßungen so mancher Regenten, ihre Staatsdiener willkührlich abdanken und verabschieden zu können. 12) Die Regentschaftssache in England. 13) Die Mißbräuche in Ansehung des sogenannten eminenten Rechts der Regenten. 14) Die Mißbräuche der Jagdgerechtigkeit der Landesherren. 15) Das preußische Religionsedict. 16) Das neue preußische Gesetzbuch. 17) Die Kantische Reform. 18) Die Revolution in Frankreich und die erlassenen Hauptschlüsse der Nationalversammlung in Ansehung der Aufhebung des Adels, des Lehnsystems, der Patrimonialgerichtsbarkeit, des feyerlichen Gelübdes der Geistlichen u. s. w. Diese 18 Fälle geben sämmtlich dem Naturrechte dadurch Interesse, daß dasselbe auf sie angewandt wird; nur mit dem 17ten ist es umgekehrt, indem hier das Interesse aus der Anwendung der Kantischen Philosophie auf das Naturrecht entsteht. Sie werden der Reihe nach durchgegangen und bey jedem einzeln bemerkt, welche naturrechtliche Fragen dabey aufgeworfen werden können. Weit wissenschaftlicher, lehrreicher und angenehmer hätte der Vf. seinen Gegenstand behandeln können, wenn er die Abschnitte seines Buchs aus dem Innern der Wissenschaft selbst hergenommen und einen jeden durch die eben ausgezogenen Vorfälle der neuern Zeiten durchgeführt hätte. Dann wäre das Werk des Vf. eine sehr instructive, wissenschaftlich geordnete Beyspielsammlung zu den Vorträgen über das Naturrecht geworden. Es bestand aber ein solcher Plan nicht wohl mit dem problematischen Tone, welchen sich der Vf. vorgesetzt zu haben scheint; deswegen will ihm Rec. hiermit keinen Vorwurf gemacht haben.

ßen. Nur das kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß manche Frage zur Erörterung in das Naturrecht verwiesen ist, welche entweder überhaupt nicht von rechtlicher Natur ist, oder nur aus dem positiven Rechte entschieden werden kann, (S. 115. 123) woraus der Vf. abnehmen mag, wie leicht es ist, in den von ihm selbst so hart gerügten Fehler der romanizirenden Naturrechtslehrer zu verfallen. Eben in dieser Rücksicht hätte sich auch der Vf. nicht so viel Mühe geben sollen, die Uebereinstimmung des neuern preußischen Gesetzbuchs mit dem Naturrechte darzuthun. Man wird dadurch veranlaßt zu glauben, daß der Vf. bey seiner Vorliebe zum Naturrechte es nie der Mühe werth gefunden habe, zu untersuchen, welche Bewandniß es mit dem positiven Rechte habe und haben müsse. Auch ist es sonderbar, daß der Vf. über den Begriff und den Umfang des Naturrechts, so wie er sich dasselbe denkt, sich nicht geäußert hat. Dieses war um desto nöthiger, je weniger man ohne das einen festen Standpunct in der Polemik des Vf. finden kann. Es giebt viele Stellen in dem Buche, wo man statt des rednerischen Apparats lieber scharfe Bestimmungen zu lesen wünschet. Sollte wohl selbst die Vorstellungsart, die dem ganzen Buche zur Basis dient, als liege der Grund der glücklichern Bearbeitung des Naturrechts in den neuern Vorfällen, eine scharfe Prüfung aushalten? An ähnlichen Begebenheiten hat es nie gefehlt; es fehlte den Menschen nur bisher noch an der gehörigen Disposition, Anwendungen zu machen, es herrschte vorher noch nicht der zum Unterscheidungszeichen unsers Zeitalters alles beherrschende Sinn der Prüfung und Critik.

Der Anhang von Hr. Hofr. **Feder**, dessen, so wie auch des Hrn. Geh. Justizr. **Böhmers** Freundschaft für ihn, der Vf. mit Recht öffentlich rühmt, beträgt 9 Seiten. Es wird darin der Ausdruck des **Rechts zu begnadigen** in Schutz genommen, mit Beziehung auf eine schon ehedem mündlich gehabte Unterredung über eben diesen Gegenstand. Hr. F. schließt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß es in den meisten Fällen wenigstens, zur Besserung des Schuldigen dienlicher sey, wenn die Erlassung oder Milderung der angedrohten Strafe als eine Gnade angekündiget wird, die sich hauptsächlich auch auf die Hoffnung seines künftigen Wohlverhaltens gründe, die er also durch Wohlverhalten vollends zu verdienen und zu rechtfertigen habe, als daß sie wie eine Schuldigkeit,

keit, wie ein durch das Gesetz selbst schon entschiedenes Recht betrachtet werde.

Er.

D. Justus Claproths, Einleitung in sämmtliche summarische Processe zum Gebrauch der practischen Vorlesungen. Dritte vermehrte Auflage. Göttingen, 1793. Ohne die Vorrede, Inhaltsverzeichniß und Register 912 S. 8. 2 Rt. 8 gr.

Wir können voraussetzen, daß dieses mit vielem Beyfall aufgenommene Werk, von welchem die erste Ausgabe im J. 1777, die zwote im J. 1786 erschienen ist, den meisten unserer Leser bekannt sey, und eine nähere Anzeige des Inhaltes würde daher überflüßig seyn. Der Concursproceß und der peinliche Proceß möchten wohl am besten gerathen seyn, obwohl in den ersteren die ausführliche Erörterung der Vorzugsrechte der Gläubiger, so wie zum possessorischen Proceß die namentliche Aufführung aller Interdicte nicht gehört; noch unschicklicher aber ist die prätorische, bonorum possessio, weil sie gar kein Rechtsmittel, sondern wie hereditas, nur ein Recht ist, unter den possessorischen Rechtsmitteln aufgeführt worden. Uebrigens ist bey dieser neuen Ausgabe sowohl in der Ordnung, als im wesentlichen Inhalt nichts verändert, sondern nur in den §§ hin und her Zusätze gemacht, und einzelne §§ mit a und b bezeichnet, eingeschoben worden.

Ah.

Arzneygelahrheit.

Dispensatorium Lippiacum genio moderno accommodatum, auctoritate collegii medici redegit *Io. Chr. Friedr. Scherf*, Med. et chir. D. etc. *Pars prima.* Lemgov. in offic. libr. Meyeriana, 1792. 8. 236 S. und 48 S. der Einleitung. 1 Rt.

Dieser Theil handelt von den einfachen und solchen Arzneyen, welche von den Apothekern sehr selten selbst zubereitet werden.

Die

Die Einleitung enthält einen Auszug aus der Medicinalverordnung, welcher das Apothekerwesen betrifft und Regeln zur Einsammlung und Verwahrung der rohen Arzneymittel aus dem Gewächsreiche. In der Abhandlung selbst werden die A.M. aus allen dreyen Naturreichen vorgetragen und genau beschrieben. Die mineralischen machen den Anfang. Unter den Steinarten findet man auch den Schwerspath aufgeführt, dessen Erde nach einer sehr neuen Entdeckung zu einem wirksamen Präparate für Aerzte die Grundlage giebt. Ein öffentliches Apothekerbuch muß nothwendig einen reichlichern Arzneyvorrath vorschreiben, als der Gebrauch eines einzelnen Arztes erfodert; weil die Aerzte in der Auswahl der nur nützlichen Mittel sehr verschieden denken, welche gemeinschaftlich an solchem Buche arbeiten und alle ihre besondern Hülfsmittel von dem Apotheker wollen gehalten wissen. Daher steht auch in diesem vorliegenden Buche manches entbehrlich scheinende und auch wirklich entbehrliche, wenn man z. B. mit Hrn. Gren's Pharmacologie dasselbe vergleicht, welches unvermeidlich war. Die radices Astragali exscapi, Dauci sativi, Mezerei, Spigeliae, die Stipites Diervillae, das Semen Conii maculati, die Carbones vegetabiles, saure, süße und herbe Weine, lebendige Blutigel und Schnecken sind hier in die Sammlung von Apothekerwaaren eingeschaltet. Flores sulphuris, argentum capellatum, mercurius praecipitatus ruber, sublimatus corrosivus, arcanum duplicatum, oleum vitrioli, Spiritus nitri und salis fumans, oleum Anisi, Foeniculi und Lavendulae destillatum sind diejenigen Präparata, welche selbst zu verfertigen der Apotheker nicht gehalten ist. Indessen fehlt es bey der Beschreibung dieser Stücke nicht an der nöthigen Anweisung zu ihrer Bereitungsart. Was als Gift in Officinen seyn muß, davon ist die Beschreibung mit Schwab. Schrift gedruckt.

Gk.

Anfangsgründe der medicinischen Anthropologie und der Staatsarzneykunde, entworfen von D. Just Christian Loder, Hofr. und Prof. zu Jena. Zweyte verbesserte Auflage. Weimar, im Verlag des Industrie-Comtoirs, 1793, in 8. 2 Rh. 6 gr.

Bey-

Beynahe jeder Autor, der über Anthropologie schreibt, steckt sich nun einmahl andere Gränzen ab. Wie sie der Verfasser behandelt, ist schon aus der ersten Ausgabe dieses sehr schätzbaren Buchs bekannt. Das Anatomisch-physiologische macht die Grundlage, und ist daher am ausführlichsten durchgegangen. Dabey wird vom widernatürlichen Zustande schon in Hinsicht auf gerichtliche Medicin geredet, und einiger der wichtigsten chirurgischen Operationen Erwähnung gethan, um so die schrecklichen und nachtheiligen Vorstellungen, die man sich gewöhnlich davon macht, zu mäßigen. Innerliche Krankheiten und Heilvorschriften übergeht Hr. L. nach seiner innigsten Ueberzeugung, daß Halbwisserey in keiner Kunst so gefährlich sey, als hier. Damit wird nun die Staatsarzneykunde verbunden, nämlich: gerichtliche Arzneykunde und medicinische Policey, welche daher hier nur einen kleinen Theil des Ganzen ausmachen. Mit Recht dringt Hr. L. auf die Verbindung der Staatsarzneykunde mit dem anatomisch physiologischen Cursus. Aber freylich hält es immer schwer, alles in Ein Collegium zusammen zu fassen, ohne einen oder den andern Theil zu verkürzen. Doch kann erst ein Lehrer, der schon selbst Vorlesungen über dies Buch gehalten hat, gehörig über dessen Brauchbarkeit dazu urtheilen. Uebrigens macht es der zusammenhängende Vortrag als Handbuch zum Nachlesen sehr bequem. In das Detail zu gehen, kommt Rec. bey einer neuen Ausgabe nicht zu. Daß diese vermehrt sey, ergiebt sich schon aus der Seitenzahl 782, in der ältern 581. Von der Uebern zahl nimmt das meiste ein Register und ein Verzeichniß der wichtigsten anatomischen, physiologischen, pathologischen und zur Staatsarzneykunde gehörigen Schriften ein. Doch sind auch die Paragraphen von 564 auf 594 gestiegen, und zwar, wie billig, in der anfänglich kürzer abgehandelten Staatsarzneykunde.

Ez.

Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern. Entworfen von Heinr. Tabor, D. und Arzt in Frankfurt. Dürkheim, bey Pfähler, 1793. 8. 104 Seiten. 6 gr.

Der Verf. sagt uns im empfindelnden Tone etwas über Hypochondrie, zählt einige Meinungen der Schriftsteller über de-

ren

ren Entstehung auf, erhebt superficielle Zweifel gegen die Theorie von schwarzer Galle, schwatzt so etwas von fehlerhafter Mischung der Nervengeister obendrein, und giebt uns endlich (S. 61) seine nagelneue Meinung, die er noch bey keinem Schriftsteller angetroffen — Ursprung und Grundursache der Hypochondrie ist ein Fehler des Nervensystems. Daher lauter reitzende, stärkende Mittel. (Also das ist so neu und unerhört, was in jedem englischen Werke so geschildert wird! Freylich sind Nervenreitze genug da, vorzüglich im Unterleibe, aber sind diese ohne Materie möglich? Ob sie immer atrabilarisch seyn, das ist nun eine andere Frage. Aber bey vielen ist sie doch attrabilarisch, nur muß man erst davon einen deutlichen Begriff haben, ehe man so voreilig aburtheilt. Grant, Mezler u. a. mögen den Vf. eines andern belehren.) Eigen ist dem Vf. vielleicht die Behauptung, daß die (S. 67) Nervengeister elektrischer oder feuriger Natur, und ursprünglich in dem Eye der Frucht befindlich seyen. Was sich doch alles auf der Stube von gebundener und ungebundener Feuermaterie, (S. 78) von magnetischer Materie und deren Absonderung in der Frucht, von deren allzu geringer Menge (S. 79) in der Hypochondrie, als Ursache, oder von fehlerhafter Mischung (S. 84), vom Sitze des Uebels (S. 95) im Nervensysteme, von fauler träger Lebensart und unmäßigem Genusse in der Liebe (S. 96), und von der Kur durch Freundschaft (S. 103) oder Bisam (S. 104) herplaudern läßt!! Hat denn der Vf. je Nervengeister gesehen, gefühlt, gerochen, um sie, wie Fludd, seine Geister zu kommandiren? Das die Nerven, oder bestimmter, die Lebenskraft hierbey viel leidet, Ausschweifungen viel zur Unterhaltungen beytragen, das weiß jeder Arzt längst. Wozu nützt also die hohe Miene und der suffisante Ton des Vf., als ob der Leser ganz unbekannte Dinge hören und erfahren solle? Bescheidenheit und Selbstgefühl ist doch zu allen Dingen, auch zur Schriftstellerey, nütze. Möchte doch der Vf. sich erst mit den Gründen dieser delicaten Lehre befaßen, ehe er weiter schreibt!

Df.

Assalini's Versuch über die Krankheiten des lymphatischen Systems und die Mittel, die Wirkungen verschiedener giftiger Substanzen im Körper zu ver-

verhalten. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, bey Richter, 1792. 9 Bog. in 8. 8 gr.

Mit Genauigkeit und deutlicher Kürze beschreibt der Verf. zuerst die Milch- und Lymphgefäße und die lymphatischen Drüsen nach den Entdeckungen der neuern Anatomen, zeigt den Nutzen dieser Theile an, und geht hierauf die organischen Krankheiten derselben, die Krankheiten der lymphatischen Drüsen, die Unordnungen in der Absorption und Resorption, die Vermehrung und Verringerung der Einsaugung der Lymphe und des Milchsafts, die Einsaugung äußerlich an den Körper gebrachter Substanzen, mit gleichem Scharfsinn und Deutlichkeit durch, und streuet über alle diese Gegenstände so viele practisch schöne Erfahrungen und Reflectionen ein, daß wir die gut gerathene Uebersetzung dieser kleinen Schrift unsern Lesern als lehrreich und nützlich mit Recht empfehlen müssen. — Die Bemerkungen des Vf. über die richtige Beurtheilung und Behandlung der sogenannten Milchversetzungen, — welche er in dem Abschnitt, der die Unordnungen in der Absorption und Resorption behandelt, mitgetheilt hat, — haben Rec. vorzüglich der Aufmerksamkeit practischer Aerzte werth geschienen. Die Bemerkung des Vf. über die Verhinderung der Einsaugung giftiger Substanzen, vornehmlich des Giftes wüthender Thiere, enthalten eben keine neue, wichtige Blicke.

Db.

Romane.

Leben und Meinungen, auch seltsamliche Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren. Vom Verfasser des Erasmus Schleicher. Zweyter Theil. Leipzig, 1793, bey Fleischer. 22 Bog. in 8. 1 Rt.

Endlich haben wir uns auch durch den zweyten Theil dieses planlosen, abentheuerlichen Romans durchgearbeitet — denn es ist wirklich Arbeit, ein Geistesprodukt dieser Art, unter beynahe fortwährendem Mißfallen und Unwillen gegen einen Verfasser, der seine Leser so zum Besten hat, bis zu Ende durchzulesen. Eine kurze Zergliederung wird es zeigen, ob wir

wir dem Vf. mit diesem Resultat zu viel thun oder nicht. Ysop verschwand an dem Hof zu Obersbergen, als Aemilie, seine ehemahlige Geliebte, als Mätresse daselbst ankam, war aber dabey bis zu dem Grad Narr, der er sonst nur zu seyn schien, daß er mit leeren Taschen fortgieng und am Ende seiner ersten Tagwanderung wahrnahm, daß er nur auf wenige Tage zu leben hatte. Weil nun also doch etwas getrieben werden mußte, so entschließt er sich kurz und gut, sich einen Guckkasten (Kukekasten schreibt der Vf.) zu bauen, Bilder hinein zu malen und damit in der Welt herumzuziehen. Und diese Bilder bestehen in einer Folge allegorischer Vorstellungen von dem menschlichen Leben, so tiefsinnig erdacht, und, der Beschreibung nach, so mühsam ausgeführt, daß sie die Arbeit eines Jahres seyn könnten: allein dieser politische Guckkasten ist schon in einigen Tagen fertig; und Ysop zieht damit auf den nächsten Jahrmarkt, und unterhält mit Vorzeigung und Erklärung seiner allegorischen Bilder, über die er in ganz andern Zirkeln hätte Vorlesungen halten können, einige Gassenjungen, die ihn versichern, daß sie nichts davon verstehen, um einen — Dreyer. Zum Glück aber steht ein Mann hinter ihm, der, ohne von Ysopen bemerkt zu werden, seine politische Weisheit mit angehört hatte, zwingt ihm einen Ducaten auf, und überredet ihn, ihn bis in das nächste Dorf zu begleiten, wo er zwey falsche Spieler, an die er alles verlohren, wegen einer noch übrigen Spielschuld zu befriedigen versprochen hatte. Im Walde aber erwarten ihn seine Leute und Pferde: und siehe, es war der große König von Alterlan, von dem Ysop auf dem Jahrmarkte mit so vielem Entzücken hatte sprechen hören, und dem derselbe, ohne erkannt zu werden, beygewohnt hatte. Er läßt nun die Betrüger auf eine Festung bringen, behält Ysopen in seinen Diensten, und weist ihm ein abgelegenes Lustschloß zum Aufenthalt an, wo er ihn jeden Vollmond sprechen will. Seine Bestimmung nämlich ist, unter dem Schutz seines Guckkastens unbemerkt im Lande herumzuziehen, und den König von dessen Mängeln zu unterrichten. — So kleinlich groß handelte der große König nicht, nach dem Hr. C. seinen König von Alterlan copirt hat. Was nun Y. auf diesem Posten für Thaten gethan, wird auf eine ekelhaft pomphafte Art erzählt. Müde aber dieses Incognito, erklärt der König den Kastenmann, der sich den Namen Albank gab, neben seinem Thron stehend, im Angesicht des ganzen Hofs öffentlich für seinen Freund, und stellt ihn — etwan als

 Land-

diese oder jene Seite geneiget: er habe vielmehr die Fragen von ihrem verschiedenen entgegengesetzten Gesichtspunkte bloß vorgelegt, um so im Allgemeinen das besondere Interesse derjenigen Wissenschaft darzuthun, nach welcher man diese Fragen gehörig beurtheilen, gründlich prüfen und entscheiden müsse." Nur in wenigen Stellen decidirt der Vf., und nur selten mit solcher Bitterkeit, als in der etwas starken Invective gegen die gegenwärtige Lage der positiven Jurisprudenz. S. 25 heißt es davon: „Für die ganz verkehrte Behandlungsart, für die lange Zeit anhaltende Gleichgültigkeit, womit die meisten Rechtsgelehrten das Naturrecht ansahen, rächte es sich schrecklich genug durch die Barbarey, in welcher die positive Jurisprudenz im Ganzen genommen hinter den übrigen Facultätswissenschaften zurückgeblieben ist, und aus welcher sie selbst, nach dem einstimmigen Geständnisse unserer wenigen philosophischen Rechtsgelehrten, nur durch ein vollendetes und auf allgemein geltende Principien beruhendes Naturrecht empor gehoben werden kann. Seitdem die religiösen Vorurtheile an Zahl und Einfluß verlohren haben, sind die politischen, wo nicht zahlreicher, doch wenigstens viel bedenklicher geworden, und der weltliche Despotismus beginnt in eben dem Verhältnisse die Menschheit mit Scorpionen zu peitschen, in welchem der geistliche aufhört, sie mit Ruthen zu züchtigen; unsere unphilosophischen Rechtslehrer scheinen hierbey die Rolle der orthodoxen Theologen übernommen zu haben, indem sie mit eben demselben Geiste die Urkunden des positiven Rechts, wie jene die Urkunden der positiven Theologie verfechten. Sie kleben an dem leidigen Buchstaben der Gesetze, an deren Daseyn Unwissenheit und Uebermacht wenigstens eben so viel Antheil haben, als das Streben der dämmernden Vernunft, und das dunkle Gefühl des Rechts im finstern Zeitalter das Palladium der Menschheit aufzubewahren, (versteht Rec. nicht) während der Despot diese Gesetze nur in so fern gelten läßt, als er an ihnen Mittel zu seinem letzten Zweck der willkührlichen Gewalt antrifft, und, wenn er die heiligsten Verträge der Nation umstößt, die Güter seiner Unterthanen wie sein Eigenthum behandelt, und das Leben von Hunderttausenden seinem Ehrgeitze, seiner Ländersucht, oder auch nur seinem Zeitvertreibe aufopfert, bey allem diesem weder Schande noch Widerstand zu befürchten hat, so lange die natürlichen Rechte der Menschheit selbst unter dem Lehrstande noch unentschieden sind und jene Hunderttausende von den Thieren, auf welchen sie reiten,

recten und die ihnen zur Speise dienen, nicht viel mehr voraus haben, als das leidige Bewußtseyn, daß sie dazu bestimmt sind, zum Vortheile des Stärkern Lasten zu tragen und sich bey Gelegenheit abschlachten zu lassen."

Dem Interesse des Werks ist es sehr nachtheilig, daß es der Vf. nicht gerathen finden konnte, anders als problematisch von seinen Gegenständen zu sprechen. Es ist dadurch zu einem Register von Fragen geworden, zu einem trockenen Verzeichnisse von Momenten, die nicht verarbeitet sind, und daher wohl schwerlich von einem andern möchten durchgelesen werden, als dem, der sie sich aus seinem Vorrathe von Kenntnissen und aus seiner Erinnerung zu beleben versteht. Der Vf. konnte daher auch bey aller sonstigen Anlage, gut zu schreiben, eine gewisse Einförmigkeit des Styls nicht wohl vermeiden. Die Wendungen und Uebergänge sind immer dieselben.

Der Vf. fängt mit den Schicksalen des Natur- und allgemeinen Staatsrechts an unter den alten heidnischen Philosophen, unter den Stoikern, unter den ersten Kirchenlehrern nach der Einführung des Christenthums. Neue Schicksale hatte die Wissenschaft durch die Entstehung und Ausbreitung der Kirchenreformation, durch das Bestreben, ein allgemeines Princip des Naturrechts aufzufinden, durch die höchst schädliche Einmischung des römischen Rechts, (hier hätte Manches wahrer und treffender gesagt werden können) durch die herrschend gewordene Demonstrirsucht, durch die mannichfaltigen Streitigkeiten über vollkommene und unvollkommene Pflichten, ihre verfehlte Absonderung und die zu weite Ausdehnung des Naturrechts. „So viele, so mancherley Schicksale (schließt der Vf.) hatte das Naturrecht bis auf unsere Tage zu ertragen, in so hundertfältigem Gewande mußte es erscheinen, bis wir es in dem wissenschaftlichen Ehrenkleide sehen konnten, mit dem es in unsern Tagen geschmückt ist." Darauf folgen die Vorfälle, in welchen sich das Interesse des Naturrechts in den neuern Zeiten vorzüglich bewährt haben soll: 1) Die Staatsrevolution der sieben vereinigten niederländischen Provinzen und die behauptete Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Provinzen. 2) Die neuern Unruhen und Spaltungen in Ungarn und den österreichischen Niederlanden. Joseph II. kann nicht schöner und richtiger charakterisirt werden, als es in der Stelle geschehen ist, die der Vf. aus des

vortrefflichen Ewalds-Werke über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen entlehnt hat. 3) Die von Katharina II. errichtete bewaffnete Neutralität. Hier lassen sich Zusätze machen, seitdem eben die Stifterin keine bewaffnete Neutralität gegen Frankreich statt finden lassen will. 4) Die wichtige Debatte in England über den Negerhandel. 5) Die Abschaffung der Leibeigenschaft in Frankreich und den österreichischen Staaten. 6) Die in vielen Ländern geschehene Aufhebung der Tortur und Todesstrafen. 7) Die in neuern Zeiten allgemein gewordene Red- und Schreibfreyheit und die in den meisten Ländern angeordnete Büchercensuren. 8) Der heut zu Tage ganz allgemein gewordene Büchernachdruck. 9) Die Aufhebung der Klöster in den österreichischen Staaten und in dem Erzstifte Maynz. 10) Die Entstehung und Ausbreitung geheimer Ordensgesellschaften. 11) Die neuern Anmaßungen so mancher Regenten, ihre Staatsdiener willkührlich abdanken und verabschieden zu können. 12) Die Regentschaftssache in England. 13) Die Mißbräuche in Ansehung des sogenannten eminenten Rechts der Regenten. 14) Die Mißbräuche der Jagdgerechtigkeit der Landesherren. 15) Das preußische Religionsedict. 16) Das neue preußische Gesetzbuch. 17) Die Kantische Reform. 18) Die Revolution in Frankreich und die erlassenen Hauptschlüsse der Nationalversammlung in Ansehung der Aufhebung des Adels, des Lehnsystems, der Patrimonialgerichtsbarkeit, des feyerlichen Gelübdes der Geistlichen u. s. w. Diese 18 Fälle geben sämmtlich dem Naturrechte dadurch Interesse, daß dasselbe auf sie angewandt wird; nur mit dem 17ten ist es umgekehrt, indem hier das Interesse aus der Anwendung der Kantischen Philosophie auf das Naturrecht entsteht. Sie werden der Reihe nach durchgegangen und bey jedem einzeln bemerkt, welche naturrechtliche Fragen dabey aufgeworfen werden können. Weit wissenschaftlicher, lehrreicher und angenehmer hätte der Vf. seinen Gegenstand behandeln können, wenn er die Abschnitte seines Buchs aus dem Innern der Wissenschaft selbst hergenommen und einen jeden durch die eben ausgezogenen Vorfälle der neuern Zeiten durchgeführt hätte. Dann wäre das Werk des Vf. eine sehr instructive, wissenschaftlich geordnete Beyspielsammlung zu den Vorträgen über das Naturrecht geworden. Es bestand aber ein solcher Plan nicht wohl mit dem problematischen Tone, welchen sich der Vf. vorgesetzt zu haben scheint; deswegen will ihm Rec. hiermit keinen Vorwurf gemacht haben.

hen. Nur das kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß manche Frage zur Erörterung in das Naturrecht verwiesen ist, welche entweder überhaupt nicht von rechtlicher Natur ist, oder nur aus dem positiven Rechte entschieden werden kann, (S. 115. 123) woraus der Vf. abnehmen mag, wie leicht es ist, in den von ihm selbst so hart gerügten Fehler der romanizirenden Naturrechtslehrer zu verfallen. Eben in dieser Rücksicht hätte sich auch der Vf. nicht so viel Mühe geben sollen, die Uebereinstimmung des neuen preußischen Gesetzbuchs mit dem Naturrechte darzuthun. Man wird dadurch veranlaßt zu glauben, daß der Vf. bey seiner Vorliebe zum Naturrechte es nie der Mühe werth gefunden habe, zu untersuchen, welche Bewandniß es mit dem positiven Rechte habe und haben müsse. Auch ist es sonderbar, daß der Vf. über den Begriff und den Umfang des Naturrechts, so wie er sich dasselbe denkt, sich nicht geäußert hat. Dieses war um desto nöthiger, je weniger man ohne das einen festen Standpunct in der Polemik des Vf. finden kann. Es giebt viele Stellen in dem Buche, wo man statt des rednerischen Apparats lieber scharfe Bestimmungen zu lesen wünschet. Sollte wohl selbst die Vorstellungsart, die dem ganzen Buche zur Basis dient, als liege der Grund der glücklichern Bearbeitung des Naturrechts in den neuern Vorfällen, eine scharfe Prüfung aushalten? An ähnlichen Begebenheiten hat es nie gefehlt; es fehlte den Menschen nur bisher noch an der gehörigen Disposition, Anwendungen zu machen, es herrschte vorher noch nicht der zum Unterscheidungszeichen unsers Zeitalters alles beherrschende Sinn der Prüfung und Critik.

Der Anhang von Hr. Hofr. **Feder**, dessen, so wie auch des Hrn. Geh. Justizr. **Böhmers** Freundschaft für ihn, der Vf. mit Recht öffentlich rühmt, beträgt 9 Seiten. Es wird darin der Ausdruck des **Rechts zu begnadigen** in Schutz genommen, mit Beziehung auf eine schon ehedem mündlich gehabte Unterredung über eben diesen Gegenstand. Hr. F. schließt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß es in den meisten Fällen wenigstens, zur Besserung des Schuldigen dienlicher sey, wenn die Erlassung oder Milderung der angedrohten Strafe als eine Gnade angekündiget wird, die sich hauptsächlich auch auf die Hoffnung seines künftigen Wohlverhaltens gründe, die er also durch Wohlverhalten vollends zu verdienen und zu rechtfertigen habe, als daß sie wie eine Schuldigkeit,

keit, wie ein durch das Gesetz selbst schon entschiedenes Recht betrachtet werde.

Er.

D. Justus Claproths, Einleitung in sämmtliche summarische Processe zum Gebrauch der practischen Vorlesungen. Dritte vermehrte Auflage. Göttingen, 1793. Ohne die Vorrede, Inhaltsverzeichniß und Register 912 S. 8. 2 Rl. 8 gl.

Wir können voraussetzen, daß dieses mit vielem Beyfall aufgenommene Werk, von welchem die erste Ausgabe im J. 1777, die zwote im J. 1786 erschienen ist, den meisten unserer Leser bekannt sey, und eine nähere Anzeige des Inhalts würde daher überflüßig seyn. Der Concursproceß und der peinliche Proceß möchten wohl am besten gerathen seyn, obwohl in den ersteren die ausführliche Erörterung der Vorzugsrechte der Gläubiger, so wie zum possessorischen Proceß die namentliche Aufführung aller Interdicte nicht gehört; noch unschicklicher aber ist die prätorische, bonorum possessio, weil sie gar kein Rechtsmittel, sondern wie hereditas, nur ein Recht ist, unter den possessorischen Rechtsmitteln aufgeführt worden. Uebrigens ist bey dieser neuen Ausgabe sowohl in der Ordnung, als im wesentlichen Inhalt nichts verändert, sondern nur in den §§ hin und her Zusätze gemacht, und einzelne §§ mit a und b bezeichnet, eingeschoben worden.

Az.

Arzneygelahrheit.

Dispensatorium Lippiacum genio moderno accommodatum, auctoritate collegii medici redegit *Io. Chr. Friedr. Scherf*, Med. et chir. D. etc. *Pars prima.* Lemgov. in offic. libr. Meyeriana, 1792. 8. 236 S. und 48 S. der Einleitung. 1 Rl.

Dieser Theil handelt von den einfachen und solchen Arzneyen, welche von den Apothekern sehr selten selbst zubereitet werden. Die

Die Einleitung enthält einen Auszug aus der Medicinalordnung, welcher das Apothekerwesen betrifft und Regeln zur Einsammlung und Verwahrung der rohen Arzneymittel aus dem Gewächsreiche. In der Abhandlung selbst werden die A.M. aus allen dreyen Naturreichen vorgetragen und genau beschrieben. Die mineralischen machen den Anfang. Unter den Steinarten findet man auch den Schwerspath aufgeführt, dessen Erde nach einer sehr neuen Entdeckung zu einem wirksamen Präparate für Aerzte die Grundlage giebt. Ein öffentliches Apothekerbuch muß nothwendig einen reichlichern Arzneyvorrath vorschreiben, als der Gebrauch eines einzelnen Arztes erfodert, weil die Aerzte in der Auswahl der nur nützlichen Mittel sehr verschieden denken, welche gemeinschaftlich an solchem Buche arbeiten und alle ihre besondern Hülfsmittel von dem Apotheker wollen gehalten wissen. Daher steht auch in diesem vorliegenden Buche manches entbehrlich scheinende und auch wirklich entbehrliche, wenn man z. B. mit Hrn. Gren's Pharmacologie dasselbe vergleicht, welches unvermeidlich war. Die radices Astragali exscapi, Dauci sativi, Mezerei, Spigeliae, die Stipites Diervillae, das Semen Conii maculati, die Carbones vegetabiles, saure, süße und herbe Weine, lebendige Blutigel und Schnecken sind hier in die Sammlung von Apothekerwaaren eingeschaltet. Flores sulphuris, argentum capellatum, mercurius praecipitatus ruber, sublimatus corrosivus, arcanum duplicatum, oleum vitrioli, Spiritus nitri und salis fumans, oleum Anisi, Foeniculi und Lavendulae destillatum sind diejenigen Präparata, welche selbst zu verfertigen der Apotheker nicht gehalten ist. Indessen fehlt es bey der Beschreibung dieser Stücke nicht an der nöthigen Anweisung zu ihrer Bereitungsart. Was als Gift in Officinen seyn muß, davon ist die Beschreibung mit Schwab. Schrift gedruckt.

Gk.

Anfangsgründe der medicinischen Anthropologie und der Staatsarzneykunde, entworfen von D. Just Christian Loder, Hofr. und Prof. zu Jena. Zweyte verbesserte Auflage. Weimar, im Verlag des Industrie-Comtoirs, 1793, in 8. 2 Rh. 6 gr.

Bey-

Beynahe jeder Autor, der über Anthropologie schreibt, steckt sich nun einmahl andere Gränzen ab. Wie sie der Verfasser behandelt, ist schon aus der ersten Ausgabe dieses sehr schätzbaren Buchs bekannt. Das Anatomisch-physiologische macht die Grundlage, und ist daher am ausführlichsten durchgegangen. Dabey wird vom widernatürlichen Zustande schon in Hinsicht auf gerichtliche Medicin geredet, und einiger der wichtigsten chirurgischen Operationen Erwähnung gethan, um so die schrecklichen und nachtheiligen Vorstellungen, die man sich gewöhnlich davon macht, zu mäßigen. Innerliche Krankheiten und Heilvorschriften übergeht Hr. L. nach seiner innigsten Ueberzeugung, daß Halbwisserey in keiner Kunst so gefährlich sey, als hier. Damit wird nun die Staatsarzneykunde verbunden, nämlich: gerichtliche Arzneykunde und medicinische Policey, welche daher hier nur einen kleinen Theil des Ganzen ausmachen. Mit Recht dringt Hr. L. auf die Verbindung der Staatsarzneykunde mit dem anatomisch physiologischen Cursus. Aber freylich hält es immer schwer, alles in Ein Collegium zusammen zu fassen, ohne einen oder den andern Theil zu verkürzen. Doch kann erst ein Lehrer, der schon selbst Vorlesungen über dies Buch gehalten hat, gehörig über dessen Brauchbarkeit dazu urtheilen. Uebrigens macht es der zusammenhängende Vortrag als Handbuch zum Nachlesen sehr bequem. In das Detail zu gehen, kommt Rec. bey einer neuen Ausgabe nicht zu. Daß diese vermehrt sey, ergiebt sich schon aus der Seitenzahl 782, in der ältern 581. Von der Ueberzahl nimmt das meiste ein Register und ein Verzeichniß der wichtigsten anatomischen, physiologischen, pathologischen und zur Staatsarzneykunde gehörigen Schriften ein. Doch sind auch die Paragraphen von 564 auf 594 gestiegen, und zwar, wie billig, in der anfänglich kürzer abgehandelten Staatsarzneykunde.

Es.

Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern. Entworfen von Heinr. Tabor, D. und Arzt in Frankfurt. Dürkheim, bey Pfähler, 1793. 8. 104 Seiten. 6 gr.

Der Verf. sagt uns im empfindelnden Tone etwas über Hypochondrie, zählt einige Meinungen der Schriftsteller über deren

ein Entstehung auf, erhebt superficielle Zweifel gegen die Theorie von schwarzer Galle, schwatzt so etwas von fehlerhafter Mischung der Nervengeister obendrein, und giebt uns endlich (S. 61) seine nagelneue Meinung, die er noch bey keinem Schriftsteller angetroffen — **Ursprung und Grundursache der Hypochondrie ist ein Fehler des Nervensystems.** Daher lauter reitzende, stärkende Mittel. (Also das ist so neu und unerhört, was in jedem englischen Werke so geschildert wird! Freylich sind Nervenreitze genug da, vorzüglich im Unterleibe, aber sind diese ohne Materie möglich? Ob sie immer atrabilarisch seyn, das ist nun eine andere Frage. Aber bey vielen ist sie doch atrabilarisch, nur muß man erst davon einen deutlichen Begriff haben, ehe man so voreilig aburtheilt. **Grant, Mezler** u. a. mögen den Vf. eines andern belehren.) Eigen ist dem Vf. vielleicht die Behauptung, daß die (S. 67) Nervengeister elektrischer oder feuriger Natur, und ursprünglich in dem Eye der Frucht befindlich seyen. Was sich doch alles auf der Stube von gebundener und ungebundener Feuermaterie, (S. 78) von magnetischer Materie und deren Absonderung in der Frucht, von deren allzu geringer Menge (S. 79) in der Hypochondrie, als Ursache, oder von fehlerhafter Mischung (S. 84), vom Sitze des Uebels (S. 95) im Nervensysteme, von fauler träger Lebensart und unmäßigem Genusse in der Liebe (S. 96), und von der Kur durch Freundschaft (S. 103) oder Bisam (S. 104) herplaudern läßt!! Hat denn der Vf. je Nervengeister gesehen, gefühlt, gerochen, um sie, wie Fludd, seine Geister zu kommandiren? Das die Nerven, oder bestimmter, die Lebenskraft hierbey viel leidet, Ausschweifungen viel zur Unterhaltungen beytragen, das weiß jeder Arzt längst. Wozu nützt also die hohe Miene und der suffisante Ton des Vf., als ob der Leser ganz unbekannte Dinge hören und erfahren solle? Bescheidenheit und Selbstgefühl ist doch zu allen Dingen, auch zur Schriftstellerey, nütze. Möchte doch der Vf. sich erst mit den Gründen dieser delicaten Lehre befaßen, ehe er weiter schreibt!

Df.

Assalink's Versuch über die Krankheiten des lymphatischen Systems und die Mittel, die Wirkungen verschiedener giftiger Substanzen im Körper zu

ver-

verhalten. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, bey Richter, 1792. 9 Bog. in 8. 8 gr.

Mit Genauigkeit und deutlicher Kürze beschreibt der Verf. zuerst die Milch- und Lymphgefäße und die lymphatischen Drüsen nach den Entdeckungen der neuern Anatomen, zeigt den Nutzen dieser Theile an, und geht hierauf die organischen Krankheiten derselben, die Krankheiten der lymphatischen Drüsen, die Unordnungen in der Absorption und Resorption, die Vermehrung und Verringerung der Einsaugung der Lymphe und des Milchsafts, die Einsaugung äußerlich an den Körper gebrachter Substanzen, mit gleichem Scharfsinn und Deutlichkeit durch, und streuet über alle diese Gegenstände so viele practisch schöne Erfahrungen und Reflectionen ein, daß wir die gut gerathene Uebersetzung dieser kleinen Schrift unsern Lesern als lehrreich und nützlich mit Recht empfehlen müssen. — Die Bemerkungen des Vf. über die richtige Beurtheilung und Behandlung der sogenannten Milchversetzungen, — welche er in dem Abschnitt, der die Unordnungen in der Absorption und Resorption behandelt, mitgetheilt hat, — haben Rec. vorzüglich der Aufmerksamkeit practischer Aerzte werth geschienen. Die Bemerkung des Vf. über die Verhinderung der Einsaugung giftiger Substanzen, vornehmlich des Giftes wüthender Thiere, enthalten eben keine neue, wichtige Blicke.

Dh.

Romane.

Leben und Meinungen, auch seltsamliche Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren. Vom Verfasser des Erasmus Schleicher. Zweyter Theil. Leipzig, 1793, bey Fleischer. 22 Bog. in 8. 1 Rh.

Endlich haben wir uns auch durch den zweyten Theil dieses planlosen, abentheuerlichen Romans durchgearbeitet — denn es ist wirklich Arbeit, ein Geistesprodukt dieser Art, unter beynahe fortwährendem Mißfallen und Unwillen gegen einen Verfasser, der seine Leser so zum Besten hat, bis zu Ende durchzulesen. Eine kurze Zergliederung wird es zeigen, ob

wir dem Vf. mit diesem Resultat zu viel thun oder nicht. Ysop verschwand an dem Hof zu Obersbergen, als Aemilie, seine ehemahlige Geliebte, als Mätresse daselbst ankam, war aber dabey bis zu dem Grad Narr, der er sonst nur zu seyn schien, daß er mit leeren Taschen fortgieng und am Ende seiner ersten Tagwanderung wahrnahm, daß er nur auf wenige Tage zu leben hatte. Weil nun also doch etwas getrieben werden mußte, so entschließt er sich kurz und gut, sich einen Guckkasten (Kukekasten schreibt der Vf.) zu bauen, Bilder hinein zu malen und damit in der Welt herumzuziehen. Und diese Bilder bestehen in einer Folge allegorischer Vorstellungen von dem menschlichen Leben, so tiefsinnig erdacht, und, der Beschreibung nach, so mühsam ausgeführt, daß sie die Arbeit eines Jahres seyn könnten: allein dieser politische Guckkasten ist schon in einigen Tagen fertig; und Ysop zieht damit auf den nächsten Jahrmarkt, und unterhält mit Vorzeigung und Erklärung seiner allegorischen Bilder, über die er in ganz andern Zirkeln hätte Vorlesungen halten können, einige Gassenjungen, die ihn versichern, daß sie nichts davon verstehen, um einen — Dreyer. Zum Glück aber steht ein Mann hinter ihm, der, ohne von Ysopen bemerkt zu werden, seine politische Weisheit mit angehört hatte, zwingt ihm einen Ducaten auf, und überredet ihn, ihn bis in das nächste Dorf zu begleiten, wo er zwey falsche Spieler, an die er alles verlohren, wegen einer noch übrigen Spielschuld zu befriedigen versprochen hatte. Im Walde aber erwarten ihn seine Leute und Pferde: und siehe, es war der große König von Alterlan, von dem Ysop auf dem Jahrmarkte mit so vielem Entzücken hatte sprechen hören, und dem derselbe, ohne erkannt zu werden, beygewohnt hatte. Er läßt nun die Betrüger auf eine Festung bringen, behält Ysopen in seinen Diensten, und weist ihm ein abgelegenes Lustschloß zum Aufenthalt an, wo er ihn jeden Vollmond sprechen will. Seine Bestimmung nämlich ist, unter dem Schutz seines Guckkastens unbemerkt im Lande herumzuziehen, und den König von dessen Mängeln zu unterrichten. — So kleinlich groß handelte der große König nicht, nach dem Hr. C. seinen König von Alterlan copirt hat. Was nun Y. auf diesem Posten für Thaten gethan, wird auf eine ekelhaft pomphafte Art erzählt. Müde aber dieses Incognito, erklärt der König den Kastenmann, der sich den Namen Alband gab, neben seinem Thron stehend, im Angesicht des ganzen Hofs öffentlich für seinen Freund, und stellt ihn — etwan als

Landvisitator, Assistenz- oder Commissionsrath, oder Geh. Sekretair? — nein, sondern nach dessen eigenem Verlangen, nicht aus Noth gedrungen, als — Hofnarr an; der große, weise König von Alterlan, den gescheiten Ysop, als Hofnarren! Eine größere Sottise konnte der Vf. wohl nicht schreiben! Aber Ysop war einmahl im Schleicher durch einen willkührlichen Einfall des Vf. zu einem reducirten Hofnarren gestempelt worden, ehe er noch wußte, daß er Beruf haben würde, Abentheuer unter dessen Namen zusammen zu dichten; er mußte es also aus Noth werden, und, da er vielleicht Geh. Rath werden konnte, aus Neigung bleiben. Nun ist unserm Vf. wieder ein weites Feld eröffnet, die Großthaten seines Helden in seinem neuen Wirkungskreis auf die pomphafteste Art zu erzählen. Ysop, oder nunmehr Albani, übersieht mit einem Allseherblick alle Herzensgeheimnisse der Hofleute, beunruhigt sie durch Blicke, Gesänge und Zauberkünste, stürzt Verbrecher und hilft den Unterdrückten. Endlich aber vertauscht er, nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, seine Narrenkappe mit der Hofuniform — unter welchem Charakter? darüber hat sich der Vf. in der Geschwindigkeit nicht vereinigen können — also genug, daß er Hofuniform trägt und mit vier Apfelschimmeln fährt. Nun sucht alles, was weiblich ist, ihn an sich zu ziehen. Mit vielem Galimathias wird bey der Gelegenheit der Eindruck einer Uniform auf das weibliche Herz beschrieben. — „Wer das Uebergewicht dieser vier bis fünf Ellen probemäßig zugeschnittenes und zusammengeflicktes, zuweilen um den elendesten Leichnam geschlungenes Tuch über den wackersten Civilisten kennt, der wird mir glauben, wenn ich sage: es war Zeit, manches Weib und manches Mädchen an die Ketten zu legen.“ — „Giebts außer dem Tollhause noch eine Gränze des Verstandes, so ists bey dem weiblichen Geschlecht — eine Uniform!“ Leser werden unerinnert das Schielende in den letzten Ausdrücken bemerken. Nicht zum Ausstehn ist nun gar der Unterricht, den die Mütter ihren Töchtern geben, um Albani's Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, S. 127—130. Unser Held aber entgieng allen Schlingen der Liebe. Nur ein Paar schwarze Augen eines Bürgermädchens, die in einer Noth ihre Zuflucht zu ihm nahm, wirkten so sehr auf ihn, daß sie ihm nicht nur eine Ausforderung zuzogen, deren Erfolg und Ausgang der Vf., der nichts natürlich geschehen lassen kann, auf eine höchst läppische Art vorstellt, sondern auch eine so ernste Mine und so manchen geheimen

nen Seufzer in ihm veranlaßten, daß nicht nur die Großen und Damen des Hofs, sondern auch die Gesandten fremder Höfe die Finger an die Nase legten, und horchten was sie nur konnten." Um inzwischen diesen Beobachtungen seines verwundeten Herzens auszuweichen, findet er vor rathsam, sich zu entfernen und sein königlicher Freund ist ihm darzu behülflich, indem er ihm, in seinen Geschäften zu verreisen, befiehlt. Adani also verschwindet auf einmahl: und sein Biograph, der, wo er nichts gescheites zu sagen weiß, sich so gern unter dem Mantel der Allgemeinheit verbirgt, läßt ihn herumirren, ohne uns über die eigentliche Absicht seiner Wanderungen zu belehren. Er kommt in den Ort seiner ersten Erziehung, wallfahrtet zu dem Grabe seines Pflegevaters, findet seinen Wiegenbruder, Joseph, als Nachtwächter, und andere alte Bekannte als Bettler, und findet daher reiche Gelegenheit, aus seiner Goldbörse mit vollen Händen Gutes zu thun. Auf der Rückreise endlich führt der Zufall, der Hrn. Cr., wie dem Vf. des Pfarrer Müllers, so sehr zu Gebote steht, ihm auch Aemilie, seine ehemahlige Geliebte und nachherige Maitresse seines letzten Herrn, vor den Wagen, die ihn um eine Gabe bittet und ihm berichtet, daß sie, durch Hofkabale aus Oberbergen verdrängt, alle Geschenke des Fürsten dem Armenhause hinterlassen habe, und nun verlassen fremde Hülfe ansprechen müsse. — Es gehört zu Hrn. Cr. gewöhnlichen Uebertreibungen, daß seine Personen, zum Beweis ihrer Rechtschaffenheit, den freywilligen Bettlerstand erwählen. — Er fährt sofort mit ihr zu dem Fürsten Conrad, den er auf der Jagd findet, und hält ihm eine Strafpredigt, dergleichen — noch kein Hofmann gehalten hat — deren Erfolg ist, daß der Fürst, wie ein reuevoller Sünder, Aemilien wieder annimmt, die neue Maitresse verstößt und alles wieder auf den vorigen Fuß setzt. Inzwischen haben uns bey dieser Episode einige Schilderungen, z. B. von dem Aufenthalt des liebenden Paares auf einem einsamen Jagdschloß, wohl gefallen. Nop eilt nunmehr nach Hause, so tauft der Vf. die Residenz des großen Königs, zurück, findet aber seinen königlichen Freund sehr verändert und dem Tode nah — Man könnte daraus auf so viel Jahre der Abwesenheit schließen, als man, dem Buche nach, Wochen anzunehmen berechtigt ist. Der König thut ihm verschiedene Vorschläge, wie er nach seinem Tode anständig leben könne, die er aber alle verwirft, weil das Land keinen Beruf habe, den Freund seines todten Königs zu füttern — nicht anders,

 als

als wenn ein König nichts Gutes thun könne, als auf Kosten des Landes — und weil ein Königsfreund am besten thue, wenn er arm abtrete und ein Bettler werde. Alles trauert bey dem nahen Ende des Königs, nur Ysop — weil er durchaus Narr seyn und bleiben soll, jubelt und zecht bey und nach dem Tode, legt keine Trauer an, fährt alle Tage durch die Straßen, verkauft auf einmahl alles, schickt das Geld der Wittwenkasse, und gieng in seiner Narrenjacke mit seiner Cither zum Thor hinaus und davon. — Wieder eines von des Vf. Carricaturgemälden, so unsinnig als das humano capiti des Horaz. Ein ehrlicher Mann kann wohl unbereichert einen Hof verlassen, aber wird als Mann abgehen, nicht als Narr, wenn der Dichter nicht durchaus einen Narren an ihm haben will, oder selbst — ist. In Hoyda regierten inzwischen unter dem Nachfolger, nicht Sohn des großen Königs, Heilige u. Weiber! Er pochte an verschiedenen Fürstenhöfen an, um wieder Hofnarr zu werden: man fürchtet sich aber vor seinem schlauen Gesichte. Wegen verschiedener magischen Künste, worzu der Vf. abermahls seine Zuflucht nimmt, und die sich freylich leichter hinwerfen als angeben und nachahmen lassen, mit denen er die Bauern in Dorfschenken unterhielt, und auf die Nachricht, daß Albani, von dem das Gerüchte auch Wunderdinge erzählt hatte, in einem solchen Aufzug aus Hoyda verschwunden sey, hielt man ihn für einen Hexenmeister, welches der Vf. nach seiner gewöhnlichen Exaggerationsgabe wieder bis zum Abentheuerlichen übertreibt: man läutete Sturm, wenn man ihn von weiten kommen sah, riß vor ihm aus, so daß er in Gefahr kam zu verhungern, weil er nirgends jemanden fand, der ihm einen Bissen Brodt gab. Hirten wichen mit ihren Heerden den Quellen aus, woraus er getrunken hatte. Ysop also wandert weit von dannen — und nun läßt ihn der Vf. seine Rolle in einer andern Himmelsgegend wiederhohlen. „Dort, so fängt er das 23. Kap. an, wo jußt auf den 20. März des Morgens Punct 3 Uhr 8 Min. die Sonne in das Zeichen des Widders eintritt, und den Aequinoctialzirkel am Himmel im Heraufsteigen durchläuft, und also natürlicher Weise Tag und Nacht einander gleich ist — dort herrschte damahls in einer paradiesischen Gegend der hoffnungsvolle Lillo.“ Das läßt nun freylich überaus gelehrt zur Aufstutzung eines Romans: aber wir wollen wohl wetten, daß der Vf. nicht gewußt oder verstanden hat, was er schrieb. Wenn die Worte: Dort, wo die Sonne in den Widder tritt,

zu einen bestimmten Sinn haben sollen: so kann es kein anderer als der seyn: auf dem Theil des Erdbodens, der den ersten Grad des Widders gerade im Zenith hat — und der fällt in den fünften Welttheil östlich von Neubritannien — und bis dahin wird doch wohl der Vf. seinen Ysop seine Fußreise nicht wollen gethan haben lassen — aber so genau nimmt es ein Mann nicht, der sich die Mühe nicht giebt, seine phantastischen regellosen Dichtungen, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zu modificiren. Und ist denn Stunde und Minute des Eintritts der Sonne in den Widder alle Jahre die nämliche? In diesem Lande also verirrt sich Fürst Lillo bey einer Jagd, und findet in einem unzugänglichen Thal einen ältlichen Mann innerhalb einer Verzäunung, und um denselben eine Menagerie von Haus- Feld- und Raubthieren, die in friedlicher Eintracht mit einander ihr Futter theilen. Und dieser Mann ist Ysop, der sich aus dem Sturm der Welt in diesen Winkel des Erdbodens geworfen, und Menschen das gelehrt hat, was er Menschen nicht lehren konnte. Auch bis in diesen entfernten Welttheil war das Gerücht gekommen, daß Heilige und Weiber den Albani von dem Alterlanschen Hof vertrieben hätten. Ysop bekennt, daß er dieser Albani sey, und läßt sich von Lillo bereden, seine Einsamkeit abermahls mit dem Hofleben zu vertauschen. Seine nunmehrige Rolle ist Wiederhohlung der vorigen; er ist Herzenskündiger, der mit seinen Liedern und Späßchen die Hofleute schraubt, daß sie die Finger an die Nase legten, oder die Augen so weit aufrissen, daß man darin mit einem vierspännigen Wagen, ohne anzustoßen, umwenden konnte. — Nach einem siebenjährigen Aufenthalt aber erhält er mit einer Pension, die er nicht annimmt, seinen Abschied, und durchstreicht nun Frankreich und Italien — der Vf. hat vergessen, daß er, ohne einen Sprung über das Weltmeer zu machen, dahin nicht kommen kann — und findet an der österreichischen Gränze den Erasmus Schleicher, in dessen Geschichte die Fortsetzung und der Tod desselben befindlich ist. Wir wollen das Skelet dieses höchst inconsistenten, planlosen Romans mit einigen Beyspielen eines verfehlten Witzes beschließen. S. 58: „Ysop hatte sich die Gedärme so voll Wein und harte Klöße gefüllt, daß sie sich im Leibe herumwälzten wie Fröhnebauern," welche Klöße S. 61 noch dreymahl die Ehre haben, erwähnt zu werden. S. 91: „Er lebte mit seinen Menschenstunden, wie der Christ auf der südamerikanischen Halbinsel — in ecclesia pressa."

S. 118: „Der König von Ilterlan und Albanie waren bey ihren nächtlichen Berathschlagungen so weit, daß der Gedanke zum Ziele wenigstens um keinen Diameter mehr fehlen konnte." S. 123: „Hundert Sorten Wein, den niemand an der Quelle getrunken hätte. S. 220: „Acht Tage brauchte ein Ysop nicht, um einen Plan zu erfinden, die Welt gegen den Mond zu sprengen, oder eine Monarchie in der tiefsten Tiefe der Nordsee zu gründen." Und wer ein Beyspiel von Bombast sehen will, der lese S. 158, 159. S. 109: „Was sie da, die Hofleute, für Gesichter zogen, als pflanzt ein rebellisches Würmerheer einen Freyheitsbaum in ihren Magen auf; oder eine kühne Froschrepublik debattirte in ihren Gedärmen über Vorsteher des Volks." Und zum Beweis des fruchtbaren Speculationsgeistes des Vf., dessen Faden nun mit dem Leben Ysops zum zweytenmahl zu Ende lief; melden wir seinen Lesern, die über seine Saumseligkeit im Schreiben so sehr auf ihn schimpfen sollen, zum Trost, daß er sie mit einem Bändchen Fabeln, Lieder und Anekdoten Ysops zu beschenken drohe.

Mir.

Margaretha, Gräfin von Hennegau, eine wahre Geschichte aus der mittlern Zeit. Leipzig, in der Hamannischen Buchhandlung. Ohne Jahrzahl. 291 S. 8. 20 gr.

Wie unzuverläßig die Treue des besten Weibes sey, wie arglistig Pfaffen ihre Absichten auszuführen wissen, und wie oft man eine gewisse Art guter Gefühle in Menschen findet, wo man sie am wenigsten gesucht hätte, scheinen die Grundlinien zu seyn, nach welchen der Vf. seine Geschichte bearbeitet hat. Wir haben für Rittergeschichten zu wenig Raum, den Inhalt dieser umständlicher anzuführen. Wer inzwischen dergleichen Schriften gern lieset, den wird sie auf eine angenehme Weise unterhalten. Der Vf. hat die Rollen, welche seine Helden spielen, so zu ordnen und in einander zu flechten gewußt, daß die Neugierde immer in einer gewissen Spannung erhalten wird, und wer einmahl zu lesen angefangen hat, wird das Buch nicht gern aus der Hand legen. Auch die Schreibart ist gesetzt und lesbar, doch sind in den Redensarten S. 93 Z. 14 Betteln will ich sie um ihre Liebe; S. 128 letzte Z.

Weit

Welt kleiner denn; und S. 139 Z. 9: Erschrick dich nicht — sie, denn und dich unrichtig. Zwey Auftritte werden in Kupfern vorgestellt, die aber mittelmäßig gestochen sind.

Ka.

Welt- und Menschenleben nach der Natur geschildert, und der Jugend zur Belehrung aufgestellt von Franz Ehrenberg. Hamburg, 1793. bey Hoffmann. 19 Bogen. 8. 20 ℛ.

Dies Werk ist zu einem Lesebuche für die Jugend bestimmt. Dieser Theil, in welchem der Vf. eine Folge von mehreren ankündigt, enthält zwey Geschichten, die aber beyde abgebrochen sind und im zweyten Theile geendigt werden sollen. Es ist mit diesem Buche gut gemeint; der Inhalt der Geschichte ist moralisch und die Schreibart nicht schlecht; aber ein wenig alltäglich und gedehnt sind die Erzählungen doch. Der Vf. bittet seine jungen Leser, ja nichts zu überschlagen. Besser wäre es wohl, ganz so zu schreiben, daß man dieser Bitte nicht bedürfte, indem man die Aufmerksamkeit zu fesseln verstünde.

Pk.

Weltweisheit.

Versuch über Aufklärung, Freyheit und Gleichheit. In Briefen. Nebst einer Prüfung der Rehbergischen Schrift über die französische Revolution, von Johann Christian Gottlieb Schaumann. Halle, bey Gebauer, 1793. 152 Seiten. 8. 16 ℛ.

Rec. hat diese kleine Schrift mit ungemeinem Vergnügen und mit großer Befriedigung gelesen. Sie ist in dem ruhigsten Ton, mit einer in unsern Tagen nöthigen Vorsicht, zugleich aber auch mit der eben so nöthigen Freymüthigkeit und männlichem Eifer für die wichtigsten Angelegenheiten und Rechte der Menschen geschrieben. So unendlich viele eine genaue Entwickelung und Bestimmung des vieldeutigen und so viel

sinnig und arg gemißbrauchten Wortes Aufklärung versucht haben, so wüßte Rec. doch keinen Einzigen, dem es besser oder nur so gut gelungen wäre, als Hrn. G. Die Materie ist wichtig genug, daß wir keine Vorwürfe besorgen, wenn wir einen ausführlichern Auszug seiner Gedanken hier einrücken.

Erster Brief. Die französische Revolution ist durch die Kabalen und Verbrechen eines Orleans und seiner Spießgesellen geschändet worden, dem ohngeachtet wird und muß sie von guten Folgen für die Menschheit seyn. Ihre Freunde sowohl als ihre Feinde haben sie der Aufklärung zugeschrieben. Diese einander so sehr widersprechende Partheyen können also unmöglich einen und denselben Begriff mit diesem Worte verbinden. Eine genaue Bestimmung desselben ist aber in mehrerer Rücksicht ein wichtiges Zeitbedürfniß.

Im zweyten Briefe entwickelt Hr. G. den Begriff historisch. Auf dem Felde der Theologie und Religion wurde die Stimme der Aufklärung zuerst laut und die möglichen Folgen derselben zuerst sichtbar. Anfangs und lange Zeit dachte man sich daher unter Aufklärung nichts als Beförderung des freyen Denkens und Redens über religiöse und theologische Gegenstände, Erschütterung des blinden Glaubens u. s. w. Nachdem man einmahl das Uebernatürliche der Kritik der Vernunft unterworfen hatte, so wurde diese bald auch auf andere für unbegreiflich gehaltene Gegenstände angewendet. Man fieng an, alles natürlich zu erklären, und das Unerklärbare als Hirngespinst darzustellen. Bestreitung des Aberglaubens hieß nun vorzugsweise Aufklärung. Die theoretische Philosophie, vornehmlich die empirische, und die Naturwissenschaft, gewann, aber die praktische Philosophie litt viel dabey. Der Materialismus, Empirismus, Sensualismus fand viel Anhänger, die mechanische Philosophie breitete sich aus; Helvetius, Montagnes, Mandevills Theorien, die die Moral zu einer Naturlehre herabwürdigen und alle Moralität vernichten, gefielen. So wie nun die Aufklärung allgemeiner ward, und mannichfaltigere Gegenstände umfaßte, desto mehr erweiterte sich auch der Begriff derselben. Man dachte ihn nicht mehr ausschließend in Bezug auf religiösen und physischen Aberglauben, sondern forschte, was der religiösen, physischen, juristischen, politischen, ökonomischen rc. Aufklärung gemein sey, und bestimmte unter diesen Umständen ihn bald durch Befreyung von

Vor-

Vorurtheilen und Aberglauben, bald durch Losmachung von Autorität und Beförderung des Selbstdenkens, bald durch Ausbreitung von Kenntnissen u. s. w. Allein mit der Ausbreitung desselben durch alle Volksklassen erhielt die Berichtung nicht gleichen Schritt, im Gegentheil ward er immer verworrener und unbestimmter. Was ward nicht alles Aufklärung genannt! Schüler, die ihren Lehrern eine heterodoxe Erklärung einer biblischen Stelle, ein bonmot über Inspiration, Dreyeinigkeit u. s. w. nachbeten konnten: Prediger, die auf der Kanzel viel von Oekonomie und wenig von dogmatischen Gegenständen sprachen; Juden, die das mosaische Gesetz verachteten; Katholiken, die vor ihren Heiligen ohne Gruß und Verbeugung vorübergingen; Protestanten, die Kirchen- und Abendmahlgehen für unnütze Gewohnheiten ausgaben, hielten sich deshalb für aufgeklärt. Spott über heilige Gegenstände, über eheliche Treue, Schmähungen der Fürsten ꝛc. hießen Aufklärung. Freylich ist diese Gewissenlosigkeit, Unglauben, Anarchie und begünstigende Aufklärung gerade das Gegentheil derjenigen, die ein Spalding, Teller, Becker als das Eine, was der Menschheit noth ist, schilderten und empfahlen, gleichwohl brauchte man zu Bezeichnung beyder dasselbe Wort.

Dritter Brief. Man fühlte nun, wie nöthig richtige Erklärungen und Definitionen dieses so sehr gemißbrauchten Wortes wären, und mehrere Selbstdenker vom ersten Rang beschäfftigten sich mit dieser wichtigen Sache, allein, wie Hr. S. sehr richtig bemerkt und erweist, die Erklärungen, die sie gaben, waren nicht so wohl Definitionen als Expositionen dieses Begriffs, wenigstens nicht Definitionen des Begriffs überhaupt.

Im vierten Brief zeigt der Vf., wie er zu Werke gehe, um sich einen richtig bestimmten Begriff von etwas zu verschaffen, und erzählt die Geschichte der Veränderungen, die der Begriff Aufklärung in seinem Verstande erlitten habe. Erörterung der Begriffe klar und Aufklärung überhaupt. — Aufklärung überhaupt ist Verwandlung der Dunkelheit in Klarheit, d. h. Verwandlung des Zustandes, in welchem etwas bloß gefühlt oder dunkel vorgestellt wurde, in den Zustand, wo dasselbe begriffen, verstanden und eingesehen wird. Aufgeklärt heißt einer, in wie fern seine dunkeln Vorstellungen in klare übergegangen sind; aufgeklärt κατ᾽ ἐξοχην der,

der alles auf klare Begriffe zu reduciren gewohnt ist und die Fertigkeit dazu hat; der seinen Glauben und seine Ueberzeugungen durchaus nicht nach dunkeln Gefühlen, sondern nach Einsichten bestimmen läßt.

Fünfter Brief. Die **Materie** der Aufklärung überhaupt, oder das, was durch sie bestimmbar ist, und bestimmt wird, sind **dunkle Gefühle und Vorstellungen**, die **Form** derselben aber ist die **Verwandlung** dieser d. G. u. V. **in klare und deutliche Begriffe**. Alles demnach, was in dem menschlichen Vorstellungsvermögen im weitesten Sinn vorkommen kann, kann auch ein Gegenstand der Aufklärung werden. Je nachdem sie die Sinnlichkeit, den Verstand oder die Vernunft afficirt, ist sie entweder sinnliche, oder intellectuelle oder rationelle Aufklärung. Die rationelle Aufklärung betrifft entweder die theoretische (denkende) oder die practische (handelnde, moralische) Vernunft, und ist also selbst entweder theoret. oder practische (moralische) Aufklärung. Zwischen diesen beyden liegt die ästhetische in der Mitte, und besteht in der Erhebung des Gefühls der Schönheit zur Einsicht derselben. Alle Aufkl. ist ferner entweder ächt oder unächt, in so weit nämlich die Verwandlung der Dunkelheit in Klarheit und Deutlichkeit entweder wirklich oder nur scheinbar ist — sie ist einseitig oder allseitig (in so fern sie sich nur über eine gewisse Klasse von Gegenständen des menschlichen Wissens, oder über alles, was für den Menschen als Menschen Interesse hat, erstreckt) sie ist wahr oder falsch (das erstere, wenn die klaren und deutlichen Begriffe zugleich richtig sind; das letztere, wenn sie unrichtig sind, und nicht mit den Gegenständen übereinstimmen.) In Rücksicht ihres Princips endlich ist die Aufkl. entweder Aufkl. der **Klugheit**, oder Aufkl. der **Weisheit**. Jene setzt sich deutliche Einsichten in die **Mittel** zu seinen Zwecken zu gelangen, zum Ziel; diese strebt nach deutlicher Einsicht in den **Endzweck** der Menschen. Aufklärung der Klugheit arbeitet für den eigennützigen, Aufkl. der Weisheit für den rein vernünftigen Trieb. Jene wirkt nach den veränderlichen Regeln der Politik, diese nach den unveränderlichen Gesetzen der Moral: jene lehrt das Nützliche von dem Schädlichen, das Zweckmäßige von dem Unzweckmäßigen, diese das Gute von dem Bösen, Recht von Unrecht, Weisheit von Thorheit unterscheiden.

Im sechsten Brief bestimmt Hr. S. den Werth und das Verhältniß der Aufklärung zum wahren Wohl der Menschheit.

heit. Die Gegner sowohl als die Freunde der Aufklärung haben Recht und beyde lassen sich vereinigen, wenn sie ihre Behauptungen nur genauer bestimmen. Aufklärung überhaupt hat an und für sich selbst allemahl einen logischen Werth; allgemeinen und allseitigen Werth aber hat sie nicht durch sich selbst. Sie kann für die Menschheit sehr nützlich, aber auch sehr schädlich, sie kann das Instrument eines guten, aber auch eines bösen Willens werden. Ob und in wie fern die Aufkl. allgemeinen und allseitigen Werth habe, das hängt von ihrem Verhältniß zum höchsten Bestimmungspunct alles Werthes und Unwerthes, von ihrem Verhältniß zur Sittlichkeit ab. Wahren Werth hat nur die ächte, allseitige, wahre Aufklärung der Weisheit. Von Schranken und Gränzen dieser Aufkl. kann und darf gar nicht die Rede seyn. Alle Menschen haben Anspruch auf alle Kenntnisse, aber nicht alle sind fähig, alle Kenntnisse richtig und unmittelbar zu empfangen, und es ist nicht zu läugnen, daß die Aufklärer oft in der Methode der Aufklärung gefehlt haben, daß sie oft zu rasch und übereilt in der Bekanntmachung der Resultate ihres Nachdenkens waren, und vergaßen, daß das, was in ihrem Gemüthe Wahrheit war, in dem Gemüthe anderer, die nicht so vorbereitet waren, die nicht eben so nachgedacht hatten oder nachdenken konnten, Falschheit und Irrthum werden könne und müsse. — In allem diesem stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey (und wer sollte es nicht?) aber davon kann er sich nicht überzeugen, daß es gut, das Wort Aufklärung wenigstens für jetzt außer Cours zu setzen, und an dessen Stelle Veredlung zu setzen. Es ist schlechterdings unmöglich, in irgend einer Sprache ein Wort zu finden oder zu bilden, dem auf keine Weise von verkehrten, unwissenden Leuten, oder solchen, die einen bösen Willen und ihren Vortheil dabey zu finden glauben, üble und gehässige Nebenbegriffe und Bedeutungen beygelegt und angehängt werden könnten.

Im siebenten Brief handelt der Vf. von der Freyheit und ihrem Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft, und zwar mit gleicher Gründlichkeit und Bündigkeit. Allein das, was er hierüber in aphoristischer Form sagt, ist noch weniger eines gedrängten Auszugs fähig, und muß dem eignen Nachlesen überlassen werden. Wir hoffen, diese Entwicklung des Vfs. soll das Ihrige beytragen, den falschen und verderblichen Lehren zu begegnen, die einige neuere deutsche Politiker (ein

Reh-

Rehberg z. B.) mit der Miene der Untrüglichkeit ausbreiten, und alles, was zur Staatsverfassung und Verwaltung gehört, fast ganz von der Vernunft und Moral unabhängig machen, und allein durch den Verstand und die Erfahrung bestimmt wissen wollen.

Achter Brief. Ueber die französische, sogenannte Freyheit. Einige sehr wahre Ideen, aber auch manches Unrichtige. „Keine Revolution, in welcher der Name Sans culottes ein Ehrenname wird, kann gedeihen." Er erinnerte sich hier nicht, daß doch eine Revolution gedieh, in welcher der Name Geuse (Bettler) ein Ehrenname ward. Und dieses Beyspiel ist nicht das einzige in der Geschichte.

Neunter Brief. Ueber Gleichheit, agrarisches Gesetz und Geburtsadel. Alles sehr gut und wahr und treffend. Kurze Prüfung der Rehbergischen Schrift über die französische Revolution. Hr. S. behandelt diesen Schriftsteller mit einer Schonung, die er kaum verdient. Dieser Mann, der in dem übermüthigsten, wegwerfendsten Tone von den verdienstvollsten, den größten Schriftstellern spricht, ohne Beweise aburtheilt, verdammt und verlästert, der, ein bloßer Stubenphilosoph und Subaltern eines Collegiums eines kleinen Landes, sich lächerlicher Weise die gravitätische Miene eines Staatsmannes giebt, dessen Autorität, auf Erfahrung gegründet, in schwierigen Fällen etwas entscheiden könnte! Hr. S. streitet mit Gründen, mit siegreichen Gründen gegen Rehbergs Machtsprüche, er zeigt das Falsche, Einseitige und Uebertriebene seiner Behauptungen, und hätte von alle dem noch weit mehr thun können — doch, dieser Aufsatz ist ursprünglich eine Recension, und unser Zweck ist nicht, Recensionen zu recensiren.

H.

Anfangsgründe der Newtonischen Philosophie, von D. Pemberton. Aus dem Englischen, mit Anmerkungen und einer Vorrede von Salomon Maimon. Erster Theil mit vier Kupfertafeln. Berlin, bey Maurer, 1793. 8. 224 S. XVI. Vorrede. 20 gr.

Mathe-

Mathematik und Transscendentalphilosophie sind zwar zu einer gründlichen Naturwissenschaft unumgänglich nothwendig, aber doch auch allein nicht hinlänglich; es müssen auch noch richtig angestellte Versuche und Beobachtungen hinzukommen. Hierbey zeigt die Newtonische Philosophie die beste und zweckmäßigste Methode; daher hielt es der Vorredner für sehr nützlich, diesen Auszug, der Newtons Philosophie, ohne tiefe mathematische Kenntnisse vorauszusetzen, darlegt, ins Deutsche übersetzen zu lassen. Er wünscht, daß die Denker, die sich jetzt in zwey in einer langwierigen Fehde begriffene Hauptpartheyen theilen, wovon die eine von der Sklaverey der Dinge an sich los, alles aus sich selber schöpfen will, und alle diejenigen, die nicht absolute Freyheit zur Losung haben, ohne Gnade an den Laternenpfahl knüpft; die andere dagegen allerhand Kabalen schmiedet, um die vorgeblich gesetzmäßige Oberherrschaft der Metaphysic wieder herzustellen; daß diese Partheyen dadurch veranlaßt werden möchten, sich so bald als möglich unter einander zu vergleichen, und mit vereinigten Kräften auf Erweiterung unserer Erkenntniß zu arbeiten. — Wir wünschen dieses selbst auch, ob wir es gleich so bald noch nicht zu hoffen wagen.

Ad.

Ueber Vergnügen und Weltgenuß. Halberstadt, bey Großens Erben, 1793 in 8. 252 Seiten. 16 gr.

Neues, oder Tiefgedachtes haben wir nicht gefunden, und das sollte auch wohl nicht gegeben werden. Aber angenehm ist das Buch zu lesen, wegen der guten und blühenden Schreibart; und nützlich zu lesen, wegen der guten moralischen Grundsätze. Dies lehrt schon der Inhalt. Nach einer kurzen, aus Sulzer, und einigen andern genommenen Theorie des Vergnügens, nebst der Eintheilung in seine Arten und der Bestimmung ihres Werthes, werden die traurigen Folgen der sinnlichen Wollust geschildert, und nachher die Hauptsysteme der Alten, das Stoische, Epikurische und Pythagoräische beurtheilt. Darauf werden einige allgemeine Vorschriften über den Genuß des Vergnügens ertheilt, sodann einzelne Quellen des Vergnügens, das geistige Vergnügen, das Vergnügen aus der Natur und Tugend, näher erwogen; darauf werden

nach

nach dem Aussichten in eine andere Welt, die Vergnügen der schönen Künste und Wissenschaften, der Jagd, des Spieles, des Tanzes betrachtet; endlich wird mit einigen Charakteren, nebst einem Anhange über die Sympathie, (der Vf. schreibt Simpathie) der moralischen Empfindungen, und das Glück eines guten Gewissens, geschlossen.

XI.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Alphabet d' histoire naturelle, ou Representation et Description de quelques animaux remarquables tirés de Mrs. *Schreber* et *Buffon*. Cadeau pour des Enfans dociles et sages. Par *F. T. Chastel*, Lecteur à l'academie de Giessen. Offenbach, chez Weiss et Brede. 1792. 8. 146 S. 12 ℋ.

Dieses Büchlein scheint vermuthlich dazu bestimmt zu seyn, Kindern einige Kenntniß aus der Naturgeschichte der Thiere beyzubringen, und damit zugleich die Erlernung der französischen Sprache zu verbinden. Ohne Vorrede und nähere Einleitung fängt es sich sogleich mit dem A, B, C, und einer Anweisung zur richtigen Aussprache des Französischen an. Sie ist indessen, wie alle dergleichen schriftlichen Anweisungen, sehr mangelhaft und unvollständig. Hierauf folgen die Beschreibungen verschiedener Thiere nach dem Alphabet, als der Ai (Faulthier) Baleine (Wallfisch) Cameleon (Chamäleon) u. s. w. Den Beschluß macht ein kleines Wörterbuch, in welchem die in dem A B C-Buche vorkommenden Wörter und Redensarten auf Deutsch erklärt worden, und die Aussprache der schweren Wörter mit deutschen Buchstaben angezeigt ist.

Die beygefügten Kupfer, welche die beschriebenen Thiere vorstellen sollen, sind mehrentheils sehr unrichtig gezeichnet; und überhaupt scheint das Verdienst, welches sich der Vf. durch dieses Cadeau à la françoise um die liebe Jugend erworben hat, sehr geringe zu seyn.

Td.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 8. Vierten und letzten Bandes sechstes Stück. Bogen Sz bis Ccc. 1792. 8 gr.

Den Anfang und den größten Theil dieses Stücks macht Hutton's zwar paradoxe aber sinnreiche Theorie der Erde aus. Findet man, sagt der Vf., an einem Kalksteinlager Spuren seines Ursprungs unter dem Meere, so folgt (?) daß eben so auch jedes (?) andere benachbarte Gesteinlager der nämlichen Gattung entstanden seyn müsse. In Kalkschichten, welche ein Produkt des Meers sind, findet man viele Stücke von spatartigen Gewebe, also (?) scheinen auch andere spatartige Kalksteinarten, wenn sie gleich keine Ueberreste von Seegeschöpfen enthalten, mit jenen einerley Ursprungs zu seyn; auch die Erdschichten, welche auf den kalkartigen liegen, scheinen demnach aus der See entsprungen zu seyn, $\frac{1}{10}$ vielleicht $\frac{1}{100}$ des ganzen uns sichtbaren Theils der Erde: diese aus dem Meere emporsteigenden Schichten wurden verdichtet. Dies geschah, nach dem Vf., durch Hitze und Schmelzung; nur durch diese, nicht durch Auflösung in Wasser, könne der Kieselstoff in Hölungen eingedrungen seyn; auch die Versetzung könne nur durch Schmelzung geschehen; (was der Uebers. durch bekannte Beyspiele aus der Chemie zweifelhaft macht) giebt man aber zu, daß einer dieser Stoffe durch feurigen Fluß entstanden ist, so (?) müssen sie alle durch Hitze und Schmelzung gebildet seyn; auch die Krystallisationen im Innern der Erdschichten kommen nicht (so sagt der Vf.) von wässerichten Auflösungen; der mit Quarz gemengte Feldspath von Tortsoy in Schottland beweise deutlich (?), daß seine beyden Bestandtheile vorher geflossen gewesen seyn, also (?) auch Granit. Sehr richtig bemerkt der Uebers. gegen den Vf., daß die höchsten Spitzen unserer hohen Gebirgsketten höchst wahrscheinlich nie unter dem Meere gewesen sind. Der Vf. läßt sie durch die ausdehnende Kraft der Hitze über die Meeresfläche steigen, und leitet dasselbst aus den mannichfaltigen Abweichungen der Erdschichten von der horizontalen Lage ab; ganz Sicilien, selbst sein Jaspis und Marmor, sey durch die gleiche Ursache, wie die Lava, verdichtet; nicht überall, wo man jetzo Basalte finde, habe es ehemahls Vulkane gegeben. Unser festes Land hat zween

äußerste

äusserste Gränzpunkte, auf den höchsten Bergspitzen, und am Ufer des Meers. Den übrigen Theil dieses Stücks füllt der Beschluß von Hr. Lorgna's Abhandlung über den Ursprung des Mineralalkali aus. Es stecke in Meerthieren frey, so daß er es durch Eßig ausgezogen habe; von diesen leitet es also der Vf. ab. In Schaalenthieren und Fischen des süßen Wassers hat er vergebens darnach gesucht. 40 Theile Meerthiere gaben ihm meist nur 6 Theile Asche, wovon kaum der funfzigste Theil Kochsalz war. Durch Säuren zog der Vf. aus frischen Austern wahre Bittererde aus; durch wiederholtes Auflösen in Wasser und Abrauchen schien sich wirklich ein Theil des mineralischen Laugensalzes in Bittererde zu verwandeln. In allen seit Jahrhunderten versteinten Meerthieren zeigen sich, wenn sie auch nicht das mindeste Kochsalz enthalten, immer (?) Spuren einer verborgenen Kochsalzsäure; von diesen Bewohnern habe also das Meer in seinem Wasser die salzigen Bestandtheile; so wie die fetten von denen, welche täglich darin sterben; von den letztern kommt auch eine Art des Leuchtens, welche man im Meere nicht bloß auf seiner Oberfläche beobachtet. Aus Eisenvitriol und Kochsalz erhielt auch der Vf. leicht Glaubersalz, aber aus den Laugneten der venetianischen Lagunen kaum eine Spur eines freyen mineralischen Laugensalzes: wohl aber aus den Gewächsen, die auf trocknem Grunde in der Nähe des Meers wachsen, aber auch in diesen nicht mehr, so bald sie tiefer ins Land herein verpflanzt werden.

Da.

Vorlesungen über die Naturlehre, meinen lieben Mitbürgern gehalten, von Johann Adam Schmierler, Rector an der gemeindlichen Schule in Fürth. Nürnberg, bey Stein, 1792. 396 Octavseiten. 1 Rt. 4 gr.

Es sind der Vorlesungen 27, welche sich sämmtlich durch einen lichtvollen und ihrem Zwecke angemessenen Vortrag empfehlen. Ueberall sucht der Hr. Vf. seine Zuhörer auf den Nutzen, und die mannichfaltigen Zwecke dieser oder jener natürlichen Dinge aufmerksam zu machen, wodurch allerdings ein Unterricht dieser Art erst wahre Brauchbarkeit erhält.

Br.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Landwirthschafts-Calender, welcher alle nöthige Geschäfte des Ackerbaues, der Gärtnerey, Grasnutzung, Viehzucht, Fisch- und Bienenwirthschaft, nebst den Hausverrichtungen, in der Zeitfolge der 24 Monathälften des Jahres nach den neuen Grundsätzen und aus lautern, sichern Erfahrungen anzeiget und nothdürftig erläutert. Nebst einem kurzen aber nützlichen Anhange. Breslau, 1793. Verlegts Meyer. 8. 498 S. 1 Rt. 6 gr.

Was das Buch lehren soll, besagt der etwas lang und umständlich gerathene Titel schon genugsam: wir haben also nur anzuzeigen, ob auch alles, was er verspricht, erfüllet; besonders ob nach neuen Grundsätzen und lauter sichern Erfahrungen gehörige Erläuterungen gegeben worden. Der Verf. hat sich nicht zu nennen beliebet: welches bey Büchern, die so wichtige, das Wohl des Haushalters und Landwirthes angehende Sachen vortragen und die darüber ertheilten Lehren verbürgen sollen, äusserst gehäßig und dem Verkauf des Buches nachtheilig ist, auch in den jetzigen schreibseligen Zeiten schon im voraus ein übles Vorurtheil für den Verf. und das Buch bestimmt. Daher hätten wir den Namen und Wohnort des Vf. dem Titelblatte zugefügt gewünschet, und das um so mehr, als wir doch viele Dinge finden, die Nutzen und Nachahmung verdienen würden, wenn man wüßte, wo man dergleichen praktisch ausgeübt antreffen und besuchen könnte. Immerhin möchte dagegen auf dem Titel fehlen, was der Vf. von einem Anhange verspricht; zumal keiner, nur ein Register — wenigstens so überschrieben — angetroffen wird, das allein die Zeit von Einsammlung der Kräuter, Wurzeln u. s. w. anzeigt. Nützlicher würde ein wirkliches Sachregister der sämmtlichen Vorträge des Inhalts gewesen seyn. Der Vf. übergiebt, zufolge des Vorberichtes, diesen Calender bloß zur Prüfung, nicht zur mühsamen oder geschmückten Empfehlung. Wie kann aber eine ungeschmückte, d. i. gültige und gründliche Empfehlung Statt finden, wenn man nicht weiß, wo man das, was gelehrt wird, diesfalls vorher auch sehen und untersuchen könne?

denn Rec. [illegible], nach des Vf. eignem Grundsatze im Vorberichte, gern mit ihm einstimmig sagen: eher bildet man sich nach Exempeln, als nach Schriften; man gehe hin, und sehe, was der Vf. lehrt, wird man praktisch u. s. w. finden. Gewiß, dann dürfte man für dies Lehrbuch gültig ansehen, daß es dem Bauer, das ist, der größten Klasse der Menschen, übergeben zu werden verdiene.

Die innere Einrichtung des Calenders ist so, daß für den Bauer und jeden gemeinen Landwirth eine [illegible] gegeben werden soll. Diese größte Klasse von Menschen schlägt nicht gern viel nach, daher hätte jeder Monat, statt in zwey Hälften, besser in einen Theil gefaßt und dabey nur gesagt werden können: dies oder jenes Geschäfft wird in der ersten oder zweyten Hälfte des Monats gethan. Der Calender würde dadurch um ein Drittheil kürzer und angenehmer zum Lesen geworden seyn; denn wie vielen Platz nehmen nicht schon die leeren Ueberschriften jeder Rubrike weg? — Es kann auch dieser Calender, so wie er jetzt ist, meistentheils nur für Schlesien dienen, als nach dessen Lage, Gewohnheit und Sprache alles gelehrt und selten ein Provinzialausdruck erläutert wird. Was ist z. B. S. 4 michinziges Hirsenstroh und S. 30: Floderloch der Bienen? S. 254: ein Pörsel? Vielleicht soll ersteres schimmliches Stroh, das zweyte ein Hauptflugloch der Bienen, und das dritte ein Stroh- oder Borstenwisch heißen? Und daher dient dies calenderartige Buch nicht einmahl für ganz Schlesien, sondern nur für gewisse Theile desselben, wo dies oder jenes eben so behandelt wird. Zum Beyspiel dient erstens, das Weiden auf der Brache; zweytens die Bienenzucht. Es kann doch nicht aller Orten das Weiden auf Brachäckern ausgeübt werden, weil man theils nicht überall Brache hat, theils an vielen Orten nur auf besondern Weiden sein Vieh hüthen darf; theils auch gar nirgends, oder doch wenigstens nur in den Stoppelfeldern hüthen kann, und daher ganze oder halbe Stallfütterung unterhalten muß. Alles das hätte der Vf. lehren sollen, wenn er für einen größern Zirkel, als der seinige ist, einen Wirthschafts-Calender ausgeben wollen: es wäre dies um so billiger gewesen, da er doch mehreren Klee- und Grasbau lehrt, auch das Steinsalz fleißig und allen Viehsorten, S. 16, 23, 24 und 26 gefüttert haben will; wiewohl er es gepulvert zu geben [illegible]

an Stücken, vorzieht, welches wir aber nicht billigen, und dem Lecken an Stücken, aus vielen Ursachen, bey Kühen, Schaafen und Pferden den Vorzug gönnen, theils: weil sich dieses Vieh dadurch ohne unser Zuthun die Zunge öfters putzet, theils: daß es so für diese Viehsorten auch ökonomischer ist; daher man es an vielen Orten gern in Stücken wünscht, und nicht bekommen kann. Nur den Schweinen geben wir es, wie er S. 26 sagt, im Saufen zerrieben. Daß er es aber den jungen Lämmern im Wasser S. 38 reicht, und sie damit schon zeitlich dreymahl des Tages an das Wassersaufen gewöhnt, ist eine nicht genug zu empfehlende Lehre: Denn so lernen diese jungen Thierchen schon in früher Zeit sich ans tägliche und ihnen gesunde reine Wassersaufen gewöhnen. Und wenn nur die halbe Portion Salz hinein gethan wird, so hat es den gedoppelten Nutzen, einmahl: daß sie Wasser trinken lernen; zweytens: daß sie sich die Zunge reinigen.

Die Bienenzucht betreffend, da hat der Vf. theils nur die Klotzbeutenpflege zum Gegenstande, und von Kästen- und Körbepflege keine Kenntnisse gezeigt, so, daß also diese Gegenden keinen Unterricht für ihre Körbezucht erlangen; theils lehrt er auch selbst für Klotzbeutenzucht — wie doch das Titelblatt verspricht — nicht nach neueren Grundsätzen. Denn weder das Ablegen, noch weniger die neue Art, die Bienen durchs Umwenden der Beuten alle 2 bis 3 Jahre zu erneuern, kommt darin vor. Da seine Beuten doch so eingerichtet sind, daß er sie umwenden kann, wie solches aus seiner Lehre, S. 256, nach welcher junge Schwärme, wenn sie in einer Beute nicht in die Höhe ziehen wollen, mit derselben umzuwenden und sie darin nun verkehrt aufzustellen, angerathen wird, deutlich erhellet: so hätte ihn eben diese Erfahrung schon darauf leiten sollen. Denn sind seine Klötzer so beschaffen, daß sie zum Umwenden der jungen Schwärme dienen: wie vielmehr nützten sie in diesem Betrachte zur wechselseitigen Erneuerung für den alten innern Wachstafelbau. Daß sich aber der Vf. S. 83 so sehr in lederne Handschuh, und auch am Leibe in solche harnische und einkleidet, und dieses andern auch anräth, dies müßten wir äußerst mißbilligen; und finden es eben so wenig nach neuern Grundsätzen, als das Klingeln beym Schwärmen (S. 53) auch nicht darunter gezählt werden darf, sondern nach solchen gänzlich abgeschafft wird. Wir versichern den

Vf., daß unzählige Bienen bey dieser Feigheit verlohren gehen, weil der Stachel der Bienen in allem Leder stecken bleibt; und eine Biene, die ihren Stachel verlohren hat, jedesmahl sterben muß. Gegen zornig gemachte Bienen dienen nur wollene Kleidungen, woraus sie den Stachel wieder zurückziehen können.

Alles was Rec. überhaupt nach neuen Grundsätzen behandelt findet, ist die Lehre, den Klee einzusäuern; es fragt sich daher: ob und wo der Vf. dies mit Nutzen, und mit welchem Vortheile er dasselbe unternommen habe, auch ob man es bey ihm in Augenschein nehmen könne? u. s. w.

Das ist doch kein neuer Grundsatz, S. 39, daß das Getraide am [1sten] und 16ten des Monats auf den Schüttböden umgestochen werden müsse? Es ist wohl der Tag gleich viel, ob's den 15ten und 28ten, 16ten und 30ten unternommen wird; wenn's nur zweymahl im Monate geschiehet.

Auch undeutliche Lehren kommen in diesem Wirthschaftscalender vor, die berichtiget werden müssen. Z. B. in der ersten Hälfte des Octobers beym Fischen und Besatz der Teiche. Da sollen S. 420 die Streck- und Streichteiche, welche von nicht genugsamer Tiefe seyn, so, daß die jungen Fische darinnen nicht überwintern können, erst im Frühjahre besetzt werden; daher der Vf. auch die Ausfischung derselben bis zum Frühlinge verschoben haben will. Das ist aber sehr nachtheilig; denn können die Teiche keinen neuen Besatz [überwintern], so darf auch schon deswegen der alte Besatz nicht bis zum Frühling darinnen bleiben, sondern er muß ausgefischt und in besondere Behälter oder Ueberwinterungsteiche gesetzt werden; nicht zu gedenken, daß es auch der Hechte wegen — deren doch der Vf. als Einschleicher gedenket — geschehen muß, damit diese nicht noch über Winter die kleinen Karpfen und andre Fische verzehren. Er lehrt in der Folge, wie solche separirt werden müssen; aber wie reimt sich das mit dem Vorhergehenden: man fischet nur allein jetzund die großen Gewächsteiche. Gewiß die kleinen, und nicht gehörig tiefen, Teiche verdienen dies noch mehr!

Daß der Verf. reichliches Heu seinen Kühen und Schaafen giebt, loben wir ausnehmend: dagegen wollen wir schwacher Lehren, z. B. der Mondslehren, und wie im Januar

ungr Bäume durch Einbahrung und Anfüllung mit Zimmet, Neglein und Zucker gestärkt werden sollen, gar nicht gedenken. Wir haben ohnehin nicht Raum, ausführlicher, als geschehen ist, von diesem Buche zu reden.

Patriotische Vorschläge zur Verminderung der Consumtion des Zuckers in Deutschland. Göttingen, bey Dietrich, 1792. 8. 5 B.

Diese Schrift ist Deutschlands Fürsten vom Verleger gewidmet, und sollte billig alle Aufmerksamkeit aufbieten. Da die Mittel, die an die Stelle des Zuckers gebraucht werden können, deutlich gezeigt sind, so verdient dieselbe die Beherzigung derer, die bey den jetzt so theuren Zuckerpreisen Surrogate des Zuckers wünschen; und ob gleich alle vorgeschlagenen Mittel schon längst bekannt, an manchen Orten daher in Ausübung sind, so verdiente es doch deren Erinnerung: Wer weiß nicht, daß in Sachsen schon viele Jahre her der eingesottene Möhrensafft die Stelle vieles Honiges und Zuckers vertreten muß? denn theils wird er zu Leipzig zu 1 Groschen das Pfund, und zu Dresden die Kanne (so 3 Pfund wiegt) für 10 Groschen verkauft, und ist eine einträgliche Bereitung der sächsischen Erzgebürger, auch hin und wieder der Thüringer. Daß die goldgelben Möhren hiezu besser als die röthlichen und blaßgelben, auch weiße Möhren genannt, seyen, ist so sicher, als es der ungenannte Verf. S. 21 mit Recht behauptet. Ihr Anbau, S. 22 — 36, ist richtig gelehrt; doch könnte dem Graben und einfachen mit drey Pferden besorgten tiefen Pflügen noch zugesetzt werden, daß das doppelte Pflügen, das ist, daß zwey Pflüge in einer Furche hinter einander folgen und letzter tiefer als der erste gehe, das beym Anbau im Großen kostbar fallende Graben entbehrlich machen könne. Auf dem Titelblatte sollte, nach der Consumtion des Zuckers, noch zugesetzt stehen: und des Brandteweins; denn wie gehörte sonst, S. 54 — 60, die Bereitung des Möhrengeistes hieher?

Es hatte überdas der Vf. S. 38 versprochen, etwas vom Gebrauch der Möhren zum Kaffee weiter unten weitläuftiger zu reden: allein wir fanden dieses nicht, welches dann sehr gut ist; sonst würde auch dieses zum Titelblatte gehört haben.

Da nun der Vf. seine Hauptgegenstände zur Zuckerbereitung nur in jenen Möhrenwurzeln und in süßen Birnarten gesuchet, er hiebey der Marggrafischen Versuche, S. 65 — 85, erwähnte, nämlich derer aus den Wurzeln des weißen Mangold, Beta cicla; von Zuckerwurzeln, Sium sisarum; und der rothen Rübe, Beta vulgaris: so empfehlen wir ihm, die Versuche des Ahornzuckers u. s. w. näher zu prüfen.

Vertilgung schädlicher und bessere Benutzung nützlicher Thiere, zum allgemeinen Besten jeder Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande. Leipzig, bey Voß und Leo, 1793, in 8. 290 Seiten, 18 gl.

Das Buch entspricht seinem Titel vollkommen; und die bey manchen Insecten zugefügte Naturgeschichte ist richtig, auch aus den besten Quellen gezogen. Z. B. bey Maykäfern und Rebstichern aus den Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschafft. Da der Vf. seine Quellen, sich selbst aber nicht genannt hat, und doch zuweilen sagt: er habe diese und jene Erfahrung gemacht: so hätte er zu mehrerer Glaubwürdigkeit der Sache, und zu mehrerem Abgang des Buches, wohl seinen Namen zufügen können; zumahl man bey der Büchermenge — da es keine Kunst für schreibbegierige Federn ist, aus vielen Büchern wieder ein neues zu fertigen — immer mehr Anstand nimmt und zu nehmen Ursache hat, namenlose Bücher zu kaufen. Einige Provinzialausdrücke hätte der Vf. wohl allgemein erläutern mögen. Z. B. das schwäbische Oemt — von Ohmat — statt Grummet, das ein zweytes Heu oder Nachheu ist.

Da

Erziehungsschriften.

Lesebuch für Kinder, von K. P. Moritz rc. Berlin, bey Schöne, 1792. 62 S. 4 gl.

Dieses Büchlein soll, wie auf dem Titel steht, ein Pendant zu des Verf. ABC-Buch seyn, und zugleich, wie dieses, eine natür-

natürliche Anleitung zum Denken für Kinder enthalten. Laut der Vorrede enthält es einen theoretischen und einen praktischen Theil. Der theoretische soll vorzüglich auf den Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung, und zwischen Wahrheit und Dichtung aufmerksam machen. Der praktische Theil soll zeigen, daß Ordnung und Thätigkeit der einzige Weg zur Glückseligkeit sey. Diese beyden Theile aber sind, wegen ihres genauen Zusammenhangs, mit einander verwebt, und nicht in einzelne Abschnitte gesondert. Den Eltern und Lehrern der Kinder muß die nähere individuelle Anwendung und Erklärung der einzelnen Darstellungen in diesem Lesebuche überlassen bleiben. So weit die Vorrede. Für ganz kleine Kinder, ich meine, die 5 bis 6 Jahr alt sind — und solche lernen ja gewöhnlich schon lesen — möchte nun wohl manches in diesem Lesebuche nicht faßlich genug seyn, und müßte daher bis zu einem reifern Alter zurückgelegt werden. Z. E. wann es S. 17 heißt: „Die Zusammensetzung der Schrift aus Buchstaben ist an sich eine große und wundervolle Sache, die uns nur wegen des öftern Gebrauchs so alltäglich und gewöhnlich vorkömmt." Oder S. 61: „Das Ausstrecken einer Hand nach Zweck und Absicht ist wunderbarer, als das Rauschen aller Winde, und das Strömen aller Flüsse auf dem ganzen Erdboden." Auch möchte wohl, wo der Sinn an sich faßlich ist, die Wortfügung es nicht seyn, z. B. S. 47: „Ein Gebäude, das mit seinem starken und festaneinandergefügten (dies könnten füglich vier Wörter seyn, oder wollte man sie als Ein Wort schreiben, müßte man sie wohl, besonders in einem Lesebuche für kleine Kinder, durch Bindungsstriche — nämlich so: fest-an-einander-gefügtem — an einander hängen) Gebälk der Gewalt des Sturmwindes und der Wellen widersteht, das mit Flügeln von Leinwand versehen, die ein günstiger Wind aufschwellt; mit seinem zugespitzten Schnabel, durch das Steuerruder gelenkt, die Fluth durchschneidet, um, vermittelst der Segel, den Wind von der Seite, wo er am günstigsten ist, aufzufangen." — Die Fabel von dem Hirsch bey der Quelle, nebst den Betrachtungen darüber, S. 6 ff., scheinen mir auch nicht für kleine Kinder zu seyn. Ein solches Kind kann sich wohl schwerlich einen Fall denken, wo ihm etwas Ansehnliches weniger nützlich seyn könnte, als etwas Unansehnliches; und einen solchen Fall, aus der Welt der Erwachsenen ihm vorgelegt, möchte es kaum recht fassen können. Auch wird ihm hier kein solcher

Fall

Fall vorgelegt, obgleich die Frage: S. 7. aufgeworfen wird: „Wozu diese ganze Erdichtung?" worauf die natürlichste Antwort die Vorlegung eines solchen Falles, als in der Fabel ausgebildet, gewesen wäre. Statt dessen werden dem Kinde hier die Worte in den Mund gelegt: „So viel sehe ich wohl ein, daß diese Erzählung gut zusammenhängt (sollte ein Kind dies einsehen können? — wohl zu merken, einsehen, welches mehr sagen will, als dunkel fühlen) und darum gefällt mir auch die Erdichtung wohl."

Von der Verschiedenheit und den Absichten der Geschlechter, nebst Maaßregeln wider die Unkeuschheit, für Eltern, Erzieher, und für die Jugend beyderley Geschlechts. Herausgegeben von Karl Baumann. Quedlinburg, bey Ernst, 1793. 78 Seit. 5 gr.

Diese kleine Schrift enthält zwar nichts neues, sie ist aber so zweckmäßig in jeder Hinsicht abgefaßt, daß sie mit vollem Rechte das seyn kann, wozu ihr Herausgeber sie bestimmte, ein Leitfaden des Unterrichts, den Eltern und Erzieher Kindern über den Unterschied der Geschlechter ꝛc. geben wollen und müssen, und daß sie auch der erwachsenen Jugend selbst in die Hände gegeben werden kann.

Jn.

Dialogen zwischen Vater und Sohn, über die Philosophie der Religion, das Christenthum, die Kirchengeschichte und Sittenlehre. Ein gemeinnütziges Lesebuch für Eltern, Erzieher und besonders für Jünglinge; von Franz Xaver Anton Herkemann. Erster Theil. Mit Erlaubniß des hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, in der Wagnerischen Buchhandlung, 1792. 8. 11 Bogen. Zweyter Theil, 19 Bog. Dritter Theil, 19 Bog. Vierter Theil, 16 Bog. 1 Rt. 6 gr.

Der Verf. dieses Buchs hat damit einen Beweis abgelegt, daß es ihm gänzlich an allen Erfordernissen mangele, um gute Dia-

Dialogen über die, auf dem Titel genannten Gegenstände zu schreiben. Es fehlt ihm sowohl an der erforderlichen Kenntniß der Sachen, die er abhandeln will, als auch an der Sprache. Im ersten Theil hat es der Vf. mit der Philosophie der Religion zu thun, wie er sich ausdrückt; das heißt, er will seinen Zöglingen das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Unzulänglichkeit der natürlichen und die Nothwendigkeit der geoffenbarten Religion erweisen. Dies thut er mit den gewöhnlichen Gründen, in den erbärmlichsten Dialogen zwischen einem Vater und seinem Sohne; und schimpft dabey gelegentlich über die Philosophen, „die alles übersehen, alles übergränzen. Und doch, fährt er fort, sind es alle diese zahllose Herren gemeiniglich am allerwenigsten, welche das Innerste, den wahren Geist der Gottes- und Christus-Religion kennen, oder zu kennen verlangen, als einen Gegenstand, der viel zu niedrig für ihre großen Aussichten, und zu unwürdig für die Größe ihres weit umher schweifenden Geistes zu seyn scheinet, den sie doch selbst nicht selten mit der Sterblichkeit und Vernichtung brandmarken, ihn vielleicht so wünschen, oder ihn endlich mit ihren Argusaugen in dem geliebten Chaos verschwinden sehen." Im zweyten Theil hat es der Vf. mit der christlichen Religion zu thun. Hier erzählt er die Geschichte Jesu, und seine Lehren. Der dritte Theil handelt die Kirchengeschichte ab. Es ist dies ein ohne alle historische Kenntnisse gemachter Auszug aus einem katholischen Kompendium, mit steter Hinsicht auf die göttlichen Statthaltersrechte des römischen Pabstes. Auch erfahren wir hier, nebst einer Menge Fabeln und Ungereimtheiten, daß die Jünger und Apostel Christi schon Messe gelesen haben. Diesem Theil sind zwey Anhänge beygefügt. Im ersten sucht der Vf. die Hauptgeheimnisse der christlichen Religion zu erweisen; diese sind nach seiner Meinung, a) die heiligste Dreyeinigkeit Gottes; b) die Menschwerdung des Sohnes Gottes; c) die wesentliche Gegenwart Jesu Christi im heiligen Abendmahl; d) die Auferstehung der Todten, und e) die ewigen Peinen der Verdammten. Im zweyten Anhang beantwortet er folgende zwey Fragen: 1) Warum starben beynahe alle Verfolger des Christenthums, die römischen Kayser, eines gewaltsamen Todes? 2) Hat jede andere Religion, welche die Völker annahmen, auch solche Märtyrer oder Blutzeugen, wie das Christenthum gehabt? Der vierte Theil behandelt die christliche Sittenlehre. Auch dieser Theil hat

einen Anhang, unter dem Titel: Drey Gedichte: 1) Geschichte Theodors, des Einsiedlers zu Teneriffa, die man in seiner Zelle gefunden. 2) Die Wahl des Herkules. 3) Des Cebes Abbildung des menschlichen Lebens. Vielleicht hat der Vf. selbst gefühlt, daß es seinem Buche an innerm Werthe mangle, und hat deswegen jeden Theil einem Hochwürdigen, Gnädigen und Hochgebietenden Herrn Prälaten zugeeignet, um ihm dadurch Ansehen und Schutz zu verschaffen. Diese Schutzheiligen sind die Herren, Augustin Bloch, würdigster Prälat und Abt des hohen Stifts und exemten Abtey Fischingen, des heiligen Benediktordens; Sebastian Steinegger, Prälat und Abt des hohen Stifts und exempten Gotteshauses Wettingen im Ergeu in der Schweitz, dem geistlichen Orden des heiligen Bernards zugethan; Anton Luz, des heil. römischen Reichs würdigster Prälat, Abt und Herr des löblichen Reichsstifts und Gotteshauses Kreutzlingen, auch infulirter Probst zu Rieden; Bernhard von Meyer, würdigster Prälat und Abt des hohen Stifts und der exemten Abtey Rheinau, des heiligen Benediktinerordens. Die Dedikationen an diese Herren sind Muster von kriechender Schmeicheley.

G.

Handlungs- Finanz- und Polizeywissenschaft, nebst Technologie.

Anleitung zum Landpoliceyrechte in den brandenburgischen Staaten, zum Behuf praktischer Vorlesungen. Erstes Buch. Halle, im Curtschen Verlage, 1792. Ohne die Vorrede und 8½ Bog. Tabellen, 18 Bog. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Herr Gotwald Hirsch, der sich unter der Vorrede als Vf. nennt, verdient und findet gewiß Beystimmung, wenn er es für nothwendig hält, daß die Polizeyrechte getrennt von andern Zweigen der Rechtswissenschaften besonders gelehrt werden, und künftige Staatsbeamte sich mit denselben frühzeitig bekannt machen. Ein zu solchem Zwecke eingerichtetes Lehrbuch erfordert, wie jedes andere Compendium, systematische Ord-

Ordnung, Deutlichkeit, Kürze und Vollständigkeit. Obiges Werk thut nicht allen diesen Eigenschaften völlig Genüge. Ehe wir aber hievon Beyspiele anführen, wollen wir die Inhaltsanzeige desselben vorhergehen lassen. Gegenwärtiges erste Buch begreift das landwirthschaftliche Personenrecht in sich, und ein zweytes vom dinglichen Landpolizeyrechte hat folgen sollen. Nach vorausgeschickter allgemeinen und besondern Einleitung, wird im ersteren Kapitel von obrigkeitlichen Personen gehandelt. Der erste Abschnitt hat die weltlichen obrigkeitlichen Personen, und dessen erste Abtheilung die Policeycollegien zum Gegenstande. Hierunter aber sind zugleich alle andere Instanzen, die keine Collegia ausmachen, und selbst einzelne Polizeygehülfen, als Dorfrichter, Schöppen, Heimbürgen und Bauermeister mit angebracht. Das Object der zweyten Abtheilung sind Justizcollegia, so weit Polizeysachen zu ihrem Ressort gehören. Der zweyte Abschnitt handelt von geistlichen obrigkeitlichen Personen, so wie das zweyte Kapitel von denen der Landpolicey untergebenen Personen.

Nach der Definition, welche der Vf. §. 1. von der Polizey giebt, zufolge welcher sie eine? zweckmäßige Veranstaltung seyn soll, die den Wohlstand eines ganzen Staats zur Absicht hat, konnte leicht vieles eingemischet werden, was in genauer gezogene Gränzen der Polizeyrechte nicht passet. Verschiedenes von dem abgehandelten mögte jedoch wohl selbst in jenem weitläuftigem Gebiete nicht immer einen recht schicklichen Platz gefunden haben, wie z. B. das, was §. 73 u. s. w. bey der Gelegenheit, wenn die Rede davon ist, daß die Landrichter sich Meßgeräthschaften halten müssen, von den verschiedenen Feldmaaßen, und den Mitteln weitläuftig gehandelt wird, die Größe der Aecker genau zu bestimmen. So gehört auch das mehrste nicht hieher, was von §. 273 bis 289 vom Adelstande angeführt worden. Dagegen ist das Personale der so wichtigen Medicinalanstalten ganz mit Stillschweigen übergangen worden, weder Landphysici noch Wundärzte, noch Apotheker, noch Hebammen kommen mit ihren Rechten und Verbindlichkeiten vor. Diese Auslassung ist aber weniger zu entschuldigen, als die Weitschweifigkeit, womit einzelne Artikel ausgedehnt sind, weil, nach der Bestimmung des Werks, solches auch als Handbuch gebrauchet werden soll. Wegen letztgedachter Rücksicht bleibt es jedoch ein ganz unverzeihlicher Mangel, daß die Gesetze, worauf das Werk sich beziehet,

nicht

nicht überall angeführet sind. So unbrauchbar es übrigens für jenen Zweck wird, eine so nützliche Kenntniß verschafft dasselbe von der nachahmungswürdigen Ordnung, womit alles ohne Lücke in den preußischen Staaten zusammengefügt ist, was dazu dienen kann, öffentliche Wohlfarth und Privatglückseligkeit zu gründen. Ob nicht hier oder da mit Vortheil ein Ring ausgelöset werden könnte? diese Frage und ihre Erörterung stehet mit der gegenwärtigen Anzeige in keiner Verbindung.

Bm. F.

Abriß des sogenannten Kameralstudiums und Bestimmung seines Zwecks für sich und in Verbindung mit der Rechtsgelehrsamkeit, für seine Vorlesungen entworfen von August Niemann. Kiel, 1792. 32 Seit. 8. und ½ Bog. Tabelle. 3 Xr.

Diese Blätter enthalten einen abermahligen Versuch, die unter dem Namen der Kameralwissenschaften zeither zusammengestellten Kenntnißfächer unter einen allgemeinen, sie genau verknüpfenden Gesichtspunkt zu bringen. Rec. findet den Gedanken des Verf. sehr scharfsinnig, aber im Ganzen nicht glücklicher, als die vorhergehenden ähnlichen Bemühungen anderer Schriftsteller waren. Man urtheile selbst: — Kameralwissenschaften haben zum allgemeinen Gegenstand das Gewerbe, d. i. den Inbegriff aller Beschäftigungen, wodurch die Naturgaben den Menschen zu Gute kommen. Sie betrachten dasselbe entweder 1) nach seinen innern Erfordernissen — allgemeine Gewerbkunde, welche, je nachdem sie von Gewinnung der natürlichen Erzeugnisse, oder von der nutzbaren Bereitung derselben zu künstlichen, oder von der Uebertragung beyder von denen, die sie gewonnen und bereitet haben, auf die, welche sie bereitet haben, handelt, die Produktions-, Manufaktur- oder Handelslehre aufstellt: oder 2) nach den äußern Erfordernissen und Beförderungsmitteln, und nach dem Ertrage, und zwar a) nach den äußern Erfordernissen und Beförderungsmitteln des Gewerbs, als Quelle des Privatauskommens — Lehre von der Gewerbspflege, Polizeywissenschaft; b) nach der in dem öffentlichen Auskommen vorhandenen Wirkung des Privatauskommens

— Finanzwissenschaft. — Stehen die beyden hier festgesetzten Haupttheile einander wohl logisch richtig gegenüber? Schwerlich; und ist es auch der Fall mit den Unterabtheilungen des zweyten Haupttheils? Augenscheinlich auch nicht. Eben so gewiß ist der Begriff der Polizeywissenschaft, statt sich auf den Endzweck des Staats in seiner ganzen Ausdehnung, also auf möglichst sicheren und vollkommenen Genuß des Eigenthums zu beziehen, hier offenbar zu enge. Der Vf. setzt ihn so aus einander. Die Polizeywissenschaft handelt 1) von den allgemeinen Erfordernissen des Gewerbes überhaupt, und der Beförderung des Privatauskommens durch dasselbe, — allgemeine Gewerbpflege. Diese betrachtet als solche Beförderungsmittel Arbeitsfähigkeit, Erwerbsfähigkeit, und Arbeitsamkeit und Gewerbsamkeit; daher die Lehren von Gesundheit, Bevölkerung und Anleitung zur Gewerbsamkeit gefolgert werden. 2) Von den besondern Hauptklassen der Gewerbe, — besondere Gewerbpflege, der Landwirthschaft, der Manufacturen und des Handels. Anhangsweise die Beförderungsmittel des gesellschaftlichen Lebens in Städten — Stadtpolizey, und auf dem Lande Dorfpolizey. — Hier fehlen nicht nur einige Hauptgegenstände der Polizey, sondern die aufgezählten sind auch nur durch sehr entfernte Beziehungen an einander geknüpft. — Was der Vf. sonst über den Zweck und die Einrichtung des Kameralstudiums erinnert, hat unsern ganzen Beyfall, und läßt an der Nützlichkeit seiner Vorlesungen, wenn sie diesen schriftlichen Vorträgen ähnlich sind, nicht zweifeln.

Hm.

Patriotische Gedanken und Vorschläge über den gehemmten Aktivhandel in den deutschen und hungarischen Provinzen des Erzhauses Oestreich, über Nationalindustrie, Manufakturen und Fabriken etc. von Joseph von Weinbrenner. Zweyte vermehrte und ganz umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. Wien, bey v. Trattner, 1792. 176 Seiten.

Die vorige Ausgabe dieses interessanten Buchs ist in der allgemeinen deutschen Bibliothek zu seiner Zeit angezeigt worden. Die gegenwärtige Ausgabe kann mit Recht ganz umgearbeitet

genennt

[illegible] werden, und verdient von jedem [illegible] zu [illegible], der sich von der Beschaffenheit des Handels in Oestreich und Hungarn näher unterrichten will. Gewiß ist es, daß der auswärtige Handel dieser Provinzen immer der großen natürlichen Schwierigkeit unterworfen ist, daß sie weder einen schiffbaren Fluß haben, noch am Meere liegen. Denn die Donauschiffe müssen aufwärts mit Pferden gezogen werden, und die Landfracht nach Trieste, wenn die Straßen auch noch so gut wären, ist doch für Produkte und selbst für Fabrikate zu kostbar, als daß die Oestreicher und Hungarn mit andern Nationen Markt halten könnten. Diese natürlichen Schwierigkeiten werden schwer zu überwinden seyn. Es giebt aber auch künstliche Schwierigkeiten, welche aus falschen Maaßregeln der Regierung und aus Vorurtheilen der Staatsbürger entstehen. Da ists denn sehr interessant, einen freymüthigen Patrioten zu hören, welcher Mittel vorschlägt, wie diese falsche Maaßregeln geändert, und diese Vorurtheile weggebracht werden können. Hier finden wir unsern Vf. in seiner Stärke. Wider seine Theorie ließe sich noch manches einwenden. Gleich gegen das erste Kapitel, worin behauptet wird: „Jeder Staat, der durch seine Handelsgeschäfte nicht verarmen soll, müsse nothwendig Ausfuhrhandel haben," ließen sich starke Zweifel erregen. Ganz allgemein ist der Satz gewiß nicht richtig. Der Vf. hat allzuwenig auf die innere Concurrenz des Handels der Provinzen unter einander geachtet. Wenn diese nur im rechten Verhältniß ist; so kann ein Staat sehr wohl bloßen inländischen Handel haben, ohne zu verarmen. Wir wollen einmahl sehen: Oestreich und Hungarn hätte mit keinem andern ausländischen Lande einen Handel gehabt, als mit Gallizien, und hätte aus diesem ausländischen Lande viel Geld gezogen. Wenn nunmehr das ganze Gallizien und Lodomerien ein östreichisches Land wird, und also Oestreich gar keinen ausländischen Handel mehr hätte; müßte es nun verarmen, weil es bloß mit inländischen Provinzen, mit Gallizien und Lodomerien, handelte? Oder gesetzt: Oestreich handelte bloß mit Hungarn, und führte dahin viele Fabrikate aus. Das würde Rec. einen vortheilhaften Handel nennen; aber nach der Theorie des Hrn. Vf. schien es, als wenn Oestreich dabey dennoch verarmen müßte. Gesetzt nun, Hungarn würde durch irgend einen Vorfall der Herrschaft des Hauses Oestreich entzogen; der Handel aber bliebe eben derselbe; würde nun Oestreich bloß deswegen reicher werden, weil es mit einem ausländischen Staate handelte?

Es muß also wohl die Sache noch auf einer andern Seite zu betrachten seyn.

Ob das Commerziencollegium, welches Hr. von W. zur Aufnahme des Handels in Oestreich empfiehlt, ganz seinem Endzweck entsprechen möchte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, weil wir das Lokale nicht genug kennen. — In andern Ländern sind dergleichen Commerziencollegien, wenn nicht mehreres dazu gekommen ist, allein von so gar vortheilhaften Wirkungen nicht gewesen.

Srm.

Theater.

Liebe und Reue, ein Originallustspiel in 3 Aufzügen, von J. C. D. Curio. Braunschweig, bey Schröder, 1795. 77 S. in 8. 6 gr.

Der Verf. dieses sogenannten Originallustspiels, — mit welchem Namen so viele neuere Theatergesellen ihre höchst unoriginalen Arbeiten brandmarken, — hat ohnstreitig nicht gemeine Talente zu einem mittelmäßigen Comödienschreiber, und sein Opusculum ist daher keines der schlechtesten in seiner Art. Hier ist dessen Inhalt. Ein gewisser Einnehmer, Zöllner, ist durch seine Verschwendungsliebe — und Gutherzigkeit in große Armuth gerathen, hat fremde Kassengelder angegriffen u. s. w. ohne daß sein edeldenkendes Weib davon anfangs etwas gewahr wird. Sein alter biederer einfältiger Bedienter Ernst biethet ihm 200 Thaler an, zu gleicher Zeit läßt Zöllnern die reiche Braut seines Freundes Sellmann 200 Pistolen auf den Tisch legen, welche Summe Zöllner aber seiner Freundin wieder eigensinnig zurückschickt. Nun entschließt sich der von allen Seiten gedrängte Zöllner, sich zu erschießen, da seine Kasse 1500 Thaler Defect hat, und dieselbe auf Befehl des Fürsten vom Präsidenten untersucht werden soll, wobey ein erzschlechtdenkender College Zöllners, der gern dessen Dienst wieder haben möchte, eine collegialisch-hämische Rolle spielt. Dießmal ist aber Zöllner klug genug, die ihm von Braut Hand aufs neue angebothenen 200 Pistolen anzunehmen, und noch 500 Thaler dazu, — denn Zöllner war, ja grade, 1500 Thaler schuldig. — Nun ist dessen Kasse wieder in Ordnung.

Der

Der Präsident kommt mit dem [illegible] Rechnungen werden visitirt, und die Herren Visitatoren finden zu ihrem Erstaunen alles in bester Ordnung. Während der Zeit werden von Betty auch Zöllners Wechselschulden bezahlt, und da auch Sellmann, Zöllners reicher Universitätsfreund, anlangt: so deckt jener die gegen letztern geschmiedete Kabale des saubern Herrn Kochs dem allergnädigsten Landesfürsten auf, wobey Koch in Gefahr kommt, seinen Dienst zu verliehren, durch Zöllners Fürsprache aber der Ungnade des Fürsten entgeht. Das Ende des Stücks, so wie fast das ganze Stück selbst, ist sehr langweilig, da es sich mit der Hochzeit des Bedienten Ernst und einer Kammerjungfer Louise beschließt. Auch keine einzige große, lehrreiche, kunstvolle und schön gezeichnete Scene, keine einzige Spur von tiefer Menschenkenntniß haben wir in diesem Stücke gefunden. Ein Pilz, der zum Baume wird, (zwey fällig heterogene Dinge) ein einfältiger Bediente, der von Philosophen im Nationalconvent, und von Sachen, die man methodice treiben muß, spricht, — ist ein Unding, wenigstens sollten wir glauben, daß der Vf. mit der Sprache der Bedienten etwas bekannter seyn müßte. Uebrigens gereicht es dem Vf. zum Lobe, daß er nicht in den neumodischen, zweydeutigen Ton verfallen ist, wodurch so viele neuere, selbst berühmte, Sudler ihre mittelmäßigen Stücke zu heben suchen. Auch martert der Vf. seine Leser nicht mit langweiligen Gesprächen, Declamationen und Convulsionen verliebter Narren und Närrinnen, und ist so bescheiden, sein Geschreibe schon mit der 77ten Seite zu beschließen.

Za.

Die seltsamen Freyer, ein Lustspiel in zween Aufzügen. Lingen, bey Jülicher, 1792. 56 Seiten. gr. 8. 5 gr.

Nicht seltsam sind diese Freyer: sondern so abgeschmackt und unter aller Kritik, daß eine nähere Inhaltsanzeige wahre Versündigung an Papier und Zeit wäre. Von einem Schriftsteller, der sehr oft nicht einmahl den rechten Casum zu setzen weiß, wahrscheinliche Verwickelung, Gesprächston, Haltung der Charaktere und dergleichen zu erwarten, dürfte die gröbste aller Unwahrscheinlichkeiten seyn. Dieser gänzliche Mangel an jeder Anlage zu einem auch nur erträglichen Lustspiel empört

den

den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile, und zwar dergestalt, daß wenn dieser unberufene Schauspieldichter mit einem zweyten Probestück solcher Art zum Vorschein kommen sollte, Rec. sich befugt hält, an dem gesunden Menschenverstande desselben zweifeln zu dürfen.

Fh.

Der Mann von Vierzig in Windeln, eine komische Operette in 4 Aufzügen. Leipzig, bey Heinsius. 1793. 8½ Bog. 8. 7 gr.

Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß dies schlechte Produkt auf französischem Grunde und Boden gewachsen ist. Statt dies aber, wenn sich's also verhält, zu seiner Entschuldigung zu bekennen, prahlt der Verf., oder Uebersetzer, oder Umarbeiter, vielmehr in der Vorrede mit dem Verdienste, es so viel besser gemacht zu haben, wie viel andre Opernfabrikanten, wobey er sich zugleich auf sein Dichtertalent, wie es scheint, etwas zu gut thut. Zu Würdigung dieses letztern wollen wir doch ein Paar Verse aus dem ersten Liede, das uns grade in die Augen fällt, hier abschreiben. Seite 21:

Karlos.

„Laß doch sehen,
„Ob durch Küsse
„Meine Triebe
„Höher flammen?" (Thut galant.)

Antoinette.

„Geh', ich schlage dich zusammen!"

Karlos.

„Ob sie, ob sie höher flammen!"

Antoinette.

„Geh', sonst schlag' ich dich zusammen!"

Von den Sprachfehlern wollen wir gar nicht reden; dies sind Kleinigkeiten in einem solchen Werke.

Pk.

Vermischte Schriften.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit in Erzählungen aus wichtigen Gerichtsakten. Ersten Bandes erste Sammlung. 1790. 206 S. Zweyte Sammlung. 1793. 158 S. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, in 8. 1 Rh.

Die Spekulation mehrerer neuer Schriftsteller, Criminalakten öffentlicher Verbrecher herauszugeben, mag wohl für die Finanzen dieser Herren vortheilhafter, als für die Fortschritte und Erweiterung der Seelenlehre gewesen seyn, obgleich unter dieser Firma die meisten solcher Akten, so unwichtig sie auch seyn mochten, zu Tage gefördert worden sind. Da die Herausgabe solcher Schriften gemeinsglich von bloßen Gerichtsmännern besorgt wurde, die zwar immerhin ihre Brodwissenschaft recht gut verstehen konnten; aber, wie ihre Bemühungen um die Bereicherung der Psychologie sattsam beweisen, von dieser wichtigen Doctrin sehr geringe Kenntnisse hatten; so hat sie durch alle dergleichen aus Acten gezogene Mord- und Diebshistorien offenbar nichts gewonnen, und kann dadurch nichts gewinnen, so lange die Herausgeber das stuffenweise Fortschreiten einer verdorbenen Leidenschaft und Gemüthsverstimmung eines Verbrechers bis zum höchsten Ausbruch ihrer Abscheulichkeit, die oft so versteckten und zweydeutigen Veranlassungen dazu, die von der ersten Erziehung noch herrührenden schiefen Eindrücke, und die Reihe irriger Vorstellungen, wodurch der Verbrecher gegen alle bessern Grundsätze und Gefühle eingeschläfert wurde, zur Erklärung solcher Phänomene nicht angeben können. Die gewöhnlichen Gerichtsacten geben über alle diese Dinge, ohne welche kein Psycholog etwas entscheiden kann, selten einige Auskunft, da sie fast nichts, als trockene Facta, magere, oft sehr abgeschmackte Inquisitionsfragen, chirurgische Visa reperta, und so vielen andern für die Seelenlehre ganz unbrauchbaren Criminalplunder enthalten, wodurch keine einzige Falte des menschlichen Herzens aufgedeckt, sondern nur der Fortgang des Prozesses in einer barbarischen Sprache aufgestellt wird, nicht zu gedenken, daß man bey Untersuchungen eines Verbrechens nicht sowohl die geheimen Triebfedern dazu erforschen, sondern nur von seiner histo-

historischen Gewißheit überzeugt seyn will, und — daß die meisten Criminalrichter für philosophische Untersuchungen in dergleichen Fällen keinen Sinn haben. Hiezu kommt nun noch der Umstand, daß die Verbrecher selbst sich nicht immer richtig auszudrücken verstehen, daß sie selten über die Antriebe ihrer Handlungen und Leidenschaften ernstlich nachgedacht haben, und zu dem verübten Laster grade in einem solchen Tumult ihrer Affecten hingerissen wurden, wo die Seele keinen ruhigen Gedanken über sich selbst zu fassen im Stande war, folglich auch in den Gerichtsacten selbst keine merkwürdigen Aufschlüsse für die Psychologie vorkommen können.

Gegenwärtiges Buch enthält eine solche Sammlung von Criminalfällen, die mancher zwar nicht ohne Interesse lesen wird; die aber aus vorher angeführten Gründen für die Seelen- und Menschenkunde nicht viel Wichtiges enthält, und deren Inhalte selbst es durchgehends an einer guten Einkleidung fehlt. Um die hier überall hervorstechende Trockenheit des Styls zu vermeiden, und den Erzählungen mehrern Reitz zu geben, hätte die in den Acten herrschende Sprache in ein besseres Deutsch umgegossen werden müssen, ohne daß die historischen Facta dadurch selbst gelitten hätten. Selbst die zum Theil hier sehr weitläuftig angeführten Defensionen hätten eine einnehmendere Gestalt bekommen können; wenn der Herausgeber auf sein Buch mehrern Fleiß gewandt, und sich die Sache nicht zu kommode gemacht hätte. Die erste Sammlung des ersten Bandes enthält folgende Stücke. I. **Ein Prediger ermordet sein Weib.** (Vom Jahre 1764.) Der Vf. hält diese Geschichte für eine der merkwürdigsten, welche je in den Gerichtsstuben untersucht worden sind. Uns kommt diese ganze Mordhistorie, den Umstand abgerechnet, daß ein alter stockblinder Greis der Mörder seines Weibes wurde, nicht so sehr merkwürdig vor, da der alte Mann dem Brandteweintrinken sehr ergeben war, und ohnerachtet er es hinterher läugnet, damahls höchst wahrscheinlich trunken war, als er sein Weib umbrachte; auch ergiebt sich sogleich aus der ganzen Erzählung, daß er durch die leidige Zanksucht seines Weibes fast täglich zum Zorn gereitzt wurde, dadurch nach und nach, bey dem ihn ohnehin drückenden Elende der Blindheit, seines Lebens überdrüßig wurde, und endlich durch den Mord eines ihm unerträglichen Weibes sich durch die Hände der Justiz den Weg aus einer für ihn ganz freudenleeren Welt bahnen wollte.

Daß der Teufel mit im Spiele gewesen sey, wie er meint, war eine Grille, die sich aus dem schwachen Kopfe eines alten orthodoxen Predigers leicht erklären läßt, und wodurch die meisten einfältigen Leute ihre bösen Handlungen gemeiniglich zu entschuldigen suchen. Der Defensor hat alle angegebenen Gründe zur Vertheidigung des alten schwachsinnigen Predigers sehr vortrefflich genutzt, und seine Arbeit verdient von Juristen und Menschenfreunden gelesen zu werden. Desto gewöhnlicher und leer von allem Scharfsinn ist das Gegengeschwätz des damahligen Urthelssprechers. **II. Geschichte eines unmündigen Straßenräubers.** (Vom Jahr 1770.) Der hier aufgestellte junge Verbrecher, Schindler, wurde offenbar durch Noth und Armuth, so wie aus Mangel einer guten Erziehung, zu dem Straßenraube verführt, und litte dafür ohnstreitig eine zu harte Bestrafung, indem ihm ohne Barmherzigkeit der Kopf abgeschlagen wurde, ohnerachtet er seinen Feind wirklich nicht todt schlagen, sondern ihm nur sein Geld nehmen wollen. Auch die hier mitgetheilte Defension ist ein Muster in ihrer Art, und jedes gefühlvolle Herz wird sie mit Vergnügen lesen, dahingegen die Sentenzen des Schöppenstuhls zu L. und W. ihre Verfasser als Barbaren darstellen, die dem grausamen Schlendrian ihrer Criminaljustiz mehr, als den Gesetzen der gesunden Vernunft und eines veredelten Herzens folgten. **III. Geschichte eines Hauptdiebes von der thüringischen Bande.** (Vom Jahr 1768.) Diese Bande bestand aus einer Anzahl von mehr als 250 verworfenen Menschen, und wüthete vornehmlich zehn Jahr lang in Sachsen von 1758 — 1768. Eins ihrer Hauptmitglieder war der hier genannte Abe, der unzählige Diebereyen begangen, und sich schon in seinem zwölften Jahre unter jene Bande begeben hatte. Die Widersprüche, welche in den Zeugenaussagen gegen ihn vorkommen, retteten ihm das Leben, ob er gleich selbst, aus Ueberdruß desselben, hingerichtet zu werden wünschte. Weitschweifig ist die Defension für diesen Menschen, wie fast alles, was die Rechtslehrer schreiben; allein sie enthält viel reine Begriffe über Schuld und Strafe eines Verbrechens, und der Herausgeber setzt S. 95 sehr richtig hinzu, daß infamirende Leibesstrafen, Brandmale, Staubbesen u. dgl. es meist dem Verbrecher unmöglich machen, sich zu bessern, und daß er sehr oft erst hinterher der abgefeimteste Bösewicht wird. **IV. Geschichte eines Mordbrenners.** (Vom Jahr 1785.) Einer der lesenswerthesten Beyträge

der

der ersten Sammlung. Der Verbrecher hatte offenbar durch einen zu häufigen Genuß des Ehebettes und Brandteweins seine Seelenkräfte geschwächt, seine körperlichen Kräfte waren zur Arbeit erschlafft, die Folgen davon waren Müßiggang, Schulden und Mangel an Nahrung, wodurch zuletzt der teufelische Plan, Feuer anzulegen, seine Reife erhielt. Berger, so hieß der Mordbrenner, sah sein Haus selbst mit im Feuer aufgehen, hatte nun nicht nöthig, seine Kassenschuld zu berichtigen, und setzte sein müßiges Leben wieder fort, — bis neuer drückender Mangel ihn zu einem neuen Mordbrennerversuche verleitete, wobey er aber glücklicher Weise ertappt wurde. Es scheint übrigens wirklich in dem Verbrecher von dem Augenblick an eine Seelenzerrüttung erfolgt zu seyn, als ihm seine Frau bey einer Anwandlung ihrer Melancholie sagte: daß sie die Ehe gebrochen habe. Der neue Vertheidiger, den er bekam, bewies aus jenem Grunde mit vielem Scharfsinn, daß Berger den Tod nicht verdiene, und letzterer wurde daher bloß mit dem Zuchthause bestraft. Die letztere Defension rührt offenbar von einem Rechtskundigen her, der mit dem Geist der besten neuern philosophischen Schriften in diesem Fach nicht unbekannt war. V. Der als Gotteslästerer angeklagte und bestrafte Schulmeister. (Vom Jahr 1782.) Der Herausgeber nimmt den hier aufgestellten Gotteslästerer nicht ohne gute Gründe in seinen Schutz, der freylich wegen seiner lächerlichen sogenannten Blasphemien von keinem vernünftigen Richter, gewiß aber für seine unmoralischen Handlungen bestraft werden durfte, denn so viel ergiebt sich aus den Actenberichten ganz deutlich, daß der Schullehrer ein sehr leichtsinniger und schlechtdenkender Mann war, ob wir gleich nicht läugnen wollen, daß die Beschuldigungen des Herrn Pastor loci größtentheils in einem rachsüchtigen Herzen ihren Grund hatten. Der Schulmeister kam ein Jahr ins Zuchthaus.

Die zweyte Sammlung des ersten Bandes begreifft folgende Actenauszüge in sich. I. Der im Zorn begangene Todtschlag. (Vom Jahr 1782.) Mit mehrerem Recht nimmt hier der Herausgeber die Parthie des bedaurenswürdigen und rechtschaffenen Metze, als die des Schulmeisters im letztgenannten Stück. Der Beklagte wurde aufs stärkste zum Zorn gereitzt, und bloß durch ein Ungefähr starb der Kläger einige Tage nach dem empfangenen Schlage. Die Defension ist sehr declamatorisch; aber doch in der Hauptsache

bündig abgefaßt. Vortrefflich sind auch in der zweyten Schutzschrift die seichten Gründe der ersten Urtheilssprecher widerlegt. Inquisit kam, da die Sache einem vernünftigern Dicasterio vorgelegt wurde, mit einer viermonatlichen Gefängnißstrafe davon. II. **Geschichte des Pastor G. und der Susanne M.** (Vom Jahr 1767 – 1772.) Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein Geistlicher ein junges Mädchen schwängert, und hinterher sein Wort nicht hält. In diesem Fall war aber das Nichtworthalten des Predigers gleichsam das Signal seiner Leiden. Denn bloß deswegen gab ihn das Mädchen als Vater ihres Kindes an, weil er die ihr versprochenen 150 Thaler nicht auslieferte. Die Untersuchung dauerte durch die teufelischen Cabalen eines niederträchtigen Richters, dem hier die gerechteste Schandseule errichtet wird, mehrere Jahre lang, brachte den Prediger um sein Amt, folterte die Unglückliche mit unerhörten Qualen, verleitete die Mutter derselben zum Selbstmord, — und blieb ungeahndet. Es ist unbegreiflich, daß dieser Bube, dieser unmenschliche Richter, mit seinem Ungeheuer von Gerichtsknecht, vor den Augen des Publikums solche Schandthaten unbestraft begehen konnte! — Allein, wie oft sind die Regierungen in solchen Fällen stockblind! Menschlichere Richter sprachen endlich den Prediger und das unglückliche Mädchen von fernern Strafen frey. Kein Leser von Gefühl wird dieses merkwürdige Actenstück ohne Schauder und Entsetzen lesen können. Ein Gerichtshof von Cannibalen würde menschlicher gehandelt haben. III. **Das Verbrechen der Blutschande wider das mosaische Gesetz.** (Vom Jahr 1735.) IV. **Die im Trunke begangene Gotteslästerung.** (Vom Jahre 1763.) Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese beyden letztern Stücke, da wir schon so weitläuftig bey Anzeige dieses Buchs gewesen sind, welches vornehmlich für Juristen in mehrerem Betracht lehrreich und nützlich werden kann. Rec. hat auch durchgehends mit wahrem Vergnügen eine Billigkeit und Toleranz in den Urtheilen des Verfassers bemerkt, die er so gern allen Sachwaltern der leidenden Menschheit wünschen möchte. Aber hiezu sind die meisten Gerichtshöfe noch nicht reif und aufgeklärt genug, und werden es auch noch lange nicht werden, da sie an den Anblick des menschlichen Elends und an die Härte ihrer Wissenschaft gewöhnt, selten ein reines Gefühl für die Würde und Rechte der Menschheit haben können und haben wollen.

Qk.

Ueber

Ueber Aufruhr und aufrührische Schriften. Braunschweig, 1793. 132 S. 8. 8 gr.

Nicht leicht hat ein deutscher Schriftsteller sich durch irgend eine Schrift so viel Feinde, so viel erbitterte Feinde gemacht, als Hr. Campe durch seine Briefe über die französische Nation. Was für eigne Schimpfnamen und Schmähtitel hat man nicht eigens für ihn ersonnen, was für Lästerungen, Verläumdungen hat man gegen ihn ausgestreut, wie hat man ihn nicht nur in den Augen von ganz Deutschland, sondern auch vorzüglich seiner Obrigkeit, als einen höchst strafbaren Aufwiegler und Volksverführer darzustellen gesucht. Die edlen Herren, die sich so meisterlich auf die Kunst verstehen, aus der heilsamsten Pflanze Gift zu saugen, würden nun gewiß nicht ermangelt haben, auch diese kleine Schrift, so unschuldig und unverfänglich sie ist, auf Campens Rechnung zu setzen, und an dieser und jener Behauptung so lange zu drehen und zu deuteln, bis sie ein geschicktes Werkzeug zu ihren Absichten geworden wäre. Dieses zu verhindern, faßte der Vf. (der vortreffliche Prof. Stuve in Braunschweig) den edlen Entschluß, sich in öffentlichen Blättern zu nennen, und zur Schonung eines schon so sehr verunglimpften Mannes sich selbst Preis zu geben.

Hr. Prof. St. suchte nach einer völlig bestimmten und genauen Erklärung der Worte, Aufruhr, aufrührisch, die man jetzt so viel hört und liest, und womit es also wichtiger und nöthiger als jemahls ist, richtige Begriffe zu verbinden. Er fand sie nirgend, am wenigsten (wie schon Schlözer bemerkt hat) da, wo man sie am ersten erwarten sollte, in landesherrlichen Verordnungen, Verboten und Strafedicten dawider; er macht also hier selbst einen Versuch einer solchen Bestimmung. Aufruhr ist ihm und dem Sprachgebrauch zufolge, eine gewaltsame Widersetzlichkeit eines Volks oder eines Theils desselben gegen seine rechtmäßige Obrigkeit und deren gesetzmäßige Befehle, oder in so fern sie gesetzmäßig befiehlt. Der Begriff schließt demnach in sich, daß mehrere Menschen zugleich und vereint sich der Obrigkeit widersetzen; er schließt Widersetzung in sich. Unzufriedenheit, Mißbilligung, Tadel, selbst öffentliche, anständig, ruhig und mit Gründen unterstützte geäußerte Beschwerde der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit dürfen nicht Aufruhr

genennt werden. Vorstellungen, Bitten einzelner Personen und Gemeinheiten müssen erlaubt seyn, und so ist es auch auf keine Weise strafbar, zu solchen Vorstellungen die Stimmen auf eine gehörige Art einzusammeln. Derjenige, der zuerst eine solche erlaubte Vorstellung entwirft, und der zuerst unterschriebene ist eben so wenig straffällig, als der letzte. Die Widersetzung muß ferner eine gewaltsame oder heftige Bewegung mit sich führen; sie muß gegen gesetzmäßige Befehle einer rechtmäßigen Obrigkeit gerichtet seyn. Sind die Befehle der gesetzmäßigen Obrigkeit offenbar gesetz- und constitutionswidrig, so ist die Widersetzung nicht Aufruhr, sondern Aufstand zu nennen. Der Unterschied dieser beyden Begriffe und Wörter ist von der allergrößten Wichtigkeit. In dem ersten Falle fehlt das Volk, in dem zweyten die Obrigkeit, wenigstens zuerst und zunächst. Sind die Vorstellungen und Bitten der Unterthanen gegen gesetzwidrige Handlungen und Befehle der Obrigkeit vergeblich, so bleibt zur Abwendung des Unrechts und der Mißhandlung nichts übrig, als Gewalt. Von selbst versteht sich indeß, daß diese Anwendung der Gewalt nur in der wirklich äußersten Noth Statt finden kann, und allein dann erlaubt ist, wenn eine Appellation an höhere Gerichte nur eine Bestrafung, aber keine Verhütung des Unrechts bewirken könnte, und endlich, daß sie bloß so weit gehen darf, als zur Abwendung des Unrechts durchaus nothwendig ist. Soll gar kein Aufstand erlaubt seyn, so läßt sich auch gar keine bürgerliche Ordnung und Freyheit, keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums denken. Was für Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen würden besonders in einem großen, zerstreut gelegenen Lande verübt werden, in welcher Gefahr würde der höchste Regent und das öffentliche Wohl schweben, wenn gewissen- und treulose Befehlshaber, die es doch immer in der Welt gegeben hat und geben wird, nicht fürchten müßten, durch ihre Verrätherey, Bedrückungen zc. einen öffentlichen Aufstand zu erregen. S. 28. „Haben wir nicht Beispiele in der alten und neuen Geschichte, daß „unwürdige Minister und Räthe die Appellation an den Regent durch jede Art von Gewalt und List so gut als unmöglich gemacht haben? Was ist nun zu thun, wenn ein „Volk seinen Fürsten und sich selbst verrathen, betrogen, und „am Abgrunde des Verderbens sieht? Solls immer heißen: „leide und sey still! Nein, das verlangt nicht Gott, nicht das „Gesetz, nicht der Fürst. Sie verbieten es." — Aus diesem

fur allem folgt, daß nur derjenige den Namen eines Aufrüh-rers verdient, der das Volk aufmuntert, anleitet und anführt; seiner höchsten und rechtmäßigen Obrigkeit und deren gesetzmäßigen Befehlen sich gewaltsam zu widersetzen. Aufrührerisch sind alle diejenigen Reden, Handlungen ꝛc. wodurch man absichtlich und offenbar das Volk zur gewaltsamen Widersetzlichkeit gegen ihre höchste und rechtmäßige Obrigkeit und ihre Befehle aufmuntert, anleitet oder anführt. Alle Reden, Handlungen ꝛc., die bloß zufällig, unabsichtlich diese Wirkung haben, sind nicht aufrührisch zu nennen, doch giebt es allerdings zu gewissen Zeiten (z. B. in bürgerlichen Unruhen) an sich gleichgültige, unschuldige Reden ꝛc., die wegen der Verbindung der Umstände, der Denkart und des Geistes der Zeit, durch ihre symbolische oder Zeichenbedeutung aufrührisch und strafbar werden, und daher von der Obrigkeit mit Recht verboten und bestraft werden können und müssen: z. B. das Tragen gewisser Kokarden, das öffentliche Ausrufen gewisser Wörter, nächtliche Zusammenkünfte u. dgl. Alle diese Dinge aber müssen auf das genaueste durch den Buchstaben des Gesetzes bestimmt werden, damit die bürgerliche Freyheit so wenig als möglich beschränkt, und der Willkühr und den Anmaaßungen der Angeber, Richter ꝛc. vorgebeugt werde. Je strafbarer und verabscheuungswürdiger das Verbrechen des Aufruhrs wirklich ist, desto mehr ist es auch Pflicht, keine Handlung, Aeußerung ꝛc. ohne Recht und Grund mit diesem Namen zu brandmarken. Besonders ist dies in Rücksicht öffentlicher Schriften unendlich wichtig. Der Vf. stellt mehrere Arten schriftstellerischer Verhandlungen und Aeußerungen auf, in denen man oft, ohne alles Recht, etwas Aufrührisches und Strafbares zu finden vermeint, als da sind, allgemeine Untersuchungen über Staatsverfassungen, Gesetze, öffentliche Anstalten ꝛc., über die besondere Constitution und politische Verfassung jedes einzelnen Staates, besonders desjenigen, in welchem wir selbst leben; treue und wahre Berichte, freymüthige Beurtheilungen öffentlicher Anstalten, Verordnungen, Handlungen jeder Art. Freylich müssen dabey Schmähungen, Lästerungen und ehrenrührige Persönlichkeit, die immer strafbar sind, vermieden werden. *) Vortrefflich, aber nicht wohl

*) „Ich kann, sagt der Vf., bey dieser Gelegenheit meine Verwunderung nicht bergen über das sich selbst widersprechende „Benehmen einiger unserer angesehensten und berühmtesten

eines Auszugs fähig ist die Auseinandersetzung der unendlichen Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Publicität und der Freyheit über Staatsangelegenheiten zu reden und zu schreiben. Die jetzt hie und da vorgenommenen, ungebührlichen Beschränkungen derselben entstanden gewiß mehr aus dem Interesse der Nebenregenten und untergeordneten Staatsdiener, die, man weiß wohl warum? die Publicität scheuen, als aus eigner freyer Ueberzeugung und Willensbestimmung der Fürsten selbst. — Wie soll nun aber die Regierung bey verstatteter Denk- und Preßfreyheit die möglichen Mißbräuche derselben verhüthen? Nicht durch Censur, wie Hr. P. Struve mit den einleuchtendsten Gründen darthut. (Man lese auch hierüber nach, was Hr. Prof. Hegewisch in seiner kleinen lehrreichen Schrift, An Deutschlands Patrioten, sagt, und was vollkommen mit Hrn. St. Ideen zusammenstimmt.) Es giebt ein sehr einfaches, leicht ausführbares Mittel. Man gebe das Gesetz, daß kein Buch gedruckt und verkauft werde, und in den Buchhandel kommen darf, dessen Verleger oder Drucker nicht ein angesessener bekannter Mann ist, und seinen Namen öffentlich angegeben hat. An dem Namen des Verfassers oder Herausgebers ist der Regierung weiter nichts gelegen; denn der Verleger muß für diese bürgen, wenn er sie im Untersuchungsfalle nicht angeben kann oder will. — Sehr wahr und treffend ist das, was Hr. P. Struve über die den Fürsten nachtheiligen Eindrücke der elenden und ungeschickten Verfechter ihrer Sache (der Schirachs, Hoffmann u. s. w.) und dagegen der ihnen vortheilhaften Wirkungen ihrer wilden und rasenden Gegner (der Cotta, Wedekind, Trenck u. a.) sagt. S. 108: „Der Unverstand und die Ungezogenheit, „womit einige Zeitungs- und Broschürenschreiber wider die Für-

„Schriftsteller. Sie sind äusserst kitzlich bey jedem nicht höflichen Ausdruck, den Andere sich gegen irgend einen großen „oder kleinen Alleinherrscher erlauben, und sie selbst verstatten sich doch die härtesten und beleidigendsten Worte gegen „große und kleine republikanische Staaten, und gegen die Gesellschaft rechtmäßiger Repräsentanten und Regenten freyer „Völker. So trägt man z. B. kein Bedenken von einem kleinen Freystaate, wie Appenzell, nicht nur in den unschicklichsten Ausdrücken zu reden, sondern auch die offenbarsten und „entehrendsten Unwahrheiten von seiner Verfassung und von „seinem Zustande zu verbreiten. Und warum? Weil es eine „völlige Democratie ist — ein Staat ohne gekröntes Haupt, „und ohne unförmliche Glieder.“

„Fürsten gelobt haben, hat, insonderheit bey dem großen Hau„fen, für das Interesse derselben mächtiger gewirkt, als es „die bündigste Vertheidigung ihres Ansehns und ihrer Rechte „hätte thun können." Gewiß ist die schlimme Wendung, die die französische Revolution genommen hat, großentheils den unvernünftigen aristocratischen Blättern, und der durch sie hervorgebrachten und genährten Erbitterung zuzuschreiben. — Der Vf. schließt mit einigen Gemälden nach dem Leben. Wer kennt nicht „die elenden, niederträchtigen Schmeichler der „Großen, die mit frecher Verachtung der historischen Wahr„heit, Vernunft und Sittlichkeit, jedes noch so verkehrte und „strafbare Beginnen derselben als erhabene Weisheit und als „hohes Verdienst ausposaunen?" — Wer kennt nicht „die „von Dünkel aufgeblähten, hochfahrenden, gallsüchtigen Men„schen, die nach dem dürftigen Kreise ihrer einseitigen Specu„lationsideen, wie vom Dreyfuß herab orakeln, über alles „entscheiden, als wenn sie alles wüßten und verständen, und „alles besser und am besten wüßten; die das Geschäft und die „Rolle eines Schriftstellers und eines Referenten in der ge„lehrten Welt mit denen eines Staatsinquisitors und Krimi„nalrichters verwechseln; die keine Stimme im Publikum wol„len hören lassen und anerkennen, als die ihrige, und Ge„schwätz, Scharteke oder Aufruhr und Hochverrath schmähen, „was nicht in ihren Ton stimmt?" Wer kennt nicht die Wiener Zeitschrift, das Schirachsche politische Journal und die Recensionen der Schriften über die französische Revolution in einem berühmten kritischen Blatte?

Ei.

Versuch über die Gewehrfabriken, die Schießkunst und das Jagdwesen. Aus dem Englischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen von G. E. L. Timäus, Fähndrich im 6ten hannöverschen Infanterieregiment. 8. 256 Seiten. Leipzig, bey Reinike, 1 Rthl.

Der Verf. dieses Werks, ein denkender Jagdliebhaber mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, hat seinen Gegenstand sehr gut behandelt, und der Verfertiger der gut

gera-

gerathenen Uebersetzung hat wohl gethan, daß er dieses Werk nicht allein deutschen Jagdliebhabern, sondern auch überhaupt denjenigen, die sich von denen im Titel bemerkten Materien eine allgemeine Kenntniß erwerben wollen, in die Hände geliefert hat. Da das Original nicht besonders in der Allg. D. Bibliothek angezeigt ist, so wollen wir hier kürzlich den Inhalt dieses Buchs mittheilen. In einer kurzen Einleitung werden einige Nachrichten von dem Schießgewehr der Alten, als dem Armbrust, dem Doppelhaken ꝛc. und der Verbesserung der Gewehre überhaupt gegeben; welchen der Uebersetzer die von dem Jagdwesen der Griechen aus Hochheimers System der griechischen Pädagogik beyfügt. In den eilf ersten Abschnitten wird von der Verfertigung der Gewehre und den vielerley Entwürfen über die Verbesserung einzelner Theile gehandelt und viele treffende Bemerkungen eingestreuet; und zwar insbesondere im 1ten vom Schmieden, im 2ten vom Bohren und Zurichten des Laufs ausführlich. Die Beschreibung der Bohrmaschinen, der Bohrer selbst, einiger Zirkeln zur Abmessung der gleichen Dicke des Laufs bey dem äußern Zurichten durch das Feilen und Drehen hätte Rec. durch einige Zeichnungen erläutert gewünscht. Das gewöhnliche inwendige Poliren der Läufe, so wie das äußere Blauanlaufen mißräth der Vf. mit guten Gründen. Von dem Braunmachen der Läufe, von der Verfertigung der Doppeltflintenläufen und den verschiedenen Arten sie zusammen zu setzen, findet man hier auch vollständige Nachricht. Der dritte Abschnitt handelt von den Verbesserungen des Gewehrschmiedens, besonders von den englischen gedreheten Läufen aus Hufnageleisen, wie dasselbe geschmiedet wird, auch von den Bandröhren der Franzosen, die aber den englischen gedreheten Läufen nicht gleich zu achten. Von nachgemachten gedreheten Läufen und zuverläßigen Proben, die ächten zu erkennen, von den gelötheten Drathröhren des Barrois, und von den so hochgeschätzten theuren spanischen Gewehren, nebst kurzer Nachricht von den berühmtesten spanischen Künstlern.

Der Vf. preiset eben die spanischen Gewehre nicht sehr, sie seyen plump und nur in der Güte des spanischen Eisens bestehe ihr größter Werth. Sonderbar ists, daß nach dem Vf. französische Künstler so viele Schwierigkeiten bey der Bearbeitung des spanischen Eisens zu Gewehren finden wollen, welche englische Künstler nicht finden. 4ter Abschnitt, von den gewöhnlichen

Ge-

Gewehrproben; 5ter, von den Ursachen des Zerspringens der Gewehre: theils, wenn bey dem Laden die Kugel nicht aufgesetzt wird, oder wenn durch Unvorsichtigkeit des Jägers an die Mündung des Rohrs Unreinigkeit gekommen, theils wenn der Lauf ungleich, zu dünne und von schlecht bearbeitetem Eisen gemacht worden. 6ter Abschnitt, von den Ursachen des Rückprallens oder Stoßens der Gewehre, nebst Beschreibung angestellter Versuche, in wie weit das nah an der Schwanzschraube oder weiter davon abstehende Zündloch daran Schuld sey. 7ter Abschnitt, von den Schußweiten, und von den Ursachen, warum längere Läufe Vortheile gewähren, und wie weit sich dieselben erstrecken. Die ältern Theorieen und mehrere den Gegenstand erläuternde Versuche werden hierbey angeführt. Der Vf. macht aber gegründete Anmerkungen, und bestärkt durch neuere Versuche des Hrn. Bernoulli, daß sich nicht alles Pulver augenblicklich, nach Robins Meinung, entzündet. 8ter Abschnitt, vom Schuß, ein vom Uebersetzer eingeführtes Kunstwort, worunter die Zerstreuungsweite des Hagels verstanden wird. Der Abschnitt enthält schöne Bemerkungen, und der Vf. zeigt, daß der Grund hiervon nicht in der Verschiedenheit der Gewehre, sondern mehr in der Art zu laden liegt. In dem 9ten Abschnitt, von vielen vergeblichen Mitteln, diese Zerstreuungsweite zu mindern, insbesondere von den Pulverkammern bey kleinem Gewehr, und der von einem englischen Künstler erfundenen Schwanzschraube, die durch ein Patent privilegirt worden, und daher Patentschwanzschraube heißt, ihren Vortheilen und Mängeln. 10ter Abschnitt, von gezogenen Röhren, ihrer Wirkung, und daß man damit vorzüglich gerade schieße, wenn ihre Furchen gedrehet, oder durch den ganzen Lauf einmahl umgewunden sind, auch solle man weiter als mit schlichten Röhren schießen. Der Abschnitt enthält zugleich eine Beschreibung von Fergusons gezogenem Lauf, und Vorschläge des Vf., wie Kugeln zu gießen, daß sie genau in gezogene Läufe passen und keine so große Reibung verursachen, als die runden, die mit Gewalt eingepreßt werden müssen. Er machte auch Versuche mit eyförmigen Kugeln, die jedoch nicht gelingen wollten. Gerade gereifte Röhren verwirft der Verf. ganz. 11ter Abschnitt, von der Verfertigung der Schäfte und Schlösser, worin schöne Anmerkungen über deren Bau im Allgemeinen enthalten sind.

Der zweyte Gegenstand des Buchs betrift die Schießkunst. Damit diese gründlicher betrachtet werden konnte, so

wer-

werden in dem 12ten Abschnitt zuerst Bemerkungen über die Eigenschaften und Wirkungen des Schießpulvers angestellt. Der Vf. holet hier etwas weiter aus, als man in dieser Schrift erwartet hätte, und indem er aus Antoni's Abhandlung hierüber einen Auszug mittheilt, so redet er von den Eigenschaften des Feuers weitläuftig, handelt demnächst kurz von der Natur des Schwefels, der Kohlen und des Salpeters, und endlich von den Eigenschaften und der Güte des Schießpulvers, wobey nette Versuche und gutgewählte Erfahrungen angeführt, und die besten Proben über die Güte des Schießpulvers beschrieben werden. Von dem Hagel, seinen Sorten in England, dem zweckmäßigen Gebrauch einer jeden Sorte zur Jagd, dem Verhältniß des Pulvers und Hagels bey dem Laden, und vom Vorschlag wird zuletzt gründlich in diesem Abschnitt gehandelt. Der 13te Abschnitt handelt insbesondere vom Laden, und der 14te ertheilt die Anweisungen zum Schießen.

Das Jagdwesen wird in den drey letzten Abschnitten behandelt, und zwar vorzüglich die kleine Jagd.

Der 15te Abschnitt enthält allgemeine Regeln bey der kleinen Jagd; der 16te das Dressiren der Hühnerhunde; der 17te endlich eine kurze Naturgeschichte des Haasen, der Kaninchen, und mehreren wilden Geflügels besonders in der Rücksicht, damit verschiedene Regeln der kleinen Jagd vorgetragen werden konnten.

Jb.

Ueber die glückliche Verfassung des preußischen Staats. Ein Wort an meine vaterländischen Mitbürger und an die Einwohner Berlins. Von D. Julius Friedr. Knüppeln. Berlin, am 1. Jan. 1793. In Kommission bey Maurer. 60 Seiten, 8. 4 gr.

Eine Abhandlung, die bey Gelegenheit des neuen Jahres für die Unterthanen der preußischen Staaten überhaupt, und besonders für die Bewohner Berlins bestimmt wurde. Es werden darin die Vorzüge der im Preußischen wohnenden Menschen vor den Einwohnern einiger andern Länder, in Rücksicht auf

auf die verschiedenen Stände, geschildert, auf einige wohlthätige Veranstaltungen und Einrichtungen, die sich im Lande befinden, hingewiesen, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, die Ordnung und Rechtspflege bemerkt, und hieraus, wie aus einigen andern Dingen, hergeleitet, daß man als preußischer Unterthan zufrieden und glücklich leben könne. Im Allgemeinen glaubt Rec. den Ausdruck passend und herzlich gefunden zu haben, und nicht so deklamatorisch, wie der Vf. wohl einige seiner frühern Arbeiten vortrug. Es herrscht in diesen Blättern überaus viel Vaterlandsliebe und eine gewisse Wärme, die einem Deutschen Ehre macht. Dies zeigt z. B. folgende Stelle: „O, ich theile mit euch die Freude, ein Deutscher zu seyn! denn ich denke mir dabey nur den edlen, biedern, rechtschaffenen Mann, der gerades Weges ohne Falsch einher wandelt, und dessen Wort ein Dokument der Treue ist — Ich theile mit euch die Freude, so große Männer unter uns Brüder zu nennen, die fremden Völkern Licht und Recht gaben" u. s. w. Die Schilderung der französischen Staatsverfassung vor der Revolution wird aufgestellt, um die Anwendung auf die preußische zu machen. So viel Schatten jenes Gemälde hatte, in einem so lichtvollen Kolorit steht dieses da. Diese Vorstellungen sind geschickt, den Menschen, der in einer bessern und glücklichern Verfassung ist, mit sich zufrieden zu machen, und wenn er nachdenkt, Abneigung an allem, was Revolution genannt werden kann, zu bewirken. — Wenn es doch dem Vf. gefallen hätte, den Aufsatz noch länger und mehr zu bearbeiten, so würden die Flecke auch haben verwischt werden können, die ihn entstellen. So finden sich offenbare Widersprüche. S. 5 werden Charaktere des Zeitalters angegeben. Es heißt ganz im Allgemeinen: „Wir haben uns edle Grundsätze verschafft, und nach diesen unser Leben geordnet, unser Daseyn verschönert. — Wir haben gelernt, die Sinne der Vernunft unterzuordnen und unsere Gefühle nach den Regeln des Wahren und Schönen zu stimmen" u. s. w. Wer kann dies im Allgemeinen behaupten? Der Vf. stimmt es sehr herunter, wenn er S. 9 sagt: „Es ist ungegründet, was Schwärmer und Egoisten unter uns (dazu will der Vf. doch nicht selbst den obigen Behauptungen nach gehören!) mit so lauter Stimme predigen, daß wir schon die Majorennität des Verstandes erlangt haben; wenn auch Einzelne unter uns mannbar sind, wenn ihr Verstand und Herz sie von aller Kuratel lossprechen, so ist doch der größte

Theil

Theil noch minderjährig, bedarf Väter und Vormünder, bedarf Gesetze zur Richtschnur seiner Handlungen, ja selbst noch Strafen zur Lehre und zur Besserung." Dieselbe Idee ist auch S. 56 vorgetragen. „In der moralischen Welt," heißt es, „sind der Kranken mehr als der Gesunden, der Dummen mehr als der Klugen." — Wider die Behauptungen S. 28, daß es in unsern Tagen das traurige Loos des Gelehrten und Schriftstellers sey, ihm unredliche Plane und Absichten anzudichten, seinen guten Namen giftig anzulügen (wie es der Vf. nennt) seine Ehre hinterrücks zu morden, u. dgl. m. ht, ließe sich manches erinnern. Allgemein richtig möcht es schwerlich seyn. Rec. glaubt, daß diese Episode vielleicht durch die individuelle Lage des Vf., worin er entweder ist, oder zu seyn meint, veranlaßt sey. Er nennt diesen Pfad zur Ehre und zum Ruhm dornenvoll, und bittet alle, ihn nicht zu wandeln. (Arbeitet nicht der geschickte Künstler und Fabrikant auch zugleich um Ehre und Ruhm?) Und was soll der folgende Rath? „Verwendet lieber eure Talente auf die Kultur des Erdbodens." Nun höre man, warum? „Von diesem ärndtet ihr sicher die Früchte eurer Bemühungen ein." Giebts nicht Hagelschlag, Mißwachs u. s. w.? Eben so falsch ist das folgende: „Der Landmann, der Künstler, der Fabrikant, der Handwerker ist glücklicher, denn sie können noch alle die Früchte ihres Fleißes genießen." — Wie, wenn nun dem Kaufmann sein beladnes Schiff scheitert, oder der Landmann den Saamen für seine Nachkommen ausstreuet, oder den Baum pflanzt, dessen Früchte erst seine Kinder genießen, oder dessen Schatten die Enkel erst benutzen? — Zuweilen ist die Sprache nicht rein. Vor steht hin und wieder statt: für. Man sagt nicht: Wenn unsere Herzen dabey sympathisieren, sondern: damit. Die Unterscheidungszeichen sind zu häufig gebraucht, besonders das Komma und das Ausrufungszeichen. Beweise finden sich auf allen Blättern. Die Schreibart ist nicht gleichförmig. Philosophie ist mit Ph, und andere auch aus dem Griechischen abstammende Wörter sind mit F geschrieben, als: Fantasie, und Fantom.

Cm.

Rechtsgelahrheit.

Versuch einer ausführlichen systematischen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger von Christoph Christian Dabelow, Doktor und Professor zu Halle. Erster Theil, 370 Seiten, ohne die Vorrede. Zwenter Theil, 344 Seiten. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1792. in gr. 8. 1 Rg. 18 gr.

Ein treffliches Produkt, das unter der Fluth der Schriften, womit jährlich unsere Litteratur überschwemmt wird, ausgezeichnet zu werden verdient, und auf das wir jeden Rechtsgelehrten aufmerksam machen zu müssen glauben. Unstreitig ist die Lehre vom Concurs der Gläubiger unter allen Lehren des bürgerlichen Privatrechts eine der wichtigsten und praktischsten, so wie sie gewiß eine der verwickeltesten, und in Ansehung der Feststellung fester Grundsätze eine der schwierigsten ist. Da wir unter den vielfachen Bearbeitungen dieser Materie, von Salgado de Samoza, als dem bisherigen Hauptwerke darinn, an, bis auf unsre Zeiten, mit dem Verf. kein Buch kennen, worinn sie in ihrem ganzen Umfange abgehandelt, und nach ihren Urbegriffen erörtert worden wäre: so hat das Unternehmen des Verf. diese wichtige Lehre in ein ordentliches System zu bringen, und etwas Ganzes zu liefern, schon allein aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, für unsre Rechtswissenschaft überhaupt etwas Verdienstliches, das nur freylich dadurch sehr erhöhet wird, da die Ausführung selbst zeigt, daß es dem Verf. weder an der zu diesem Unternehmen nöthigen Kenntniß, noch an dem dazu erforderlichen Fleiß fehlte, und er demselben gewachsen war. Er nennt seine Arbeit, bescheiden, einen Versuch, weil er sich zu schwach fühlte, etwas ganz Vollständiges und Ausführliches in dieser mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Lehre zu liefern, und daß auch wohl schwerlich ein Werk erscheinen dürfte, worinn sie völlig erschöpft worden. Unsers Erachtens nach findet das voluisse sat est, hier sicher eine Anwendung; indeß hat der Verf. mehr als dieß gethan,

er hat wirklich geleistet, was nach billiger Foderung bey dieser schon an sich, und besonders wegen der vielen in dieser Materie einschlagenden Streitfragen, die entschieden werden mußten, nicht leichten Arbeit geleistet werden konnte. Das Ganze ist in einer natürlichen Ordnung, mit Ausführlichkeit, jedoch ohne unnöthige Weitschweifigkeit vorgetragen, und überall hat er richtige Grundsätze festzustellen gesucht, woraus dann die Entscheidungen der einzelnen Fragen fließen. Vorzüglich hat er auf die dabey zum Grunde liegenden Gesetze Rücksicht genommen, und diese umständlich analysirt und interpretirt. In diesem sowohl als jenem Stücke zeigt er sich als selbst denkenden Kopf, wenn man gleich seinen Ideen auch nicht immer beypflichten sollte. Uebrigens ist eine ausgebreitete Belesenheit des Verf. in seiner Materie in dem ganzen Buche nicht zu verkennen, und die überall beygebrachte sowohl ältere als neuere Litteratur, besonders der einzelnen kleineren Schriften, ist überaus schätzbar.

In Ansehung der Bearbeitung seiner Materie ist der V., wie er selbst sagt, nicht allein von der bisherigen Behandlung dieser Lehre, sondern auch von der Vorstellungsart und den gemeinen Lehrsätzen in so mancher Rücksicht abgewichen. Die bisherige Behandlung hält er deswegen für fehlerhaft, weil man das Praktische nicht genug von dem Theoretischen absonderte, und dieses letztere als minderwichtig betrachtete, und ganz oberflächlich behandelte; ferner, weil man sich zu sehr an römische Grundsätze anschloß, und zwar an solche, die wegen unserer so ganz verschiedenen Gerichtsverfassung gar nicht, oder doch nur mit vieler Vorsicht angewendet werden konnten. Er hat seinen Endzweck bey gegenwärtiger Arbeit daher nur bloß auf die theoretischen Lehren des Concurses der Gläubiger eingeschränkt, und ist alles, was den Concursproceß betrifft, übergangen. Ferner hat er den Begriff, Anfang und die Wirkungen des Concurses, bey dem Mangel positiver Gesetze, aus natürlichen Rechtsgrundsätzen zu bestimmen gesucht, seine Behauptungen, jedoch durch jene selbst, oder ihre Analogie, so viel als möglich unterstützt. Was die einzelnen Begriffe und Lehrsätze betrifft: so ist er oft einen ganz eigenen Weg eingeschlagen, und hat häufig ganz neue Meynungen aufgestellt; wobey er jedoch aufrichtig versichert, daß ihn nicht Eitelkeit oder Neuerungssucht, die leider in unsern Tagen manchen vorzüglichen Schriftsteller in unserm Fache, zum offenbaren Nach-

theil

Theil der Wissenschaft, zu Paradoxen verleitet, sondern bloß Wahrheitsliebe dazu angetrieben haben. In Ansehung der übrigen Streitfragen geht er beständig die verschiedenen Meynungen der Rechtsgelehrten umständlich durch, prüft sie, und tritt, mit Widerlegung der Gegner, auf die eine Seite, und zwar öfters wieder mit Einschränkungen und Abweichungen.

In aller dieser Hinsicht glauben wir unsrer Bibliothek, die stets den Gang jeder Wissenschaft sowohl im Ganzen als in Ansehung der einzelnen Lehrbegriffe pragmatisch darzustellen gesucht hat, einen nicht ungegründeten Vorwurf zuzuziehen, wenn wir das gegenwärtige Buch nicht etwas ausführlich anzeigten. Wir wollen daher den wesentlichen Inhalt desselben angeben, um das System unsers Verfassers darzustellen, und dabey die ganz neuen von ihm aufgestellten Lehrsätze sowohl, als auch seine Meynungen bey den vornehmsten Streitfragen ausheben: müssen uns jedoch dabey, nach dem vorgeschriebenen Raume unsrer Bibliothek, darauf einschränken, sie bloß zu Jedermanns Prüfung aufzustellen, ohne uns selbst in eine nähere Prüfung, und, wo wir nicht seiner Meynung seyn können, Widerlegung derselben, einzulassen, weil sonst unsre Recension in eine Dissertation ausarten möchte.

Das ganze Werk besteht aus 10 Hauptstücken, wovon der erste Theil, außer einer Einleitung, drey in sich begreift. Bey dieser Einleitung müssen wir uns vorzüglich verweilen, weil sie die Hauptgrundsätze und Begriffe enthält, worauf die ganze Theorie des Verf. gebauet ist, und die in dem ganzen Buche herrschend sind. Zuerst von den verschiedenen Bedeutungen des Worts Concurs der Gläubiger. Der Verf. versteht darunter den Zustand des Vermögens eines Schuldners, aus welchem mehrere Gläubiger von verschiedenen Forderungen ihre Befriedigungen gerichtlich nachsuchen, welche zu gewähren selbiges aber nicht hinreichend ist. Diese Bedeutung legt er bey seiner ganzen Abhandlung zum Grunde, da die andre, nach welcher man darunter das gesammte Corpus der Gläubiger versteht, ein bloßer Sprachgebrauch, die dritte aber, nach welcher man darunter den Rangstreit der Gläubiger unter sich versteht, eine bloße Folge der ersten ist, und den Concursproceß ausmacht. Von den Kriterien des Concurses. Das alleinige Daseyn mehrerer Gläubiger, und die Unzulänglichkeit des schuldnerischen Vermögens macht, wie einige Rechtslehrer behaupten, das Charakteristische des

Concurses nicht aus, sondern es muß erst von ihnen gerichtlich angedrungen, und das Vermögen unzureichend seyn. **Von dem Bevorstehen und dem wirklichen Anfange des Concurses.** Der Verf. bestimmt das erste so, wenn einige Gläubiger gerichtlich auf ihre Befriedigung andringen, welche zwar noch aus dem Vermögen befriedigt werden könnten, allein schon mehrere sich zu regen anfangen, und es sich deutlich ergiebt, daß, wenn auch diese sich gerichtlich melden sollten, das Vermögen nicht hinreichend seyn würde, sie mit jenen zu befriedigen. Dahingegen muß der wirkliche Anfang des Concurses in den Zeitpunkt gesetzt werden, wo so viele Gläubiger sich gerichtlich gemeldet haben, daß zur völligen Befriedigung derselben das gegenwärtige schuldnerische Vermögen nicht hinreicht. Hievon ist sehr zu unterscheiden das Bevorstehen und der Anfang des Concurses in der zwoten Bedeutung, oder des Concursprocesses, welchen nöthigen Unterschied der Verf. noch von keinem Rechtsgelehrten genau beobachtet gefunden hat. Ein Concursproceß steht natürlich bevor, wenn der Concurs in der ersten und eigentlichen Bedeutung schon seinen Anfang genommen hat, dahingegen der Anfang desselben in den Zeitpunkt zu setzen ist, wo die durch die Edictalcitation zusammen berufenen Gläubiger zum rechtlichen Verfahren über die Liquidität und den Vorrang aufgefodert werden. **Von den Eintheilungen des Concurses.** Die Eintheilung in den materiellen und formellen ist nur als eine bloße Schuleintheilung zu betrachten, die aber im geringsten nicht allgemein ist, und bey allen Concursen statt findet, am allerwenigsten aber mit Wirkungen begabt ist, die in dem Wesentlichen des Concurses eine Veränderung hervorbringen können. Die Eintheilung in den allgemeinen und besondern ist ganz unphilosophisch, und zu verwerfen. Man bleibe dagegen bey dem allgemeinen Begriffe vom Concurse stehen, und sehe das, was man unter dem Namen des besondern begreift, als Ereignisse an, die beym Concurs vorkommen. **Von den Benennungen der Gläubiger und des Schuldners und seines Vermögens. Von den** *Creditoribus massae.* **Von dem** *Contradictor* **und** *Cur. bonor.* **Vom Vindicationsrechte beym Concurse.** Der Verf. schaltet die Lehre, die er umständlich aus einander setzt, hier deswegen ein, weil sie nach seinem Plane nicht zu den einzelnen Lehren des Concurses gerechnet werden kann. Die Behauptung einiger Rechtslehrer, daß der Vindicant alsdann sich nicht allein in den Concursproceß einlassen,

son-

sondern auch zu den Concurskosten beytragen müsse, wenn er sein Eigenthum nicht sogleich darzuthun im Stande ist, oder den Gläubigern das Retentionsrecht zuständig war, ist offenbar ungegründet, und läßt sich nicht vertheidigen.

Erstes Hauptstück. Von den Wirkungen, welche der Concurs der Gläubiger hervorbringt. Der Verf. setzt diese in dreyfacher Rücksicht aus einander; 1) **in Rücksicht auf den Gemeinschuldner von der einen, und die Concursgläubiger von der andern Seite.** Diese bestehen darinn, a) daß die Gläubiger das Recht erhalten, sich an dem Vermögen des Schuldners, so gut sie können, zu erholen, und darüber zu ihrer Befriedigung zu verfügen. Der Verf. geht zuvörderst die Eigenschaften, den Umfang und die Gränzen dieses Rechts durch, und handelt denn von der Art und Weise der Ausübung desselben, und von dem Verhältnisse der Gläubiger bey dieser Ausübung. Sie sind weder als Eigenthümer, noch als successores universales des schuldnerischen Vermögens, sondern vielmehr nur als Verwalter fremder Sachen zu ihrem Vortheile zu betrachten. b) Daß der Schuldner die Disposition über sein Vermögen, die ihm bisher frey stand, nunmehr verliert, in sofern das wohlerworbene Recht der Gläubiger dadurch beeinträchtiget wird. Dieser Satz ist der gemeinen Meynung, nach welcher dieser Zeitpunkt entweder in die Güterabtretung oder in das richterliche Verbot zu setzen ist, ganz entgegen. 2) **In Rücksicht auf die Concursgläubiger unter und gegen einander.** 3) **In Rücksicht auf die Concursgläubiger von der einen, und einem dritten von der andern Seite.** Diese Wirkungen bestehen in der Repräsentation der Gläubiger, die der Verf. auf diese Art bestimmt, daß die Gläubiger bey der Befugniß, welche sie durch den Concurs an dem Vermögen des Schuldners erhalten, gegen einen Dritten eben so wirksam handeln können, als der Schuldner selbst, dahingegen aber auch in mancher Rücksicht Verbindlichkeiten, die der Schuldner gegen einen Dritten auf sich hatte, zu erfüllen, gehalten sind. Der einzige wahre und allein richtige Grund derselben ist, nach seiner Behauptung, nicht in der Universalsuccession, welcher Grund nicht nur viel zu einseitig, sondern auch völlig gesetzwidrig sey, sondern in der durch den Eintritt des Concurses begründeten Befugniß der Gläubiger an dem Vermögen des Schuldners, u. in der Lage, in welche sie bey der Ausübung der-

 selben

selben nach verschiedenen Umständen gerathen, zu suchen. Er handelt darauf, 1) von der activen Repräsentation, wo er die sehr wichtige Streitfrage: ob die Gläubiger den von dem Schuldner über fremde Vermögensstücke geschlossenen Pachtcontrakt nach entstandenem Concurse fortzusetzen berechtiget sind? untersucht, und solche bejahet, 2) von der passiven Repräsentation, und zwar a) in Ansehung der dinglichen Verbindlichkeiten des Gläubigers, besonders was die jährlichen Gülten oder Renten betrifft, die auf eins der schuldnerischen Vermögensstücke haften, b) in Ansehung der persönlichen, in Rücksicht welcher sich die passive Repräsentation zwar nicht aus dem Verhältnisse, welches der Concurs hervorbringt, ableiten, wohl aber vermöge der Analogie der l. 8. §. 1. D. de auctor. jud. possid. vertheidigen lasse. Noch untersucht er hier die beyden Fragen: 1) ob sie in Absicht aller dem Schuldner obliegenden Verbindlichkeiten angenommen, oder nur bloß auf die in dem Gesetze namentlich angegebenen beyden Gattungen, den Kauf- und Pachtcontrakt, eingeschränkt werden müsse, und behauptet das letztere; 2) ob die Gläubiger nun auch gezwungen werden können, den von dem Schuldner, nicht über seine eigene, sondern über fremde Vermögensstücke abgeschlossenen Pacht- oder Kaufcontrakt gegen sich gelten zu lassen? welche er verneint.

Zweytes Hauptstück. Von dem Concursgerichte. Der Verf. nimmt, nach der gemeinen Meynung, das forum domicilii als das alleinige forum competens an, und verstattet auch alsdenn von dieser Regel keine Ausnahme, wenn der größte Theil des Vermögens unter einem andern foro belegen ist. Er handelt hierauf von den Verbindlichkeiten und Gerechtsamen, besonders aber sehr ausführlich von der anziehenden Kraft des Concursgerichts, und zwar a) in Ansehung der gegen den Gemeinschuldner vor andern Gerichten obschwebenden Processe. Das Resultat seiner Untersuchung hierüber geht dahin, daß der gemeine Lehrsatz von der anziehenden Kraft in Ansehung dieser Processe als ein irriger Lehrsatz gänzlich verworfen werden müsse, indem er sich 1) weder aus den Gesetzen, noch aus dem Concursverhältnisse erweisen lasse, 2) dem ganzen Concurswesen keinen Nutzen bringe, sondern Verwirrung anrichte, 3) in Ansehung der vor den Gerichten eines andern Territoriums obschwebenden Processe durchaus nicht realisirt werden könne, 4) bey einigen Proceßarten schlechthin

hin keine Anwendung leide, und 5) dem Rechtsgrundsatze, daß jeder Rechtsstreit da, wo er angefangen, auch geendigt werden müsse, entgegen stehe; daß folglich die vor andern Gerichten anhängigen Processe dort gelassen, und zu Ende gebracht werden müssen, und nur alsdenn, wenn die Sentenz-Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners fordert, solche zum Zweck der Execution an das Concursgericht abgegeben werden müsse. b) In Ansehung derjenigen Güter und Vermögensstücke des Schuldners, welche unter einer andern Gerichtsbarkeit gelegen sind. In Rücksicht dieser nimmt der Verf. die anziehende Kraft, nach der gemeinen Meynung, an, und verstattet selbst, wie einige Rechtslehrer dies behaupten, keine Ausnahme davon in dem Falle, wenn diese Vermögensstücke ausserhalb Landes belegen sind, spricht daher mit Widerlegung der Gründe dafür, diesen auswärtigen Gerichten die Befugniß, die Gläubiger aus diesen Gütern entweder gerade zu, oder mittelst Formirung eines sogenannten besondern Concurses, zu befriedigen, gänzlich ab. Da jedoch die Schuldigkeit dieser Gerichte, dem Concursgerichte über die unter ihrer Gerichtsbarkeit belegenen schuldnerischen Güter eine Disposition zu gestatten, oder solche gar an dasselbe zu remittiren, sich so wenig erweisen lasse, als vielmehr mehrere Fälle von wirklicher Renitenz vorhanden sind: so sucht er darüber S. 126 durch drey Bestimmungen eine Theorie zu entwerfen, wodurch so wenig die Hoheits- und Jurisdictions-Gerechtsame, als die der Gläubiger gekränkt werde, und welche alle Aufmerksamkeit verdient.

Drittes Hauptstück. Von den zum Nachtheil seiner Gläubiger von dem Gemeinschuldner, in Hinsicht auf sein Vermögen, vorgenommenen Dispositionen, und was dabey Rechtens ist. Die beyden Hauptgattungen derselben bestehen in Vermögensverringerung und Nichterwerbung, zu welcher letzteren der Verf. auch die Fälle rechnet, wenn der Schuldner etwas zu erwerben unterläßt, was ihm zwar schon erworben, aber doch nicht vollkommen erworben war. Zuerst von der Vermögensverringerung, und zwar in sofern sie nach, oder vor ausgebrochenem Concurs bona oder mala fide, zum Nachtheil der übrigen Gläubiger, oder des landesherrl. Fiscus, unternommen werden. Hier handelt der Verf. sehr umständlich von der Paulianischen Klage, und dem fraudatorischen Interdicte. Wir wollen nur die bemerkungswerthesten seiner Sätze ausheben. In dem berüchtigten

§. 6. I. de Actionib. ist ohne allen Zweifel die Rede von der Paul. Klage. In Rücksicht auf das Objekt sowohl, als das Fundament muß sie zu den bloß persönlichen Klagen gerechnet werden. Zu dem Beweise, daß der Acquirent der veräußerten Sache sich in m. f. befunden, ist es nicht hinreichend, wenn die Gläubiger darthun, daß der Schuldner zur Zeit der Entaußerung entweder schon insolvent gewesen, oder es doch dadurch geworden sey; sondern sie müssen auch noch erweisen, daß der Acquirent den Zustand des Schuldners habe wissen müssen, und können. Den Grund, warum in l. 18. D. quae in fraud. cred. den Gläubigern gegen den Schuldner, welcher ein Pfandrecht betrüglich erlassen, nur utiliter die Paul. Klage verstattet worden, stellt sich der Verf. so vor: weil man ehedem die Erlassung eines Pfandrechts nicht so wichtig hielt, um den Gläubigern zur Revocation desselben die Paul. Klage zu verstatten. Da man aber in der Folge sahe, daß sie ihnen doch nachtheilig seyn konnte, so verstattete man ihnen utiliter diese Klage. Hernach wurde sie ihnen auch directe gestattet. Wenn ein Gläubiger vermöge einer vorzüglichen Begünstigung des Schuldners vor entstandenem Concurs Zahlung erhalten hat, so ist nicht nöthig, daß er mit um diese Absicht des Schuldners gewußt habe, weil diese Zahlung so angesehen werden muß, als wenn titulo lucrativo etwas auf den Gläubiger gekommen, mithin die geschehene Gratification allein die übrigen Gläubiger zur Zurückfoderung berechtiget. Ein gleiches ist von dem Falle zu sagen, wenn einem Gläubiger von dem Schuldner ein Pfand- oder anderes Vorzugsrecht in der Absicht, die übrigen Gläubiger dadurch zu betrügen, gestattet worden ist. Eben so irrig ist die bekannte Meynung, daß allen Gläubigern, welche mit dem Schuldner zu einer Zeit contrahirten, wo sie wußten, daß er schon unzahlfähig war, ihr erlangtes Vorzugsrecht abgesprochen werden müsse, und dieses durch die Paul. Klage umgestoßen werden könne. Die Paul. Klage ist eine wirklich prätorische restitutorische Klage, und muß daher, in Rücksicht ihrer Präscription nach den Grundsätzen von den prätorischen Rechtsmitteln der rest. in int. beurtheilt werden. Hierauf handelt der Verf. von den Dispositionen des Schuldners, die in einer Nichterwerbung bestehen, und zwar wieder mit Rücksicht, ob sie nach oder vor ausgebrochenem Concurs bona oder mala fide, zum Nachtheil der übrigen Gläubiger oder des Fiscus, geschehen sind. Der Verfasser nimmt den Grundsatz an, daß zwar die Gläubiger nach ent-

stan-

standenem Concurs den Schuldner nicht zwingen können, etwas zu erwerben, jedoch daß wenn derselbe ein Recht auf einen Erwerb hat, welches während des Concurses zur Ausübung kommt, die Gläubiger sich dieses Rechts unter gewisser Einschränkung anmaaßen, und vermöge desselben selbst die Erwerbung vornehmen können, sobald nur dasselbe als ein dem Vermögen des Schuldners bereits wirklich zugewachsenes Recht zu betrachten ist. Vor entstandenem Concurs ist dem Schuldner die Befugniß, einen jedweden Erwerb zu verstoßen, nicht, hingegen den Gläubigern das Recht, diese Verstoßung anzufechten, abzusprechen. Jedoch ist dieser Satz nur unter der Bedingung anzunehmen, wenn die Nichterwerbung eine wahre, und keine ist, die nur eine solche zu seyn scheint; wovon Beyspiele gegeben werden.

Der zweyte Theil dieses Werks begreift das 4te, 5te und 6te Hauptstück. **Viertes Hauptstück. Von dem Compensations- und Retentionsrecht beym Concurs.** Hier geht der Verf. die mancherley eintretenden Fälle und Fragen umständlich durch. Ein Concursgläubiger kann sich nur in dem einzigen Falle der Ausflucht der Compensation bedienen, wenn die wechselseitige Schuldforderung nicht nur vor entstandenem Concurs vorhanden war, sondern auch damals schon als von beyden Theilen exigibel angesehen werden konnte. Die Befugniß, sich dieser Ausflucht zu bedienen, kann ihm übrigens in folgenden Fällen nicht abgesprochen werden; wenn er die Foderung eines schlechten Gläubigers vor entstandenem Concurs an sich gehandelt hat, ferner, wenn die Foderung, womit er dem Gemeinschuldner verhaftet ist, von diesem einem andern Gläubiger besonders verpfändet war, wenn auch gleich dieser letztere ihm von der geschehenen Verpfändung Nachricht gegeben, oder er sich ausdrücklich verbunden hätte, sie an den Pfandgläubiger zu entrichten. Die Frage, ob der Pächter das rückständige Pachtgeld mit den geleisteten Vorstandsgeldern zu compensiren befugt sey? verneint der Verf., weil sich im vorliegenden Falle überhaupt der Eintritt der Compensation, und die Befugniß dazu nicht gedenken lasse. Dem compensirenden Gläubiger muß völlig die Wahl gelassen werden, welche von den mehreren Foderungen, die er an den Gemeinschuldner macht, er dem Gütervertreter zur Compensation entgegen setzen will. In dem Falle, wenn ein Gläubiger, welcher dem Schuldner ebenfalls mit etwas verhaftet ist, mehrere Posten

liquidirt, und nun demselben von dem Contradictor die Compensation entgegen gesetzt wird, kann so wenig der Gemeinschuldner, als die übrige Gläubigerschaft, als endlich dieser Gläubiger selbst bestimmen, auf welchen Posten der zur Compensation vorgeschützte Anspruch des Schuldners an den Gläubiger abgerechnet werden soll, sondern der Richter muß hier, in Entstehung einer gütlichen Vereinbarung, den Ausschlag geben, und zwar entscheidet er so am besten, wenn er die Abrechnung auf alle liquidirten Forderungen pro rata zuläßt. Die Frage: ob beym Concurs dem Gläubiger das Retentionsrecht allgemein zustehe, oder abzusprechen sey? untersucht der Verf. umständlich, prüft die verschiedenen Meynungen der Rechtslehrer darüber, und tritt auf die Seite derer, die das letzte behaupten, glaubt jedoch, daß eine Ausnahme von diesem allgemeinen Satze in Ansehung desjenigen Retentionsrechts nothwendig gemacht werden müsse, welches als ein naturale des Kaufcontrakts anzusehen, und dem Verkäufer an der verkauften Sache so lange zuständig ist, bis ihm das Kaufpretium entrichtet worden. Mit dem Ausbruche des Concurses hören alle den immittirten Gläubigern durch die Immission erworbenen Befugnisse auf, und sie müssen zu Ablieferung dieser Sache zur Concursmasse angehalten werden. In Ansehung der Frage: in wiefern jemanden, der wegen seiner Anforderung an einen andern, als den Gemeinschuldner, an einer demselben zugehörigen Sache das Retentionsrecht verwilligt erhalten hat, dasselbe noch nach dem Ausbruche des Concurses zustehe? unterscheidet der Verf., ob es ein simples oder qualificirtes Retentionsrecht sey, und spricht es ihm im ersten Falle ab, im letzten aber zu.

Fünftes Hauptstück. Von der Präclusion, und deren Wirkung beym Concurs. Bey diesem Hauptstücke ist der Verf. im Ganzen der Abhandlung des Hrn. v. Trützschler, von der Präclusion bey entstandenem Concurs der Gläubiger, gefolgt. Er handelt zuerst von der eigentlichen, und dann von der uneigentlichen Präclusion. Die Frage: ob vermöge der Präclusiv-Ladung auch derjenige Gläubiger seine Foderung in dem anberaumten Termine anzuzeigen verbunden sey, welcher dem Concursrichter bereits als ein Gläubiger des Gemeinschuldners bekannt ist? bejahet der Verf. gegen von Trützschler. Zum Vortheil des Bürgen läßt sich daraus, daß der Gläubiger sich beym Concurs prä-

cludi-

liquidiren lassen, kein rechtmäßiger Befreyungsgrund, zu bezahlen, hernehmen, wenn auch solches gleich absichtlich geschehen wäre. Die Wirkung der Präclusion tritt sogleich mit dem Ablaufe des Liquidationstermins ipso iure ein, und kann nun niemand mehr an der Concursmasse Anspruch machen; ein Präclusionsdecret ist also dazu nicht erforderlich. Es muß dem Präcludirten, auch nachdem die Gütermasse bereits unter die Gläubiger vertheilt worden, nicht nur der Gebrauch des remed. restit. in int., wenn nur sonst rechtmässige Ursach dazu da war, verstattet werden, sondern er kann auch von denen Gläubigern, welche, wenn er dem Richter eher bekannt gewesen wäre, nicht würden haben bezahlt werden können, die erhaltene Zahlung entweder ganz oder zum Theil zurückfodern. Die Frage: ob jemand, der vor dem Ausbruche des Concurses von dem Schuldner bezahlt worden, und daher die präclusivische Ladung nicht achtete, von welchem aber hernach mittelst der Paul. Klage die erhaltene Zahlung zurück gefordert würde, sich gegen die nunmehr ihm entgegenstehende Präclusion in int. restituiren lassen könne? verneint der Verf. in dem Falle, wenn er der Collusion mit dem Schuldner überwiesen werden kann, oder es gewußt, daß ihn derselbe vorzüglich habe begünstigen wollen, bejahet sie aber, wenn er zwar durch Begünstigung seine Zahlung erhalten, aber von dieser nichts gewußt habe. Auch die Frage: ob einem Vindicanten, oder jedem andern, der aus einem dinglichen Rechte an eins der schuldnerischen Vermögensstücke Anspruch macht, noch die Restitution zu statten komme, wenn das Vermögen bereits öffentlich verkauft worden? wird bejahet. Wenn der restituirte Gläubiger von den bereits bezahlten Gläubigern die empfangene Bezahlung wegen seines Vorzugsrechts zurückfordert, können sich diese nicht durch die Einrede der Verjährung, wenn sie das Geld drey Jahr besessen, davon befreyen. Das einem Gläubiger nach dem Distributionsbescheide gebührende, ihm aber, weil er, ohnerachtet der ergangenen Ladung, es nicht in Empfang genommen, durch die Präclusion entzogene Quantum ist nicht als herrenloses Gut anzusehen, und dem Fiscus zuzueignen, sondern muß dem Schuldner oder dessen Erben ausgeliefert werden.

Sechstes Hauptstück. Von dem Vorzugsrechte der Gläubiger, und der Ordnung, in welcher sie bey einem entstandenen Concurse zu befriedigen. Der Verf. hat

hat, wie man schon bey ihm voraussetzen kann, in dieser Materie die Gmelinsche Ordnung der Gläubiger nicht abgeschrieben, und die gegenwärtige Abhandlung über diese Lehre kann mit jenem vortrefflichen Buche gar wohl bestehen, indem der Verf. alles auf seine eigene Art behandelt hat, und hie und wieder ausführlicher ist, als Gmelin, obgleich an andern Orten wieder kürzer. Ja fast möchten wir dieser Arbeit, was die deutlichere und geschwindere Uebersicht dieser Lehre nach dem gemeinen Rechte, betrifft, für den Rechtsgelehrten überhaupt genommen einen Vorzug vor der Gmelinschen zugestehen, die durch die beständige Einmischung des Wirtembergischen Rechts diese Uebersicht schon schwieriger macht. Nachdem der Verfasser zuförderst die beyden Präliminarpunkte: 1) ob die fälligen Zinsen beym Concurs in Rücksicht auf die Befriedigung sich gleicher Rechte mit dem Capital zu erfreuen haben? welches er bejahet, und 2) nach welches Orts Gesetzen das Vorzugsrecht bestimmt werden müsse? untersucht hat, geht er die fünf Klassen der Gläubiger selbst durch. Wir wollen auch hier die vornehmsten Sätze bemerken. Die gewöhnliche Distinction in Ansehung der Beerdigungskosten, ob der Schuldner vor oder nach ausgebrochenem Concurs verstorben ist, verwirft der Verf. und behauptet, daß auch im letzten Falle ihnen das Privilegium gestattet werden müsse. Das Liedlohn, welches erst nach dem Concurs fällig geworden, genießt das Vorzugsrecht in dem Falle, wenn es in einem vor entstandenem Concurs geschlossenen Miethscontracte seinen Grund hat, im umgekehrten aber ist ihm die Befriedigung beym gegenwärtigen Concurs ganz abzusprechen. Den rückständigen Zins und Laudemiengelder weist der Verf., mit Walch, die Befriedigung in der ersten Classe an; dem Erbgelde hingegen spricht er, mit Gmelin, nach gemeinen Rechten diesen Vorzug ab. Das in restitutionem aedium geliehene Geld muß baares Geld seyn, und es ist eine unrichtige Meynung, wenn man das gesetzliche Wort pecunia hier auf Baumaterialien und Arbeitslohn ausdehnen will. Ob dieß Privilegium so allgemein ausgedehnt, und von der Wiederherstellung eines jeden Gebäudes verstanden werden kann, als es heut zu Tage geschiehet, daran zweifelt der Verf., und glaubt, daß, nach aller Analogie, es nur bloß auf die Häuser in den Städten angewendet werden könne. Den jüdischen Eheweibern sind in Absicht auf ihren Brautschatz gleiche Vorrechte mit den christlichen zu verstatten. Die Anwendbarkeit der Nov. 109. ist in unsern Tagen, nicht nur

in Ansehung der jüdischen, sondern auch sogar der häretischen
Eheweiber ganz zu bestreiten. Auch der Braut ist in Anse-
hung des vorausgegebenen Heyrathsguts das privilegium do-
tis zu verstatten. Bey dem Erstigkeitsstreite zwischen dem
Fiskus und andern ältern Pfandgläubigern, liegt jenem die
Last auf, den Zeitpunkt des Gütererwerbs zu erweisen, und
darzuthun, daß der Schuldner nach geschlossenem Contrakte
Vermögen erworben habe, in welchem ihm das Vorzugsrecht
gebühre. In Ansehung der Befriedigung der Gläubiger in
der 2ten Klasse behauptet der Verf., daß nicht nur der Kriegs-
fiscus wegen der Primipilarschuld, sondern auch der Fiscus
wegen der, aus einem mit dem Schuldner abgeschlosse-
nen Contrakt herrührenden Foderung, in so fern das von dem-
selben nach dem Contrakt erworbene Vermögen zureicht, dem
Brautschatz der Ehefrau, so wie dem, der zur Erkaufung,
Wiederherstellung und nöthigen Ausbesserung einer Sache,
Geld vorgeschossen hat, vorgehen müsse. In Ansehung der
Ordnung der schlechten hypothekarischen Gläubiger in der drit-
ten Klasse hat der Verf. eine ganz eigene, und von den meh-
sten Rechtslehrern, so wie auch von Gmelin, völlig abwei-
chende Theorie aufgestellt. Er setzt nämlich den Grundsatz fest,
daß die Leoninische Verordnung in l. 11. C. qui pot. in
pign. bloß auf diejenigen Pfandgläubiger gehe, die ihr Pfand-
recht aus Urkunden oder Instrumenten verfolgen, folglich auf
alle stillschweigende oder gesetzliche, und selbst diejenigen Pri-
vat-Hypotheken, die vor Zeugen, oder sonst ohne Instrumente
sind bestellt worden, nicht anzuwenden sey. Die Meynung
also, daß den öffentlichen Hypotheken darinn vor allen an-
dern, mithin auch vor den stillschweigenden, der Vorrang einge-
räumt worden, ferner, daß dieß Gesetz in Ansehung der Rang-
ordnung der Hypotheken überhaupt ein correktorisches Gesetz
sey, sey ganz irrig, und lasse sich eben so wenig aus diesem
Gesetze erweisen, als die Behauptung, daß der Vorzug, wel-
cher darinn denjenigen Privat-Hypotheken beygelegt worden,
deren Alter und Daseyn aus öffentlichen Instrumenten erwiesen
werden kann, auch von jeder Hypothek gelten und angenom-
men werden müsse, welche wir heut zu Tage eine öffentliche
nennen. Offenbar unrichtig sey daher die aus dieser Behaup-
tung gefolgerte Meynung derjenigen Rechtslehrer, die, ver-
möge der Analogie dieses Gesetzes, jedem pignus publicum a
modo constituendi tale das Vorzugsrecht vor andern Hypo-
theken beylegen, und vollends unrichtig die Meynung derer,

die

die dafür halten, daß alle pignora tam a modo constituendi, quam a caussa efficiente publica, andern vorgehen müssen. Der Verf. setzt hierauf S. 310 Lehrsätze über die Befriedigung der Pfandgläubiger in dieser Klasse, und S. 316. die Ordnung derselben fest, worauf wir jedoch nur bloß verweisen, um noch einiges aus der 4ten und 5ten Klasse ausheben zu können. Das in dem alten römischen Rechte dem Brautschatze ertheilte persönliche Privilegium leidet heut zu Tage gar keine Anwendung mehr, auch nicht auf die Braut oder vermeintliche Frau des Schuldners, wie einige wollen, und diese in die vierte Klasse setzen, da diese die Vorzüge wirklicher Ehefrauen genießen. Das persönliche Privilegium dessen, der zur Erbauung eines Schiffs Geld geliehen, dehnt der Verf. auf alle Gläubiger aus, welche zur Erkaufung, Wiederherstellung rc. einer Sache Geld geliehen, wegen welches Creditum sie, wenn sie sich ein Unterpfand ausbedungen hätten, ein privilegirtes Pfandrecht genießen würden, schränkt es jedoch nur auf die ein, die wegen einer militia und unbeweglichen Sachen Geld geliehen. Auf die S. 338. und 342. von unserm Verf. festgesetzte Ordnung der Gläubiger der 4ten und 5ten Klasse können wir gleichfalls, aus Mangel des Raums, nur verweisen, und dabey bloß bemerken, daß der Verf. auch hierinn in manchen Stücken von der gemeinen und der Gmelinschen Meynung abweicht. Es ist diesem Hauptstücke noch eine Tabelle zur allgemeinen Uebersicht der Ordnung der Gläubiger angehängt.

Der dritte Theil dieses Werks, welcher nächstens nachfolgen wird, wird das 7te, 8te, 9te und 10te Hauptstück, von der **Succession der Gläubiger, von den Nachlaßverträgen, von dem Absonderungsrechte, und von den Concurskosten**, und zugleich in einem Anhange eine Abweichung der vorzüglichsten statutarischen Rechte in Deutschland von dem gemeinen Rechte, nebst einem vollständigen Register über das ganze Werk, enthalten.

Der Styl des Verf. ist übrigens gut, jedoch sind uns hin und wieder einige Steifigkeiten und Sprachunrichtigkeiten aufgestoßen, auf die wir ihn doch aufmerksam machen müssen. Z. B. **Berücksichtigen, beyseitigen**, statt begegnen, widerlegen, **folgbar** statt folglich, **entgegen nehmen**, statt annehmen, **Entgegensatz** statt Gegensatz. S. 86. „wenn die Rechte auch noch so **vortheilhaft vor ihnen** (die Gläubiger) wären. S. 89. „Allodialschulden haften nicht aufs Lehn, wohl aber auf die Früchte.“ S. 96. „so ist sie (die Versie-

gung

gang über das Vermögen) doch so genau an derselben (richterlichen Concurrenz) gebunden. S. 103. „Andre Rechtslehrer setzen den Zeitpunkt, wo die Disposition aufhört, entweder in der Güterabtretung, oder dem richterlichen Verbot." S. 250. „Das Genus der Paul. Klage." S. 124. „Die Lage, in welcher die Gläubiger gerathen.

Ma.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Auswahl einiger Predigten von Johann Ith, Professor der Philosophie in Bern. Bern, bey Haller. 1793. 397 Seiten in klein 8. 1 Rg. 6 ℛ.

Obgleich der Verf. sich nicht darüber erklärt hat, für welche Klasse von Lesern er diese Predigten eigentlich bestimmte; so zeigt doch ihr Inhalt und Styl deutlich, daß dieselben vorzüglich für die gebildetern Stände bestimmt sind. In diesen Predigten findet sich sehr viel Wahres, Nützliches und Schönes, wodurch der Verstand des Zuhörers oder Lesers belehrt, und sein Herz mit den edelsten Gesinnungen und Entschliessungen erfüllt wird; aber manches in denselben hat unsern Beyfall nicht; vielmehr hätte der Verfasser die Wahrheit mancher vorgetragenen Behauptung erst genauer prüfen sollen. Unser Lob und unsern Tadel wollen wir rechtfertigen. — Eine der besten Predigten in dieser Sammlung ist die vierte; „Ueber die besondere Verbindlichkeit der Jugend zur Religion." Ueber Psalm CXIX. 9. Im ersten Theile werden die vornehmsten Gründe erläutert, aus welchen die besondere Verbindlichkeit der Jugend zur Religion erhellet. „a) Der Jüngling besitzt große, glänzende Vorzüge, die er ohne das Licht der Religion, weder zu erhalten, noch gehörig anzuwenden, im Stande ist. b) Groß sind die Fehler und Gefahren, die dem Jünglinge ankleben, und ihn umringen; und die Religion allein kann ihn von jenen befreyen, und aus diesen glücklich durchhelfen. c) Selber (Selbst) im Genuße seiner Freuden bedarf der Jüngling der Religion, wenn sie anders nicht Hinderniße seiner höhern Angelegenheiten werden sollen. d) Die Jugend steht mit dem ganzen folgenden Leben in der genausten Verbindung, und hat einen entscheidenden Einfluß

auf

auf Zeit und Ewigkeit." Im zweyten Theile werden einige allgemeine Betrachtungen hinzufügt, worin die vorgetragenen Wahrheiten besonders den Eltern und Kindern näher ans Herz gelegt und empfohlen werden. Die Ausführung ist sehr gut und gründlich. — Nicht dasselbe Lob kann Rec. der 5ten Predigt geben. Es werden in derselben, „die Beweise für die göttliche Allgegenwart aus der Betrachtung des Menschen" vorgetragen. Ueber Apostelg. XVII. 28. „Durch ihn leben wir, bewegen uns, und sind." Dieser Text wird so erklärt: durch ihn leben wir, hierunter wird das natürliche Leben; durch bewegen uns, die Schicksale und Handlungen, und also das thätige Leben; durch Seyn das geistige Leben des Menschen verstanden. Diese Erklärung des Textes ist aber eigenmächtig und willkührlich, denn sie ist weder in dem Sprachgebrauche, noch in dem Zusammenhange gegründet. Aus diesem so erklärten Texte werden nun die Beweise für die Allgegenwart Gottes aus der Betrachtung des Menschen hergeleitet. Der erste Beweis ist davon hergenommen, daß wir leben, und ohne unser eigenes und fremdes Zuthun fortleben. Allein wie kann doch hieraus Gottes Allgegenwart bewiesen werden? man müßte sonst mit Begriffen spielen, und unter der Allgegenwart Gottes blos seine Fürsorge für uns Menschen verstehen: wie denn der Verf. in dieser ganzen Predigt den Fehler begangen hat, daß er sich nie bestimmt darüber erklärt hat, was unter Allgegenwart Gottes zu verstehn sey. Der zweyte Beweis wird von dem thätigen Leben des Menschen, seinen Schicksalen und Handlungen hergenommen, und aus dem Zusammenhange, der Ordnung und Weisheit, welche sich in dem Leben und den Schicksalen aller und einzelner Menschen findet, sucht der Vf. Gottes Allgegenwart zu beweisen. Aber folgt denn das auch wirklich? Ist nicht vielmehr Allgegenwart Gottes und seine Vorsehung, die sich auf alle Menschen, und auf einen jeden Einzelnen unter ihnen erstreckt, auch hier wiederum offenbar mit einander verwechselt? Der dritte Beweis ist von der menschlichen Seele hergenommen. Hier wird erst gezeigt, daß zwischen Gott und der menschlichen Seele eine starke Aehnlichkeit statt finde, und dann fährt der Verf. so fort: „Wenn die Schöpfung außer dem Menschen eine Offenbarung Gottes genannt wird, so heißt hingegen der Mensch mit einem weit edlern Ausdrucke, ein Tempel der Gottheit, weil Gott in ihm seine majestätische Gegenwart

auf

auf eine noch feyerlichere, und nähere Weise verherrlicht." Dieses Letztere sollte ja aber erst bewiesen werden! „Aber wenn der Mensch Gottes Tempel ist, so ist das Gewissen das Allerheiligste, wo der Gesetzgeber der Welt, wie von seinem Throne herab, nicht allein unsre Handlungen siehet, sondern unsere verschwiegenen Gedanken merkt, und jedes unentdeckte Geheimniß beurtheilt." Nun wird das Glück eines guten, und das Elend eines bösen Gewissens kurz geschildert, und dann heißt es gleich weiter: „Wie könnten wir also an der Allgegenwart Gottes zweifeln, da wir entweder mit selbstmörderischer Hand das Gewissen in uns ersticken, oder seinem Zeugniße glauben müßen, daß er nahe bey uns sey." Offenbar ist in dieser Ausführung das zu Beweisende nicht bündig und überzeugend bewiesen! — In derselben Predigt heißt es bey der Erklärung des Textes: „Der Altar des unbekannten Gottes in Athen sey nach einigen vom Epimenides oder vom Sokrates gesetzt." Wozu doch aber eine solche Bemerkung in einer Predigt! zumal da die Sache nicht einmal mit Gewißheit ausgemacht werden kann; und da dieselbe sogar keinen praktischen Nutzen hat. — — Wenn der Verf. dogmatische Materien abhandelt, so ist sein Vortrag sehr orthodox. Um den Lesern davon eine Probe zu geben, heben wir eine Stelle aus der dritten Predigt aus, wo davon die Rede ist, daß der Mensch einer außerordentlichen Unterstützung von Seiten Gottes bedarf, wenn er seiner Bestimmung nicht verfehlen will, und wo es Seite 62 so heißt: „O gewiß der Mensch ist so nicht mehr, wie er aus den Händen seines Schöpfers gekommen ist. Wenn es die Offenbarung nicht lehrte, so müßte es die eigene Erfahrung einem jeden sagen, daß es uns, so wie wir sind, schlechterdings an Kräften zum Guten fehlt. Soll ich es mit dem Ansehn der heil. Schrift beweisen?" Und nun folgen mehrere Schriftstellen, wie man sie wohl in den älteren Kompendien der Dogmatik bey dieser Materie zu finden pflegt; die aber nach richtigen Grundsätzen der Auslegung das gar nicht beweisen, was sie beweisen sollen: (z. B. Wir sind nicht tüchtig etwas zu denken — — der natürliche Mensch — — u. a.) und noch dazu stehen diese Stellen hier ohne Erklärung. Dann heißt es weiter: „Wenn der Mensch nicht in seiner Natur verdorben ist; woher die Unarten, schon in der ersten Kindheit? Wer ist je mit Kindern umgegangen, ohne an ihnen, nicht ein eingeflößtes, sondern wirklich angestammtes,

nicht blos Unvermögen zum Guten, sondern sichtbares Uebergewicht zum Bösen bemerkt zu haben? Gewiß das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend an. Wenn in der menschlichen Natur keine Zerrüttung vorgegangen ist, woher die Kluft zwischen Vorsatz und Ausführung?" u. s. w. — — In den übrigen Predigten, deren Inhalt Rec. noch nicht angezeigt hat, werden folgende Hauptsätze abgehandelt: 1) Ueber die Vergeltung des Guten und Bösen durch das Gewissen. 1 B. Mos. IV. 7. Von der Verschämung des Christenthums. Röm. I. 16. 5) Ueber die Mitwirkung des Christen zum Geschäfte seines Heils. Jak. IV. 4. 6) Ueber den Werth und den rechten Gebrauch dieses Lebens. 1 Cor. VII. 31. 7) Ueber die Ursachen der Erniedrigung Jesu. Phil. II. 6. 7. 8) Von dem Einfluße der Religion überhaupt, und des Abendmahls insonderheit, auf die Gesellschaft. 1 Cor. X. 17. 9) Ueber die Pflicht, zu den Absichten der Vorsehung mitzuwirken. Matth. VI. 10. 10) Ueber die Menschlichkeit, als Hauptpflicht der Natur und des Christenthums. Matth. VII. 12. 11) Die Ausübung der Religion, der sicherste Weg zur Ueberzeugung derselben. Joh. VII. 17. 12) Was der Mensch natürlich ist, und was er durchs Christenthum werden kann. Phil. II. 13. 13) Die Pflicht auf die Ewigkeit Rücksicht zu nehmen. 2 Cor. IV. 18. 14) Ueber das letzte Ziel, und das erste Gesetz des Menschen. Philipp. III. 12. 15) Wie die Religion das Uebel selbst zum Besten wendet. Röm. VIII. 28. 16) Ueber den Charakter des Christen, und des Christenthums. 1 Tim. I. 5.

Qm.

Ist es rathsam bey unserm bisherigen Glauben an die Weißagungen der Bibel von unserm Herrn Christo zu bleiben? Beantwortet von J. C. Callisen, Prediger zu Oldeslo. Lübeck, gedruckt bey Römhild. 8. 55 Seiten. 3 ß.

Eine Schrift polemischen Inhalts, die aber sehr ungründlich abgefaßt ist, und keine Wirkung thun wird. Sie scheint durch einige Behauptungen des Herrn Dr. Eckermanns in seinen theologischen Beyträgen veranlaßt zu seyn, wie aus einer S. 7 und 8 angeführten Stelle erhellt. „Man will uns überreden,

den, heißt es daselbst, das A. T. enthält überall keine Weissagungen von Jesu, keine auf ihn sich beziehenden Beschreibungen seiner Person, Bestimmung, Leidens u. s. w. Alle Beschreibungen des Messias und der messianischen Zeit sind Beschreibungen eines irrdischen Königs und der Familie Davids. Die Wahrheit, daß Jesus der Messias ist, gründet sich weit sicherer, und untrüglich gewiß, auf seine eigene Versicherung als auf die Weißagungen. Viele Stellen des A. T. sind in dem neuen als Accommodationen gebraucht und haben im A. T. einen andern Sinn. Die Aussprüche Christi und der Apostel können hier nicht beweisen, denn sie hatten entweder jüdische Vorurtheile, oder sie richteten sich darnach. Daß Jesus der Messias sey wird darum nicht zweifelhaft. Sie (die Wahrheit?) wird deutlicher und gewisser; die Bibelfeinde werden viel Einwürfe verlieren, wenn wir den prophetischen und typischen Sinn nicht länger vertheidigen. Vieles von dem, was Jesus und seine Apostel gesagt, gehört nicht zur Religion sondern zur Lehrform." Diese Behauptungen wollen Herrn Callisen nicht zu Kopfe, weswegen er gegen sie zu Felde zieht, aber nicht mit sonderlichem Glück. Er nennt sie neu, und das sind sie doch keinesweges. Die frommen Seufzer, die Citationen aus dem A. Test., die Deklamationen gegen das Unternehmen, mit dem Lichte der Philosophie in der Hand theologische Untersuchungen anzustellen, sind noch keine Widerlegung. Der gute Wille fehlt Herrn Callisen nicht, aber gegen einen Forscher, als Herr Eckermann ist, richtet der gute Wille nichts aus. Es wäre sehr rathsam gewesen, wenn Hr. Callisen vorher seine Kräfte geprüft und sich hätte überzeugen wollen, daß die wahre Christusreligion keinesweges dadurch gefährdet wird, wenn auch der Glaube an meßianische Weissagungen und typischen Sinn des A. T. fallen sollte.

Zwey öffentliche Vorträge über die ächte Bürgertreue. In dem Bethause der Augsburgischen Confeßionsverwandten zu Wien gehalten, von Johann Georg Fock. Wien, bey Stahel. 1793. 8. 48 Seiten. 4 Kr.

Zwey sehr wohlgerathene Predigten, die in Wien eine ausserordentliche Erscheinung sind, besonders deswegen, weil es die Predigten eines Protestanten sind. Ordnung, Sprache und

Gründlichkeit, wie weit diese nämlich auf der Kanzel möglich ist, zeichnen diese Predigten aus. Beyde sind über Joh. 1, 47. gehalten. Die erste handelt vom Umfange der Pflicht der ächten Bürgertreue, wohin 1) Zufriedenheit mit der Verfassung des Landes, in welchem wir leben, 2) Achtung gegen die Obrigkeit und Folgsamkeit gegen die Gesetze des Landes. 3) Liebe und Eifer für das allgemeine Beste des Staats oder ächter Patriotismus gerechnet wird. Die zweyte trägt die Ermunterungsgründe zur ächten Bürgertreue vor, welche hergeleitet werden 1) aus der natürlichen Billigkeit, 2) aus dem Christenthum, 3) aus unserm eigenen Vortheile, 4) aus der Beschaffenheit unsrer Landesregierung, 5) aus dem besondern Verhältniß, in welchem wir als Protestanten gegen den Staat stehen. Ohne Zweifel wird Herr Fock durch diese Predigten die Achtung sehr vermehret haben, in welcher er in Wien steht, und die er nach dem Zeugniß derer, die ihn als Mensch und Gelehrten kennen, so sehr verdienet. Und so kann denn auch seine Amtsführung mitten unter Katholiken nicht ohne Segen seyn.

40.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Biographieen hingerichteter Personen, die sich durch ihre hohe Würde, Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern auszeichneten, aus den besten Schriften gesammlet. Dritter Theil. Nürnberg, bey Grattenauer, 1792. 378 Seiten in 8. 1 Rthl.

Dieser dritte Theil einer nützlichen Sammlung, wobey freylich — nicht die Anordnung und Verwebung einzelner Thatsachen zu einer Geschichte, sondern — nur das Zusammendrucken bereits ausgearbeiteter Geschichten unter Einen Titel das einzige Verdienst des Herausgebers ausmacht, enthält die Biographieen von Thomas Cranmer, Erzbischof zu Canterbury — Elisabeth Barton, einer Nonne und betrüglichen

lichen

lichen Prophetin — Urban Grandier, einem der Zauberey fälschlich beschuldigten Pfarrer zu Loudün — Demetrius, russischem Prätendenten — Marschal Heinrich 2. Herzog von Montmorency — Pfarrer Wolfgang Vogel zu Eltersdorf bey Nürnberg — Ludwig Mandrin, Haupt der französischen Schleichhändler — Piquenot, Räuber zu Cherbourg — Matthias Klostermayer, dem sogenannten Baierischen Hiesel, Anführer einer Wildschützenbande — Johann David Wagner, sonst Mause-David genannt, Kirchenräuber — Christoph Layer, Advokat zu London, Hochverräther — Gordon, englischem Spione zu Brest — Graf Johann Friedrich Struensee in Dännemark — Marino Falieri, Doge zu Venedig — Arnold du Thile, falschem Ehemanne und Betrüger in Languedoc — Lee, Schauspieler zu London — Alphonsus Petruccius, Cardinal von Siena — Johann Calas, Kaufmann zu Toulouse — Johann Georg Philipp Hiller, preussischem Soldaten und Mörder — dann noch Ergänzungen zu den beyden Biographieen von la Motte und Johann Funk.

Na.

Ressouvenir sur la Russie. 1792. 132 Seiten in 8. 10 gr.

Deutlich genug giebt sich der Verf. dieser ohne Anzeige eines Druckorts oder Verlegers herausgekommenen Schrift zu erkennen, denn er meldet unter andern, daß er ein geborner Russe sey, dem Amt eines Gouverneurs von Pleskow vorgestanden, dann die Stelle eines Senateurs bekommen, und als solcher, nachdem die Statthalterschaftsverfassung eingeführt war, auf erhaltenen Befehl in Gesellschaft des Grafen Woronzow, 28 Gouvernementer bereiset habe, sich aber jetzt mit Erlaubniß seiner Kaiserin im Auslande aufhalte. Gewisse dem Rec. zu Gesichte gekommene Papiere gestatten kaum eine andre Vermuthung, als daß jene Angaben den Fürsten Michaila D. . . . bezeichnen: seinen Namen ganz herzusetzen, wäre gleichwohl eine Unbescheidenheit, weil er selbst denselben zu verschweigen für gut befunden hat.

Sein Hauptzweck ist, darzuthun, daß der von vielen, sonderlich von französischen Schriftstellern (durch welche sich selbst der große König Friedrich II. hinreißen ließ,) vorge-

 brach-

brachte Wahn, als sey der Kaiser Peter I. der Schöpfer seines Volks gewesen, der Geschichte ganz zuwider laufe, und von einer großen Unbekanntschaft mit Rußlands vormaliger Verfassung zeuge. Daher hat er in einer kurzen Uebersicht, doch hin und wieder mit merklichem Enthusiasmus, die Verdienste dargestellt, welche sich die beyden nächsten Regierungsvorfahren jenes Kaisers, nämlich sein Vater Alexei (der V. schreibt Alexis,) Michailowitsch, und dessen ältester Sohn Theodor (oder eigentlich Feodor) Alexiewitsch, um das Reich erworben, aber eben dadurch jenem gleichsam die Bahn gebrochen oder vorgearbeitet haben. Sonderlich rühmt er vieles von dem sogenannten schönen Platz in Moskau und den damaligen dort täglich gehaltenen öffentlichen Zusammenkünften des Volks, durch welche die moralische Bildung und die Nationaltugenden viel sollen gewonnen haben. Dabey sucht er zu beweisen, daß Peter I. sich nicht im Auslande, sondern in seinem eignen Reich, unter andern durch die ihm gegebene weise Erziehung, zu einem großen Regenten gebildet habe. Im Vorbeygehn wird verdeckt berührt, daß die vor ihm vorgenommenen Reformen, bey den Russen, nur noch nicht bey denen mitten im Reich, etwas Aeusserliches hervorgebracht haben, wodurch die eigentliche Nationaltugend nicht immer in ihrem rechten Licht erscheinen kann. — Vermuthlich werden Zweifler, deren es genug giebt, bey dergleichen Behauptungen den Kopf schütteln; inzwischen ist die Hauptsache unläugbar.

Eine Nebenabsicht des Verf. scheint gewesen zu seyn, der französischen Revolution, oder eigentlich denenjenigen, welche die wirksamsten Triebfedern dabey waren, einige Seitenhiebe zu geben, wobey Rec. sich nicht verweilen mag.

Ez.

Karl der Erste, König von Grosbritannien und Ludwig der Sechzehnte, König von Frankreich. Eine historische Parallele, mit einer Nutzanwendung für die Freyheitsmänner unsrer Tage begleitet. 1793. 47 S. 8. 3 gr.

Schwäche des Charakters und die tragische Todesart sind fast die einzigen Aehnlichkeiten, die sich zwischen den beyden unglücklichen Königen auf eine ungezwungene Art ergeben. Fast

ihr

in allen übrigen Stücken waren sie höchst verschieden. Ludwig war als König weit unbedeutender und unthätiger, aber gewiß auch im gleichen Verhältniß schuldloser und bedauernswerther, als Karl. Dieses sucht auch der Verf. der hier angezeigten kleinen Schrift darzuthun, allein um dieß auf eine wirklich lehrreiche und befriedigende Weise zu thun, fehlte es ihm zu sehr an philosophischen Geist, Scharfsinn und genauer Kenntniß der Geschichte. Wie sehr er in dieser Lage ist, beweißt er fast auf jeder Seite. Richard Cromwel nennt er, wer weiß auf welches seichten Compilators Autorität, den grössten Schwachkopf im ganzen Reiche. S. 17. sagt der Vf. Ferdinand II. habe durch die Hinrichtung 27 böhmischer Grafen und Herren zu Prag den fatalen 30jährigen Krieg über Deutschland gebracht! Woher weiß er, daß der hingerichtete Favras Ludewigs erklärter Günstling gewesen? Den berühmten Salmasius, der eine Defension Karls I. schrieb, nennt er „einen Kritiker, Wortklauber und Verstümmler der alten Lateiner und Griechen.“ (da der Vf. bey dieser Gelegenheit einen verächtlichen Seitenblick auf die Pedanten wirft, so hätte er sich doch hüten sollen, ihnen keine Blöße zu geben, die sie nicht ohne Grund mit der Benennung Ignoranz belegen können.) S. 41 heißt der Adel: „eine der stärksten Triebfedern des Wohls eines Staates.“ — Die Nutzanwendung ist eine gutgemeynte aber kahle Declamation, und so wie die ganze Broschüre sehr schlecht geschrieben.

Sa.

Franz Leguat und seine Gefährten. Eine rührende Seefahrergeschichte. Dürkheim, 1792. 111 S. 8. 6 gr.

Franz Leguat, ein Hugonotte, entflieht bey dem Widerruf des Edikts von Nantes, nach Holland, entschließt sich ein Kolonist auf den Mascarenischen Inseln zu werden, wird aber betrogen und muß nach mancherley traurigen Schicksalen mit seinen Unglücksgefährten sich von einem barbarischen holländischen Guvernör auf die schrecklichste Weise mishandeln lassen, bis sie endlich nach Batavia und von da nach Holland zurückgebracht werden. Diese Robinsonade aus dem vorigen Jahrhundert, woraus allenfalls noch ein erträgliches Buch zur Tödtung der Langenweile hätte geschaffen werden können, ist hier nach Le-

guats eigener Erzählung, in dem erbärmlichsten, langweiligsten Tone wieder abgedruckt, nachdem sie schon in der allgemeinen Lesebibliothek, die bey Pfähler herauskam, und von der Mannheimer Regierung konfiscirt wurde, gestanden hatte. Die alltäglichsten Unglücksfälle zur See; deren Wahrheit Recens. dahin gestellt seyn läßt, mit ermüdender Weitschweifigkeit erzählt, und mit frommen an Aberglauben gränzenden Betrachtungen verbrämt, machen diese Seefahrergeschichte zwar äusserst langweilig, aber nicht rührend, wie der Titel doch sagt. Wenn die allgemeine Lesebibliothek sonst nichts Auffallendes enthielt, als dergleichen Stücke, was Rec. der sie nicht gelesen hat, auch nicht entscheiden kann; so qualificirte sie sich zwar zu Makulatur, aber doch eben nicht zur Konfiscation.

Tb.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Journal von und für Franken. Sechsten Bandes erstes Heft. 8 Bogen. Nürnberg, im Verlage der Rawischen Buchhandlung. 1793. Zweytes und drittes Heft. 1 Rg.

Im sechsten Heft des fünften Bandes ist doch auch nicht das mindeste, das eine Anzeige verdiente. Nur auf die Anfrage der letzten Seite antworten wir, daß die beyden Urkunden bereits in Lünigs Reichsarchiv abgedruckt sind. 1) Ueber die Pfuscherey in der Arzneykunst, in Hinsicht auf einige Gegenden Frankenlandes — eigentlich Ursachen des noch fortdaurenden Glaubens an die Pfuscherey, welche allenthalben, auch ausser Franken, die nämlichen sind. 2) Geschichte der abgesetzten Feyertage in einigen ritterschaftl. evangel. Lutherischen Gemeinden in Franken. In dem einen Dorfe, Obbach, wurde die Sache durchgesetzt, weil man die Gegenvorstellungen der Bauern standhaft abwies, und von Seiten der Herrschaft mit dem Beyspiel des Arbeitens an den aufgehobenen Feyertagen voranging. In andern Gemeinden findet die Sache noch bis jetzt Schwierigkeiten. Ursachen davon, wie sie auch aus andern Ländern bekannt sind. 4) Geschichte eines merkwürdigen Betrügers, Chr. Lud. Kaulitz — der aber schon 1744 im

im Gefängniß zu Nürnberg gestorben ist. Er besaß eine bewundernswürdige Leichtigkeit, alle Siegel und Hände, u. sogar Urkunden nachzumachen, und hätte, bey günstigern Umständen in der Jugend, ein für die Welt brauchbarer Künstler werden können. 5) Schney, ein Rittergut im Canton Baunach. Es liegt 3 Stunden von Coburg, 4 Meilen von Bamberg, hat in 200 Wohnhäusern gegen 500 Einwohner, und gehört dem Grafen von Brockdorf. Es wird hier auch eine Porzelainfabrik von 16 Personen betrieben. Der Ort ist evangelisch. 6) Berechnung über die nächtliche Erleuchtung Würzburgs. Die Einnahme vom 1sten März 1792, bis dahin 93 war beynahe 6000 fl. 220 Centner Oel und 20000 Ellen Dächte; und die Ausgabe 5934 fl. 7) Von Silberbergwerken im Fürstenthum Eichstädt. Fabri giebt diesem Bisthum Silberbergwerke. Hier wird also gezeigt, daß auch nicht die mindeste Spur davon im Lande ist.

Aus dem zweyten Heft bemerken wir hauptsächlich den Plan einer Anstalt zur Versorgung der Wittwen und Waisen reichsritterschaftlicher geist- und weltlicher Diener, und empfehlen ihn allen denen zum Nachlesen, die mit Wittwen-Verpflegungsanstalten beschäftigt sind. Er ist wohl überdacht; doch scheint er nur an solchen Orten anwendbar zu seyn, wo bereits ein Capitalfond vorhanden ist. Klagen über die Kostspieligkeit der im Bambergischen eingeführten vierjährigen Erneuerung der Consensertheilungen, mit dem Vorschlag, daß die Verleiher, weil die Erneuerung ihrer Sicherheit wegen geschieht, die Hälfte der Kosten tragen mögen. Etwas für den Forscher der Eichstädtischen Geschichte — eigentlich Auszüge aus dem Eichstädtischen Provinzialgesetze, zur Erläuterung ehemaliger Sitten und Gebräuche. Kirchenlisten der Reichsstadt Rotenburg von 1792, Getaufte 176, Gestorbene 156, Copulirte 46 Paar; der Reichsstadt Weißenburg, Gebohrne 123, Begrabne 133, Copulirte 34 Paar; der Stadt Anspach, Getaufte 384, mit 6 Todtgebohrnen; Gestorbene 352, Copulirte 123.

3tes Heft. Von Koburgschen Künstlern — eigentlich eine Nachricht von dem Coburgschen Steinschneider, Johann Thomas Walther, aus Goldlauter, und seinen gleichgeschickten Söhnen, in Petersburg und Coburg, und deren Arbeiten. 2) Einige, nicht sehr erhebliche, Berichtigungen, die Amtshauptmannschaft Wunsiedel betreffend. 3) Was ein Söldengut in Franken heiße? Noch erfahren wir, S. 344, daß die

 durch

durch die A. L. Z. bekannt gemachte Lebensbeschreibung des Grafen von Seckendorf einen Verwandten desselben, einen Herrn von Seckendorf zu Obernzenn, zum V. habe; und daß ein ritterschaftlicher Pfarrer, Schöner, zu Wetzhausen die A. D. B. von Anfang an bis 1791 an seinen Tod auf seine alleinige Kosten mitgehalten, und ununterbrochen studiert habe.

Mir.

Kurze historisch-geographisch-statistische Beschreibung von dem königlich-preußischen Herzogthum Vor- und Hinterpommern, herausgegeben von Christian Friedrich Wutstrack, Lehrer am königl. preuß. Kadettenhause zu Stolpe, mit einer illuminirten Karte und acht Kupfern. Stettin, 1793. In Commißion bey Maurer zu Berlin. gr. 8. 2 Alphabet 11 Bog. und einige Tabellen. 2 Rt.

Nie ist Rec. bey irgend einem Werke in so großer Verlegenheit gewesen, in welchem Tone er die Recension abfaßen soll, als bey diesem. Auf der einen Seite spricht für den Verf. theils die gute Absicht, da er 500 Rt. von dem Ueberschusse des Gewinns zu einer öffentlichen Bibliothek in Stolpe bestimmt hat, theils seine Bitte um Nachsicht, weil er nicht für Gelehrte geschrieben und selbst keine Universität besucht habe; auf der andern Seite aber hat der Verf. durch seine viel versprechende Ankündigungen vor und nach dem Drucke dieses Werks, wodurch er die Erwartung zu hoch spannte, durch seinen über alles absprechenden Ton, den eine Menge Reminiscenzen und die Anführung vieler Stellen aus allerley Büchern, besonders aus Romanen, kräftig unterstützet, und durch seine verächtlichen Blicke, welche er häufig auf die sogenannte Litteratos wirft, sich wiederum selbst um alle Nachsicht gebracht und der schärfsten Critik blos gestellt. Doch, wie es auch sey, des Rec. Feder soll nur von der Wahrheit geführt werden! Zuförderst muß Rec. zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß der Verf. vielen Fleiß angewandt, und eine Menge Materialien zusammengetragen hat, auch eine große Belesenheit in einer Menge Schriften allerley Art zeigt; aber dieß hat auch dem Verfasser offenbar weit mehr geschadet, indem er nun auch der Begierde, überall seine Belesenheit anzubringen,

gen, nicht widerstehen konnte, und doch keine zweckmäßige Auswahl dessen, was eigentlich zur Sache gehörte, zu treffen wußte. Daher so viele üppige Auswüchse, zur Unzeit angebrachte derbe Räsonnements über allerley Dinge, über Stände und Männer, die mit Gewalt herbeygezogen werden, um sich leider! oft bitter beurtheilen zu lassen; daher so viele Allotria, z. B. über den Ursprung des Adels in einer langen Note, welche von S. 21 — 31 geht, daher eine Menge Stellen aus neuen Romanen, daher Erklärungen und Beschreibungen, die hier niemand sucht. Wie wenig entspricht dies alles dem Versprechen auf dem Titel, eine kurze Beschreibung zu liefern. Der Text ist in Paragraphen eingetheilt; wie widersprechend der eigenen Aeußerung des Verf., welcher besorgt, daß es dem nicht zünftigen Ansehen dieses Buches vielleicht schaden werde, weil er keine Universität gesehen habe, und doch schreibt er den Universitätscompendien gemäß in Paragraphen, und will sich dadurch die Miene eines Gelehrten geben; aber auch wie unschicklich! die Paragraphen sind kurz und der Text ersäuft in den Noten, die Noten haben Unternoten, diese Unternoten wieder Unterunternoten, und so gehts fort, z. B. S. 188 und an mehrern Orten; ja bisweilen giebt es ganze Seiten, die nur Noten ohne Text sind, z. B von S. 22 — 31. Wie gut wäre es gewesen, wenn der Verf. hier einen gelehrten Freund zu Rathe gezogen hätte! Der Verf. kündigte eine große Unterstützung, von allen Orten her, an, auch die Eröffnung der Landesarchive, welche ihm auf seine Bitte vom Könige gewähret worden wäre — und doch findet der Kenner nur sehr wenige Spuren davon, da das meiste aus gedruckten Büchern und selbst manches aus den pommerschen Intelligenzblättern genommen ist — aber das verlangte auch niemand, Brüggemanns Topographie, die aus archivalischen und schriftlich mitgetheilten Nachrichten größtentheils entstanden ist, sollte und mußte zum Grunde gelegt, und nur die Veränderungen, welche seit der Zeit entstanden sind, und wenn Zusätze nöthig waren, auch diese mußten hinzugefügt werden, warum also den Leser durch falschen Schimmer blenden! Die vielen hämischen Ausfälle auf den Adel verrathen, wenigstens zur jetzigen Zeit, nicht Klugheit. Auch kündigte der Verfasser im hohen Tone eine Karte und 8 Kupfer an — die illuminirte Karte ist gut gestochen, aber die Kupfer, welche eine Abbildung von 2 heidnischen Gottheiten, einen Prospekt von Alt-Stettin, einen Plan von Stolpe, das königl. Cadettenhaus

zu

zu Stolpe und kleine Kärtchens von den Gegenden um Stettin und Damm, Stargard, Colberg und Cöslin enthalten und in den Text eingedruckt sind — sind, das geringste zu sagen, schlecht gerathen. Das ganze Werk ist in 3 Abschnitte getheilt: 1) Kurze Geschichte von Pommern, sie ist theils sehr unkritisch, besonders im ersten Zeitraume, theils sehr uninteressant vorgetragen. Den Verf. hätte bey den ältesten Völkern, welche in Pommern gewohnt haben sollen, Schlözers Nordische Geschichte, Mannerts alte Geographie von Deutschland und Gebhardi's Geschichte der Slaven 1 Th. zu Rathe ziehen sollen, so würde er richtigere Vorstellungen erhalten haben. Ueberall vergißt der Verf., daß es nur eine kurze Beschreibung, also auch nur eine kurze Geschichte seyn soll; freylich ist sie in Ansehung merkwürdiger Begebenheiten auch in der That kurz, ja zu kurz; aber wenn es darauf ankommt, alle Prinzen und Prinzessinnen (bekannte und unbekannte S. 49 S. 68. 69. 83. 147.) alle ihre Gemahlinnen (gewiße und ungewisse!) nach der Reihe aufzuzählen, dann ist die Geschichte nicht kurz! Die Noten thun hier das Beste, um beynahe 10 Bogen mit der Geschichte anzufüllen. 2) Kurze geographisch-statistische Uebersicht von dem königl. preuß. Herzogthume Vor- und Hinterpommern. Von hier an benutzt der Verf. vorzüglich Brüggemanns Topographie. Aber auch hier ist vieles unnütz, z. B. S. 173 wie Hinterpommern in einigen ältern Geographieen eingetheilt worden, S. 174 — 177 wie Pommern in den ältesten Zeiten eingetheilt worden, nach Schwarz Geogr. des Vorder-Deutschlandes, (dies ist ja aber weder vollständig noch völlig gewiß). Ueberhaupt hätte der Verf. sowohl hier als auch in andern Abschnitten mehr auf Sparsamkeit im Drucke sehen sollen, so würde dann der Leser weit weniger Bogen haben bezahlen dürfen, ohne das geringste zu verlieren. 3) Kurze geogr. und topographische Beschreibung von Vor- und Hinterpommern. Bey Beschreibung einiger Städte, Aemter und Dörfer in Hinterpommern, besonders der Stadt Stolpe, hat der Verf. die handschriftlichen Nachrichten, welche er mit der pommerschen Bibliothek des dort verstorbenen Präpositi Haken gekauft hat, gut benutzt. — Wenn der Verf. alles unnütze und unzweckmäßige wegschneidet, die wichtigern Noten mit dem Text zusammenschmelzt, kurz und simpel alles vorträgt und sich besonders enthalten kann, seine Belesenheit zu zeigen, dann erst wird der Verf. und gewiß auf ungefähr 12 Bogen zur Zufriedenheit seiner Leser alles das lei-

leisten, was von dem mit Recht gefordert wird, der eine kurze hist. geogr. und statist. Beschreibung eines Landes machen will.

Aw.

Malerische Reise in die italienische Schweitz mit geäzten Blättern von J. H. Meyer. Zürich, bey Orell und Comp. 1793. 75 Seiten länglich Quart. 2 Rh. 12 Kr.

Diese Reise geschah im Frühjahr 1789 von drey Freunden, deren gemeinschaftlicher Zweck das Studium der Landschaftsmalerey war. Die Beschreibung derselben übernahm Herr Meyer, und ließ davon schon in helvetischen Kalender für 1790 eine Probe einrücken. Mit Worten ist Herr M. kein sehr geübter Maler; er verräth wenig von dem so seltnen Talent, die Reitze und den Charakter schöner Gegenden durch Beschreibung dem Leser auf eine nur einigermaaßen befriedigende Art zu vergegenwärtigen. Hierzu scheint er weder Phantasie noch die Sprache genug in seiner Gewalt zu haben. Die meisten Schilderungen sind zu kurz, in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken entworfen. Häufung von Beywörtern und Superlativen thut der Lebhaftigkeit und Klarheit, die sie befördern soll, nur Eintrag. Ungleich mehr Lob verdienen die zwölf radirten Kupfer, die zum Theil von einem Reisegefährten des Verf. Hrn. Ludwig Heß, des mehrern Raths in Zürich, gezeichnet, sämmtlich aber von Hrn. M. geäzt sind. Die Naturscenen sind meistens mit Ueberlegung gewählt, und in einer guten und kräftigen Manier ausgeführt. Nr. 1. Eine Aussicht bey der Sägmühle des Lauterbachs am Zugersee. 2) Ein Theil des Vierwaldstädter-Sees gegen Tells Kapelle. 3) Die Gegend von Altorf gegen den Eingang ins Reußthal. 4) Gegend unweit Airol im obern Livener Thal. 5) Im mittlern Livener Thal gegen das Bergdorf Calonico. 6) Die Felsenquelle bey Quartino am Locarner See. 7) Gegend unweit Molinetto am Locarner See. 8) Am Fluße Tresa in der Herrschaft Lauis. 9) Bey Ponte Tresa in der Herrschaft Lauis. 10) Die Villa Plinius des Jüngern am Comer-See. 11) Via Mala in Bündten. 12) Ruinen von Bommerstein am Waldstätter-See. Die Titelvignette stellt eine unterirrdische Tropfsteingrotte zu Resche, und die

Schluß-

Schlußvignette einen Wasserfall all' Aqua fraggia in der Nähe von Cleven. — Bisweilen bringt der Verf. auch einiges über die Sitten, den Wohlstand u. s. w. der Gegenden, die er durchreiste, bey. S. 20. „Eriels (Airolo) Bewirthung, Sprache, Sitten verrathen dem Deutschen hier völlig, daß er in Italien ist. Indeß sprechen die Gastwirthe doch noch bis Bellenz meist deutsch mit den Reisenden. Auch hat die Landestracht noch Aehnlichkeit mit dem Costum in den gebürgigen Cantonen. In der Gaststube erschienen verschiedene Kerls, die den hellen Mittag mit Kartenspielen verdarben. Sehr stark, so wie zum Müssiggang überhaupt, ist der Hang der niedern Klassen der Italiener zum Spiel. Unter diesen Spielen zeichnen sich auf offner Straße die Ballspiele, im Zimmer das alla Morre aus. Bey diesem letztern erräth der Spielende mit übertäubendem Geschrey die Zahl der Finger beyder Hände, die er und sein Gegner zugleich ausgestreckt aus dem Busen ziehn." — S. 23. „Von Chigiogna gieng ein Livener mit uns. Sein zerrißenes Wams, das er über den Schultern trug, und das Düstere in seiner Miene versprach keinen unterhaltenden Gesellschafter. Kaum aber begann er zu reden, so war er voll Leben und Feuer; seine Rede floß deklamatorisch, und seine Gesticulation war eben so sprechend, wie die Worte. Dergleichen Leute trafen wir nachher mehrere an, selten eigentliche Tölpel. Meistens sitzt Ernst und cholerischer Scharfblick auf ihren blaßgelben Gesichtern, weniger hingegen jene Bonhomie deutscher Schweizer-Bauern. Heftigkeit, die leicht in Zorn ausbricht, liegt in ihrem Temperamente. Ihr gewöhnlichster Gruß Allegro! wird oft mit einem Ausdrucke begleitet, der mit dem Sinne des Worts kontrastirt." Die Häuser der italienischen Bauern laßen, von aussen betrachtet, weit mehr Bequemlichkeit erwarten, als sich im Innern wirklich findet. Artige Bogengänge und Gallerieen sind nicht selten bey Dorfgasthöfen angebracht; kaum betritt man aber die Stanza, so bemerkt man keine der Bequemlichkeiten, woran Deutsche gewohnt sind. Leere Mauern sind die Wände des Zimmers, wenig Hausgeräthe, kaum eine elende Bank und ein Tisch. Der Italiener ist lieber in freyer Luft, und nur Nacht oder Frost treiben ihn zurück; daher die Vernachläßigung alles dessen, wodurch sich deutsche Schweizer ihr häusliches Leben so bequem und angenehm zu machen wißen, wofür aber der Welsche zugleich weniger Sinn zu haben scheint. — Bellenz. Beym Durchwandern der Gaßen der

Stadt

Stadt fällt sogleich lebhafte Thätigkeit auf, und der bloß Durchreisende verfällt auf den in Italien nicht allemal richtigen Schluß, daß der Ort sehr volkreich seyn müsse. Handwerker, Laboranten, selbst Frauenzimmer arbeiten unter offenen Gewölben oder auf der Straße. Diese in den schönen Jahreszeiten übliche Sitte gewährt dem Menschenbeobachter manche Vortheile. S. 56. „Wenn sich der Menschenforscher einen Begriff von der tiefsten Versunkenheit seiner Mitgeschöpfe machen will, so eröffnet dazu das Ufer von Domaso (am Comer-See) einen Schauplatz, dessen Scenen bald Mitleid, bald Abscheu erregen. Die niedrigste Armuth mit der schändlichsten Unthätigkeit! Auf sonnigter Straße oder am Schatten offener Gewölbe liegen Kerls umher, denen eine zerrißene Jacke kaum die Blöße bedeckt. In trägem Schlummer wälzten sie sich am hellen Mittag im Kothe. In einem alten Schiffe hatte eine ganze Familie dieses Gesindels haushäblich genistet. Hungernde Kinder heulten zu ihnen herein um ein wenig rohe Speise, aber mit zurückgestoßener Hoffnung. Diese Barbaren schienen unter fluchendem Gelerme, womit sie ihre karge Mahlzeit zerrißen, das Geschrey dieser elenden Kleinen nicht zu achten. Hier steht der denkende Mensch eine Weile wehmüthig still, und forscht den Quellen des Elends nach, das unser Vaterland nur selten kennt. Bald glaubt er sie in vernachläßigter Volkserziehung zu finden, bald in dem Drucke mancherley Erpreßungen, bald in dem Stolze der Vornehmen, der diese arme Menschenklaße zu Hunden herabwürdigt. Kein Wunder, wenn diese Hoffnungslosen, verstoßen aus den Hallen der Reichen, vernachläßigt in der Bildung des Geistes und Herzens, gedrückt durch die eiserne Hand ihres Schicksals, zu Wesen herabsinken, an denen der Mensch kaum mehr zu erkennen ist. Glückliches Land, dachten wir, wo diese Uebel nicht sind, wo freundliche Näherung der Volksklaßen, Industrie, Arbeitsamkeit und jede gesellige Tugend hervorbringt!

Bs.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Proben einer neuen Bibelübersetzung mit Anmerkungen und einer Berichtigung des Grundtextes alten

Bun-

Bundes, von M. Wilhelm Haller, der philosophischen Facultät zu Jena Adjunct. Gotha, 1793. in der Ettingerschen Buchhandlung. 13 Bogen gr. 8. 12 gr.

Der Vf. kündigt in der Vorrede seine Absicht an, ein neues Bibelwerk in drey Theilen herauszugeben, im ersten Theile den masorethischen Text zu berichtigen, die falschen Lesarten anzuzeigen und zu verbessern, und die mit Unrecht verworfenen zu vertheidigen; im zweyten Theile eine Uebersetzung der ganzen Bibel zu geben, und im dritten Theile die zur Erklärung nöthigen philologischen, exegetischen, historischen und antiquarischen Anmerkungen folgen zu lassen, damit der ungelehrte Leser den zweyten Theil, oder die Uebersetzung allein, anschaffen könne, ohne die übrigen, deren er nicht bedürfe, zu kaufen. Als Proben dieses Werkes erscheinen in den oben angezeigten Bogen einzelne Stücke der Bibel, übersetzt, mit Anmerkungen begleitet, und mit am Ende beygefügten Beyspielen kritischer Verbesserungen des masorethischen Textes.

Nach diesen Proben kann der Rec. für seine Person, so gern er dem Fleiße, den Hr. H. angewendet hat, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, nichts anders urtheilen, als daß dem Verfasser sein Vorhaben sehr zu widerrathen sey; wenn er anders, wie er in der Vorrede sagt, von einem wohlgemeynten Rathschlage Gebrauch machen will, und dieser Rathschlag ist gewiß wohlgemeynt. Um die Leser dieser Bibliothek in den Stand zu setzen, sich selbst zu überzeugen, daß weder eine neue Uebersetzung, noch eine neue Erklärung oder Kritik des A. T. wie dergleichen zu unsern Zeiten seyn sollte, von Herrn H. zu erwarten sey; so mögen hier einige Proben seiner Uebersetzung, seiner Anmerkungen und seiner Kritik Platz finden.

Psalm 22, 2 — 4. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Warum hast du dich von meinem Schreyen, von meinem Gebrülle entfernet? Mein Gott des Tages rufe ich, und du antwortest nicht. Auch des Nachts schweige ich nicht: Aber, du Herrlicher, bleibst ruhig sitzen. Israels Preis!" Ps. 45, 1. f. An den Musikanführer, an die Korachiten; nach dem Instrumente Schoschannim. Ein Lehrgedicht. Ein verliebtes Lied. (Der Verf. macht hierbey die

Anmer-

Anmerkung. „niemand werde den Titel: ein verliebtes Lied lächerlich finden, wie auch schöne Schriftsteller die Dichter, die von Liebe singen, verliebte Dichter nennen.“ Schade, daß er die schönen Schriftsteller nicht angeführt hat! Und wenn er sie auch angeführt hätte: so bleibt doch der Ausdruck spashaft, selbst wenn er vom Dichter gebraucht wird. Aber der Ausdruck: ein verliebtes Lied, ist unschicklich comisch.) — — v. 2. Mein Herz soll eine vortreffliche Ode ausgiessen. Ich will ein Gedicht dem König singen. Meine Zunge soll wetteifern mit dem Kiele eines fertigen Schreibers. v. 3. Du bist der Adams Söhne schönster. Reitz ist auf deine Lippen ausgegossen. Deshalb hat Gott dir ewiges Glück beschieden. v. 4. Held, umgürte dein Schwerdt, deine Hoheit und Majestät. v. 5. In dieser Rüstung wirst du glücklich seyn. Schwinge dich auf das Roß der Wahrhaftigkeit, der Sanftmuth und Gerechtigkeit, und deine Rechte wird Wunderthaten verrichten. v. 6. Deine scharfen Pfeile werden ins Herz der Feinde des Königs dringen: Nationen werden unter dich stürzen. v. 7. Dein Thron, o Gott, steht ewig, denn dein Königszepter ist ein gerader Zepter. v. 8. Du liebest Gerechtigkeit und hassest das Unrecht, deshalb hat auch Gott, dein Gott, mit dem Gastöle dich reichlicher gesalbet, als deine Tischgenossen. v. 9. Alle deine Kleider duften von Myrrhen, Aloe und Kasia. Auch aus Armeniens elfenbeinernen Pallästen erfreuet man dich mit Grazien. v. 10. Königstöchter sind unter deinen Schönen. Die Gemahlinn steht dir zur Rechten, in Golde aus Ophir. v. 11. Prinzessinn, höre zu, schau her, und neige dein Ohr mir zu. Schlage deine Nation und dein väterliches Haus dir aus dem Sinne. v. 12. Laß den König sich an deiner Schönheit vergnügen, denn er ist dein Herr, wirf dich ihm zu Füßen. v. 13. Jungfer Tyrus, die Großen der Nation werden mit Geschenke um deine Gnade flehen, v. 14. Die Bildung der Königstochter ist ganz Reiz; ihr Gewand schmücken goldne Einfassungen, u. s. w. — Dieß wird schon genug seyn, um von der Beschaffenheit der Uebersetzung sich einen deutlichen Begriff zu geben. Doch das zu rügen, kann Rec. nicht umhin, daß dieser Verfasser, dem der Beruf, die Bibel zu übersetzen, so ganz und gar fehlt, sich ein sehr scharfes Urtheil über die bey allen ihren Unvollkommenheiten doch so weit über die seinige erhabne Uebersetzung von J. D. Michaelis zu fällen erlaubt. So heißts S. 8. der Vorrede: Von Michaelis Uebersetzung könne kein der Grundsprachen der

Bibel Kundiger ein sehr vortheilhaftes Urtheil fällen. Feinheit im Ausdruck, eine gewisse poetische Kadenz, einen poetischen Numerus in den herrlichsten Gedichten Davids und andrer, sucht man in Michaelis Uebersetzung vergebens; oft übersetzt er zu buchstäblich und behält Hebraismen bey, welche die teutsche Sprache nicht annimmt, nicht selten verfehlet er den wahren Sinn, und legt der Bibel in den erhabensten Stellen niedrige und wohl gar lächerliche Ausdrücke in den Mund." — Sollte man nicht glauben, der Verf. rede von seiner eigenen Uebersetzung? —

In den Anmerkungen ist hie und da ein Gemengsel philologischer Gelehrsamkeit zusammen gehäuft, und ohne Noth weitläuftig erklärt; hie und da hingegen ohne allen Beweis, bloß gesetzt, was das Wort bedeuten solle; (z. B. S. 87. zu Ps. 45, 14. heißts: Die Königstochter ist פנימה von innen, d. i. in Absicht des Leibes, oder, weniger anstößig, von Bildung reizend.) Ueberall aber vermißt man Beurtheilungskraft und Geschmack. Die Schlußanmerkung zum 45sten Ps. mag ein Beyspiel seyn, da sie zugleich von der Orthodoxie des Verf. zeugen kann; sie lautet folgendermaaßen:

Noch ein Wort vom Inhalte des Psalms. Laut der eignen Worte des Psalms ist es ein Loblied an einen König bey der Vermählung mit einer ausländischen Prinzeßinn. Wer ist aber dieser König? Nicht David, denn so wäre David der Verfasser dieses Psalms, und machte sich selbst ganz übermenschliches Lob, welche Eitelkeit von keinem verständigen Manne und am wenigsten von David zu erwarten steht. So hatte auch David sich nicht mit einer ausländischen Prinzeßinn vermählet, wie von dem in diesem Psalme besungenen gesagt wird. Ferner, Davids Vorfahren waren nicht Fürsten; dergleichen dieser hat. v. 17. Endlich ist Salomo der Verfasser des Psalms: so kann der Gedanke an David gar nicht statt haben; ist aber dieser König nicht David: so muß es entweder Salomo, oder der Messias seyn; denn an einen dritten kann gar nicht gedacht werden und hat auch keiner gedacht. Nicht Salomo, sondern der Messias ist es, denn 1) Salomo würde nicht so eitel gewesen seyn, sich selbst die größten und übermenschlichen Lobeserhebungen zu machen, und sich selbst für den allerschönsten Menschen zu erklären. 2) Der Dichter beehret den König, den er besingt, mit dem Titel: Gott, und rühmt ihn als einen ganz gerechten König, dessen Regierung

ewig

ewig dauern werde. Eine Ehre, die keiner der größten Monarchen, wenn er nur einige Bescheidenheit besitzt, sich selber erweisen wird. 3) Der Anfang des Liedes und die ganze Einrichtung zeigt offenbar, daß der Dichter nicht sich selber, sondern einen andern besingt. Und dieser andre ist nicht ein anderer jüdischer König, denn auf keinen der auf Salomo folgenden Könige paßt der Inhalt des Psalms, wohl aber auf den Messias. Und 4) warum wollten wir anstehen, diesen für den Gegenstand des Psalms zu halten, da ihn bereits der Apostel Paulus Ebr. 1, 8. 9. dafür erklärt hat? Ist aber dieses: so muß alles, was von der Gemahlinn und von den Beyschläferinnen gesagt wird, nicht eigentlich, sondern allegorisch von unterthänigen Ländern verstanden werden; aber so, daß man nicht in jedem Ausdruck etwas besonders suchet; und v. 17. bezeichnet dann nur eine ewige und unbeschränkte Regierung dieses Königs." — Der Inhalt dieser Anmerkung überhebt den Rec. der Mühe, etwas weiter hinzuzusetzen.

Auch von der Kritik des Verf. etwas zur Probe. Er trotzt in der Vorrede kühn auf die Behauptung, daß Psalm 69, 5. für מַצְמִיתַי müsse מִצַּמָּתִי wie Hare, Lowth und Merrix vorschlagen, gelesen werden, weil dies der Parallelismus fordre, wenn gleich kein Codex und keine Uebersetzung dafür angeführt werden könne. Allein 1) fordert der Parallelismus dieß nicht, denn es ist nicht immer das zweyte Glied dem ersten ganz parallel, z. E. Ps. 69, 15. 2) Die Wiederholung eines die Haare bedeutenden Wortes war um desto weniger nöthig, da sie hier nur als Bild der Menge ohne weitere Absicht stehn, und [illegible] sehr zahlreich sind, eben das sagt, was die Worte, mehr als der Haare meines Hauptes, gesagt hatten. 3) צמה paßt hier gar nicht. Es heißt Haarlocken, die kein Bild der Menge seyn können, wie die einzelnen Haare.

Bg.

Ex Michlal Iophi seu Commentario R. Salomonis Ben Melech in Vet. Testamenti libros, una cum spicilegio R. Iacobi Abendanae, particula complectens prophetiam Ionae. Versione latina et indice illustravit, paraphrasin

chaldaicam textui hebr. adposuit, atque praefationem praemisit *Ernest. Christ. Fabricius*, Pastor adiunctus. Goettingae, venditur apud Dieterich. 1792. 5½ Bog. gr. 8.

Die Vernachlässigung der rabbinischen Sprache, die sonst nicht nur von Theologen, sondern auch von Juristen und Polyhistoren z. E. von Grotius, Selden, Wagenseil und Breithaupt geschätzt und zu mannichfaltigem Nutzen bearbeitet wurde, ist in unserm Zeitalter auffallend, wo die andern morgenländischen Dialecte mit so viel Fleiß und Erfolg betrieben werden. Obgleich nicht alle rabbinische Schriften eben einen großen Werth haben, so ist doch manches Gute derselben, weil sie auf Grammatik, Kritik, Alterthümer rc. einiges Licht verbreiten, unverkennbar. Herr Fabricius verdient daher allen Dank, daß er diese Schrift, die zur Selbsterlernung dieser Sprache sehr brauchbar ist, herausgab, da man außer den ältern Schriften, die der Verf. in der Vorrede angiebt, jetzt in den Buchläden nur sehr wenig zu diesem Behuf antrifft. Auch die Wahl des R. Salomon Ben Melech mit dem Abendana, (jener lebte im 16ten Jahrhunderte und war aus Spanien gebürtig; dieser war ebenfalls in Spanien geboren, dann Oberrabbiner in Amsterdam, hernach in London; starb 1685.) verdient Beyfall, weil Ben Melech, ausser den Rabbinen Sagen, vieles grammatisch erklärt, und deshalb von Golius, Coccejus rc. vor andern geschätzt wurde, und weil beyde aus Kimchi, Jochanan, Levi und andern meist guten rabbinischen Kommentarien Auszüge mit ihren eigenen Worten anführen. Die Einrichtung dieser Schrift ist folgende: Herr Fabricius liefert hier 1) den hebräischen Text des Propheten Jonas, versweise; 2) auf der Nebenseite die chaldäische Paraphrase, aus Buxdorfs rabbinischer Bibel; 3) unter dem hebr. Texte steht der rabbinische unpunktirte Commentar des Ben Melech und Abendana, so wie der eine oder der andere etwas über jeden Vers anführt, aus der zweyten Amsterdamer Ausgabe vom J. 1685; 4) auf der nebenstehenden Seite (unter der chaldäischen Paraphrase) steht eine gute, etwas freye lateinische Uebersetzung der rabbinischen Commentarien von dem Verf., die bisher noch nicht vorhanden war. 5) Ein nützlicher Index der vorkommenden rabbinischen und chaldäischen Worte, verbunden mit der Erklärung der

Sa-

Sachen, Abbreviaturen ꝛc. beschließt das Ganze. Durch den Gebrauch dieser Schrift kann der wißbegierige junge Theologe und Sprachenfreund sich selbst zur Lesung der ganzen Thargumim und der Rabbinen gut vorbereiten. Dieses Werkchen hat der Verf. dem Herrn Hofrath Heyne in Göttingen zugeeignet.

X.

Eichhorns allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur. Des vierten Bandes zweytes bis fünftes Stück. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. 1792. 1793. 193 — 956 Seiten 8. 1 Rh. 16 gr.

Nach Gewohnheit zeigen wir nur die Abhandlungen an. 2 Stück: über die Prophetensagen aus dem Reiche Israel. Erst einige allgemeine Bemerkungen über Propheten, Orden, Schulen, Kenntnisse u. s. w. Die Schwierigkeiten, die bey den Thaten der Propheten aus dem Reiche Israel vorkommen, könnten auf einmal weggeräumt werden, wenn man sie für Betrüger und Gauckler erklärte. Dem Verf. scheint dieses aber doch mit Recht bedenklich. Er vermuthet, daß die spätere Abfassung der Geschichte manche Sage aufgenommen hat, die von der ursprünglichen Reinigkeit abweichet. Vieles darinn ist der poetischen Einkleidung, die den ältesten Urkunden gegeben wurde, zuzuschreiben. Wenn man diese Einkleidung z. E. von der Himmelfahrt Eliä abzieht, so bleibet übrig, daß er sich von seinen Schülern getrennt und in die Wüste zurückgezogen habe, von ihnen gesucht, aber nicht gefunden sey. Der Verf. erklärt auch nach diesen Grundsätzen 1 B. Kön. XIII. XIV. XVII. XVIII. XIX. 2 B. Kön. I. IV. V. XIII. Die Vorschläge zur Hermenevtik, welche durch eine recensirte Schrift veranlaßt sind, verlangen ein Bild von der Geisteskultur der Juden, ihrer Denk- und Vorstellungsart, ihren Vorurtheilen, abergläubischen und schwärmerischen Ideen, unter den Vornehmen und Geringern zu Christus und der Apostel Zeiten. Wer wird es besser liefern können, als unser Vf.? 3 Stück. H. Dr. Münter hat seine Abhandlung über das Alter der koptischen Uebersetzungen des N. T. beschlossen. Sie ist ohnstreitig die gelehrteste, die wir über-

diese Materie haben. Beyde koptische Uebersetzungen sind zwischen dem 3ten und 6ten Jahrhundert, vermuthlich um das Ende des 3ten, oder im Anfang des 4ten Jahrhunderts verfertiget, und der Text, woraus sie genommen sind, besonders der der Evangelien, ist sehr alt. Der eine Uebersetzer hat auch die Arbeit des andern gekannt und benutzt. Es läßt sich aber nicht mit Gewißheit bestimmen, ob der Memphitische oder Sahidische Uebersetzer der älteste sey. Die Untersuchungen, welche Georgi über eine dritte Uebersetzung angestellt hat, sind noch verschiedenen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen. Ueber Jes. VII. empfehlen wir zur Prüfung. Der Prophet soll v. 14. einen Knaben, dessen Empfängniß in demselben Augenblick er sich als möglich denkt, zum Sinnbild des Reichs Juda machen. **Empfieng' jetzt die Jungfrau und gebähre einen Sohn, so würde sie Immanuel (Gott war mit uns) ihn nennen.** Das Empfangen und Gebähren konnte aber doch nicht in demselben Augenblicke geschehen. 4 St. **Ueber die Armenische Uebersetzung des A. T.** Mit Vergnügen lernen wir hier den H. Subrect. Bredenkamp in Bremen als einen der Armenischen Sprache kundigen Mann kennen, der neulich für Hrn. Prof. Holmes zu Oxford die armenische Uebersetz. des Daniel mit den LXX verglichen hat. Er benimmt die Hoffnung, neue wichtige Lesearten in dieser Uebersetzung zu entdecken. **Vergleichung zwischen den Ideen, welche in den Apokryphen des A. T. und den Schriften des N. T. über Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung herrschen, von S. G. Frisch, designirtem Prediger zu Mutzschen.** Ein vortrefflicher mit vielem Fleiß und Scharfsinn geschriebener Aufsatz, der die neuern Versuche über denselben Gegenstand weit hinter sich zurückläßt. Der Verf. zeigt, daß die Hebräer mit diesen Lehren nicht in Chaldäa zuerst bekannt geworden sind, sondern daß alexandrinische Juden, die Verf. d. B. d. Weisheit und 2 Maccab. sie zuerst vorgetragen haben. Das, worinn die beiden Bücher in Ansehung dieser Lehren von einander abweichen, wird angeführt. Noch wichtiger ist es, daß die apokryphischen Stellen mit den neutestamentlichen verglichen werden. Die Fortdauer der Seele mit dem Bewußtseyn ist den beyden Apokryphen mit dem N. T. gemein. Das Buch der Weish. und das N. T. beschreiben den glücklichen Zustand der Frommen nach dem Tode fast mit denselben Worten, und vergleichen den Zustand der Lasterhaften mit einer dicken Finster-

sterniß. Die Lehre von der Auferstehung ist im 2 Makkab. in allgemeinen Ausdrücken vorgetragen wie im Evang. Johann. Die im 3ten St. angefangenen Excerpte aus einer Handschrift des sel. Michaelis zu Abulf. Africa werden im 4ten Stück beschlossen. 5. Stück. Versuch eines systematischen Entwurfs des Lehrbegriff's Philo's von Alexandrien; von F. H. Stahl. Vermuthlich wird diese Abhandlung auch besonders verkauft; sie verdiente es wenigstens, und kann als eine Einleitung in die Schriften Philo's angesehen werden. Möchte sie doch neben anderm vielen Guten, welches sie bewirken kann, die in Erlangen unterbrochene Ausgabe dieses Autors wieder in den Gang bringen! Philo's Hauptsätze in den Lehren von Mose, Gott, seinem Wesen, Eigenschaften, der Schöpfung, der Geisterwelt, den Menschen, der Verehrung der Gottheit werden aus seinen Schriften mit Nachweisung auf die Mangeyische Ausgabe concentrirt und erläutert.

Fh.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Appian's römische Geschichte, zum erstenmale aus dem Griechischen übersetzt und mit erklärenden, berichtigenden und vergleichenden Anmerkungen versehen von Fr. W. J. Dillenius, Erster Band, Frankfurt, bey Herrmann. 1793. 381 Seiten. 8. 16 gr.

Sowohl hier auf dem Titel als in der Vorrede führt H. D. seinen Lesern das bedeutungsvolle „zum erstenmal" zu Gemüthe. Rec. kennt so ziemlich die Schwierigkeiten, mit denen man bey solchen Arbeiten zu kämpfen hat, allein er weiß auch, daß der Verf. dieser Uebersetzung ein Mann ist, der nicht Ursache hat, so lobenswerth auch übrigens dessen Bescheidenheit seyn mag, dergleichen captationes benevolentiae vor sich hergehen zu lassen. Nicht sowohl der Schriftsteller selbst, als vielmehr die schlechten Ausgaben waren wohl bisher Ursache, daß noch kein Deutscher es unternommen hatte, einen so interessanten Geschichtschreiber, als Appian doch wirklich ist,

zu übertragen. Durch die anerkannten Verdienste Schweighäusers war nun auf einmal dieses Haupthinderniß aus dem Wege geräumt.

Der vor uns liegende erste Band dieser Dollmetschung enthält die sieben ersten Bücher des Geschichtschreibers mit Anmerkungen, die in Ansehung der Gegenstände, die sie betreffen, eben so, als ihres Werths, verschieden sind. Ein großer Theil derselben verdiente wirklich weggestrichen zu werden. Zu wessen Nutzen z. B. bemerkt der Verf., daß in der lateinischen Version dieser oder jener Ausdruck so übertragen, oder manche Stelle weggelassen ist? Oder was gewinnt der Leser, wenn ihm bey der Stelle: „die grosse Stadt, welche Alexander vorne an Aegypten erbaut hat,“ von dem Verfasser unten in der Note gesagt wird: „d. i. Alexandrien, seine Geburtsstadt (???) die vornehmste und größte in ganz Libyen?“ Jeder Secundaner muß dieser Anmerkung entbehren können. Was aber der Verf. damit wolle, daß er Alexandrien Alexanders Geburtsstadt nennt, sehen wir nicht ein, da die Sache allbekannt ist, und aus der Stelle Appians selbst und noch mehr aus Diodor B. 17, K. 52. erhellt, daß sie von Alexandern erbaut wurde. Wie kann sie demnach seine Geburtsstadt seyn?

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so haben wir diese schon im Voraus mit gutem Vorurtheil in die Hand genommen, indem des Verf. Name uns Bürge war, daß wir von ihm gewiß keine nachläßige und ungetreue, sondern sorgfältige und genaue Nachbildung des Originals würden erwarten dürfen. Wir haben dieselbe großentheils genau durchgelesen, sehr vieles mit der Urschrift verglichen, und müssen ihm aufrichtig bezeugen, daß er den Sinn seines Schriftstellers fast überall richtig gefaßt und sich Mühe gegeben habe, denselben, nach seinen Kräften, gut zu übertragen. Auf der andern Seite aber, glauben wir auch mit Recht behaupten zu können, daß der Verf. über den ganzen Umfang seiner Muttersprache den Grad der Gewalt noch nicht erreicht habe, den der Uebersetzer eines alten Schriftstellers nothwendig besitzen muß. Der Bezirk, in welchem er seine Ausdrücke und Sprechereyen wählt, ist etwas zu beschränkt; er hat nicht Gewandtheit genung, seine Perioden mit angenehmer Abwechselung zu bauen und zu ründen; es fehlt ihm das zarte Gefühl, die feinen Nuancen beyder Sprachen zu bemerken und nachzuzeichnen, überall den

edeln

edeln und schicklichen Ausdruck durch eine leichte Tastung zu empfinden, ja es scheint ihm sogar bisweilen die Korrektheit der Sprache nicht ganz gegenwärtig zu seyn. Jeder sieht ein, daß alle diese Mängel dennoch mit einem genauen Verständniß des Originals sich vertragen können. Reiske verstand gewiß seinen Schriftsteller; aber welch ein Unterschied, wenn Reiske, und gegenüber Wieland und Ramler dasselbe Original kopiren! Um unser Urtheil, das ausserdem ungerecht scheinen möchte, zu rechtfertigen, wollen wir nun hergebrachtermaßen einige Beyspiele geben, so wie uns dieselben in die Hand fallen.

Wir reichen zuerst einige Proben einer etwas vernachlässigten, ungewählten und unrichtigen Sprachweise. So spricht man z. B. nicht, wie man S. 20. 28. 291. 338. findet, das Glücke, das Stücke, sein Geschlechte. Das sogenannte lindernde e setzt der Deutsche bey diesen und ähnlichen Substantiven nur zu dem dritten und sechsten Kasus, wenn ein Mitlauter folgt; nicht (Seite 20) versparen bis in die Geschichte, sondern entweder: bis zu der Geschichte, oder: auf die G., für d. G.; nicht (S. 27. 28.) die Aboriginen, sondern Aboriginer; nicht (S. 32) die Töchter der Sabiner reckten die Hände aus, indem dieser Ausdruck blos in der gemeinen und niedrigen Sprache üblich ist, sondern: sie streckten aus; nicht (S. 62. 63) wegen dem Jungfernraub, und wegen den Rittern, sondern: wegen des J. und wegen der R.; nicht, wie der Lateiner, pugna Cannensis, (S. 329) die Cannensische Schlacht, wie man nicht gut spricht, die Kollinische, Mindenische, Kesselsdorfische Schlacht, sondern: die Schlacht bey Kollin, Minden, Kesselsdorf, also auch: die Schlacht bey Kannä; nicht S. 298): weil aber der Fluß in der Mitte lag, ποταμος ην εν μεσῳ, indem das Zeitwort liegen blos von Oertern und Gegenden, nicht von Flüssen, üblich ist, sondern: weil der Fluß dazwischen war; nicht Seite 307): es seye nirgends kein gebahnter Weg, sondern: es sey nirgends ein gebahnter Weg; (Seite 315. Anmerkung.): er war ein eben so bitterer Feind der Plebejer, ob man gleich spricht: bittere oder die bitterste Feindschaft, so gestattet doch der Redegebrauch, der bekanntlich unumschränkt herrscht, jenes nicht, sondern: ein heftiger, abgesagter, geschworner Feind u. dgl.; nicht (S. 311) Reisbündel, welches Bündel von Reis seyn würden, sondern Reiserbündel, welche Hannibal den Rindern an die

 Hör-

Hörner binden ließ; obgleich im Griechischen δαδας steht, das doch eigentlich Fackeln bedeutet. Auch möchten bey folgenden Stellen die von uns vorgeschlagenen Veränderungen nicht ganz überflüssig seyn: S. 24 heißt es: „Wer ich aber bin, der ich dieses geschrieben habe, wissen sowohl viele, als auch habe ichs oben selbst voraus angezeigt. Doch will ichs noch deutlicher sagen.“ App. sagt sehr leicht und natürlich: τις δε ων ταυτα συνεγραψα, (anstatt τις ειμι ταυτα συγγραψας) πολλοι μεν ισασι, και αυτος προεφηνα. σαφεστερον δε ειπειν. Sollte denn das Original nicht ungezwungener so nachzubilden seyn? „Wer ich der Verfasser dieses Werks sey, will ich, obschon dasselbe mehrern bekannt und oben von mir selbst angegeben ist, jetzt doch genauer bestimmen. S. 29. „Als Ascanius im vierten Jahr nach Erbauung Alba's gestorben war,“ besser und deutscher: „Als A. vier Jahre nach u. s. w. S. 53. „wenn er ihm nicht schwörte“ besser: wofern er ihm nicht schwören würde. Seite 310. „Minucius legte seine Gewalt nieder;“ (απεθετο την αρχην), weil aber von einem Oberanführer die Rede ist, so kann hier αρχη nicht Gewalt, sondern die Oberbefehlshaberstelle oder das Kommando heißen.

Jede Sprache hat eine Menge Ausdrücke, welche in Ansehung ihrer Grundbedeutungen mit andern Einen gewissen allgemeinen Begriff bezeichnen, die aber bald durch gewisse Nebenbegriffe, bald durch mehr Nachdruck, oder Würde, oder Vorrang, die ihnen eigen sind, so von einander sich entfernen, daß sie schlechterdings nicht für einander gebraucht werden dürfen, und daß es, wenn dieses geschieht, dem Leser von Geschmack sofort auffällt. So hat der Grieche sein δουλος und ανδραποδον, sein καλλυνειν und κοσμειν, sein αναστασις und αναιρεσις, sein εξηνιος und αχαλινος, der Deutsche sein zieren, schmücken und putzen, sein beflecken, beschmutzen und besudeln, sein berauscht, bezecht, betrunken, besoffen, sein überströmen und überschwemmen, sein schäckern und kickern, sein überfallen und überrumpeln, seine Wuth und Raserey, sein Gaul und Pferd u. dgl. Auf die verschiedenen Verhältnisse, in welchen dergleichen Ausdrücke mit einander stehen, muß der Übersetzer genau merken und alle Mühe anzuwenden suchen, um auch nach diesen feinern Zügen seine Kopei auszubilden. Auch auf dieser Seite wird der Verf. der Fortsetzung seiner Arbeit künftig noch

mehr

mehr Vollkommenheit zu geben sich angelegen seyn lassen. So heißt es S. 67: „Die übrigen brachten sich aus Raserey selbst um." (το δε λοιπον, σφας αυτους διεχρωντο μανικως) Raserey bezeichnet aber gewöhnlich den Begriff der Sinnenberaubung, was jedoch hier nicht statt findet; hier versteht der Geschichtschreiber die Verzweiflung und Wuth solcher Soldaten, die sich am Abgrunde des Verderbens sehen und als solche theils gegen den Feind, theils gegen sich selbst handeln. Es wird also heißen müssen: Was übrig blieb, brachte sich vor Wuth selbst um das Leben. S. 309. „er schrieb noch kühner an den Senat zu Rom und verläumdete den Fabius, er wolle nicht überwinden." (θρασυτερον ες Ρωμην επεστελλε τη βουλη, του Φαβιου αιτιωμενος, ουκ εθελοντα νικησαι.) Minucius Rufus hatte vorher schon an seine Freunde nach Rom geschrieben (εγραψε ες Ρωμην τοις φιλοις, ως οκνοιη Φαβιος υπο δειλιας) und des Fabius Zögern seiner Feigheit zugeschrieben. Fabius mußte bald darauf in religiösen Verrichtungen (επι θυσιας τινας) nach Rom, während dessen Minucius allein gegen den Hannibal glücklich gefochten hatte. Dies machte ihn noch verwegener, daß er jetzt sogar an den Senat sich wendete und den Fabius herabsetzte. Die Stelle möchte daher vielleicht besser so lauten: izt ward er noch dreister, (kühn wird mehr von dem Grade der Gefahren gebraucht und ist gewöhnlich τολμηρος, ευτολμος) schrieb nach Rom an den Senat, und gab dem Fabius Schuld, er wolle nicht siegen. Endlich darf der Verf. auch in Ansehung des Periodenbaus künftighin vorzüglich mehr Fleiß anwenden. S. 64. z. B. wird folgender leichter und kunstloser Satz: δυναται δ', εμοι δοκειν, το ειδος της αφεσεως, ὁ καλουσιν οἱ τηδε ζυγον, ονειδιζειν ὡς δοριαλωτους, auf nachstehende gewaltsame Weise verkrüppelt: „Diese Art der Loslassung aber, welche jene: durchs Joch gehen lassen, nennen, bedeutet, wie mich dünkt, so viel, als: die im Krieg Gefangenen unehrlich machen." Welch ein Ohr gehört dazu, den wiederholten Stoß von vier neben einander stehenden Zeitwörtern aushalten zu können! Sollte sich derselbe nicht etwa leichter und fliessender so übertragen lassen: Diese Art der Loslassung aber, die bey ihnen heißt, durch das Joch treiben, bedeutet, meines Erachtens, so viel, als die Kriegsgefangenen beschimpfen, (oder: mit Schimpf belegen.) S. 307. „Alsbald entstand eine Flucht der Römer (ist fauderwelsch, nicht deutsch) und ein großes Blutbad unter den Umringten;

dreytausend wurden getödtet und achthundert gefangen, die übrigen aber retteten sich kaum (μολις) durch die Flucht." Vielleicht deutscher und natürlicher: „Sofort nahmen die Römer die Flucht; was aber umringen war, wurde niedergehauen. Dreytausend Mann blieben auf dem Platze, achthundert wurden gefangen und der Rest entrann nur mit vieler Mühe." Es sey dieß für den Vf., den wir, seiner Kenntnisse wegen, wahrhaftig schätzen, nur ein kleiner Beweis, daß wir seine Arbeit, auf die er allerdings Mühe verwandt hat, genau geprüft haben. Wir sind überzeugt von ihm, daß er, woferne er will, ähnliche Fehler künftig vermeiden kann.

Vb.

Commentarius in primam partem libelli de Xenophane, Zenone, et Gorgia, praemissis vindiciis philosophorum megaricorum, scripsit M. *Georg. Lud. Spalding*, Professor Gymnasii Berolino - Coloniensis. Berlin, bey Mylius. 1793. in 8. 83 Seiten. 8 gr.

Die Megariker von dem Vorwurf einer leeren Zank- und Disputirsucht zu befreyen, dem sie allgemein bisher ausgesetzt gewesen sind, bemerkt der Verf.: es werde von mehreren unter ihnen doch ein ernstes Bestreben nach Tugend, und Menschenwürde gerühmt, welches mit jener eitlen Zanksucht nicht wohl bestehn könne. Zudem sagen die Berichte, daß sie dem Eleatischen Systeme anhiengen, welches auch einer ihrer Hauptsätze bekräftigt, der, daß nur das gut sey, was eines, und stets sich gleich ist. Die Eleatiker scheinen ihren hierin liegenden Hauptsatz, daß alles Eins, und gar keine Bewegung noch Veränderung ist, daher genommen zu haben, daß sie die Volksideen der Griechen von den Göttern verwarfen; und da nun nach der damaligen Meynung nichts ohne die Götter geschah: so konnten sie nicht umhin, alles Entstehen und alle Veränderung zu verwerfen, um den Göttern aus dem Wege zu kommen. Neu ist dieser Gedanke freylich, und scharfsinnig, aber schwerlich dürfte er die Probe halten. Es wäre vorher zu erweisen, daß Xenophanes die griechischen Götter unabhängig von seinem Systeme, und vor Errichtung desselben, schon lächerlich fand, welches aber schwerlich dürfte geschehen können; weil

weil nicht wohl abzusehen ist, woher ihm solche bessere Gedanken könnten gekommen seyn. Hingegen läßt sich umgekehrt wohl begreifen, wie er, nach seinem einmal angenommenen Systeme, die Volsgötter ungereimt finden mußte. Auch läßt sich von Entstehen dieses Systems ein anderer Grund recht gut wohl angeben. Vermöge des Eleatischen Systems mußten die Megariker gegen alle Sinnenerscheinungen streiten, und durch dessen Grundsätze konnten sie sich von den mancherley Schwierigkeiten los machen, die mit der Annahme einer wirklich vorhandenen Sinnenwelt verknüpft sind. Was Wunder, daß sie von dem unterfahrenen Haufen, der nicht tiefer blickte, für bloße Zanker und Vertheidiger von Paradoxien gehalten wurden, die mehr nichts suchten, als ihre dialectische Kunst glänzen zu lassen? Hiermit stimmen die übrigen Nachrichten von den Behauptungen der Megariker ganz gut überein. Euclid wollte die Schlüsse aus Vergleichungen nicht gelten lassen, weil sie am meisten gegen die Eleatischen Paradoxen Gewicht zu haben pflegen; und weil jene Eleatische Einheit alle Vergleichungen aufhebt, als nach welcher nichts ist, was mit einem andern verglichen werden könnte. Diodorus Cronus stritt gegen die Bewegung, weil das Eleatische System sie verwirft; und weil er die Schwierigkeiten abildete, worin man durch Zeit und Raum verwickelt wird. Bey dieser Gelegenheit erklärt der Verf. ein Argument Diodors gegen die Bewegung, welches andern unverständlich geschienen hatte; wir müssen aber gestehen, daß wir auch so die schließende Kraft darin nicht finden können. Diodor, heißt es, schließt von der Nichtigkeit eines dem größern Theile nach bewegten Körpers, auf die Nichtigkeit aller Bewegung; das hängt zusammen. Die Nichtigkeit jener Bewegung aber folgert er so: gesetzt ein Körper bestehe aus 3 untheilbaren Partikeln, zwey seyen in Bewegung, der dritte aber ruhe, so haben wir hier einen Körper, der sich größtentheils bewegt. Nun setze eine vierte ruhende Partikel hinzu, so wird die Bewegung nicht aufhören; und das wird nicht geschehen, wenn man noch so viele neue ruhende Partikeln hinanfügt. Hier fehlt der Zusammenhang; denn wie folgt, weil ein Körper mit zwey bewegten und einer ruhenden, Partikeln Bewegung hat: so behält er sie auch, wenn eine ruhende Partikel noch hinzukommt? Aber, sagt der Vf., ein aus drey Partikeln bestehender Körper bewegt sich, worin eine in Ruhe ist, also muß er auch nach Hinzukunft der vierten Partikel noch Bewegung behalten; weil die drey Partikeln

die

diese Materie haben. Beyde koptische Uebersetzungen sind zwischen dem 3ten und 6ten Jahrhundert, vermuthlich um das Ende des 3ten, oder im Anfang des 4ten Jahrhunderts verfertiget, und der Text, woraus sie genommen sind, besonders der der Evangelien, ist sehr alt. Der eine Uebersetzer hat auch die Arbeit des andern gekannt und benutzt. Es läßt sich aber nicht mit Gewißheit bestimmen, ob der Memphitische oder Sahidische Uebersetzer der älteste sey. Die Untersuchungen, welche Georgi über eine dritte Uebersetzung angestellt hat, sind noch verschiedenen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen. Ueber Jes. VII. empfehlen wir zur Prüfung. Der Prophet soll v. 14. einen Knaben, dessen Empfängniß in demselben Augenblick er sich als möglich denkt, zum Sinnbild des Reichs Juda machen. Empfieng' jetzt die Jungfrau und gebähre einen Sohn, so würde sie Immanuel (Gott war mit uns) ihn nennen. Das Empfangen und Gebähren konnte aber doch nicht in demselben Augenblicke geschehen. 4 St. Ueber die Armenische Uebersetzung des A. T. Mit Vergnügen lernen wir hier den H. Subrect. Bredenkamp in Bremen als einen der Armenischen Sprache kundigen Mann kennen, der neulich für Hrn. Prof. Holmes zu Oxford die armenische Uebersetz. des Daniel mit den LXX verglichen hat. Er benimmt die Hoffnung, neue wichtige Lesearten in dieser Uebersetzung zu entdecken. Vergleichung zwischen den Ideen, welche in den Apokryphen des A. T. und den Schriften des N. T. über Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung herrschen, von S. G. Frisch, designirtem Prediger zu Mutzschen. Ein vortrefflicher mit vielem Fleiß und Scharfsinn geschriebener Aufsatz, der die neuern Versuche über denselben Gegenstand weit hinter sich zurückläßt. Der Verf. zeigt, daß die Hebräer mit diesen Lehren nicht in Chaldäa zuerst bekannt geworden sind, sondern daß alexandrinische Juden, die Verf. d. B. d. Weisheit und 2 Maccab. sie zuerst vorgetragen haben. Das, worinn die beiden Bücher in Ansehung dieser Lehren von einander abweichen, wird angeführt. Noch wichtiger ist es, daß die apokryphischen Stellen mit den neutestamentlichen verglichen werden. Die Fortdauer der Seele mit dem Bewußtseyn ist den beyden Apokryphen mit dem N. T. gemein. Das Buch der Weish. und das N. T. beschreiben den glücklichen Zustand der Frommen nach dem Tode fast mit denselben Worten, und vergleichen den Zustand der Lasterhaften mit einer dicken Finster-

kenntniß. Die Lehre von der Auferstehung ist im 2 Makkab. in allgemeinen Ausdrücken vorgetragen wie im Evang. Johann. Die im 3ten St. angefangenen Excerpte aus einer Handschrift des sel. Michaelis zu Abulf. Africa werden im 4ten Stück beschlossen. 5. Stück. Versuch eines systematischen Entwurfs des Lehrbegriff's Philo's von Alexandrien; von F. H. Stahl. Vermuthlich wird diese Abhandlung auch besonders verkauft; sie verdiente es wenigstens, und kann als eine Einleitung in die Schriften Philo's angesehen werden. Möchte sie doch neben anderm vielen Guten, welches sie bewürken kann, die in Erlangen unterbrochene Ausgabe dieses Autors wieder in den Gang bringen! Philo's Hauptsätze in den Lehren von Mose, Gott, seinem Wesen, Eigenschaften, der Schöpfung, der Geisterwelt, den Menschen, der Verehrung der Gottheit werden aus seinen Schriften mit Nachweisung auf die Mangeyische Ausgabe concentrirt und erläutert.

Fh.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Appian's römische Geschichte, zum erstenmale aus dem Griechischen übersetzt und mit erklärenden, berichtigenden und vergleichenden Anmerkungen versehen von Fr. W. J. Dillenius, Erster Band, Frankfurt, bey Herrmann. 1793. 381 Seiten. 8. 16 gr.

Sowohl hier auf dem Titel als in der Vorrede führt H. D. seinen Lesern das bedeutungsvolle „zum erstenmal" zu Gemüthe. Rec. kennt so ziemlich die Schwierigkeiten, mit denen man bey solchen Arbeiten zu kämpfen hat, allein er weiß auch, daß der Verf. dieser Uebersetzung ein Mann ist, der nicht Ursache hat, so lobenswerth auch übrigens dessen Bescheidenheit seyn mag, dergleichen captationes benevolentiae vor sich hergehen zu lassen. Nicht sowohl der Schriftsteller selbst, als vielmehr die schlechten Ausgaben waren wohl bisher Ursache, daß noch kein Deutscher es unternommen hatte, einen so interessanten Geschichtschreiber, als Appian doch wirklich ist,

zu übertragen. Durch die anerkannten Verdienste Schweighäusers war nun auf einmal dieses Haupthinderniß aus dem Wege geräumt.

Der vor uns liegende erste Band dieser Dollmetschung enthält die sieben ersten Bücher des Geschichtschreibers mit Anmerkungen, die in Ansehung der Gegenstände, die sie betreffen, eben so, als ihres Werths, verschieden sind. Ein großer Theil derselben verdiente wirklich weggestrichen zu werden. Zu wessen Nutzen z. B. bemerkt der Verf., daß in der lateinischen Version dieser oder jener Ausdruck so übertragen, oder manche Stelle weggelassen ist? Oder was gewinnt der Leser, wenn ihm bey der Stelle: „die grosse Stadt, welche Alexander vorne an Aegypten erbaut hat," von dem Verfasser unten in der Note gesagt wird: „d. i. Alexandrien, seine Geburtsstadt(???) die vornehmste und größte in ganz Libyen?" Jeder Secundaner muß dieser Anmerkung entbehren können. Was aber der Verf. damit wolle, daß er Alexandrien Alexanders Geburtsstadt nennt, sehen wir nicht ein, da die Sache allbekannt ist, und aus der Stelle Appians selbst und noch mehr aus Diodor B. 17, K. 52. erhellt, daß sie von Alexandern erbaut wurde. Wie kann sie demnach seine Geburtsstadt seyn?

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so haben wir diese schon im Voraus mit gutem Vorurtheil in die Hand genommen, indem des Verf. Name uns Bürge war, daß wir von ihm gewiß keine nachläßige und ungetreue, sondern sorgfältige und genaue Nachbildung des Originals würden erwarten dürfen. Wir haben dieselbe großentheils genau durchgelesen, sehr vieles mit der Urschrift verglichen, und müssen ihm aufrichtig bezeugen, daß er den Sinn seines Schriftstellers fast überall richtig gefaßt und sich Mühe gegeben habe, denselben, nach seinen Kräften, gut zu übertragen. Auf der andern Seite aber, glauben wir auch mit Recht behaupten zu können, daß der Verf. über den ganzen Umfang seiner Muttersprache den Grad der Gewalt noch nicht erreicht habe, den der Uebersetzer eines alten Schriftstellers nothwendig besitzen muß. Der Bezirk, in welchem er seine Ausdrücke und Sprechereyen wählt, ist etwas zu beschränkt; er hat nicht Gewandtheit genung, seine Perioden mit angenehmer Abwechselung zu bauen und zu ründen; es fehlt ihm das zarte Gefühl, die feinen Nuancen beyder Sprachen zu bemerken und nachzuzeichnen, überall den

edeln

edeln und schicklichen Ausdruck durch eine leichte Tastung zu empfinden, ja es scheint ihm sogar bisweilen die Korrektheit der Sprache nicht ganz gegenwärtig zu seyn. Jeder sieht ein, daß alle diese Mängel dennoch mit einem genauen Verständniß des Originals sich vertragen können. Reiske verstand gewiß seinen Schriftsteller; aber welch ein Unterschied, wenn Reiske, und gegenüber Wieland und Ramler dasselbe Original kopiren! Um unser Urtheil, das ausserdem ungerecht scheinen möchte, zu rechtfertigen, wollen wir nun hergebrachtermaßen einige Beyspiele geben, so wie uns dieselben in die Hand fallen.

Wir reichen zuerst einige Proben einer etwas vernachlässigten, ungewählten und unrichtigen Sprachweise. So spricht man z. B. nicht, wie man S. 20. 28. 29 f. 328. findet, das Glücke, das Stücke, sein Geschlechte. Das sogenannte lindernde e setzt der Deutsche bey diesen und ähnlichen Substantiven nur zu dem dritten und sechsten Kasus, wenn ein Mitlauter folgt; nicht (Seite 20) versparen bis in die Geschichte, sondern entweder: bis zu der Geschichte, oder: auf die G., für d. G.; nicht (S. 27. 28.) die Aboriginen, sondern Aboriginer; nicht (S. 32) die Töchter der Sabiner reckten die Hände aus, indem dieser Ausdruck blos in der gemeinen und niedrigen Sprache üblich ist, sondern: sie streckten aus; nicht (S. 62. 63) wegen dem Jungfernraub, und wegen den Rittern, sondern: wegen des J. und wegen der R.; nicht, wie der Lateiner, pugna Cannensis, (S. 329) die Cannensische Schlacht, wie man nicht gut spricht, die Kollinische, Mindenische, Kesselsdorfische Schlacht, sondern: die Schlacht bey Kollin, Minden, Kesselsdorf, also auch: die Schlacht bey Kannä; nicht S. 298): weil aber der Fluß in der Mitte lag, ποταμος ην εν μεσῳ, indem das Zeitwort liegen blos von Oertern und Gegenden, nicht von Flüssen, üblich ist, sondern: weil der Fluß dazwischen war; nicht Seite 307): es seye nirgends kein gebahnter Weg, sondern: es sey nirgends ein gebahnter Weg; (Seite 315. Anmerkung.): er war ein eben so bitterer Feind der Plebejer, ob man gleich spricht: bittere oder die bitterste Feindschaft, so gestattet doch der Redegebrauch, der bekanntlich unumschränkt herrscht, jenes nicht, sondern: ein heftiger, abgesagter, geschworner Feind u. dgl.; nicht (S. 311) Reisbündel, welches Bündel von Reis seyn würden, sondern Reiserbündel, welche Hannibal den Rindern an die

Hörner binden ließ; obgleich im Griechischen δαδας steht, das doch eigentlich Fackeln bedeutet. Auch möchten bey folgenden Stellen die von uns vorgeschlagenen Veränderungen nicht ganz überflüssig seyn: S. 24 heißt es: „Wer ich aber bin, der ich dieses geschrieben habe, wissen sowohl viele, als auch habe ichs oben selbst voraus angezeigt. Doch will ichs noch deutlicher sagen.“ App. sagt sehr leicht und natürlich: τις δε ων ταυτα συνεγραψα, (anstatt τις ειμι ταυτα συγγραψας) πολλοι μεν ισασι, και αυτος προεφηνα. σαφεστερον δε ειπειν. Sollte denn das Original nicht ungezwungener so nachzubilden seyn? „Wer ich der Verfasser dieses Werks sey, will ich, obschon dasselbe mehrern bekannt und oben von mir selbst angegeben ist, jetzt doch genauer bestimmen. S. 29. „Als Askanius im vierten Jahr nach Erbauung Alba's gestorben war,“ besser und deutscher: „Als A. vier Jahre nach u. s. w. S. 53. „wenn er ihm nicht schwörte“ besser: wofern er ihm nicht schwören würde. Seite 310. „Minucius legte seine Gewalt nieder;“ (απεθετο την αρχην), weil aber von einem Oberanführer die Rede ist, so kann hier αρχη nicht Gewalt, sondern die Oberbefehlshaberstelle oder das Kommando heißen.

Jede Sprache hat eine Menge Ausdrücke, welche in Ansehung ihrer Grundbedeutungen mit andern Einen gewissen allgemeinen Begriff bezeichnen, die aber bald durch gewisse Nebenbegriffe, bald durch mehr Nachdruck, oder Würde, oder Vorrang, die ihnen eigen sind, so von einander sich entfernen, daß sie schlechterdings nicht für einander gebraucht werden dürfen, und daß es, wenn dieses geschieht, dem Leser von Geschmack sofort auffällt. So hat der Grieche sein δουλος und ανδραποδον, sein καλλυνειν und κοσμειν, sein αναστασις und αναιρεσις, sein εξηνιος und αχαλινος, der Deutsche sein zieren, schmücken und putzen, sein beflecken, beschmutzen und besudeln, sein berauscht, bezecht, betrunken, besoffen, sein überströmen und überschwemmen, sein schäckern und kickern, sein überfallen und überrumpeln, seine Wuth und Raserey, sein Gaul und Pferd u. dgl. Auf die verschiedenen Verhältnisse, in welchen dergleichen Ausdrücke mit einander stehen, muß der Übersetzer genau merken und alle Mühe anzuwenden suchen, um auch nach diesen feinern Zügen seine Kopei auszubilden. Auch auf dieser Seite wird der Verf. der Fortsetzung seiner Arbeit künftig noch

mehr

mehr Vollkommenheit zu geben sich angelegen seyn lassen. So heißt es S. 67: „Die übrigen brachten sich aus Raserey selbst um." (το δε λοιπον, σφας αυτους διεχρωντο μανικως) Raserey bezeichnet aber gewöhnlich den Begriff der Sinnenberaubung, was jedoch hier nicht statt findet; hier versteht der Geschichtschreiber die Verzweiflung und Wuth solcher Soldaten, die sich am Abgrunde des Verderbens sehen und als solche theils gegen den Feind, theils gegen sich selbst handeln. Es wird also heißen müssen: Was übrig blieb, brachte sich vor Wuth selbst um das Leben. S. 309. „er schrieb noch kühner an den Senat zu Rom und verläumdete den Fabius, er wolle nicht überwinden." (θρασυτερον ες Ρωμην επεστελλε τη βουλη, του Φαβιου αιτιωμενος, ουχ εθελοντα νικησαι.) Minucius Rufus hatte vorher schon an seine Freunde nach Rom geschrieben (εγραψε ες Ρωμην τοις φιλοις, ὡς οκνοιη Φαβιος ἀπο δειλιας) und des Fabius Zögern seiner Feigheit zugeschrieben. Fabius mußte bald darauf in religiösen Verrichtungen (επι θυσιας τινας) nach Rom, während dessen Minucius allein gegen den Hannibal glücklich gefochten hatte. Dies machte ihn noch verwegener, daß er jetzt sogar an den Senat sich wendete und den Fabius herabsetzte. Die Stelle möchte daher vielleicht besser so lauten: izt ward er noch dreister, (kühn wird mehr von dem Grade der Gefahren gebraucht und ist gewöhnlich τολμηρος, ευτολμος) schrieb nach Rom an den Senat, und gab dem Fabius Schuld, er wolle nicht siegen. Endlich darf der Verf. auch in Ansehung des Periodenbaus künftighin vorzüglich mehr Fleiß anwenden. S. 64. z. B. wird folgender leichter und kunstloser Satz: δυναται δ᾽, εμοι δοκειν, το ειδος της αφεσεως, ὃ καλουσιν οἱ τηδε ζυγον, ονειδιζειν ὡς δοριαλωτους, auf nachstehende gewaltsame Weise verkrüppelt: „Diese Art der Loslassung aber, welche jene: durchs Joch geben lassen, nennen, bedeutet, wie mich dünkt, so viel, als: die im Krieg Gefangenen unehrlich machen." Welch ein Ohr gehört dazu, den wiederholten Stoß von vier neben einander stehenden Zeitwörtern aushalten zu können! Sollte sich derselbe nicht etwa leichter und fliessender so übertragen lassen: Diese Art der Loslassung aber, die bey ihnen heißt, durch das Joch treiben, bedeutet, meines Erachtens, so viel, als die Kriegsgefangenen beschimpfen, (oder: mit Schimpf belegen.) S. 307. „Alsbald entstand eine Flucht der Römer (ist kauderwelsch, nicht deutsch) und ein großes Blutbad unter den Umringten;

drey

dreytausend wurden getödet und achthundert gefangen, die übrigen aber retteten sich kaum (μόλις) durch die Flucht." Vielleicht deutscher und natürlicher: „Sofort nahmen die Römer die Flucht; was aber umringen war, wurde niedergehauen. Dreytausend Mann blieben auf dem Platze, achthundert wurden gefangen und der Rest entrann nur mit vieler Mühe." Es sey dieß für den Vf., den wir, seiner Kenntnisse wegen, wahrhaftig schätzen, nur ein kleiner Beweis, daß wir seine Arbeit, auf die er allerdings Mühe verwandt hat, genau geprüft haben. Wir sind überzeugt von ihm, daß er, woferne er will, ähnliche Fehler künftig vermeiden kann.

Vb.

Commentarius in primam partem libelli de Xenophane, Zenone, et Gorgia, praemissis vindiciis philosophorum megaricorum, scripsit M. *Georg. Lud. Spalding*, Professor Gymnasii Berolino-Coloniensis. Berlin, bey Mylius. 1793. in 8. 83 Seiten. 8 gr.

Die Megariker von dem Vorwurf einer leeren Zank- und Disputirsucht zu befreyen, dem sie allgemein bisher ausgesetzt gewesen sind, bemerkt der Verf.: es werde von mehreren unter ihnen doch ein ernstes Bestreben nach Tugend, und Menschenwürde gerühmt, welches mit jener eitlen Zanksucht nicht wohl bestehn könne. Zudem sagen die Berichte, daß sie dem Eleatischen Systeme anhiengen, welches auch einer ihrer Hauptsätze bekräftigt, der, daß nur das gut sey, was eines, und stets sich gleich ist. Die Eleatiker scheinen ihren hierin liegenden Hauptsatz, daß alles Eins, und gar keine Bewegung noch Veränderung ist, daher genommen zu haben, daß sie die Volksideen der Griechen von den Göttern verwarfen; und da nun nach der damaligen Meynung nichts ohne die Götter geschah: so konnten sie nicht umhin, alles Entstehen und alle Veränderung zu verwerfen, um den Göttern aus dem Wege zu kommen. Neu ist dieser Gedanke freylich, und scharfsinnig, aber schwerlich dürfte er die Probe halten. Es wäre vorher zu erweisen, daß Xenophanes die griechischen Götter unabhängig von seinem Systeme, und vor Errichtung desselben, schon lächerlich fand, welches aber schwerlich dürfte geschehen können; weil

weil nicht wohl abzusehen ist, woher ihm solche bessere Gedanken könnten gekommen seyn. Hingegen läßt sich umgekehrt wohl begreifen, wie er, nach seinem einmal angenommenen Systeme, die Volsgötter ungereimt finden mußte. Auch läßt sich von Entstehen dieses Systems ein anderer Grund noch gar wohl angeben. Vermöge des Eleatischen Systems mußten die Megariker gegen alle Sinnenerscheinungen streiten; und durch dessen Grundsätze konnten sie sich von den mancherley Schwierigkeiten los machen, die mit der Annahme einer wirklich vorhandenen Sinnenwelt verknüpft sind. Was Wunder, daß sie von dem unerfahrnen Haufen, der nicht tiefer blickte, für bloße Zänker und Vertheidiger von Paradoxieen gehalten wurden, die mehr nichts suchten, als ihre dialectische Kunst glänzen zu lassen? Hiermit stimmen die übrigen Nachrichten von den Behauptungen der Megariker ganz gut überein. Euclid wollte die Schlüsse aus Vergleichungen nicht gelten lassen, weil sie am meisten gegen die Eleatischen Paradoxa Gewicht zu haben pflegen; und weil jene Eleatische Einheit alle Vergleichungen aufhebt, als nach welcher nichts ist, was mit einem andern verglichen werden könnte. Diodorus Cronus stritt gegen die Bewegung, weil das Eleatische System sie verwirft; und weil er die Schwierigkeiten ahndete, worin man durch Zeit und Raum verwickelt wird. Bey dieser Gelegenheit erklärt der Verf. ein Argument Diodors gegen die Bewegung, welches andern unverständlich geschienen hatte; wir müssen aber gestehen, daß wir auch so die schließende Kraft darin nicht finden können. Diodor, heißt es, schließt von der Nichtigkeit eines dem größten Theile nach bewegten Körpers, auf die Nichtigkeit aller Bewegung; das hängt zusammen. Die Nichtigkeit jener Bewegung aber folgert er so: gesetzt ein Körper bestehe aus 3 untheilbaren Partikeln, zwey seyen in Bewegung, der dritte aber ruhe, so haben wir hier einen Körper, der sich größtentheils bewegt. Nun setze eine vierte ruhende Partikel hinzu, so wird die Bewegung nicht aufhören; und das wird nicht geschehen, wenn man noch so viele neue ruhende Partikeln hinanfügt. Hier fehlt der Zusammenhang; denn wie folgt, weil ein Körper mit zwey bewegten und einer ruhenden, Partikeln Bewegung hat: so behält er sie auch, wenn eine ruhende Partikel noch hinzukommt? Aber, sagt der Vf., ein aus drey Partikeln bestehender Körper bewegt sich, worin eine in Ruhe ist, also muß er auch nach Hinzukunft der vierten Partikel noch Bewegung behalten; weil die drey Partikeln

die

die vierte neue Hinzukommende überwiegen. Er bewegt sich aber ja nicht mit den drey Partikeln, sondern die eine wird als ruhend angenommen, hier ist also kein Uebergewicht mehr, sondern vollkommenes Gleichgewicht. Dies läßt sich alles noch ganz gut mit des Verf. Voraussetzung vereinbaren, und als Folge der Eleatischen Theorie einsehen. Aber nun kommt der nämliche Diodor mit seiner Behauptung von untheilbaren Körpern, die doch der Eleatischen Einheit geradezu widerspricht. Auch hier verläßt den Verf. sein Scharfsinn nicht, er vermuthet, Diodor habe dies nicht im Ernste so gemeynt, sondern es nur als Mittel gebraucht, desto eher den Zuhörer zu der Eleatischen Einheit zu führen, weil es nicht schwer gewesen sey, wenn man dies einmal zugestanden hätte, die Unterschiede dieser Partikeln wegzudemonstriren, und so zu jener Einheit hinüberzukommen. Davon aber sagt uns die Geschichte kein Wort, und noch dazu war ein solcher Uebergang ohne Widerspruch nicht wohl möglich; denn wenn erwiesen ist, daß untheilbare Partikeln existiren, so wird die Eleatische Einheit unmöglich, es sey denn, daß man diese Beweise alle wieder zerstöre. Alsdenn aber kann vom Diodor nicht gesagt werden, er habe solche Partikeln im Ernste angenommen. So scharfsinnig dieser Gedanke also ist, so will er doch am Ende nicht ganz passen; indessen möglich ist immer, daß die Megariker nicht bloße Zänker waren; auch ist es nicht ganz unglaublich; uns aber ist es gleichgültig, was sie waren, weil wir in der Geschichte von ihren dogmatischen Behauptungen und Zwecken nichts vorfinden, mithin auch die Folgen ihres Dogmatismus nicht anzugeben im Stande sind. Was nachher an Verbesserungen in der so sehr verdorbenen Aristotelischen Schrift vorgeschlagen wird, zeugt von nicht gemeinen Kenntnissen der Sache sowohl als der Sprache. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verf. im Zusammenhange den griechischen Text hingesetzt hätte, wie er, nach seiner Verbesserung, lauten sollte, damit man das Ganze leichter zu übersehen im Stande wäre.

Fr.

C. Valerii Catulli carmina, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *F. G. Doering*, Seren. Saxon. Duci a Consiliis eccles. et Scholar. et illustr. Gymn. Gothani Directore,

Tore. Accedit Index uberrimus. Lipsiae, apud Hilscher. Tom. posterior. 1792. 268 S. 8. 1 Rk.

Wir haben unser Urtheil über den Zweck und die Manier des Herausgebers bereits im 98sten Bande dieser Bibl. Seite 272 niedergelegt. Wenn auch manches an dem Plan und mehr noch an der kritischen Behandlung des Texts ausgesetzt werden kann, so wird doch kein Unbefangener Hrn. Döring das Verdienst eines sorgfältigen und gründlichen Interpreten absprechen, oder sich durch das Geschrey gewisser Censoren, welche diese schätzbare Seite seiner Arbeit so ganz verkannten, oder doch mit Stillschweigen übergiengen, verführen lassen. Auch der vor uns liegende Theil, der Catulls elegische Gedichte enthält, liefert mehrere Belege, die unser Urtheil bestätigen. Wir sind nicht nur auf viele neue und vortreffliche Erklärungen, sondern auch auf manche Verbesserung gestoßen, die uns, wie z. B. Ged. 66. V. 77 explens für expers und V. 86 Nunc vos für non prius, sehr eingeleuchtet und dem ganzen Zusammenhange sehr gemäß geschienen haben. Daß es dem Vf. gelungen ist, sich in diesem Theile kürzer und bündiger, als in dem vorhergehenden, zu fassen, bemerkt man ebenfalls mit Vergnügen. Angehängt sind einige von neuern Gelehrten ins Griechische übersetzte Gedichte Catulls, ferner Murets Galliambus auf den Bacchus und zwey brauchbare Indices, die Arbeit zweyer geschickter Zöglinge des Herausgebers.

Fe.

Haushaltungswissenschaft.

Lehr- und Handbuch der gesammten Feld- und Hauswirthschaft für Bürger und Bauern, Prediger und Schullehrer selbst zu akademischen Vorlesungen, worinnen das Altenburgische Ackersystem, Verhältniß zwischen Acker, Wiese und Vieh, Futterverhältniß und Eintheilung mit vielen Beyspielen, herausgegeben von Georg Stumpf, Oekonomierath und Professor zu Jena. Frankfurt

und

und Leipzig, bey Fleischer. 1793. in 8. 356 Seiten. 18 gr.

Ein Neujahrsgeschenk, bestehend in funfzig Vortheilen, worinnen ganz einfach gezeigt wird, wie man sich durch Landwirthschaft ein größeres Vermögen erwerben könne, mit 130 Exempeln — — bereichert, von G. Stumpf, — Frankfurt in der Gebhard- und Körberischen Buchhandlung. 1793. 212 Seiten in 8. 12 gr.

Die erste Schrift — dem Herrn Canzler Grafen Rothenhan zugeeignet, — enthält den ganzen obigen langen Titel, (woraus die Leser wohl ohne weitläuftige Anzeige genüglich wofern sie sich ein und anderes Comma, da, wo alles in einem Athem fortgehet, am rechten Ort zudenken) wissen können, was im Buche zu erwarten steht. Wir dürfen also blos hinzusetzen — jedoch ganz ohne Leidenschaft, da wir nicht einsehen, was uns gegen H. St. leidenschaftlich machen sollte, wie er Recensenten, die ihm Wahrheit sagen, immer zu beschuldigen, sich angewöhnet hat — daß, bey dem mancherley Guten und Richtigen, auch mehrere Unrichtigkeiten vorkommen, welches aber wohl aus Mangel an Praxis, und daß er daher seine Verfasser, aus denen er schöpfte, nicht genug verstanden hat, rühren dürfte. Wir wollen nur die vier letzten Kapitel zum Beyspiel aufstellen: S. 332. ists unrichtig, daß die Bienen im Frühjahr, auch Herbste erkauft werden müßten, weil sie sonst ihrem alten Platze wieder zuflögen. Man kann sie bald zu allen Jahrszeiten erkaufen, ohne daß sie es thun, sobald man nur bestimmt zusetzt: wenn man sie über 1 und mehr Stundenwegs weit herzuholt. Also ist jenes nur von der Nähe unter einer Stundwegs bestimmter zu lehren. Es muß H. St. erwägen, daß man die Bienen im August etliche Stunden weit in Heyden verfährt, warum sollen nicht auch so entfernt die erkauften jetzt weggenommen werden können? denn so kann man sie auch gleich von der Heyde weg aller Orten ohne Nachtheil kaufen und verkaufen, da sie nun eben so von da nach Hause kommen müssen. Ein Professor, der sich, wie Herr Stumpf, unter die praktische Oekonomen rechnen will, muß auch nicht undeutlich lehren oder

oder Irrthümer verbreiten. Was ist das z. B. S. 336 für eine Undeutlichkeit, wenn es heißt: der alte geschwärmte Stock soll auf einen höhern obern niedrigern Ort gesetzt werden, wenn man den jungen an seine Stelle setzt? Wir würden sagen: an einen höhern oben, oder niedrigern unten, setze man ihn. Und dann kommen Irrthümer S. 337 und 338 vor. Es soll das Ablegen der Bienen durchs Austrommeln Nr. 3. um Himmelfahrt oder Pfingsten angefangen werden? was für eine unbestimmte Zeit! Sind denn beyde Zeiten alle Jahre einerley? gewiß nicht, und so wenig, wie das natürliche Schwärmen, das nach seiner, irgend woher von eben solchen unbestimmt Lehrenden, ausgeschriebenen Sage S. 334 von Himmelfahrt anfangen soll! — Dabey will derselbe die Körbe beym Austrommeln mit Leimen verschmiert haben, weil Servietten nicht hinlänglich seyen. Da fehlts wirklich dem V. an hinlänglicher Praxis, sonst würde er Handtücher anwenden; das Leimen-Geschmier taugt nichts! Weiter soll die Königin noch fehlen, wenn die Bienen nicht in einen leeren Korb übergehen? Da können aber viele andere Ursachen, und eben auch das Leimengeschmier mit, die Schuld haben; so ist z. E. die Königin zuweilen hartnäckig, und will nicht aufwärts, wo dann ein wenig Rauch, von unten durch ein Loch eingeblasen, sie biegsamer machen kann, u. s. w. Dergleichen Methoden gehören schon für geübte Hände: nicht solche Praktikanten können entscheidend, und ohne Professionist zu seyn, hievon sprechen! Alsdann will H. St. bey Nr. 4. an Magazinskörben, wenn vier Halbkörbe voll sind und der 3te untergesetzt (sind?) die zwey obersten abgeschnitten haben. Das ist erstlich eine äusserst undeutliche Lehre, wobey man Zuhörer seyn und Erläuterung bekommen muß. Und doch soll das Buch für Bürger und Bauern seyn! Die Prediger und Schullehrer mögen studiren, wie sie es herausbringen. Vier volle Halbkörbe zu haben, wenn der dritte untergesetzt wird, wie ist das möglich: es sollte daher wohl heißen, wenn vier vollen Halbkörben mehrere und zwar der 3te untergesetzt wird, folglich ihrer 7 sind, dann nimmt man 2 weg. Allein jetzt, nämlich seitdem auch die Magazinspflege mehr verbessert und vereinfachet worden ist, thürmet man die Bienen in sogenannten Magazinen nicht mehr so hoch auf, sondern läßt sie compacter in wenigere Untersätze bauen, und ist zufrieden, wenn mans überhaupt in einem Jahr von 3 Halbkörben auf 5 bringt. Und dann ist die

Zeit von ihm auch zu unbestimmt beym Abnehmen dieser obern Körbe angegeben: denn diese Körbe können im Juli schon voll, und wenn bis zum Herbste schlechte Witterung folgt, zur Winternothdurft nöthig seyn. Also muß man nicht eher abnehmen, als bis man des Winterbedarfs sicher ist, nämlich: wie viel überflüßig da sey, und man folglich einen oder zwey Körbe, vielleicht gar nur unten einen oder zwey leere und blos mit Wachs angefüllte Körbe wegnehmen dürfe. Dann werden die Ungemächlichkeiten, die er angiebt, alle leicht gehoben werden. Nämlich, es fällt a) die Kostbarkeit weg, wenn man nur zu 4 bis höchstens 5 Halbkörben steigt: b) bekommt man ohnehin nicht in allen Jahren Honig, wie will er jedes Jahr Nutzen haben; giebts denn keine Fehljahre? c) der Transport dieser Körbe wird leicht, wenn man sie vorher an drey Orten mit Weiden zusammen heftet. d) Macht er sich Viertelskörbe, so wird er selten verzuckerten Honig bekommen; und ist denn dies nicht eben der Honig, den man aus allen Gattungen Körben wegnehmen muß, weil ihn die Bienen nicht genießen können. Also will nur Hr. St. den flüßigen Honig für sich haben: die Bienen sollen mit dem zuckrigen zufrieden seyn und dabey sterben! Umgewandt gehandelt, ist sicherer für uns und die Bienen. Wir können uns den zuckrigen flüßig machen, die Bienen nicht. Si tacuisses!

Was er Seite 351 schreibt, davon ist das meiste von angorischen Kaninchen oder Seidenhasen falsch und es hat Herr Bechstein — den er sehr seicht widerlegt, Recht: denn Hr. St. muß nicht achtsam genug beobachtet haben? Falsch, daß für den Städter diese Kaninchen, und nicht für den Landmann seyen, weil sie stark fräßen. Eben hat der letzte das Futter dazu, dem ersten fehlts. Im Weimar'schen, wo er doch ist, sollte er lernen, daß man sie deßwegen unentgeldlich unter Landleute austheilt. Seine Strümpfe von 8 Loth Seidenhaaren und 6 Loth Baumwolle, sind nicht Seidenhaarstrümpfe, sondern eher baumwollene zu nennen, da diese prädominirt, statt daß des Seidenhaares mehr, oder gar keine Baumwolle darunter seyn sollte. Kennt er denn die ganz seidenhaarnen Strümpfe, Handschuhe, Westen und Tücher in der Niederlage zu Weimar bey H. J. Ch. Körner nicht? wovon doch schon Preißcurranten erschienen sind. Und endlich: warum will er Bechsteins Lehre von der

häsin widerstreiten? Wohl zu verstehen von der Seiden-
häsin, denn was er jenen vom Klappern mit den Löffeln d. i.
Ohren, einer Falschheit zeihet, ist nicht von der Seidenhäsin,
sondern gemeinen oder wilden Häsin (Lepus timidus) zu
verstehen, wenigstens ist auf der von ihm gedachten S. 537 von
nichts anders die Rede. Warum vermischt er also hier ango-
rische und gemeine Häsinnen mit einander? das macht für den
Leser große Undeutlichkeit! und was geht denn sein Streit
mit Bechstein uns und die Bürger, Bauern, Prediger
und Schullehrer an? Muß er denn mit aller Welt streiten,
die ihm doch so sehr überlegen ist. Genug wäre es, wenn er,
ohne Personen anzutasten, lehrte, das ist gut; das ist schäd-
lich; das ist besser. Warum greift er hiebey Bechsteins
Lehre vom Kämmen und Scheeren der Seidenkaninchen
(Lepus cuniculus angorensis) jetzt noch an, da dieser doch
selbst das Scheeren für nachtheilig erklärt, seine Seidenhä-
sin dagegen nun zweyrupfig macht? Wer andere so immer
— der Verf. sagt statt immer oft unrichtig ewig, m. s.
seine 50 Vortheile S. 1, 2 — corrigiren will, muß selbst
ohne Fehler, wenigstens sehr vollkommen seyn. Aber in
diesem Unbewußtseyn nennt er sogar des Herrn Bechstein's
andere Lehre: daß man die Seidenhäsin acht Tage nach
dem Werfen zum Männchen lassen solle, ebenfalls falsch;
da sie sich doch sogleich wieder begatten, oder, wie man gemein-
hin sagt, rammeln, und zwar schon gleich nach dem Wer-
fen, in der ersten Stunde und so den zehnten und eilften
Tag wieder, bleiben aber nicht allemal trächtig, und dieß
nur nach wiederholten Begattungen: warum soll man sie
also nach acht Tagen nicht zum Männchen und ihnen diese
Lust zulassen? Hat Herr St. die Sache im Kleinen getrieben,
da ists Spielwerk, und die Separation der Männchen hier
nur nöthig. Ist sie aber im Großen, wie zu Buchsdorf,
Dresden u. s. w., da gehts anders zu, und die Männchen
laufen hierunter — da je das 6 — 8te Stück ein Männ-
chen ist — frey herum, ohne sich zu erbeißen u. s. w. Da
ist also die Begattung auch immer erlaubt.

Noch eins S. 353. Was ist daselbst, bey Fischen, die
Krauchzeit? Dieß ist wohl deutlicher: die Laichzeit? Und
nun abgebrochen, damit nicht auch wir der Leidenschaft be-
schuldigt werden! dagegen müssen wir eine Frage machen:
Da der Verf. mit aller Welt streitet, auch sogar mit Bech-

nennt er, nicht nur in der Vorrede, sondern auch im Werke selbst; so fragt sichs: S. 204, wie lang es schon sey, daß er gegen diesen über Huth und Trift, in Rücksicht von Befriedigungsfeldern, anders denke? und ob er dann glauben könne, daß Herr Pr. Beckmann in jener Rücksicht für alle Gegenden schrieb? Gewiß so wenig, wenn gleich Hr. Oe. Stumpf mit Leidenschaft seine Sachen nicht blos fürs Sachsen-Weimarsche, sondern für viele Gegenden ausgiebt! Er hätte sonst auch dem Tittelblatte zusetzen sollen: sein Buch sey blos für die Gegenden, wo Huth, Trift, Jagdgerechtigkeit und Clima die Befriedigungen der Felder verbieten. Daß doch auch das Clima, und, wie er weiter sagt, mehr andere Ursachen diese Befriedigung unthunlich machen sollen! Das ist ein eben so ewiges Principium, als er in der gleich folgenden Schrift S. 1 und 2 die armen Bauern ewiges Fehler beschuldigt und diese so schon im Voraus gegen sein Buch aufbringt; da er sie lehren will, so sollte er sie lieber mit Sanftmuth statt mit Vorwürfen zurechte weisen!

Nun zur zweyten Schrift, der funfzig Vortheile. Die Sachen wären alle noch ganz gut, wenns nur lauter Vortheile wären. Er versprach in der Vorrede des vorigen Lehrbuchs, daß er 200 Vortheile dem Druck übergeben, alsdann die Nachtheile — folgen laßen wolle. Und doch sind hier schon so viele Nachtheile unter die Vortheile gemengt, daß man also nicht die Vortheile findet, welche man sucht und nach dem Titel zu suchen berechtigt ist. Z. B. S. 1 — 9 ist lauter Nachtheil, und was er dem Bauer sagt, dem es S. 1, ewig (wohl nicht allen Bauern, und nur meistens) an Futter fehlt, S. 2, dessen ewiger (wohl auch nur zeitlicher) Fehler, das zu viele Feld ist, dieß sind doch wirklich auch keine Vortheile, nur Nachtheile oder gar Vorwürfe, die den Bauer für seine Lehre wenig einnehmen können. Was ist denn das 59 und 60te Beyspiel? gewiß Nachtheil und nicht Vortheil. Er hat überdas seine ersten 50 Vortheile als Neujahrsgeschenk den deutschen Landwirthen zugedacht, sie müssen solche aber alle Jahre bezahlen, wenn sie das Buch von Buchhändlern geschenkt haben wollen. Diejenigen, welchen Rec. dieß Neujahrsgeschenk zeigte, sagen, daß sie ihn dabey nicht ganz verstünden, weil er zu viel französirte. Z. B. S. XIV, Nüancen; S. 12,

Es

Färber sind Todten u. s. m., letztes ist ganz unverständlich. Konnte er denn, wenn er einmal durch mehrerley Sprachwörter seine Kenntnisse an den Tag legen will, nicht dergleichen so gut erläutern, wie sein Scire, posse et velle S. X? Sollen seine 50 und die folgenden 150 Vortheile die Bürger und Bauern lesen und verstehen: so bestrebe er sich, reines Deutsch zu schreiben! Da ers auch Schullehrern (S. XII.) von Gönnern geschenkt haben will, so müssen diese schon sehr des Verf. Sprachverderb studiren, wenn sie es der Jugend erklären und diese nicht verdorbenes Deutsch lernen wollen. Ists doch schon manchen Predigern schwer, des Verf. Französirendes zu verstehen, selbst dem Rec., so daß ers Lexicon nehmen, und Nüancen aufsuchen muß. Hat denn aber jeder Schullehrer ein französisches Lexicon? Rec. schenkt daher einem Schullehrer dießfalls kein Exemplar, und wird lieber seinen Schulhaltern selbst Lehren geben; zumal ihm des Verf. 90 Vortheile meistens bekannt sind, indem er sie aus eben den Quellen geschöpft hat, die der Vf. mit Fleiße! wie er in einer seiner Vorreden versichert, zu nennen unterlassen hat; — welches aber sehr unbillig ist, da er doch manche, obwohl auch diese nicht alle mit Benennung der Werke und Seitenzahlen vorbringt; jedoch dann zu nennen beliebt, wenn er dem Bauer gelehrten Zank vorpredigt. Z. B. S. 46, was hilft dem Bauer der Vortheil — oder vielmehr Streit — ob M. (Professor) Leonhardi die Quecken und das Ahkraut mit Kalk vertreibe, aber v. Schönfeld diesem allem lange zuvor widerspreche? Da sucht er nur immer denen etwas anzuhängen, die nicht eines Sinnes mit ihm sind. Denn Schönfeld widersprach Leonhardi'n sicher nicht, da letzter damals noch nicht schrieb. Weg also mit dem gelehrten Streit in Bauerbüchern! Daß er Quellen nicht nennen will, thut er nur darum, damit er recht versteckt die Autoren plündern könne, ohne diesen die Ehre der Erfindung zu lassen. Das sind aber lauter Kniffe der Theoretiker. Doch der Verf. will Praktiker seyn, nun von 40 Morgen Landes: also stille; da trifft ihn das nicht, zumal er uns S. 18 wieder sagt, daß er Wirthschaftsdirektor in Böhmen war. Schade, daß er nicht dazu setzte: wie lang! Damit uns aber der Verf. nicht auch, wie er gegen seine andern Recensenten spricht, für leidenschaftlich halte, so wollen wir über manches wegsehen, ihm nichts weiter, aber unsern Lesern desto mehr sagen: daß sie nur noch einige Jahre (nach S. XVI.)

diese gemeinnützige Bücher — wie sie Hr. St. selbst nennt, das sich aber besser geziemte, wenn er es andre sagen liesse — zu erwarten haben, alsdann er von der Schriftstellerbahn abtreten wolle. Da wird dann ein Wehklagen werden, das wir schon voraus anstimmen, und condoliren, dabey aber bitten, die 200 Vortheile lieber auf 100 einzuschränken, damit der Verleger nicht vor der Zeit aufhöre, zu verlegen! Und die Nachtheile, diese werden, (wie man hievon sagt: Exempla sunt odiosa), gar gehäßig! Daß übrigens auch viele Unordnungen unter den Beyspielen herrschen, dieß findet man hin und wieder. Z. B. S. 7: Dieser Gedanke ist äusserst unrichtig: das soll wohl: folgender, heißen; denn der vorhergehende ist richtig, aber der folgende unrichtig. Hätte der Verf. zum Nachsatze angenommen: wenn; dann hätte man ihn besser verstanden. So kommen mehrere Stellen vor, da man rathen muß; manchmal fehlen gar die Nummern der Beyspiele. Z. E. fehlt Nr. 1, das wohl S. 9 angefangen wird. Wo ists 42te? Vielleicht der XV. Vortheil? 58tes Beyspiel, wo blieb das? Das 59 und 60te gehört sicher nicht zu den Vortheilen; ganz nach den 200 zu den Nachtheilen; das 61te halb zum Vortheil, halb zum Nachtheile; also ist alles unordentlich vermengt; so wie sein zugedeckter Schaafmist mit Aufgiessung des Wassers schlecht werden muste, weil er ihn nicht zuweilen umstach. Das 62te Beyspiel von Schubart's Schilfäckern in Pobles gehört ganz zu den Nachtheilen. Das 56te Beyspiel: von Pachtern, die reiche Leute werden können, ist kein Beyspiel: denn was sie erst werden können, ist noch nicht gegenwärtig, und das müssen doch die Beyspiele seyn. Aber ein desto entsetzlicheres Beyspiel ist S. 40 das 23te, wo das Kartoffelkraut so hoch war, daß ein stehender Ochs darinnen nicht gesehen werden konnte. Wo ist das geschehen? Es verdient, nachgefragt zu werden.

Und wie heißt der Ort im Anhaltischen, wo nach S. 88. Sichelklee (Medicago falcata) gesäet wird? Es wollen Verschiedene Saamen daher verschreiben. Im nächsten Bande bitten wir daher dieses zu sagen. Beym XIXten Vortheil, sogenanntes Gerstland urbar zu machen, soll es wohl heißen: Geestland?

Young schreibt, sagt der Verf. S. 104: aber nicht wo? im Original oder der Uebersetzung, und in welchem Bande?

d.? S. 143 soll der Dung nicht über drey Ellen hoch aufgehäuft werden, weil er sich zu sehr presse. Wenn wir aber versichern, Haufen von 14 bis 15 Ellen durch desto mehrere Pressung und öftere Aufpumpung von Jauche, speckiger und düngender zu haben; so wird er diese Lehre etwas mäßigen und nicht so bestimmt etwas verwerfen, das andere besser machen wie er.

S. 144—145 hat es dem V. gefallen, uns zu sagen, wo sein Schriftsteller Columella den Menschenmist mit Behutsamkeit zu brauchen, angepriesen, den ein halbes Jahr alten Menschenharn aber besonders dem Weinstocke empfohlen habe. Dieß hätten wir von wichtigern Schriftstellern so angezogen gewünscht. Vielleicht hat ers in seinen Notaten vergessen gehabt zuzuschreiben, und jetzt selbst nicht mehr gewußt, wo ers ausgeschrieben habe? daher die Entschuldigung in der Vorrede!

Was ist das S. 152: Menschenmist und Harn, soll mit Erde einen Leib bekommen? Vielleicht Zumischung?

Der XXXVIII. Vortheil, den er den Jenaern und des Hrn. Nicolai's Reisebeschreibung verwirft, daß man ihm den dortigen Mist nicht gegönnet habe, gehört auch zu den Nachtheilen: warum öffentlich so von den Leuten geschrieben, bey denen man wohnt? Beklage er sich bey ihnen zu Jena; wir Leser bedürfen dieß nicht zu wißen, noch weniger in seinem so genannten Geschenke mit zu bezahlen! Nr. 90, von Würzburg, ist auch Nachtheil, und hätte weggelaßen, dagegen 91 an deßen Stelle gesetzt werden sollen; so wie dann bis 98 einschließlich Vortheile folgen. Das 99te Beyspiel fehlt auch wieder, und dürfte im XXXIXten Vortheil bestehen, darinnen er dann unserm Columella die Ehre anthut, sein Buch und Seite zu nennen, was er von ihm dahin niederschrieb. Diese Ehre hätte eher Popowitsch's Erzählung S. 188 f. verdient? Beßer diese einzige Zeile, als mehrere mit Streiten gegen Popowitschen zu verderben! Doch Krämer erlangt S. 190 diese Ehre, vermuthlich, weil Hr. St. seinen Versuch dem Hr. Hofr. D. Mayer in Prag deutlicher vorlegen mußte, als ers seinen allgemeinen Lesern sich zur Pflicht machte; und eben so beehrt er den Com. Riem S. 194. Allein hier zeigt er uns mittlerweile, zugleich auch S. 192 wieder, wie sehr er sich widersprochen. Vorher (S. 189) giebt er Popo-

wirklichem Unrecht, daß er Steinkohlen zum Düngen der Felder verlange, und hier preißt er sie selbst durch gelungene Versuche auf den Fürstlich Schwarzenburgischen, gräflich Rothenhanschen und Gütherrn Lehnma (Lohma) an.

Auf den Fuß fortgesetzt, wird diese Sammlung für Oekonomen zu groß werden und schwerlich viele Käufer finden. Wer wird dann auch gern unzählige Wiederholungen aus vielen Schriften, meistens ungenannten und nur den fleissigen Lesern bekannten Quellen, folglich einerley Gedanken, lesen?

Dr.

Katholische Gottesgelahrheit.

Ueber die Religion mit Hinsicht auf die Folgen des Katholizismus. Frankfurt und Leipzig. 1792. 8. 190 Seiten. 12 gr.

Der ungenannte Verfasser versichert gleich in der Vorrede, daß sein Werkchen nur Fragmente aus den Briefen an seinen Busenfreund enthalte, und daß er nur die Hauptresultate ihrer vertraulichen Unterhaltungen an einander gereiht habe, welche jedem Weisheitsfreunde, und besonders dem Katholiken wichtig seyn müssen. Weiter wissen wir also nichts von dem Verfasser. Im ersten Briefe aber giebt er uns schon Winke, wie wir ihn nach seinen Absichten beurtheilen sollen. Er sagt seinem Freunde: „Sie wanderten, wie ich, in dem Frühlinge „ihres Lebens mehrere Jahre auf den dornigten Pfaden der „Schultheologie; ihre Aussprüche, die sie wie Orakel verehrten, „befriedigen sie nun nicht mehr, und die Folge ihres rastlosen Be„strebens, das dogmatische Gewebe zu entwickeln, und auf die„sem Wege in den geheiligten Tempel der Wahrheit einzudrin„gen, ist — Unzufriedenheit, gepaart mit dem Gefühle der „Leerheit, jenem Gefühle eines reizlosen, bald dem Tode glei„chenden Lebens." Er eifert wider Demonstrationen und Machtsprüche der Hierarchen, die uns geradezu befehlen, unserem Forschungstriebe zu entsagen; (S. 10.) die sich bemühen, die Lebhaftigkeit des Jünglings durch widernatürlichen Geisteszwang zu ersticken, und seinem zarten Gehirne Schreckbilder einzudrücken; (S. 11) die den Stab der Verdammung über den brechen, der nicht nach ihrem Beyspiele alle strengere

gere Prüfung des Glaubens vermeidet. Nun weiß Recensent, woran er ist. Er hat es also nicht mit dem eigentlich sogenannten Katholicismus zu thun, sondern er liest die Gedanken eines Mannes, der sich auf eine lobenswürdige Weise bestrebt, die Rechte der Vernunft auch in Absicht auf die Religion zu retten, damit nicht, wie er sagt (S. 12.) der Glaube an alles — allen Glauben hindern möge. Er benützt bereits den Versuch einer Kritik der Religion, und findet, daß die ganz moralische Christusreligion mit der Philosophie harmonire, unsere ursprüngliche Anlagen entwickle, und eben so wenig Schwärmerey als Unglauben begünstige. Unsere Leser können sich nun leicht vorstellen, welchen Ton der Verf. im zweyten Briefe anstimme. Da ist alles nach Kant gestimmt, und seine Kritik der praktischen Vernunft wird ausdrücklich angeführt. Da findet man zuweilen herrliche Gedanken, die wir aber uns entsinnen, auch in den Schriften der Kantischen Schüler bereits gelesen zu haben, z. B. S. 28. „Du magst als Säugling oder als Greis sterben, so gehest du allezeit ausgebildeter von hinnen, als du hergekommen bist, und der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht größer, als der vom Schulknaben zum Newton." Auch im III. Briefe finden wir nirgends eine Spur von Katholicismus, sondern schöne Blümchen aus Kant, Herder, Schmid u. andern gepflückt, ganz im Geiste der Kantischen Schule, zuweilen noch einige Worte, um gewisse Einwendungen zu beantworten, aber nichts systematisch geordnetes. Dem vierten Briefe steht das Motto vorausgeschickt: Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus. Hier sieht er es als Gewinn für die Menschheit an, daß endlich die Grenzlinien der theoretischen und praktischen Vernunft schärfer bestimmt worden sind (S, 61.)? Er dankt es der Schrift: Jakobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden, daß er aus den Wirbeln trügerischer Sophismen zu festern Grundsätzen in der Religion zurückgeführt worden; (S. 62.) und gesteht doch gleich hernach (S. 63.) daß er keine völlig befriedigende Aufschlüße in jenem Werkchen gefunden, und daß es ihm für das, was es ihm entrissen, keinen hinlänglichen Ersatz gegeben hätte. Dies fand er erst bey Kant, und bereut nun jede Stunde, die er der Theologie gewidmet habe. Also finden wir hier nichts als Kantische Lehre von der Freyheit, und vom Katholicismus kein Wort. Eben dasselbe müssen wir vom fünften Briefe sagen, der sich mit dem Daseyn Gottes und der Lehre von der Unsterblichkeit be-

schäftigt, aber auch wieder gänzlich auf [illegible] Gründen ge-
bauet ist. Hier nimmt er mit dem V. der Kritik der Religion den
Grundsatz an: „Es heißt nun nicht: Es ist ein Gott und eine
Unsterblichkeit; — sondern weil ich tugendhaft und rechtschaf-
fen denken und handeln soll, darum ist ein Gott und eine Un-
sterblichkeit.“ Im sechsten Briefe werden manche Sätze hin-
geworfen, welche einer sorgfältigern, faßlichern Erörterung sehr
würdig wären. So hat der sonst sehr schöne Satz: (S. 119.)
Wer blind glaubt, mechanisch handelt, hat keine Religion;
doch noch einer nähern Bestimmtheit nöthig, wenn er mit
dem unmittelbar darauf folgenden Satze — daß man die Re-
ligion der Kinder auf die bloße Autorität des Lehrers gründen
solle, — vereinigt werden soll. Im siebenten Briefe spricht
der Verf. mit Wärme von Christenthum und dessen Stifter, so
wie dasselbe den Grund zu einer glücklichen Harmonie der Re-
ligion und Moral legte, scheint aber doch ungerecht gegen Mo-
ses zu seyn, dem er zwar Gesetzgebung, aber ohne Moral, zu-
schreibt. Der achte Brief enthält sehr viel Schönes, sehr viel
Wahres, das jeder vernünftige Denker gern unterschreiben
wird, wenn er auch nicht gerade sich an die Grundsätze der
Kritik der Religion halten sollte. Im neunten und zehnten
Briefe kommen starke Ausfälle auf Schwärmerey, Frömmeley,
Theologen vor, welches man sich desto leichter erklären kann,
da der Verf. gesteht, daß er das Werkchen Kritik der Reli-
gion zu den vortrefflichsten zähle, das das Handbuch aller Theo-
logen seyn sollte. Hier aber nähert er sich wieder dem Ka-
tholicismus, und spricht von einem Priester, der in frommer
Trägheit sein Lebelang vegetirt, sein Brevier expedirt, sich
sein Gebet und seine Messen theuer bezahlen läßt, allenfalls
über die Aufklärer schimpft, und sich dann einen treuen Sohn
der Kirche nennt. Ob aber dies nicht Maske oder Persiflage
sey, das getrauen wir uns nicht zu bestimmen. Es könnte
vielleicht sehr möglich seyn, daß dem Rec. auch in andern Ge-
meinden manche Menschen vor den Augen schwebten, welche
vollkommene Copieen jenes Originals abgeben könnten. Noch
wird am Ende ein Pfarrer geschildert, so wie ihn der Verfasser
sich denkt, und Rec. würde, so wie der Verfasser, jeden biedern
Pfarrer hochschätzen, der, so wie jener, Urbild seiner Gemein-
de wird. So vieles Vergnügen uns nun die Durchlesung die-
ser Schrift gemacht hat, so können wir doch nicht bergen,
daß der Verfasser uns durch den Titel, den er seiner Schrift
gab,

geh, gewünscht hat. Denn vom wahren Katholicismus kommt keine Sylbe vor.

Agb.

Jakob Mazzioli, ehemaligen Dompredigers an der hohen Metropolitankirche zum heiligen Stephan in Wien, Predigten auf die Festtage des Jahres. Mit Bewilligung der Obern. Augsburg, bey Doll. 1793. 8. 21 Bogen. 10 gr.

Diese Sammlung von Festpredigten gehört in die zahlreiche Klasse schlechter katholischer Predigten. Es mangelt dem Vf. gänzlich an aller fruchtbaren Religionserkenntniß, und dabey sucht er seine Zuhörer beständig gegen Alles aufzuhetzen, was nicht in seinen Kram taugt. Wir wollen, anstatt alles weitern Urtheils (denn diese Predigten verdienen nicht, daß man ihrentwegen ein Wort verliert,) einige Stellen abschreiben. Die drey und zwanzigste Predigt, auf das Fest der Empfängniß Mariens, fängt der Verf. auf folgende Art an: „Christus „ist der vollkommenste Erlöser; die Kirche, seine Braut, ist des „vollkommensten Gehorsams würdig; die Mutter Gottes ist „das vollkommenste und reinste Geschöpf. Der Beweis hier„über ist schon gemacht, wenn wir sagen: de qua natus est „Iesus. Sie ist das vollkommenste Geschöpf, weil aus ihr Je„sus der Erlöser gebohren worden ist. Wie sehr erfreut es „mich, daß ich mit meinem sündlichen Munde die Ehre habe, „von diesem heiligsten Geheimnisse zu reden! Ich will dann „heute mich bestreben, in Euch die Triebe der Ergebenheit, „der Ehrfurcht, der Liebe und Andacht gegen die unbefleckte „Empfängniß der göttlichen Mutter aufleben zu machen. Ihr „seyd diesem heiligen Geheimniße zugethan; und erweiset da„durch ihrem Sohne und seiner Braut, der Kirche, die größte „Ehre. — Jener Prophet, der die Geheimnisse Christi mit „so lebhaften Farben beschreibt, versichert, daß sich der Herr „einen neuen Himmel erschaffen will. Warum einen neuen „Himmel? Warum eine neue Wohnung? Quia pravitas an„gelorum perturbavit eum. Der erste Himmel ist in seinen „reinesten Augen nicht rein genug, weil ihn die unglückselige „Engel verunreiniget haben. Da er sich nun eine neue und „würdigere Wohnung zubereiten wollte, schuf er sich einen

„neuen

„neuen Himmel, das ist, den Schoos Mariens, von welcher „der große Anselm, der gelehrte Augustin, der erleuchtete Cy„prian sagen, daß sie in dem ersten Augenblick ihrer Belebung „heilig gewesen; daß sie nur das Fleisch der Menschheit, nicht „aber die Makel desselben geerbt; daß sie so groß, so erhoben „über alle Geschöpfe ist, qua maior sub Deo intelligi negant, „daß man sich keine grössere unter Gott vorstellen kann." — Wir hoffen, unsere Leser werden eben so überdrüssig seyn, solch elendes Zeug zu lesen, als wir es sind, es abzuschreiben.

G.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Gedichte von K. H. Heydenreich. Mit Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. 1792. 255 Seiten. 8. 18 gr. auf Schreibp. 1 Rh.

Der als Philosoph und Aesthetiker vortheilhaft bekannte Vf. hat sich nun auch, aber mit sehr ungleichem Erfolg, auf das Gebiet der Poesie gewagt. Hr. P. H. singt nicht aus der Fülle der Empfindung, sondern des Gedächtnisses. Er hat sich die poetische Sprache geläufig gemacht, an einzelnen guten Gedanken kann es einem guten Kopfe nie fehlen, aber durchaus vermißt man den lebendigen, beseelenden Geist der Poesie. Ohne wahren lyrischen Plan, ohne Fiction kleidet der Verfasser seine oft philosophischen, aber nie poetischen Ideen nach seiner Weise, aber größtentheils mit erborgter Phraseologie (nur zu häufig wird man, nicht zum Vortheil des Verf. an Hölty, Bürger erinnert.) Wenn Hr. H. neu, kräftig und stark zu werden sucht, so wird er dunkel und räthselhaft. Am allerwenigsten glückt ihm das Tändelnde und Scherzhafte:

z. B. S. 53. 169. 198.

> Knickert Röschen mit den Küssen,
> O bey Dorchen kann ichs missen,
> Dorchen küßt so schön, wie sie;
> Will sich Dorchen spröblich sträuben,
> Ungeküßt werd' ich nicht bleiben,
> Nettchen küßt mich hundertmal u. s. w.

Ob

Ob sich mit folgenden Zeilen wirklich ein treffender Sinn verbinden lasse, oder ob es nur modischer Klingklang sey, überlassen wir den Lesern zur Beurtheilung: (S. 12.)

Ketten tragen von dem großen Meister,
Sklav zu seyn des Geistes aller Geister,
Menschensohn, es ist erhabne Sklaverey u. s. w.

Nicht im besten Geschmacke scheint uns folgende Strophe aus einem Gedichte an den Gott des Schlafs (die nicht wenige ihres Gleichen hat.) (S. 23.)

Blickt' ich lüstern nach der Wollust Becher,
Hielt mich schon der Tugend Spannkraft schwächer,
Kämpfend mit dem Rosse Leidenschaft;
Faßt' ich zitternd ihrer Blicke Funken,
Von des Busens Wellenschlage trunken,
Und den Lautentönen ihres Munds u. s. w.

Eben so aus einem Gedicht auf die Freyheit des Menschen. S. 109.

Schändlich! Wer wird Schneckenschliche
Trotz des innern Dranges Sporenstiche
Die Vollendungspfade wandelte!
Schändlich! die mit ihm den Pfad betraten,
Ruhten längst von ihrer Reise Pfaden,
Wenn er nach Aeonen träumend schleicht u. s. w.

Ein höchst sonderbares Bild enthält nachstehende erste Strophe des Bundes des Gefühls:

Weh ferne, Gott der Liebe, von meinem Pfad,
Des Herz nur träg im frostigen Busen bebt,
Dem nur Gefühle, matt wie Thauluft, (?)
Aus der unliebelsten Seele schleichen u. s. w.

Die besten Stücke sind noch diejenigen, in denen ein gewisser sanfter Trübsinn, und eine melancholische Schwärmerey herrscht. Wir setzen zur Probe folgendes her, (S. 44.) bey dem aber auch Hölty das Beste gethan hat.

Die Frühlingsnacht.

Lieblich wehte mir sonst, schweigende Nacht, dein Hauch,
Wenn von [illegible] umwallt, freundlich der holde Mond

Gei-

Seinen goldenen Schimmer
Auf die Blüthen des Frühlings goß.

Labend hauchten der Nacht flüsternde Winde mir,
Und die Zweige des Baums nickten mir Frieden zu,
Und der Nachtigall Stimme
Wiegt' in träumende Wollust mich.

Um mich blinkte im Thau ruhig die schöne Flur,
Und mein schwärmender Geist sank zu den Blüthen hin,
Labt' im netzenden Thaue
Mit den Kindern des Frühlings sich.

O, da sah' ich umher Leben und Labung nur,
Wenn sich ein Flüstern hob, träumt' ich das Flüstern mir
Von den Schöpfungen Gottes
In der Erde geweihtem Schoos. (? ?)

Wehmuth wehet mir jetzt, schweigende Nacht, dein Hauch,
Wehmuth säuseln des Baums bebende Blätter mir,
Wehmuth girret vom Wipfel
Mir die einsame Nachtigall.

Bang ist deine Gestalt, schaurige Mitternacht!
Deinem Lispel entwehn dämmernde Ahndungen,
Und Gesichte des Todes
Weckt dein wandelndes Schattenspiel.

Hier beschimmert dein Licht, stiller Gefährt der Nacht,
Junge Rosen der Flur, blinkend in Gottes Thau,
Dort beleuchtest du Gräber,
Und die Schlummernden schlummern fort.

Bald versilbert dein Strahl, Holder, mein enges Haus,
Ringsum duftet der Lenz, säuselt der Nachtwind sanft,
Klagt der Nachtigall Stimme,
Und der Schlummernde schlummert fort.

Bs.

Vermischte, größtentheils lyrische Gedichte, von Johann Ferdinand Schlez. Zweyte, verbesserte, ver-

vermehrte Auflage. Nürnberg, bey Grattenauer 1793. 20 Kr.

Diese Gedichte bedürfen keines zweyten Urtheils von uns, da das Urtheil bey der ersten Ausgabe im Ganzen auch hier noch gilt. Wir wollen zwar dem Verf. seine gerühmte Strenge nicht absprechen, vermöge welcher er 74 Gedichte in 40 zusammenschmolz. Aber um gute Gedichte zu werden, hatten sie schon die nöthige Anlage nicht mit auf die Welt gebracht: Und so konnten ihrer nur weniger werden, ohne daß die übrig gebliebenen dadurch gut, oder besser, als höchst mittelmäßig wurden. Nicht beßer ist die ziemlich lange Vorrede ausgefallen, in welcher der Verf. in einem holprigen, gezierten, witzelnden, faden und ungemein weitschweifigen Tone, über Brodlosigkeit, Verachtung, Werth und Nutzbarkeit der Dichtkunst so vieles herschwatzt, daß es ein wahres Unglück wäre, wenn nicht jeder es beßer gedacht und gesagt haben würde. Sie hebt so an: „Die Erscheinung dieser zweyten, verbesserten, vermehrten Ausgabe meiner Gedichte fällt in den unglücklichsten Zeitraum. Kriegerische und politische Ereigniße verschlingen ausschließlich die Aufmerksamkeit des Publikums, und hohe Preise der Lebensmittel die Einkünfte desselben.“ — (Wer hätte sich träumen lassen, daß der Einfluß der Revolution von Frankreich sich bis auf den Vf. erstrecke?) — Oder was sagen die Leser zu folgender sehr witzigen Stelle? „Geschmacklos ist freylich dem, welchem der moralische und artistische Gaumen gebricht, jedes Werk der schönen Künste und Wissenschaften, wie dem Blinden die schöne Natur, und ich bin gar nicht in Abrede, daß weniger dazu erfordert wird, an einem Gerichte Schnepfen, salva venia, Geschmack zu finden, als an Wielands Idris; kann aber nicht bergen, daß, nach meinem Erachten dieser Hofspeisergusto eben nicht unter die seltensten Talente gehört.“ In eben dieser Vorrede macht uns der Verf. noch mit einem Plänchen bekannt, welches er bis ins Detail ziemlich weitläuftig aus einander legt, und welches darinne besteht, dem Landmanne jährlich einen Liederkalender um den wohlfeilen Preis 1 Kr. in die Hand zu geben. Die meisten Lieder sollen nach bekannten Melodieen alter Volkslieder ausgearbeitet, die übrigen von einem benachbarten Prediger gesetzt werden. Wenn wir auch, wie billig, dem Verf. zugeben, daß es eine nützliche und gewißermaaßen nö-

thige

tige Sache sey, wie auch, daß es den meisten bisherigen Liedern dieser Art an dem höchsten Grade der Popularität fehle, so müssen wir ihn doch erinnern, daß es viel schwerer sey, als es zu seyn scheint, daß selbst ein großes Genie leicht darum scheitern und leichter und glücklicher jedes große Gedicht zur Welt bringen könne, und daß überhaupt nichts schwerer sey, als für diese Klaße populär, lehrreich und scherzend zu seyn, ohne trocken, fade, oder platt zu werden. Wenn er zwey Lieder einrücken ließ, als Probe, worüber er das Urtheil der Kenner zu vernehmen verlangt: so wollen wir, anstatt uns ein Urtheil zu erlauben, die Sache der Beurtheilung unserer Leser und seiner eigenen fernern Prüfung überlaßen.

Der glückliche Bauer.

Mel. Auf, auf, Schätzchen, steh auf!

Wo, wo, wo ist der Mann,
Den ein solch Weibchen küßt
Wie mein lieb's Gretchen ist?
Wo, wo, wo ist der Mann?

Geht, geht, geht nur durchs Land;
Sucht nur ein Weib, wie meins —
Heisa! ihr findet keins!
Geht, geht, geht nur durchs Land.

Schaut, schaut, schaut sie nur an!
Gleicht ihr nicht Milch und Blut?
Steht ihr nicht alles gut?
Schaut, schaut, schaut sie nur an!

Rund, rund, rund ist ihr Kinn!
Rappenbraun ist ihr Haar,
Pechschwarz ihr Augenpaar;
Rund, rund, rund ist ihr Kinn!

Nachdem er nun, in 13 Strophen, alle guten Eigenschaften in diesem Tone prädicirt hat, so schließt er so:

Ju — Ju — heisa — juhe!
Was sie noch weiter ist,
Weiß ich wohl; aber — — pst!!
Ju — Ju — heisa — juhe!

Das zweyte Lied besteht aus einer Unterhandlung eines ländlichen Liebhabers mit seiner Dulcinea, welcher zur Nachtzeit in ihre Schlafkammer eingelassen zu werden verlangt. Er sagt, warum sie aufmachen soll, und sie sagt, warum sie es nicht darf. Das Ende ist, daß er endlich, von ihren Gründen bewogen, abzieht. Wenn auch die Moral dabey befriedigt würde, so würde es doch nicht eben so die Wahrheit, in Rücksicht auf den Gang der menschlichen Leidenschaft und noch weniger die Delikatesse. Kurz, wenn der Verf. einen unwiderstehlichen Drang fühlt, Lieder dieser Art herauszugeben, so ist der beste Rath für ihn, das Urtheil der Kenner nicht vorher einzuholen.

Ks.

Phantasieen der Liebe. Breslau, 1793. 8. 142 S. mit 1 Kupfer. 12 gr.

Eine von denjenigen zweck- und planlosen Kompilationen, deren jeder noch so mittelmäßiger Kopf vier und zwanzig in vier und zwanzig Stunden zu machen vermöchte, wenn er nur ein Dutzend unserer klassischen Dichter zerschnitte, und ihre Gedichte nach selbstgefälligen Rubriken anders ordnete! Was man nach dem Titel gewiß nicht vermuthen sollte, wohl aber hier findet, ist eine Zusammenstoppelung von Liedern aus Bürger, Voß, Klopstock, Göckingk, Blumauer, Klamer Schmidt, Hölty, Kosegarten, u. — (wie kommt dieser in diese Gesellschaft?) Meyer, Kreybeck. Freylich hat der Sammler durch Unterzeichnung der Namen ehrlich gestanden, was sich ohnedem nicht läugnen ließ — wo er die Gesänge hergenommen. Aber weder für eine vollständige, noch vorzügliche, noch nützliche Zusammentragung deutscher Liebesphantasieen kann dieses Werklein gelten; und es unterscheidet sich daher höchstens durch eine superfeine Distinktion von der Sünde des gewöhnlichen Nachdrucks. — Der Hr. Verleger hat eine beym Marc-Aurel schon genützte, überdies sehr mittelmäßige Kupferplatte noch einmal abdrucken lassen, und verdient — Lob. Denn es ist doch immer wenigstens Methode drinnen, wenn die Verzierung mit dem Hauptwerke eine Uebereinstimmung hat.

Qb.

Romane.

Laura Mollise, eine dramatisirte Geschichte. Danzig, bey Troschel, 1792. 322 Seiten. 8. 18 gr.

Unter diesem Titel erhalten wir eine neue Bearbeitung des unglücklichen Todes Conradins von Schwaben und seines Freundes Friederich von Baden. Wahre Geschichte und Dichtung sind auch hier, im Geschmack der heutigen historischen, dramatischen Romane, mit einander verbunden. Der Nachtheil einer solchen Verbindung für die Geschichte selbst, ist schon bey mehrern Gelegenheiten hinlänglich erwiesen. Uebrigens sieht man, daß es zuerst die eigentliche Absicht des Vf. war, diese Bearbeitung der Bühne zu widmen; daher die Eintheilung in Acte und Scenen, und am Schluß die Worte: Ende des Trauerspiels. Aber sowohl die Länge, die sie in der Ausführung erhielt, als auch andre Rücksichten mochten hernach den Verf. oder Verleger bestimmen, auf dem Titel sie eine dramatische Geschichte zu nennen. Im Ganzen ist diese Arbeit nicht ohne Werth, und zeugt von vielen Anlagen zu dieser Dichtungsart, nur ist der Dialog oft noch zu geschwätzig und überspannt, und hat nicht immer genug Kraft und Energie. Recens. bemerkt hier nur noch folgendes: S. 15. Z. 13. überwiegte statt überwog. S. 19. Z. 5. von unten „Wie fest es daran klebt; als sey es zu meiner Erinnerung d a h i n g e s t e l l t!“ Wer drückt sich wohl so aus, zumal wenn von dem Blute die Rede ist, das an einem Schwerdte noch haftet? S. 73. Z. 2. v. u. „hüte dich für ihn und für seine etc. wo vor stehen muß. S. 109. Z. 10. „dies hindert mich nicht, andere Länder neben Deutschland zu verachten,“ soll heißen: dies bewegt mich nicht etc. Denn sonst giebt es keinen Sinn. S. 242. Z. 4. v. u. „jetzt ist die Reihe an mich“ st. an mir. S. 243. Z. 7. steht Heil st. Christ; so auch S. 253. Z. 7. v. u. ahndet st. achtet. S. 279. Z. 1. v. u. „Ist dir der Gedanke des Todes so abgewöhnt, statt fremd. S. 315. „Seyd ihr noch nicht überwiesen, ihr Richter, daß sein Tod etc. st. überzeugt. S. 322. Z. 2. v. u. „mit der Welt haben wir verrechnet etc. st. abgerechnet. Noch scheint Rec. das Betragen des Celano vor Gericht nicht genug motivirt und vorbereitet, um ihn auf einmal zu einem so moralischen Ungeheuer zu machen.

Wir.

Der Pfarrer Müller und seine Kinder, eine vaterländische Familiengeschichte. Fünfter und letzter Theil. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Fritsch. 1793. 20 Bogen in 8. 1 Rthl.

Zu Anfang scheint sich dieser Roman auf die gewöhnliche Art durch Auflösung vorher geknüpfter Verwickelungen, und durch Befriedigung aller dabey interessirten Personen, zu Ende zu neigen. Der Pfarrer Müller wird seines Arrestes entlassen, in welchen er auf eine sehr sonderbare Art durch ein Commando war gebracht worden. Der Amtmann Sturz, der in der Hitze seinen Sohn erschossen zu haben glaubte, und wegen beschuldigter Veruntreuung um den Dienst kommen sollte, wird wieder eingesetzt. Des Pf. M. Sohn, Alexander, der, weil er seine verlohrne Frau in den Händen eines andern Mannes zu sehen glaubte, verschwunden und nirgends zu erfragen war, wird in Hamburg wieder gefunden, eben da er zu Schiffe gehen will, und eilt nun zu seiner Familie zurück. Ein andrer Sohn, der Lieutenant, heyrathet seine Sabine, ob er gleich erfährt, daß sie von seinem verstorbenen Schwager, Lindenfeld, entehrt worden ist. Die verwittwete Lindenfeldin, Aemilie, sieht der Verbindung mit ihrem Rosenfels, und der lang vertröstete Hofr. Baumann mit deren Schwester, Helene M. entgegen. Zu allen diesen Verbindungen ist ein Tag angesetzt, zu welchem auch die zwey noch übrigen Söhne, der Professor und Kaufmann, nebst allen in diese Familiengeschichte verwickelten Personen eingeladen werden. Alexandern wird überdem zugleich eine gute Pfarre angetragen. Allein die pimpelnde Aemilie trübt von Anfang an durch eine angenommene Schwermuth die heitre Aussicht, deren Grund eine einfältige Eifersucht auf eine Putzmacherin ist, mit der sie ihren Verlobten, ihres Brautputzes wegen, heimlich hatte reden sehen. Und an diesem Gram läßt sie der Verf. am Tage vor ihrer Hochzeit sterben. Man ist aber in diesem Roman schon so sehr an Scheintodte gewöhnt, daß wir bis auf die letzte Blattseite hofften, Aemilie würde zum Brautbette wieder aufleben — aber sie ist und bleibt todt. Rosenfels verläßt in der nämlichen Nacht das Hochzeithaus. Auch der Lieutenant verdirbt die Hochzeitfreude. Er wird von einem, schon aus den vorigen Theilen bekannten Bösewicht, Flate, vom Pferde geschossen, in

 das

Romane.

Laura Mollise, eine dramatisirte Geschichte. Danzig, bey Troschel, 1792. 332 Seiten. 8. 18 gr.

Unter diesem Titel erhalten wir eine neue Bearbeitung des unglücklichen Todes Conradins von Schwaben und seines Freundes Friederich von Baden. Wahre Geschichte und Dichtung sind auch hier, im Geschmack der heutigen historischen dramatischen Romane, mit einander verbunden. Der Nachtheil einer solchen Verbindung für die Geschichte selbst, ist schon bey mehrern Gelegenheiten hinlänglich erwiesen. Uebrigens sieht man, daß es zuerst die eigentliche Absicht des Vf. war, diese Bearbeitung der Bühne zu widmen; daher die Eintheilung in Acte und Scenen, und am Schluß die Worte: Ende des Trauerspiels. Aber sowohl die Länge, die sie in der Ausführung erhielt, als auch andre Rücksichten mochten hernach den Verf. oder Verleger bestimmen, auf dem Titel sie eine dramatische Geschichte zu nennen. Im Ganzen ist diese Arbeit nicht ohne Werth, und zeugt von vielen Anlagen zu dieser Dichtungsart, nur ist der Dialog oft noch zu geschwätzig und überspannt, und hat nicht immer genug Kraft und Energie. Recens. bemerkt hier nur noch folgendes: S. 15. Z. 13. überwiegte statt überwog. S. 19. Z. 5. von unten „Wie fest es daran klebt; als sey es zu meiner Erinnerung dahin gestellt!“ Wer drückt sich wohl so aus, wenn von dem Blute die Rede ist, das an einem Schwerdte noch haftet? S. 73. Z. 3. v. u. „hüte dich für ihm und für seine ꝛc. wo vor stehen muß. S. 109. Z. 10. „dies bindet mich nicht, andere Länder neben Deutschland zu verachten“ soll heißen: dies bewegt mich nicht ꝛc. Denn sonst giebt es keinen Sinn. S. 242. Z. 4. v. u. „jetzt ist die Reihe an mich“ st. an mir. S. 243. Z. 7. steht Heil st. Christ; so auch S. 253. Z. 7. v. u. ahndet st. achtet. S. 279. Z. 1. v. o. „Ist dir der Gedanke des Todes so abgewöhnt, statt fremd. S. 315. „Seyd ihr noch nicht überwiesen, ihr Richter, daß sein Tod ꝛc. st. überzeugt. S. 322. Z. 2. v. u. „mit der Welt haben wir verrechnet ꝛc. st. abgerechnet. Noch scheint Rec. das Betragen des Celano vor Gericht nicht genug motivirt und vorbereitet, um ihn auf einmal zu einem so moralischen Ungeheuer zu machen.

Wir.

Der

Der Pfarrer Müller und seine Kinder, eine vaterländische Familiengeschichte. Fünfter und letzter Theil. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Fritsch. 1793. 20 Bogen in 8. 1 Rh.

Zu Anfang scheint sich dieser Roman auf die gewöhnliche Art durch Auflösung vorher geknüpfter Verwickelungen, und durch Befriedigung aller dabey interessirten Personen, zu Ende zu neigen. Der Pfarrer Müller wird seines Arrestes entlassen, in welchen er auf eine sehr sonderbare Art durch ein Commando war gebracht worden. Der Amtmann Sturz, der in der Hitze seinen Sohn erschossen zu haben glaubte, und wegen beschuldigter Veruntreuung um den Dienst kommen sollte, wird wieder eingesetzt. Des Pf. M. Sohn, Alexander, der, weil er seine verlohrne Frau in den Händen eines andern Mannes zu sehen glaubte, verschwunden und nirgends zu erfragen war, wird in Hamburg wieder gefunden, eben da er zu Schiffe gehen will, und eilt nun zu seiner Familie zurück. Ein andrer Sohn, der Lieutenant, heyrathet seine Sabine, ob er gleich erfährt, daß sie von seinem verstorbenen Schwager, Lindenfeld, entehrt worden ist. Die verwittwete Lindenfeldin, Aemilie, sieht der Verbindung mit ihrem Rosenfels, und der lang vertröstete Hofr. Baumann mit deren Schwester, Helene M. entgegen. Zu allen diesen Verbindungen ist ein Tag angesetzt, zu welchem auch die zwey noch übrigen Söhne, der Professor und Kaufmann, nebst allen in diese Familiengeschichte verwickelten Personen eingeladen werden. Alexandern wird überdem zugleich eine gute Pfarre angetragen. Allein die pimpelnde Aemilie trübt von Anfang an durch eine angenommene Schwermuth die heitre Aussicht, deren Grund eine einfältige Eifersucht auf eine Putzmacherin ist, mit der sie ihren Verlobten, ihres Brautputzes wegen, heimlich hatte reden sehen. Und an diesem Gram läßt sie der Verf. am Tage vor ihrer Hochzeit sterben. Man ist aber in diesem Roman schon so sehr an Scheintodte gewöhnt, daß wir bis auf die letzte Blattseite hofften, Aemilie würde zum Brautbette wieder aufleben — aber sie ist und bleibt todt. Rosenfels verläßt in der nämlichen Nacht das Hochzeithaus. Auch der Lieutenant verdirbt die Hochzeitfreude. Er wird von einem, schon aus den vorigen Theilen bekannten Bösewicht, Plate, vom Pferde geschossen, in

das nächste Dorf gebracht, von seiner Braut gewartet, läßt sich mit ihr auf dem Bette trauen, — und stirbt an seiner Wunde, gleichfalls im Ernste. Auch dieser Theil hat seine eingeschalteten Nebengeschichten, z. B. die Geschichte eines durchziehenden Feldpredigers, dessen hinterlistige Wegnahme aber zum Soldatendienst eine schon in den vorigen Theilen verbrauchte Wendung ist. Die Erdichtung von dem Traum des Pfarrer Falkens, der des Pfarrer Müllers Sohn als seinen Nachfolger auf seiner Kanzel predigen hört, dann auf dem Gottesacker seinen und dreyer noch lebenden Männer in seiner Gemeinde Leichensteine sieht, mit Angebung ihres Todes- und Begräbnißtags, welche auch wirklich kurz darauf, einer nach dem andern, zur gesetzten Zeit sterben, bis der Traum auch an ihm in seine Erfüllung geht, diese Erdichtung haben wir nicht billigen können. Wirkliche Träume, denen auf eine merkwürdige Art ein gewißer Erfolg entsprochen hat, verdienen zwar aus den Biographieen glaubwürdiger Personen ausgehoben zu werden. Durch erdichtete Träume aber den Glauben an das Wunderbare, besonders an das Divinationsvermögen zu bestätigen, ist nicht rathsam. Hätte der Verf. seinen Roman nicht vorher schon durch zu viele Nebendinge bis zum fünften Theil ausgedehnt, so hätte er am Ende desselben noch Stoff genug gehabt, ihn zu verlängern. Würklich scheint die Geschichte am Schluß zu geschwinde abgebrochen zu seyn. Auch in diesem Theil kommen die Betrachtungen über Tod und Auferstehung, und die dahin gehörigen Ausdrücke von Vollendung, Feyerabend und Auflösung, in verschiedenen Briefen zu häufig vor.

Ti.

Misogyn, oder die Weiber wie sie sind! Eine orientalische Geschichte. In zwey Theilen. Leipzig, bey Reinicke. 1792. 17½ Bogen. 8. 16 gr.

Mehr wie wahrscheinlich ist dies magere Produkt auf französischem Grund und Boden gewachsen. Zwar hat Rec. das Glück nicht, so belesen in diesem Theile der ausländischen Litteratur zu seyn, daß er das bestimmt behaupten könnte; aber die gewitzeste Manier, worinn dies Buch geschrieben ist, die fremden Sittenschilderungen und die Wendungen des Styls,

lassen

lassen ihn kaum zweifeln, daß er hier die Uebersetzung eines unbedeutenden französischen Romans vor sich habe; Auch ist dergleichen Verkauf fremder Arbeit für eigen bey uns nicht selten. Die Geschichte selbst betreffend; so enthält sie mit Versetzung der Scenen nach dem Oriente (wo jedoch der Held in den Moscheen Götzenbilder anbeten sieht) Liebes-Abentheuer eines jungen Menschen mit allerley Frauenzimmern, mit Prüden, Cokketten, Buhlerinnen, Betschwestern, gelehrten Weibern — u. s. f. Charaktere, wie man sie in allen französischen Schauspielen und Romanen geschildert findet. Ein Philosoph hat ihn vor dem schönen Geschlechte gewarnt, ein anderer ihm gerathen, sein Glück durch dasselbe zu machen. Nachdem ihn nun ein Dutzend Weiber betrogen hat, behält er endlich die letzte Schöne, die noch die beste von Allen ist, zur Gattinn, indem er nunmehr gelernt hat, was wir ohne sein Buch wußten, daß kein Frauenzimmer vollkommen ist, und daß man, wenn man ein guter Ehemann seyn will, zuweilen ein Auge zudrücken muß.

Eg.

Romantische Geschichten der Vorzeit. Dritter Band. Leipzig, bey Fleischer, 1792. 292 S. 8. 20 gr.

Das vorhergehende Bändchen ist in dieser Neuen Allg. D. Bibl. im 2ten St. des 1ten Bandes angezeigt (aber im Bücherverzeichniße aus Versehen unter die Rubrik: schöne Wissenschaften gesetzt) worden. Das gegenwärtige enthält: **Albrecht Schenk von Vargula; Stella und Franceska; Erwin Graf von Gleichen.** Uns hat das Letzte am besten gefallen. Wir glauben aber doch, der Verf. hätte uns etwas bessers liefern können, wenn er sich mehr Mühe gegeben hätte. Unterdeßen ist seine Kürze, und zwar um desto mehr, zu loben, da sie eine so seltne Tugend unsrer Erzähler ist. Verschiedene Archaismen, als: die **Minne** verbitten wir im Namen des Publici ein für allemal. Wir würden auch dem Verf. rathen, wenn er nicht mehr Geduld genug hat, fleißig zu arbeiten, und die Lücken der Geschichte durch sein Genie zu ergänzen, uns etwas über die Lebensart und Gebräuche der Ritterzeiten aus seinen bisherigen Kollektaneen zu geben;

ben; weil wir doch aus seinen historischen Erläuterungen sehen, daß er gute Bemerkungen hierüber gesammlet hat.

Ub.

Chemie und Mineralogie.

Kristallographie des Mineralreichs von Karl Beckerhinn und Christian Kramp. Wien, bey Stahel. 1793. 8. 7 Bogen über ein Alphabet. 2 Rg.

Dieses Werk gehört zu denen, worinn mehr geleistet wird, als der Leser zu erwarten berechtigt ist: denn die V. beschreiben nicht nur die Kristallen des Mineralreichs, sondern auch, vornämlich die Salzkristallen anderer Naturreiche, selbst solche, welche, so weit wir sie bis jetzt kennen, die Natur noch nirgends erzeugt hat, und Mineralien, welche nie in Gestalt von Kristallen zum Vorschein kommen. Bekannt mit den meisten neuern Entdeckungen in der Mineralogie und Chemie, mit den Verbesserungen und Neuerungen in der Kunstsprache beyder Wissenschaften, mit der Zerlegung der Mineralien und ihren Schwierigkeiten, entwerfen sie zwar die übrigen äußeren Charaktere meist nach **Wernern** und seinen Schülern, ohne sich jedoch, was wir sehr billigen, letztere aber wohl nach ihrer Weise für Stolz auslegen werden, sklavisch an die Folge und Stellung derselbigen zu binden, aber in der Bestimmung der Kristallgestalt gehen sie mit der größten geometrischen Strenge ihren eigenen Weg, führen ihre eigene Sprache, und finden da oft Anlaß, sowohl dem Abt **Hauy**, als **Romé de l'Isle** zu widersprechen; sehr oft haben sie die Winkel nicht so gefunden, wie sie nach Hauy's Voraussetzung seyn sollten; weder er, noch **Büffon**, noch de l'Isle haben genug Kenntniß der höhern Analyse gehabt; doch stehen beyde erstere als Naturforscher tief unter dem Forschungsgeiste des letztern; er habe sich aber begnügt, noch mit seinem unvollkommenen Goniometer überall die Flächenwinkel unmittelbar zu messen; die Verfasser haben sich eines Zirkels mit sehr scharfen Endspitzen, einer Decimalskale, worauf $\frac{1}{100}$ eines Pariser Zolls noch sichtbar war, eines achromatischen Mikroskops und Vega's Logarithmentafeln zum Messen der Kanten an den Kristallen

und

und zum Berechnen ihrer Linien — so wie ihres Flächenwinkel bedient. Sehr richtig bemerken die Verf., es seye noch im Zweifel, ob alle mit dem Namen Diamant auch von Mineralogen bezeichnete Steine zu dergleichen Art gehören; die neuerlich mit den brasilischen zu Prag angestellte Versuche zeigen wenigstens merkwürdige Verschiedenheiten. S. 108. beschreiben die Verf. den Witherit als einen gelblichten faserichten Stein. (wir möchten beynahe vermuthen, daß sie Strontianit vor Augen gehabt haben.) Die Kristallenformen unterscheiden sie in bestimmte, unbestimmte und verborgene, auch nehmen sie noch eine scheinbare (die Afterkristallen der Wernerischen Schule an): die ursprüngliche Kristallgestalt des Kalkspats seye ein Parallelepipedum, dessen sechs rautenförmige Seitenflächen an beyden Enden der längern Diagonalen mit ihren spitzigen Winkeln zusammenstoßen. Wie die Verf. nach so vielen einstimmigen Prüfungen deutscher Scheidekünstler, und, wenn sie ja, wie es scheint, dem französischen Forscher mehr Genauigkeit zutrauen, nach der Prüfung eines Pelletier die phosphorescirende Erde von Marmaros noch Apatiterde nennen können, begreifen wir nicht; auch ist es wenigstens nicht bestimmt ausgedrückt, wenn sie sagen, der Schwerspat bleibe im Feuer unverändert, und löse sich nicht in Säuren auf (er läßt sich doch in kochender Vitriolsäure auf,) wenn sie Talkschiefer und Topfstein für ganz gleichbedeutende Worte halten; wenn sie unter den Kennzeichen, wodurch man den Strahlstein vom Asbest unterscheide, anführen, dieser habe ein fettes Ansehen; wenn sie die Zeichnungen im Mokkasteine von Eisenstoff (warum nicht von eisenschüssigem Braunstein?) ableiten; wenn sie das Schillern mit Regenbogenfarben als eine Eigenschaft alter Bandagate ansehen; wenn sie den Olivin der wahren und angeblichen vulkanischen Produkte Chrysolith nennen; wenn sie vom sächsischen Topas erwähnen, er schmelze vor dem Löthrohre (nur wenn das Feuer durch Lebensluft angefacht wird, wird er das ohne Zusatz thun); wenn sie Gold (gegen die genaue Erfahrungen des Graf. v. Sickingen) in Absicht auf Zähigkeit die Stelle vor Eisen und Kupfer, in Absicht auf Schmelzbarkeit vor dem Arsenik anweisen; wenn sie unter denen in der Natur mit Salzsäure verbundenen Metallen (gegen die Erfahrungen von Woulfe und Baumer) das Quecksilber übergehen; wenn sie das Arsenikalsilber des Oberharzes mit dem Antimonialsilber des Schwarzwaldes (gegen die Prüfung von Selb) zusammenwerfen; wenn sie sagen, Kupfer

stehe in Absicht auf Schwerflüssigkeit nur (ist nicht auch Braunstein, Wasserbley, Wolfram, vielleicht auch Nickel, schwerflüssiger?) Platina und Eisen nach; wenn sie sagen, nur (durch dieses allein?) durch wiederholtes Glühen und Hämmern erhalte Gußeisen die Dehnbarkeit und Streckbarkeit des Stabeisens. Der Anhang enthält zween Aufsätze über die Abschnitte der Kanten und Verdoppelung des sogenannten eisländischen Kristalls.

Abf.

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, auf das Jahr 1793. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandl. 12 gr.

Noch immer bleibt sich dieses Werkchen an innerer Einrichtung und Güte gleich, und hat sich vielmehr zu seinem Vortheil verbessert, wie es aus folgenden von mehrern ausgehobenen Gegenständen erhellet. Bey versuchter Entzündung des kaustischen flüchtigen Alkali in dephlogistisirter Salzsäure beobachtete der Verf. einen rothen Dampf, der nach Salpetersäure roch. Von Richters besonderer Erde in der Knochensäure urtheilt der Verf. mit Grunde, daß sie nichts anders als Knochenerde, oder eine mit Phosphorsäure verbundene Kalkerde sey. Arboes Reduktion des Hornsilbers durch blosses Oel giebt der Verf. mit Recht keinen Beyfall. Die von einigen angegebne Auflösung des Silbers in Salzsäure konnte Hr. G. nicht bemerken. Einige Nachrichten von Bereitung der Säure aus Schwefel. Auch mit einer Zinnauflösung, die ohne Befolgung der bekannten Regeln bereitet worden war, erhielt der Verf. mit der Goldauflösung schönen mineralischen Purpur. Die dephlogistisirte Salzsäure wurde zur Wachsbleiche untauglich befunden. Die Bereitung der Arseniksäure, nach Richters Angabe, aus arsenikalischem Mittelsalze wird vorzüglicher, als die andern bekannten Methoden gehalten. Wenn die Irrlichter in der Natur entwickelte Phosphorluft wären; wie es Herr G. glaubt, so müßten sie auch, wie es diese Luft thut, andere brennbare Körper entzünden; sie mögen also wohl nichts mehr, als blos leuchtende phosphorische Dünste seyn.

In der zwoten Abtheilung ertheilt Herr G. eine Uebersicht der neuesten und merkwürdigsten seit etlichen Jahren in

der Chemie und Pharmazie gemachten Erfahrungen. Bey dem vermeynten Pyrophan scheint der Verf. noch keine vorgegangene Künsteley zu ahnden, wie solche erwiesen ist. Herr Westrumb hat aufs neue die Richtigkeit bestätiget, daß der für sich bereitete rothe Quecksilberkalk keine dephlogistisirte Luft liefere. Gioberts leichte Methode, Phosphor zu bereiten.

Unter den weitläuftigern Aufsätzen verdient der kleine Beytrag über den Zustand der Pharmazie in Deutschland, von einem Ungenannten, beherziget zu werden, ob wir gleich seine Vorschläge zur Verbesserung, mit dem Herausgeber, nicht für ausführbar halten. Der nachfolgende Aufsatz von Hn. Tromsdorf zielt auf eben diesen Zweck, und enthält den Umriß des Gemäldes eines vollkommenen Apothekers. Ein vortreffliches Bild zum Muster. Das Visum repertum eines Arztes über die gerichtliche Untersuchung eines für verfälscht ausgegebenen Weines, im Jahr 1788, im altpedantischen steifen Tone abgefaßt, und mit der alten Wirtemberger unsichern Weinprobe angestellt, nach welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, abgesetzter Weinstein von diesem Herrn für Bley angesehen und der Weinhändler unschuldig verurtheilt worden ist. Ein schönes Aktenstück unsers Zeitalters! Die künstlich ausgesonnene Anstalt zur Bereitung des kaustischen Salmiakgeistes dürfte wohl wenig nachgeahmet werden. Dagegen verdient die Anwendung des Kohlenpulvers zur Verbeßerung umgeschlagener Weine und Essige alle Aufmerksamkeit. Ganz vorzüglich aber ist Hr. Tromsdorfs Bemerkung einer mit heftigem Knall begleiteten Entzündung, bey Reibung des Phosphors mit dephlog. salzsauren Alkali, zur Warnung in Obacht zu nehmen.

Auch in den Auszügen aus Briefen kommen noch allerhand nützliche und belehrende Umstände vor.

Km.

Gelehrtengeschichte.

Moritz. — — Ein Beytrag zur Charakterzeichnung des unsterblichen Mannes, von *Christian Friedrich Traugott Voigt*, der Philosophie Magister. Leipzig, bey Sommer. 1792. 34 S. 8. 3 gr.

Wenn man durch den, auf dem Titel versprochenen: „Beytrag zur Charakterzeichnung" gereizt, den Eingang der Schrift selbst nun so befindet, wie wir ihn um der Leser willen hier abschreiben müssen:

„Kerzen brannten, festliche Gesänge ertönten, und „himmlische Geister schwebten in unsichtbaren Ge„stalten im Heiligthum der Religion. Am Hochal„tar stand ihr geweihter Priester, und opferte den „Weihrauch, dessen lieblicher Duft empor zu den „seligen Höhen stieg, wo sie mit dem Scepter der „Liebe Millionen beglückt. — Aber schon verdun„keln sich die heiligen Lampen, die Festgesänge ver„hallen, und trübe, zur Erde gesenkte Blikke „künden (?) den Kampf zwischen Hoffnung und „Furcht, welcher die Herzen der Menge durch„bebt. — Jetzt verlöscht der letzte schimmernde „Funke, — Mitternacht wirds im Heiligthum — „rings umher herrscht eine schauervolle Stille — „dumpf hallt die Glokke der Vollendung; (!!) „und der Priester am Altar sinkt mitten im Opfer in „ewige Nächte dahin" u. s. w.

so ist man anfangs zweifelhaft, ob der Verf. zu einer Charakterzeichnung, oder zu dem Spektakel eines Castri doloris habe einladen, und durch ein so sonderbares Parenthyrsus selbst dazu das: Requiem habe intoniren wollen. Der Schriftsteller, der das schwere Geschäft der Charakteristik eines denkwürdigen Mannes oder einer denkwürdigen Handlung übernimmt, entfernet so sehr alle den Affekt zur Unzeit erregende Bilder, gebietet seiner Phantasie so kräftig und so anhaltend, und bestrebt sich so sorgfältig, mit Hülfe des ruhigen und gesammelten Nachdenkens, aus seinem Gedächtniß alle, selbst die kleinsten und unmerklichsten Züge, die seine Darstellung vollenden helfen sollen, einzeln hervorzusuchen und jedem derselben den passendsten Platz anzuweisen, daß eine so aufmerksame, aber zuerst ruhige u. kalte, und nur im Fortgange durch eine sanfte Wärme belebende Beobachtung mit dieser, den ununterrichteten Leser so ganz unbegeistert lassenden Begeisterung gerade im Widerspiele steht. Und wenn daher ein deutscher Longinus, Garvens einfaches, aber höchst natürliches und in der Wahrheit gegründetes: „Ich setze mich nieder" in einem

einem Commentar zu der Schrift: Ueber den Character Zollikofers nicht unbemerkt gelassen hätte; so würde er, um diese Bemerkung durch ein entgegengesetztes Beyspiel zu heben, nun in einem Nachtrage vor diesen: „brennenden „Kerzen, festlich ertönenden Gesängen, un„sichtbaren Gestalten himmlischer Geister, und vor dem ganzen übrigen apparatus warnen, der hier ganz ἄτερ φορβειᾶς v. S. 1—6 aufgeboten ist. Ruhiger möchte dann die Schrift mit den Worten S. 7. anheben: „Morus trat mit „keinen andern Ansprüchen in die Welt" u. s. w. Von hier, oder eigentl. von S. 9 an spricht der Verf. mit einem viel zu großem Aufwande von Worten, nicht ohne Unbestimmtheit und Uebertreibung, ja zuweilen offenbar ohne gehörige Kenntniß der Sache, von des verdienten Mannes philologischen Arbeiten, von seiner Studier- und Lehrart, besonders in seinen exegetischen und dogmatischen Vorlesungen, die allerdings viel Vorzügliches hatten und mit denen gewiß wenige andre zu vergleichen sind. Erst S. 20. und fgg. versucht der Verf. „sein Original zu kopiren;" doch ohne uns die Eigenthümlichkeiten und das Innere von Morus Geiste darzulegen, und so, daß er immer wieder auf seine Studier- und Lehrart zurückkömmt. Einigen, zu dieser Schilderung vielleicht wesentlichen Zügen sieht man es deutlich an, daß sie mehr als loci communes in einer willkührlichen Ordnung hingestellt, und dann mit einigen sonst guten Gedanken begleitet sind, als daß sie aus einem tiefen Blick in die Seele des Mannes, und aus der durch beharrliches, scharfsinniges Beobachten u. Studium seiner Person und seiner Schriften erwachsenen Combination entstanden seyn sollten. Etwas übertrieben ist doch S. 8. von Morus anfänglicher Dürftigkeit gesprochen; wenigstens widerlegt sein eigenes Geständniß im Jahr 1780. diese Vorstellung. Was noch von den nachtheiligen Folgen der Dürftigkeit für Studierende hier gesagt ist, leidet manche Einschränkung und wird durch das ewig wahre Wort: „paupertas excitat artes," vielfältig entkräftet: eben der Widerstand, wenigstens auf eine Zeit lang, wenn nur nicht durchs ganze Leben, macht die großen Meister, und die jungen reichen Erben, denen alles zu Gebote steht, sind weit öfter die: „fili noxae." S. 9: „Tausende" haben ihm wohl nicht Weihrauch gestreut: vielmehr sind seine unleugbar großen schriftstellerischen Vorzüge von manchen geflissentlich verschwiegen, von andern mit empörendem Kaltsinne empfangen worden.

Aller

Allen Tadel, der ihm wiederfahren, wird doch nicht? „un-reif" und „vorwitzig" gewesen seyn. Das, was S. 10 oben steht: „Wie vielen durch Unwissenheit und kritischen „Vorwitz verunstalteten Schriftstellern des Alterthums „hat er nicht ihre ursprüngliche Form wieder gegeben!" nennt der Deutsche: mit der Thüre zum Haus hinein fallen. Wie sehr würde der langsam prüfende, bedächtige, bescheidene, jedem das Seine gönnende Morus eine solche Uebertreibung gemißbilliget haben! Die Bemühungen aller derer aber, die vor Morus um den Isocrates, Longinus, Caesar, M. Antonin u. s. w. sich Verdienste erworben, sollen mit dem Namen unwissender und vorwitziger Kritiken belegt seyn? Daß, wie es S. 7 heißt: „Morus in mehr als einem Fache der Ge„lehrsamkeit die ausgebreitetsten Kenntnisse besessen," wird niemand, der seine vertraute Bekanntschaft genossen, zu bekräftigen wagen. Auf ausgebreitete Kenntniße machte Morus gerade am mindesten Ansprüche; aber wenige, und durchdachte, wohlgeordnete, zusammenhängende und eben deshalb ihm leicht zu Gebote stehende Kenntnisse unterscheiden ihn von der Menge der Universitätsdocenten und Gelehrten. Eine geschickte, mit Beyspielen belegte Entwickelung, wie er sich diese Kenntnisse erwarb, das neue ans alte anreihte, mit Hülfe des einen sich des andern bemächtigte, und dann dieses wohlerworbene Eigenthum nach den verschiedenen Erfodernißen des schriftlichen oder mündlichen Unterrichts durch eine jeder individuellen Veranlassung analoge Methode an andre mitzutheilen wußte; dies müßte gerade die Lieblingspartie gewesen seyn, zu deren Genuß ein Schüler des Verstorbenen, wie sich der Vf. S. 6. ankündigt, entfernten Lesern vorzüglich hätte behülflich werden können. Was der Vf. S. 11. u. fgg. dahin Gehöriges sagt, ist meistens gut und wahr; aber noch viel zu wenig individualisirt, als daß es das Auszeichnende dieser Lehrart hinlänglich zu verstehen geben sollte. Schön und richtig ist die S. 16. bey Erwähnung seiner Vorlesungen über die christliche Sittenlehre gemachte Bemerkung: „Man hörte auf, über „die moralischen Vollkommenheiten des Lehrers zu er„staunen, wenn man durch ihn den Umfang der Beweg„gründe kennen lernte, die ihn dazu geleitet hatten. „Motiven, welche dem ersten Anblick nach unbedeutend „schienen, wußte er von einer Seite darzustellen, wo sie „allein zur Ausübung der Pflicht, die er darauf baute,

„hin-

„hinreichend wären.“ Auch in dieser Schrift wird von dem mächtigen Einfluße gesprochen, den die frühe Bekanntschaft mit der alten griechischen und römischen Litteratur auf den Lehrer der Theologie gehabt haben soll. Wir zweifeln daran nicht; wünschten aber, statt solcher allgemeiner Urtheile, wie S. 9, diesen so oft gepriesenen Einfluß einmal detaillirt und gehörig verificirt zu sehen, und glauben übrigens, daß er mehr das Resultat der Form, wie die Humanitätswissenschaften betrieben werden, als der Materien sey, die sie anbieten. Freylich hat die Kürze der Zeit, in welcher der Verf. mit seinen Empfindungen hervortreten wollte, oder sollte, das lehrreichere Detail wohl nicht aufkommen lassen. Mit ihr sind wir auch geneigt, mehrere auffallende Mängel und Unrichtigkeiten der Sprache und Schreibart, die schon gerügte Weitschweifigkeit und einige ganz falsche Gedanken und Behauptungen zu entschuldigen. „Finsternisse, die er zerstreut, Licht, das er „*entzündet*“ S. 5. müßte wohl heißen: angezündet, oder aufgesteckt, „daß er ein *Meteor* seiner Zeiten genennet „werden kann“ S. 7. vermuthlich: ein Phänomen: denn Meteor dünkt uns gar kein delikates Lob, und ist vielmehr dem falschen, kurz dauernden Glanze eigen. „*Dunkle* Be„griffe *entwickeln*“ S. 15. vielleicht: aufhellen u. dgl. „Seine Schriften, welche sowohl *in Ansehung ihres* „*Stoffs*, als der Bearbeitung desselben die strengste Kri„tik befriedigen“ S. 7, wäre ein Lob, das, so ausgedrückt, auch schlechte Schriften wenigstens zur Hälfte mit ihnen theilten, so bald sie einen lobenswerthen Stoff zu behandeln versprechen. Nur selten ist wohl „der Ruhm des Weisen in „dem Danke seiner Brüder gegründet,“ S. 10; und gesetzt, die „Brüder“ versagten ihm, wie es gar oft der Fall ist, wenigstens auf eine Zeitlang, diesen Dank; wäre der Ruhm eines Weisen, der so gedacht und gehandelt, deshalb weniger wahr? „Morus war ganz jener Aufklärung zuwider, wel„che das Volk aus dem Gebiete der Sinnlichkeit heraus„zugehen nöthigt“ S. 13. Welche Aufklärung thut das? Und wenn sie es thut, arbeitet nicht das Christenthum zu eben diesem Endzweck? Oder verstehen wir den Verf. gar nicht? „dem Volke abstrakte Begriffe aufdringt, die es unmög„lich fassen kann.“ — Dringt ihm aber ein gewisses Glaubenssystem nicht noch viel schwerere Begriffe auf, die es zwar nicht fassen kann, aber leider zu fassen wähnt, und bey diesem

ein-

einschläfernden Wahne weder an die Tugend, noch an die Motiven derselben denkt?

So viel sey genug von einem Versuche, der uns das, was der Titel verspricht, nicht ganz zu leisten scheint; der in der Composition wesentliche Unvollkommenheiten hat; dessen Verfasser aber, bey mehrerer Reife und strengerer Kritik, vielleicht mehr leisten kann, als ihm jetzt die Zeitumstände erlaubten.

Dg.

Notitia historico-Literaria de Codicibus manuscriptis in Bibliotheca Liberi ac Imperialis monasterii Ord. S. Benedicti ad S. S. Vdalricum et Afram Augustae exstantibus. Congessit P. *Placidus Braun*, Archiv. et Bibliothecarius. *Volumen III*, Aug. Vindel. apud fratres Veith, 1793. XII und 196 Seit. 4. maj. 1 Rt. 6 gr.

Wie der arbeitsame Mann bey Beschreibung des ihm anvertrauten Handschriftenschatzes zu Werke geht, ist bey Anzeige der ersten Theile hinreichend angegeben worden. Dieser dritte enthält auf 136 Seiten das Verzeichniß von acht und neunzig Voluminibus, deren viele jedoch, wie bey alten Bibliotheken sehr oft der Fall ist, die Produkte mehr als eines Schriftstellers in sich fassen. Liturgische Werke, Heiligenleben, geistliches Recht, ascetische Schriften, und Theologie der Scholastiker theilen sich in die zweyte Hälfte; denn die erste ist der Geschichte des Klosters selbst gewidmet. Hierzu hat Hr. B. die noch vorhandenen Papiere seiner Ordensbrüder Wittwer, Frank und Meisterlin, insgesammt aus dem XV Seculo, benutzt. Aus der Handschrift des erstern theilt er Auszüge mit, die vom Anfang des XI S. bis 1496 sich erstrecken, und von nicht weniger als 43 Aebten handeln. Franks kleine Chronik geht nur von 1430 bis 1472, und der gute Pater scheint ein besserer Miniator als Historiker gewesen zu seyn. Meisterlin endlich hat ausser der Geschichte seines Klosters, auch mit den Annalen der Reichsstadt Augsburg selbst sich befasset, und kann also, besonders was neuere Zeit anlangt, dasigen Patrioten nicht

nicht gleichgültig seyn; wie denn auch andre Arbeiten seiner Feder schon von Ludwig, Pistorius und Struve benutzt worden sind. Seine Chronographiam Augustanam übersetzte der fleissige Mönch selber ins Deutsche; allein in ein so unverständliches und rohes, als von jenem Zeitalter zu erwarten war. Dem ungeachtet ist solche zu A. bey Melchior Raminger 1522 in Folio, jedoch sehr mangelhaft, abgedruckt worden. Von dieses Meisterlins historischen Arbeiten besitzt die Klosterbibliothek mehrere, zum Theil von einander abweichende Kopieen. Schade, daß ihr innerer Werth nicht erheblicher ist.

Daß Hr. B. in seinem Verfahren eben an keine strenge Ordnung sich binden wollte, war schon aus den vorhergehenden Theilen ersichtlich. Auch in diesen haben sich daher einige Handschriften verlaufen, die niemand unter dergleichen Gesellschaft suchen wird: ein Paar Vocabularia Latino-Theotisca zum Beyspiel, S. 127 und 28. Das erste davon, erst 1419 geschrieben, und mit den Worten: Ex quo etc. anfangend, war freylich handschriftlich, sowohl als gedruckt, schon bekannt genug. Das andre hingegen, welches ein Pfarrer Johannes zu Gablingen, Augsburger Dioces, im Jahr 1429 zu sammeln anfieng, und ein Johann Oyemer endigte oder abschrieb, hätte vielleicht nähere Anzeige verdient, weil Hr. B. selber sagt, daß es einen gewaltigen Folianten betrage; und aus dem Prolog des Compilators zu erhellen scheint, daß es allerhand grammatikalische Bemerkungen enthalte, die in unsern alten Lexicis eben nicht vorkommen. Ueberhaupt wundert sich Rec., daß die Geschichte noch handschriftlich vorhandner alter Wörterbücher keinen unsrer Litteratoren bisher beschäftiget habe. Ein neues Feld sich um die deutsche Sprache verdient zu machen, und recht eigentlich für das Gebieth der patriotischen Gesellschaft zu Berlin, die an Herrn Koch einen so warmen und thätigen Herold besitzt! — Der unter Nummer L angegebne Tröster hätte keinem Conrad de Soltoro, wie zwey- oder dreymal steht, zugeschrieben werden sollen. Conr. v. Soltow oder Saltau hieß dieser Ehrenmann, der überdieß aus der Heidelbergischen Universitätsgeschichte bekannt genug ist. Andre Versehen dieser Art will Rec. für Druckfehler halten, denen billig hätte sorgfältiger abgeholfen werden sollen! — S. 140 wird Herr Hirsching zurecht gewiesen, der in seinen Kloster- und Bibliotheken-Lexicis allerhand diese Benediktinerabtey betreffende Unrichtigkeiten sich hatte zu Schulden kommen lassen;

und

und eine der Hauptquellen, Abammus Hierarchiam Augustanam nämlich, nicht einmal gekannt zu haben scheint. Dagegen könnte Herr H. unsern Verf. wieder belehren, daß, gleich auf der ersten Seite, das erwähnte Salfeld unmöglich im Fürstenthum Anhalt gelegen seyn kann. — Wer die Geschichte deutscher Dichtkunst, mit einem Reimer mehr aus dem XIVten Seculo bereichern will, wird solchen in der Person Johann Westernachs S. 108 antreffen.

Der 60 Seiten zählende Appendix enthält 28 theils kürzere, theils längere Auszüge aus einigen der vorher beschriebenen Handschriften. Diese Excerpte betreffen meist Angelegenheiten des Klosters, die Geschichte seiner Schutzheiligen, und nur wenig die deutsche Reichs- und Culturgeschichte erläuterndes. Wenn also das größere Lesepublikum seine Rechnung hier auch nicht sonderlich findet, so will Rec. doch gar nicht in Abrede seyn, daß deutsche Geiste, für die Herr B. zunächst schrieb, auf manches für sie Brauchbares stoßen werden. Auch zur Geschichte der im XVten Seculo, in den Ringmauern besagten Klosters angelegten Druckerey, und zum Beweise, daß würklich Bücher aus ihren Pressen zum Vorschein gekommen, sind neue Dokumente beygebracht worden. — Hoffentlich wird niemand dem Verfasser es übel auslegen, daß er in der ziemlich langen Zueignungsschrift an seinen neuen Abt Wikterpum, (welch ein uralt klingender Name!) den Verdiensten desselben um sein Stift, volle Gerechtigkeit zu zollen sich angelegen seyn läßt. Wollte der Himmel, daß recht viel Prälaten unsers Vaterlandes, statt wohlgemästete Bäuche vorzuweisen, nur eben so viel Stoff zu Lobreden darbieten möchten!

F.

Gelehrtengeschichte.

Annales typographici ab artis inventae origine ad annum MD, post *Maittairii Denisii* aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti emendati et aucti opera *G. W. Panzer*. *Volumen I.* Norimbergae, impensis Zeh. 1793. VIII. und 560 Seiten in 4 maj. auf M.

Daß ein großer Theil der im XVten Seculo gedruckten Bücher diese Ehre keinesweges verdient hat, ist ein Umstand, den alle Jahrhunderte vermuthlich mit ihm gemein haben werden. Für das XVte läßt jedoch etwas sich sagen, das auf unseres nicht anwendbar ist. Sehr viele jener Produkte nämlich hielten, zum Druck befördert, die Probe der Publicität nicht aus, wurden für das, was sie waren, erkannt, das heißt, schädlich und unbrauchbar, und gaben eben dadurch dem menschlichen Geiste Anlaß auf nützlichere zu denken. Allein auch ohne dieses negative Verdienst hoch in Anschlag bringen zu wollen, wird die Büchergeschichte besagten Seculi dennoch die Aufmerksamkeit gründlicher Literatoren immer an sich ziehn. Die ersten Ausgaben der Classiker Griechenlandes und Roms sind als eben so viel Handschriften anzusehen, und werden von dem Kritiker noch täglich, oft mit ausnehmendem Nutzen um Rath gefragt. Nicht selten finden sich auch in andern Drucken jener Zeit, und wo man es am wenigsten erwartet, Stellen der Alten angeführt, die weit bessere Lesarten und ganz neue Aufschlüsse darbieten. Wie viele Bücher neuere Sprachkunde, Geschichte, Sittenkultur u. s. w. betreffend, wurden damals gedruckt, die seitdem nicht wieder unter die Presse kamen, und daher allerdings als Quellen anzusehen sind, die nicht vorbeygegangen werden dürfen. Hierzu gesellt sich der Antheil, den diese ehrwürdigen, einer alles zerstöhrenden Zeit noch glücklich entgangnen Trümmer uns abzugewinnen wissen; die für Literatur so ersprießliche Neigung, so weit als sich thun läßt, in unsern Untersuchungen zurückzugehn, um

wo möglich das Ganze zu übersehen; die daraus entspringende Vorliebe für Arbeiten, die uns so manchen Tropfen Schweiß gekostet; das Vergnügen, auch andre an Entdeckungen Theil nehmen zu lassen, die nicht jeder Dilettant machen konnte. Der Kreis endlich von Bibliothekaren, der über ganz Europa verbreitet, keine kleine Innung ausmacht, darf ohne genaue Kenntniß besagten Jahrhunderts, dessen Seltenheiten oder bessere Produkte die Grundpfeiler unsrer Büchersäle sind, nicht hoffen, seinem Posten in der Gelehrtenwelt Genüge leisten zu können.) Doch über alles das und mehr noch, muß ich an den wohlgeschriebnen Vorbericht verweisen, worin Hr. P. von seinem Unternehmen Rechenschaft giebt.

Maittaire zu London, war der erste, welcher vor etwa 70 Jahren, den für Bücherfreunde so erwünschten Versuch machte, ein Verzeichniß der Drucke des XVten Sekuli aufzunehmen. Daß solches mangelhaft, und nicht selten unrichtig ausfallen mußte, ergiebt sich aus der Natur der Sache. Durch bessere Ordnung indeß, hätte der Ehrenmann den Gebrauch seines Werks doch wohl erleichtern können und sollen. So unvollständig aber und verworren als es auch war, blieb es dennoch das Hauptrepertorium der Bibliologen; bis es diese Ehre mit den Supplementen des verdienstvollen Denis theilen mußte. Laut der im 90sten Bande unsrer A. d. B. davon gelieferten Anzeige, enthielt besagter Quartant mehr als 6000 Zusätze, und überdies so viel und wichtige Berichtigungen, daß Maittaire nur durch die Geduld seines Ergänzers erst brauchbar geworden war. Diese Supplemente nun in das Werk selbst verschmelzt, und mit den neuesten, oder dem Fleiße des Hrn. Denis etwa noch entwischten Entdeckungen bereichert zu sehen, blieb der letzte für Literatoren noch übrige Wunsch. Da Hr. D. sich zu Erfüllung desselben nicht entschließen wollte, so war Hr. P. gerade der Mann, der durch eine Reihe eben so verdienstlicher Arbeiten, auf kein geringeres Zutrauen Anspruch zu machen hatte, und dasjenige, womit er nunmehr seine bibliologischen Versuche krönt, macht dem Eifer dieses unermüdeten Gelehrten um desto mehr Ehre, da er sie in einem Zeitpunkte mittheilt, der für Kenntnisse dieser Art eben nicht der günstigste zu seyn scheinet: in Augenblicken nämlich, wo durch Besorgnisse für aram focumque, die Aufmerksamkeit auch solcher Literaturfreunde gestöhrt wird.

die bisher auf keine Weise von dem leidigen genius Seculi sich hatten irre führen lassen!

Dem sey indeß wie ihm wolle, vorliegendes Werk ist von so sicherem innerm Werthe, daß es Myriaden unsrer Zeitschriften und politischen Pamphlets überleben, und um desto gewisser Leser behalten wird, je seltner die Produkte des XIVten Seculi, durch den zerstöhrenden Geist unsrer Tage werden müssen. — Die während dieses Zeitraumes in unsrer Muttersprache geschriebnen Bücher, hat Hr. P. gänzlich von gegenwärtigen Annalen getrennt, und daran unstreitig sehr wohl gethan; weil seine Jahrbücher deutscher Literatur als ein für sich bestehendes Werk anzusehen sind, etwas mehr Umständlichkeit verlangten, und für den Ausländer, der deutsch versteht, nach wie vor offen bleiben. — Die lateinisch und in andern Sprachen gefertigten Bücher stehen nach ihren alphabetisch geordneten Druckplätzen bis und mit 1500 aufgestellt, und auch diese Methode ist ohne Zweifel beyfallswürdig. In ununterbrochner Folge, blos nach den Jahren gerechnet, würde das Ganze höchstmonoton, minder lehrreich, und zum Nachschlagen noch weit unbequemer geworden seyn. Abbeville ist der erste hier aufgeführte Druckplatz, und Lüneburg der letzte des Bandes. Werke, wo Angabe von Jahr, Ort und Offizin, oder eines dieser Kennzeichen fehlen, Gleichheit aber oder Aehnlichkeit der Typen den Drucker verrathen, sind jedem Platze, welcher unbestrittene Merkmale aufzuweisen hat, angehängt. Erzeugnisse solcher Pressen, deren Lokal noch nicht sich entdecken ließ, bleiben zum Anhange des ganzen Werks aufgespart. Freylich wird mancher Artikel sine die et consule, den man in diesem Bande schon findet, wohl nicht immer seine Stelle darin behaupten; allein der daraus etwa entstehende Irrthum ist so gering, und so leicht, wenn es Noth thun sollte, zu verbessern, daß man vor der Hand dem Herausgeber Dank dafür wissen muß, seine eignen Erfahrungen, und die Conjekturen andrer Bücherkenner auch hierzu benutzt zu haben.

Was endlich die mit den nöthigen Datis versehenen, und in diese Annalen wirklich aufgenommenen Artikel betrifft: so geht Hr. P. mit einer Vorsichtigkeit, Bestimmtheit und Kürze zu Werk, die dem rühmlichen Beyspiele, womit Hr. Denis ihm vorangegangen war, um nichts nachstehen. Bibeln z. B. und andre durch vorzügliche Seltenheit, innern Werth,

 oder

oder irgend eine Merkwürdigkeit sich auszeichnende Bücher werden, wie billig, durch individuelle Merkmale so kenntlich gemacht, daß der Liebhaber dennoch über Undeutlichkeit nicht wird zu klagen haben, und wenn es auf eine editio princeps oder dergleichen ankommt, sicher Raths sich erhohlen kann. — Auf Druckfehler stößt man nur äußerst selten, und zu Gewährsmännern sind, wo es irgend möglich war, nur die besten und sichersten ausgesucht worden: Katalogen z. B. die von merkwürdigen Sammlungen in Italien, Frankreich und Holland seit wenig Jahren erst zum Vorschein gekommen. Diesen hat unser Vaterland noch nichts ähnliches aufzuweisen; weiß aber, den Musen sey Dank! was in den Büchern selber steht, doch ungleich besser als seine reicheren Nachbarn. Was übrigens dem Annalisten nur im geringsten zweydeutig und ungewiß schien, ist nicht ohne Merkzeichen geblieben. Anmerkungen erlaubt sich Hr. P. nur sparsam, und das mit eben der lakonischen Kürze, die er sich überall zum Gesetz gemacht hat, und die um so verdienstlicher ist, da man dem kundigen Manne oft gern noch länger zuhören möchte. Der zahlreichen von **Denis** gelieferten Zusätze ungeachtet, hat der Fleiß unsers Sammlers dennoch erhebliche Nachlesen aufzutreiben gewußt; und nur wenige Blätter sind ohne neue mit Sternchen versehene Bereicherungen geblieben. Druck endlich und Papier sind so gut, als ohne unbillige Zumuthungen für unsern Geldbeutel sich thun ließ; und auch hier hat der Herausgeber durch Platz- und Zeitsparnisse wirklich geleistet, was von einem Schriftsteller, der nur nützlich seyn will, verlangt und erwartet werden konnte!

Rec. glaubt alles gesagt zu haben, was von ihm zu Empfehlung eines so lange gewünschten Werks beygebracht werden mußte. Daß übrigens die Erndte eines so weitschichtigen Feldes noch immer neue Spicilegia erlauben wird, versteht sich von selbst. Nunmehr aber da **Maittgire** von seinem Unkraut so fleißig gesäubert ist, auch mit den Supplementen des Hrn. D., und so viel andrer Beobachter ein Ganzes ausmacht, wird es desto leichter werden, den reinen Ertrag mit einigen Körnern zu vermehren, ohne daß man Gefahr läuft, und wie oft ereignete sich dieser Fall! das zu thun, was schon längst gethan war. Die Kleinigkeiten und einzelnen Berichtigungen, die Rec. etwa beysteuern könnte, sammelt solcher für den Supplementband, der bey einem Werke dieser Art

nicht

nicht ausbleiben darf, und nebst den nöthigen Registern uns auch versprochen wird. Noch aber glaubt man von einem so brauchbaren Buche nicht Abschied nehmen zu dürfen, ohne denjenigen Lesern unsrer A. d. B. die es sogleich nicht zur Hand haben möchten, die Liste wenigstens der Druckplätze vorzulegen, über deren Produkte sie schon in diesem ersten Bande erwünschte Auskunft finden werden. Um die alphabetische Reihe nicht zu unterbrechen, hat Excerpent einige dieser Namen lateinisch beybehalten. Die neben ihnen und andern befindliche Ziffer zeigt die Summe der aus ihren Pressen gekommenen Artikel an; wo es nämlich der Mühe werth schien, solche bemerklich zu machen:

Abbeville, Acqui, St. Albons, Albiae, Aldenardae, Alost, Altavillae, wird bey Mainz vorkommen, Angers, Aegouleme, Antwerpen, Aquila, Argentorati: 526, Ariminí, Avignon, Augsburg: 256, Aureliani, Civitas Austriae in Friaul, Bamberg, Barcellona, Basel: 320, Bergamo, Beronae, Besaçon, Bologna: 298, Brescia: 151, Brügge, Brunn, Brüssel, Burdigala, Burgdorf, Burgos, Buscoducis, Caen, Caesar Augustae (Saragossa), Cagli im Herzogthum Urbino, Capua, Casale, Cassel bey Dinant, Chablies, Chamberi, Civasso, Clugei, Colle im Florentinischen, Cölln: 530, Como, Constantinopel, Cracau, Cremona, Culenburg, Cosenza, Daventer: 169, Delft, Dijon, Dole, Erfurt, Esii, (Jesi in der Lombardey) Eßlingen, Eichstädt, Ferrara: 69, Florenz: 391, Forlivi, Freyburg im Brisgau, Freisingen, Fuligno, Gajetae, Ghend, Geneve, Genua, Gouda, Gradiska, Grenada, Hafniae, Hagenau, Hamburg, Harlem, Hasselt im Lüttichischen, Heidelberg, Herbipoli, Hispali oder Sevilla, Holmiae, Ilardae, Ingolstadt, Kuttenberg, Lantriguieri, Laugingen, Leiden, Leiriae in Portugal, Leipzig: 351, Lodeac in Bretagne, London nur 31, Löwen: 116, Lübeck, Lucca, Lyon: 468, Lüneburg.

Unter diesen 91 Druckplätzen nehmen, wie man sieht, Cölln und Strasburg durch die Menge ihrer Erzeugnisse sich am meisten aus. Gerade von diesen, so wie auch von Basel, Lyon und vielen andern erheblichen Städten fehlen an Ort und Stelle aufgenommene Verzeichnisse ganz und gar, und doch hat die Geduld unsrer Literatoren den Abgang dieses lokalen Hülfsmittels zu ersetzen gewußt. Harlem, das unge-

 bühr-

bährlicher Patriotismus so gern zur Geburtsstadt der Kunst erheben wollen, kennt nur seit 1481. mit Jahrangabe versehene Drucke; bis 86. deren nur 15; von da aber bis 1561. keinen einzigen! Doch auf dergleichen Bemerkungen, wozu auch dieser erste Band schon hinlänglichen Stoff giebt, muß Rec. Verzicht thun, um noch zum Beschlusse zu sagen, daß wenn Hrn. Breitkopfs so lang erwartetes Werk über die Geschichte der Buchdruckerkunst endlich erscheint, Deutschland sich rühmen kann, über diesen Zweig der Literatur ein Paar Werke zu besitzen, die wenig oder nichts weiter zu wünschen übrig lassen werden. Daß zwey Ausländer, — denn auch Prosper Marchand verdient einen ehrenvollen Platz — uns den Rang des ersten Versuchs abliefen, war schon ein seltner Fall; noch mehr würd' es der seyn, daß deutscher, seinen Gegenstand erschöpfender Fleiß, nicht desto reichlicher für diesen kurzen Verzug uns entschädigte!

F.

Arzneygelahrheit.

Repertorium chirurgischer und medizinischer Abhandlungen für praktische Aerzte und Wundärzte, aus den wichtigsten und neuesten englischen Zeitschriften. Erster Band. Mit Kupfern. Leipzig, bey Reinike, 1792. 368 S. in 8. 1 Rg. 14 gr.

Diese Sammlung soll aus den vorzüglichen englischen Zeitschriften übersetzte Beobachtungen, Kurarten und Bemerkungen aus der Wundarzneykunst, Entbindungskunde, Klinik und Pharmakologie aufnehmen, welche dem deutschen Publikum bekannt zu werden verdienen; ferner sollen auch kurzgefaßte Abhandlungen der Engländer, die außer den Zeitschriften herauskommen, hier ganz vorgetragen werden, wenn ihr Inhalt es verdient. Daß dergleichen Sammlungen sehr nützlich sind, und die Sammler sich das deutsche Publikum verbindlich machen, ist längst entschieden, zumal wenn ihre Wahl der Abhandlungen dem Zwecke recht angemessen bleibt, und sie nicht einen Werth deswegen darauf setzen, weil ein Engländer der Verfasser war. Die im gegenwärtigen Bande gesammleten Aufsätze stehen unter vier besondern Abtheilungen; die

die erste ist den chirurgischen gewidmet, die zweyte den Fällen aus der Entbindungskunde, die dritte den medizinisch praktischen Beobachtungen, und die vierte denen, die zur Arzneymittellehre gehören. Es verstattet der Raum hier nicht, mehr als eine kurze Anzeige von dem Inhalte selbst zu geben. — Die seltenen Fälle aus der praktischen Wundarzneykunde sind hier folgende: 1) Edward Ford über einen Fall, wo beym Abzapfen des Urins bey einer Schwangern der Katheder in die Blase geschlüpft und geraume Zeit darin geblieben war. Der in der Blase gebliebene Katheder verursachte schmerzhaftes, unwillkührliches Harnen, wobey Eiter und Blut mit abgieng. Es war zugleich nahe an der Mitte des Gesäßmuskels am Hinterbacken ein Hohlgeschwür entstanden, aus welchem Eiter und Harn floß. Hievon war die Kranke schwach und abgezehrt geworden, und hatte verschiedene Monate hindurch die größten Schmerzen im Blasenhals und Hohlgeschwür von der Bewegung aus dem Bette aufzustehen, erlitten. Das kolbigte Ende des silbernen Katheders hatte sich durch die Blase gebohrt, und das Hohlgeschwür veranlasset. Man suchte der Kranken zuförderst Kräfte zu verschaffen, und nahm vermittelst einer Operation den Katheder durch die Harnröhre heraus. Jener war mit einer Steinrinde überzogen. Die Kranke genas nachher, das Hohlgeschwür schloß sich und der Harn nahm seinen natürlichen Weg. 2) Derselbe über den verschlossenen After eines neugebohrnen Kindes. Die Operation war zwar nicht ganz ohne Wirkung, weil Ausleerungen darauf folgten. Das Kind starb aber doch, und in der Leiche fanden sich Spuren der Entzündung des Dickdarms. Der Darmkanal endigte sich in einen blinden Sack einen Zoll vor Oeffnung des Afters. Zwischen After und Darm war der Raum mit einer widerstehenden ligamentösen Substanz besetzt. 3) Will. Goodwin über eine höchst seltene Knochenerweichung, mit Dr. Hamiltons ertheilten Bemerkungen. Das unglückliche Weib, von deren Krankheit hier die Rede ist, erlitt ohne äußere Gewaltthätigkeit in drittehalb Jahren drey und zwanzig Knochenbrüche (wie man glaubte). Sie empfand vor dem Bruche selbst Schmerzen in den Knochen, welche in der ersten Zeit länger, gegen die letzte Zeit aber nur wenige Tage vor der Erweichung der Knochens diese ankündigten. Die Kranke starb im [illegible]sten Jahre. In der Leiche fand man alle Knochen erweicht, am wenigsten noch die der untern Glieder,

 am

am mehresten die [illegible], die [illegible] und Knorpeln glichen. Uebrigens that sich kein Zeichen einer Schärfe hervor. Zwar waren die Skrofeln an verschiedenen von ihren Verwandten bemerkt und eines ihrer Kinder litt gleichfalls daran, allein sie selbst hatte nie dergleichen an sich gehabt. So war sie auch nie einer Merkurialkur unterworfen gewesen. — John Hunters Bemerkungen über den eben beschriebenen Fall mit einigen allgemeinen Betrachtungen über diese Krankheit, aus einem Briefe desselben an Dr. Simmons. Er hält diese Krankheit für eine Art Zweywuchs, der aus einer Anlage zur Einsaugung der Substanz aus einem Knochen, oder aus einer Ungleichheit zwischen dem Vermögen neuen Knochenstoff abzusetzen, und dem, den alten abzuführen, entsteht. Die Knochen werden dann durch Verlust der erdichten Substanz so weich, daß sie den Flechsen ähnlich sind. — An dem ihm geschickten Arme der gedachten Kranken fand er die Knochen ungewöhnlich an Gefäßen reich, das Armbein am mehrsten erweicht, aber vollkommen krankhaft, die äußre Lamelle daran noch größtentheils mit erdichter Substanz versehen, die innern Blätter aber ganz weich. Eine zwey Zoll lange Strecke desselben, und eine andre kürzere, hatte keinen völlig knöchernen Ueberzug, und in diesen Stellen ließ sich nun der Arm so leicht biegen, als wenn der Knochen völlig zerbrochen gewesen wäre. Daraus schließt er, daß man diese Biegsamkeit fälschlich für Beinbruch genommen habe. Eben solcher Umstand fand sich am Ellenbogenbeine und der Spindel, wo gleichfalls kein Bruch gewesen war, wie solches vom Hrn. Goodwin in obiger Beobachtung behauptet ist, der sich durch die ungewöhnlich leichte Biegsamkeit des Arms hatte täuschen lassen, und auf das zweyte Kennzeichen eines Knochenbruchs, nämlich das Geräusch der Knochenenden nicht mochte geachtet haben. 4) Richard Halls Beschreibung einer glücklichen Ausrottung eines außerordentlich großen Scirrhus am Hodensack. Die ausgeschnittene und von Feuchtigkeiten befreyete Geschwulst wog sechs und dreyßig und ein halbes Pfund. Die Hoden waren völlig gesund. Dieser Scirrhus war von selbst entstanden, und hatte in 40 Jahren diese erstaunliche Größe nach und nach angenommen. Bey der Operation nahm man die Hoden mit Unterbindung des Saamenstranges ohne üble Zufälle weg. Ueberhaupt war der Kranke binnen 9 Wochen geheilt. 5) Thomas Tomlinsons [illegible] und glück-

licher

über [illegible] der Radikalkur des Wasserbruchs; Auf den Rath des Hrn. Mynors, dadurch bey der Operation dieses Bruchs die Kurart zu erleichtern und abzukürzen, wenn man gleich bey Unternehmung derselben die durch den Schnitt getrennten Theile wieder zu ihrer Vereinigung bringe und so verwachsen lasse, heilte der Verf. einige dergleichen Kranke in 15 Tagen völlig gründlich, und ersparte ihnen an Schmerz und Fieber die großen Beschwerden, welche die Pottsche Methode zuführt. Er machte nämlich an der ganzen Seite des angeschwollnen Hodensackes die Länge hinab mit aller Behutsamkeit bis auf die Scheidenhaut einen Einschnitt, und durch diese an ihrem obern Theile eine Oeffnung; und dann, nachdem er den Finger eingebracht, erweiterte er die Oeffnung bis zum untersten Theile der Geschwulst, indem er ein ovales Stück der Haut wegnahm, damit die Ränder genau an einander passen konnten. Da er dies gethan, den Hoden genau untersucht und völlig unverletzt gefunden hatte, zog er die Ränder der Haut zusammen, und erhielt sie durch angebrachte Hefte in ihrer gehörigen Lage. Aller Sicherheit wegen legte er noch Heftpflaster darüber, und überdies einen Verband, vermittelst einer zwey Finger breiten, drey Ellen langen Binde an, die er einmal um den Leib führte. Den Kranken ließ er dann ins Bett bringen, und ihn unter den Hodensack ein mit Kleyen angefülltes Kissen legen, welches er dem einem Tragbeutel ähnlichen Verbande weit vorzieht. Bey dem geringen Wundfieber gab er Salztränke mit etwas Spießglanzwein. Den vierten Tag ließ er den Verband abnehmen, und fand eine allgemeine Verbindung der getrennt gewesenen Theile mit der leichtesten Entzündung. Den fünften Tag nahm er die Hefte ab. Das Fieber verlor sich, und der Kranke näherte sich der Heilung mit starken Schritten, und war nach 19 Tagen beendigt. — Gewiß verdient diese Kurart die beste Empfehlung. Außer gedachtem Hrn. Mynor hat auch Hr. Vaux auf diese Art glücklich operirt. 6) Joseph Brandish über den kalten Brand des Unterschenkels. Der kalte Brand hatte von Zehen an das Bein bis an das Knie eingenommen. Durch fleißige Bähungen und reichlichen innerlichen Gebrauch der Fieberrinde erfolgte nach 10 Tagen eine völlige Absonderung, und das Schienbein nebst der kleinen Röhre lösten sich vollkommen von selbst ab. Uebrigens erzeugte sich in der Folge ein so wohlgebildeter Stumpf, als wenn eine künstliche Ablösung vorhergegangen wäre. — Eine

 ähn-

ähnliche Beobachtung hat [illegible] zu machen Gelegenheit gehabt, wo ein Faulfieber die künstliche Ablösung nicht zuließ, und durch anhaltenden Gebrauch antiseptischer Mittel das Fieber bezwungen, und die Knochen des Unterschenkels zum natürlichen Ablösen gebracht wurden. n) Everard Home's Beschreibung der Hunterschen Methode, die Schlagadergeschwulst in der Kniekehle zu operiren. Die Gefahr einer Blutung zu vermindern, wird die Schlagader in einiger Entfernung von der Geschwulst unterbunden, da denn nach aufgehobenem Drang des arteriösen Bluts auf den Sack der Ader dieser von selbst durch die Wirksamkeit der Natur sich nach und nach verliert, und die Operation daran nicht erfordert wird. Bey dem ersten Versuch dieser Methode wurde die Schlagader etwas unter der Mitte des Schenkels viermal und nur so fest unterbunden, daß die innern Seiten der Ader zusammen treffen konnten. Durch die vierfache leichte Ligatur wurde also das Gefäß in einer längern Strecke geschlossen, um den Mangel des dichtern und festern Unterbindens zu ersetzen, und dadurch einen starken Druck zu vermeiden. Nachher und nachdem zuvor die Enden der Ligaturen so gelegt waren, daß sie aus der Wunde hervorragten, wurden die Ränder der Wunde zusammengebracht und mit Heftpflastern und Verband gehalten, daß sie sich bald vereinigen möchten. Die Geschwulst verlor sich von dem nächsten Tag an immer mehr. Die Wunde hatte sich am 4ten Tage ohne Entzündung in ihren Rändern vereinigt. Durch eine Kompresse und das Tourniket, welche man in der Richtung der Arterie auf die Wunde anbrachte, machte man einen mäßigen Druck, um den Einfluß des Bluts zu hemmen, und eine Blutung zu verhüten. Nachher ließen sich die Ligaturen herausziehen. Nach 6 Wochen ward der Kranke entlassen, da sich die Adergeschwulst mehr noch gesetzt hatte und fester geworden war. — Die vernarbte Wunde brach nachher einigemal wieder auf, weil noch Fäden von den Ligaturen darin geblieben waren, und sie schloß sich völlig, als sie davon ganz befreyet war. Zu eben dieser Zeit war auch nicht die mindeste Geschwulst in der Kniekehle mehr zu bemerken. — Die Vorzüge dieser Methode sind auffallend. Sie ist einfacher und weniger gefährlich, als die gewöhnliche. Hr. Hunter hat nachher die Menge der Ligaturen verworfen, und giebt der festern den Vorzug, weil die Heilung durch jene aufgehalten wird, da sie langsam losreissen, welches bey der festern und wenigern geschwinder geschieht. Da ist es auch bequemer

die

die Wunde nicht gleich zur Vereinigung zu bringen, sondern sie gehörig sich entzünden und eitern zu lassen, weil man dann eher im Nothfall an die Ader kommen kann. — Der Verf. dieses Aufsatzes erzählt in einem Nachtrage, was er durch die Zergliederung an den Schenkeladern des nach der Hunterschen Methode operirten Kranken, der ½ Jahr darnach am hitzigen Fieber gestorben war, bemerkt hat. Zur Erläuterung dient hiebey ein Kupfer. Er bringt zugleich ein Beyspiel bey von einer unglücklichen Operation, die Hr. Pott nach der gewöhnlichen Methode verrichtet hat, und erzählt einen andern Fall, in welchem die Natur selbst einen Schenkelschlagaderbruch durch Verschließung des obern Theils der Arterie mit geronnenem Blute heilte, in welchem schon der Brand bevorzustehen schien. 8) **John Evans über ein außerordentlich großes Ueberbein auf dem Handrücken.** Es wurde aufgeschnitten, enthielt harte klare Körperchen, wie unreife Haselnußkerne. Der Sack wurde mit Höllenstein weggeätzt, und mit Digestivsalbe und einer schicklichen Binde die Wunde geheilt, ohne Zwischenkunft verdrießlicher Umstände. 9) **John Rodbard über die Zerreißung der Achillesflechse und deren leichte Kurart.** Diese und eine zweyte ähnliche Beobachtung beweiset, daß das Ausgestreckthalten des Fußes bey der Kur nicht nöthig sey, welches in der Folge beym Gehen nur Beschwerden veranlaßt. Man darf den Fuß nur in der natürlichen Lage halten lassen, und eine leichte Binde mit Goulardischem Bleywasser zuweilen angefeuchtet, um die Ferse anlegen. Die Natur füllt die Lücke zwischen den abgerißnen Enden mit bindendem Stoff aus, und vereinigt sie dadurch vollkommen mit einander. 10) **Jos. Brandish über Knochenfraß des Unterkiefers, nebst Kupfer.** Ein aus Rosenhonig und Myrrhentinktur bereitetes Gurgelwasser und der innerliche Gebrauch eines Fieberrindenaufgusses brachte den Schaden zur Heilung, dabey der angefreßne Knochen sich absonderte. Die hier mitgetheilten Beobachtungen betreffen Kinder. Die Ursache der Krankheit blieb unbekannt. Doch schien in den Zahnhöhlen Eiter gesteckt und das Uebel erregt zu haben. Beym Verpflanzen der Zähne können ähnliche Fälle entstehen, wenn in der Zahnhöhle sich Eiter erzeugt und darin eingeschlossen wird. 11) **John Hale über einen Bruch des Brustbeins und dessen glückliche Kur.** Es erforderte die Kur viele Zeit, ehe sich die Knochenabsonderung möglich machen ließ, mit welcher die

Wie-

Wiedervereinigung der gebrochenen Theile zugleich erfolgte. Der Kranke hatte indessen mit schweren Brustzufällen, Entzündung, Eiterung und Schleichfieber zu kämpfen. Wahrscheinlich wäre die Sache leichter gegangen, wenn das Uebel im Anfange der Kur nicht verkannt wäre. Nach der gänzlichen Heilung war der Kranke doch nicht anders im Stande Seitenbewegungen mit der Brust zu machen, wenn er nicht einen breiten elastischen Gurt um dieselbe angelegt hatte. Mit diesem aber konnte er seine Tischlerarbeiten in aller Absicht ungehindert verrichten. 12) **Robert Kinglake über eine plötzliche Geschwulst der Schenkelschlagader.** Ein durch einen heftigen Stoß veranlaßtes frisches Anevrisma, von beträchtlichem Umfang, wurde blos durch einen starken Druck mit Kompressen und Tourniket glücklich geheilt, ohngeachtet, bevor das Blut die kleinern Arterien gehörig erweiterte, im Bein und untern Schenkel und im übrigen Körper unangenehme Zufälle entstanden. 13) **Edward Ford über zwey besondere Fälle eines Hirnschalenbruchs und eine durch Glas an der Hirnschale verursachte tödtliche Wunde.** Der erste Fall betrifft einen ungemein großen Hirnschalenbruch mit Trennung der natürlichen Kopfnäthe. Man war nicht im Stande, die Bedeckungen überall, so weit die Beschädigung reichte, durchzuschneiden. Es endigte sich die Kur doch dadurch glücklich, daß man der unter dem Knochen sich sammlenden Feuchtigkeit hinreichenden Ausfluß verschaffen und den Kranken mit stärkenden Mitteln zu Hülfe kam. Der zweyte Fall verrieth weniger Gefahr. Der Kranke befand sich einige Wochen nach der Beschädigung so gar völlig gesund, bis auf eine nicht schmerzhafte Geschwulst am Hinterhaupt, nach deren Oeffnung sich der Schädelbruch entdeckte. In der Geschwulst war helle Lymphe, dergleichen auch in Menge aus der Wunde floß. Die Hirnhaut war unverletzt, und der Schaden heilte bald. — Beyde Fälle bestätigen, daß Hirnschalenbrüche dem Körper fast gar nicht schaden, wenn kein Druck auf das Gehirn oder dessen Häute, wodurch das Gehirn mit leidet, zugleich vorhanden ist. — — Der dritte Fall beweiset blos die gefährlichen Folgen von Gehirnerschütterungen. Denn der Knochen war von dem Glase zwar verwundet, aber die Wunde nicht durchgegangen. Das Gehirn fand man mit Lymphe überschwemmt, als die Zergliederung der Leiche vorgenommen wurde. 14) **Richard Sparrow über vier durch die Ausziehung gemachte glückliche**

Staar-

Staaroperationen. Der Verf. unternimmt nach der Operation gegen die zu besorgende Entzündung nichts, als reichliches Aderlassen. Die Augen verbindet er mit blosser Charpie, und läßt, wenn in der Folge die Augliedder zusammenkleistern, die Kranken mit ihrem Speichel sie anfeuchten. In allen vier Fällen war nur jedesmal ein Auge operirt. Die Kranken mußten dann auf der dem operirten Auge entgegengesetzten Seite im Bette liegen, zur Verhütung eines Staphyloms und Ergusses der gläsernen Feuchtigkeit. 15) Dr. George Carlisle über einen außerordentlichen Hodensackbruch, worin beynahe die sämmtlichen Eingeweide des Unterleibes getreten waren. Man lieset hier einen umständlichen Sectionsbericht. 16) Will. Moreland über eine glückliche Operation der Brustwassersucht. So selten der Erfolg von dieser Operation glücklich ist, so viel mehr interessirt diese Beobachtung. Ein besonders guter Umstand dabey war ohnstreitig, daß gleich nach der Ausleerung des Wassers aus der Brust der Harn häufiger als vorher zu fließen anfieng, und die Menge des Getränks überstieg, welches genossen war. Häufige Brustkrankheiten hatten die Anlage zu dieser Wassersucht gemacht, und ein Schmerz in der rechten Lunge war längere Zeit vorhergegangen, ehe ein Vollseyn in der rechten Brustseite und Mangel des Harnabganges eine Fluktuation bemerkt wurde, mit welcher sich die Zufälle der erschwerten Respiration verbanden. Die Operation selbst wurde an der bekannten Stelle durch einen 4 Zoll langen Einschnitt gemacht. 17) Dr. Sam. Foart Simmons über einen Fall des Knochenfraßes am Rückgrat. Der Kranke starb ausgezehrt. Man entdeckte nach dem Tode erst die Ursach seiner Lähmung der untern Gliedmaßen, des Aushustens mit Eiter gemischter kleiner Knochen und der Krümmung des Rückgrats in der Beinsäule des 7ten Rückenwirbelbeins, welche mit den hier stark angewachsenen Lunge Gemeinschaft, und die Häute des Rückenmarks größtentheils verdorben hatte. 18) Edward Ford über einen glücklich behandelten Fall einer Wassersucht des Auges. Zum Sehen war das Auge bereits unbrauchbar. Der Verf. ließ durch einen starken Schnitt das Wasser heraus. Die Wunde heilte, aber das Uebel kam wieder. Er suchte daher die vereinigende Entzündung zu bewirken, um dadurch gründlich zu heilen, und erreichte seinen Zweck. Er brachte durch die vordere Kammer vermittelst einer Nadel einen doppelten seid-

nen

nen Faden, verband mit Bleywasser. Darauf entstand eine beträchtliche Entzündung mit einer leichten Vereiterung, wobey das gesunde Auge nichts litt. Nach ausgenommnem Faden setzte sich die Entzündung, das Auge wurde kleiner, als es von Natur gewesen war, und ist nun 5 Jahre lang so geblieben. 19) Derselbe über eine merkwürdige Operation eines Armbruchs. Die Armspindel war vor 11 Monaten gebrochen, des gehörigen Verbandes und andrer angewandten Mittel aber ohngeachtet nicht zur Heilung zu bringen gewesen. Die gebrochnen Enden rieben sich deutlich an einander. Indessen hatte der Kranke keine Beschwerde davon, und sein Arm war natürlich gestaltet, ob er gleich, als Schuster, immerfort arbeitete. Man suchte durch einen Schnitt bis zu dem Bruche die Ursach zu heben, welche die Vereinigung der Knochen hinderte, oder durch die darauf folgende Entzündung die Erzeugung des Kallus zu erregen. Man fand zwischen den Enden der Knochen nichts von einer Membran, und sie selbst völlig rauh, die Knochenfläche aber mit der Beinhaut gehörig bekleidet. Diese wurde sowohl am obern als untern Knochenende mit einem Spatel abgeschabt, die Wunde mit Charpie ausgefüllt, und mit der 18köpfigen Binde verbunden. Es stellte sich ein leichtes Fieber ein, weshalb Blut gelassen wurde. In den ersten 3 Wochen kamen kleine abgestoßne Knochenstückchen, wie Sandkörner, ohne schwärzliche Farbe zum Vorschein. Der Knochen wurde mit frischen Fleischwärzchen bedeckt, nach 5 Wochen erzeugte sich doch erst der Kallus. Nach 8 Wochen entdeckte man kein Geräusch im Armknochen, und in 3 Monaten war der Kranke hergestellt. 20) Ueber einen für eine Pulsadergeschwulst gehaltnen Absceß im Mittelfell. Ein Fall aufs Steinpflaster gab Anlaß zu diesem Schaden. Außer starker Quetschung klagte der Kranke über heftigen Schmerz im Brustbein, ohne daß ein Bruch entdeckt werden konnte. Man behandelte ihn antiphlogistisch. Schmerz und beschwerliches Athmen blieb, und nach einigen Tagen zeigte sich auf der beschädigten Stelle eine Geschwulst, welche nachher zunahm und pulsirte, wie ein Anevrisma, daß man sie für eine Geschwulst der Aorta halten mußte. Die Bedeckungen über der Geschwulst wurden mit den Tagen dünner und zerrissen, aber statt des erwarteten tödtlichen Blutsturzes ereignete sich eine starke Ausleerung von Eiter. Das Geschwür heilte bald, und der Kranke genas. — Wie täuschen doch die Zeichen! 21) Thomas Payne über

eine

eine glücklich geheilte Halswunde. Die Wunde gieng tief durch die Muskeln und die häutige Substanz zwischen dem Schild- und Ringknorpel von der linken nach der rechten Seite 5 bis 6 Zoll lang, daraus 3 bis 4 Quart Blut geströhmt war, und die Luft beym Athmen vernehmlich rauschte. In 8 Wochen war der Kranke geheilt, und in Rücksicht seines Nervenübels besser, als vorhin. Außer den zweckmäßigen äußerlichen und innerlichen Mitteln wandte hier der Verf. eine schickliche Diät an. Sie bestand in den ersten 14 Tagen in Milch und Gerstenwasser, in der dritten Woche wurde ein Brey aus Eyern und Milch, nebst etwas Pudding erlaubt, und in der vierten Woche etwas in Brühe gekochtes Fleisch. Es wurde selten, wenn es der Kranke anders nicht forderte, in der ersten Zeit die flüßige Nahrung und aus einer kleinen Theekanne gereicht, damit durch öfters Schlingen die getrennten Theile nicht zu oft beunruhigt würden.

Die seltnen Fälle aus der Entbindungskunde sind nachstehende: 1) **Richard Simmons über eine von der Natur bewirkten Wendung eines mit dem Arm eingetretenen Kindes.** Das Kind kam todt zur Welt, und so, als wenn es ursprünglich mit dem Steiß eingetreten wäre. So bald man von dem Tode der Frucht, die mit dem Arm vorsteht, überzeugt ist, sollte man es abwarten, ob die Natur nicht eine eigenmächtige Wendung bewirkt, die der Wöchnerin weniger gefährlich ist, als die künstliche. 2) Dr. **Will. Blackburne über die während der Schwangerschaft abgezehrte Substanz der Gebärmutter, nebst den bey der Leichenöffnung vorgefundnen Umständen.** Durch Vereiterung war die Gebärmutter bis auf einen geringen Ueberrest aufgerieben, welche in der Schwangerschaft die Folge von einer Entzündung war. Die Kranke kam wegen Mangel der Kräfte nicht zur Geburt, ob sich gleich zur rechten Zeit einige Wehen einstellten, die durch künstliche Hülfe nicht unterstützt wurden. Sie starb im 11ten Monat der Schwangerschaft ausgezehrt, und hatte die verwesete Frucht bey sich, in dem erdigen Rest der Gebärmutter eingeschlossen. Fauler Eiter war ihr einige längre Zeit vorher aus der Scheide geflossen. Leibschmerz beunruhigte die ganze Zeit der Krankheit hindurch. 3) **Will. Baynham über eine außerhalb der Gebärmutter vorgegangene Schwängerung.** Das völlig ausgetragene Kind wurde, als einige Monate vorher

sich

sich Geburtsschmerzen fruchtlos eingestellt hatten, durch die Operation des Unterleibes herausgenommen. Es war schon in Verwesung und von Nabelstrang und Nachgeburt nichts zu finden. 4) **Edward Jacob der jüngere über einen ähnlichen Fall.** Durch den entzündet gewordnen und durch Eiterung geöffneten Nabel kam die höchst verwesete Frucht endlich heraus, und die Mutter genas wieder. 5) **Michael Underwood über eben den Gegenstand.** Die bedaurenswürdige Kranke erlitt von solcher Schwangerschaft 40jährige Beschwerden, unter welchen sie sehr langsam die Knochen der Frucht mit dem Stuhlgang von sich gab. 6) **B. Willmer über eine Menge aus der Gebärmutter abgegangener Wasserblasen.** Vor dem Abgang derselben gieng ein wiederholter Blutsturz her, welcher diesen auch begleitete. Die Anhäufung dieser Hydatiden machte die Kranke glauben, sie sey im 5ten Monat schwanger. Nach wieder erlangten Kräften stellte die Gesundheit sich völlig ein. 7) **Dr. Maxwell Gartshores besondere Fälle durch die zerrissene Gebärmutter in die Bauchhöhle getretener Früchte.** In dieser dem Geburtshelfer lehrreichen Abhandlung stellt der Verf. eigne und fremde Beobachtungen über die Fälle zusammen, da die Frucht aus dem Eyerstock, der Muttertrompete, der gerißnen Gebärmutter und der Scheide in den hohlen Leib getreten ist, um daraus Regeln für die Praxis zu abstrahiren, sowohl in Rücksicht der Prognose, als auch zur Entscheidung, ob und wenn eher man durch die Kunst Hülfe verschaffen, oder der Natur allein das Ganze überlassen soll. 8) **Besondre Aeußerung eines berühmten Arztes und Geburtshelfers in London.** Eine Kreissende konnte wegen höchst engen Beckens durchaus nicht entbunden werden. Man half dadurch, daß man, noch ehe die Kräfte zu sehr geschwächt wurden, die Frucht behutsam enthirnte, und am vierten Tage, da die Fäulniß in dem Körper des Kindes eine große Biegsamkeit aller Gelenke, daß das ganze Volumen desselben in einen viel kleinern Umfang zusammen zu drücken war, bewirkt hatte, die Entbindung vollbrachte, wovon die Gebärende weder Beschwerden noch Nachtheil erlitt. — Diese Beobachtung bringt den Mann auf die Idee, daß man durch dieses Verfahren weder Kayser- noch Schaambeingenschnitt nöthig habe, wo das Becken zu eng ist. — Darf der Geburtshelfer aber unbedingt das Kind morden, wo es möglich ist, auf andre Weise es nebst der Mutter zu erhalten? — Es scheint

doch

doch nicht an Beyspielen, da dies durch den Kayserschnitt geschehen ist. Vom Tode des Kindes überzeugt, mag der Geburtshelfer die Ausführung dieser Idee sehr vortheilhaft finden. — 9) Everard Home's Beschreibung eines doppelköpfigen Kindes, nebst einem Kupfer. Eine für die Praxis entbehrliche Beobachtung, welche blos eine Naturseltenheit betrifft.

Besondere Fälle aus der praktischen Arzneykunde. Unter dieser Abtheilung kommen folgende Beobachtungen vor. 1) David Dundas über lang ausgebliebene Wasserscheu. Nach 1½ Jahr brach die tödtliche Wasserscheu aus. — Das lehrreichste in dieser Erzählung ist, daß man eine leichte Wunde von einem wilden bissigen Hunde, dessen Tollheit zwar unerwiesen ist, nicht so leicht behandeln muß, als der Verf.; sondern auch auf den Fall der Nichtnothwendigkeit sie eben so vornimmt, wie die größte und von wirklich wasserscheuen Thiere verursachte Verletzung. Die Sorgfalt des Arztes macht dies zur Pflicht, und das bischen Unbequemlichkeit, welches der Kranke durch solche Kur mehr empfinden muß, sichert ihn für das fürchterlichste aller Uebel. Darum ists sichrer, einen um sich her alles beißenden Hund für toll zu halten, als einem wirklich tollen in der Ungewißheit die Tollheit abzusprechen. — Nach dem Ausbruch der Wasserscheu waren die Quecksilbereinreibungen, Blasenpflaster auf dem Rücken ohne allen Nutzen. Der Kranke blieb vernünftig, scheuete das Wasser, war beständig ängstl, fieberte zuletzt, bekam Zuckungen, die auch dem Leben ein Ende machten. 2) J. S. Webster über eine ganz besondre Art des Sehens. Eine Nyktalopie blos beschrieben, ohne pathologischen und therapeutischen Nutzen. 3) Bemerkungen über den Gebrauch des Arseniks in Wechselfiebern, von Dr. Robert Willan. Der Verf. zählt 47 Fälle auf, (wovon 7 genauer erzählt werden) wo er eine Arsenikauflösung, nach Dr. Fowler bereitet, in deren 80 Tropfen ohngefehr 1 Gran Arsenik war, gegen alle Arten Wechselfieber nach geschehener Ausleerung sogleich hülfreich fand, ohne Nachtheil der Kranken, daß er dies Mittel für das sicherste und bewährteste in diesen Krankheiten hält. Unter diesen Kranken war ein Kind von 5 und ein Greis von 70 Jahren. Die kleinste Dosis war 2 und die stärkste 12 Tropfen, welche täglich dreymal mit Gerstenwasser eingenommen wurden. — Der Gedanke an aqua tophana macht

diese Arzney doch den mehresten Aerzten noch verdächtig. Vielleicht äußert sich der Schaden auch später, als die Aerzte ihre mit Arsenik Geheilten beobachtet haben. Auf alle Weise sind die Experimente mit dieser Arzney höchst gefahrvoll. — 4) **Ungewöhnliche Entzündung des Kehldeckels von Thomas Mainwaring, Apotheker in London.** Ganz allein litt der Kehldeckel, und die benachbarten Theile blieben unverletzt. Er war vom Blute so strotzend angefüllt, daß er in die Höhe gerichtet stand, und der Eichel des männlichen Gliedes bey der stärksten Erektion glich, weder Speise noch Trank in den Schlund durchließ und heftig schmerzte. Blutigel, Zugpflaster und die übrigen antiphlogistischen Mittel halfen nicht schnell. Am 20sten Tage konnte erst etwas Flüßiges niedergeschluckt werden. — 5) **Richard Moyle über ein in den Luftröhrenästen erzeugtes Schleimgewächs, nebst Bemerkungen über die Bildung solcher Substanzen in den Lungen. Mit einem Kupfer.** Der gerinnbare lymphatische Theil des Blutes scheint hieran mehr Theil zu haben, als der aus den Drüsen abgesonderte Schleim. — 6) **Robert Smiths glückliche Behandlung einer mit sehr bedenklichen Zufällen begleiteten Leberentzündung.** Sie kam zur Vereiterung. Es dauerte lang, ehe die Genesung bey angewendeten antiseptischen und stärkenden Mitteln herbeygeschafft werden konnte, weil das Septische der ausfließenden Feuchtigkeit des Geschwürs hartnäckig fortdauerte und öfters wiederkam. — 7) **Einige gute Bemerkungen über die Gicht.** Sie sind weder neu, noch sehr lehrreich, außer die Vermuthung, daß le Fevre's Arkanum ein mit Zucker gemischter weißer Vitriol sey. — 8) **Dr. Edward Spry über eine elektrische Kur des Kinnbackenkrampfs und einer Lähmung der rechten Seite.** Aus der Geschichte erhellet der Nutzen der Elektrizität deutlich. — 9) **John Darby der jüngere über eine seltne Windgeschwulst.** Es war eine allgemeine Windgeschwulst nach einem Rippenbruch entstanden. Mehrere Einschnitte bis ins Zellgewebe und öfteres Ausdrücken der Luft aus den Wunden vertrieb dies Uebel. Aderlassen verhütete die Lungenentzündung, und der Kranke genas nach zehn Tagen. — 10) **James Farley Bericht von den guten Wirkungen der Quassienwurzel in gewissen Fiebern.** Es sind Fälle, wo die Kranken keine Fieberrinde vertragen konnten, und sie wegbrachen. Es werden hier Fieber von faulichter und böser-

ten Beschaffenheit angeführt. In letztern wurde Schlangenwurzel zugesetzt. Die Quassia soll weniger erhitzen, als die Rinde. — 11) **John Elliot über eine hartnäckige Leibesverstopfung.** Klystiere brachten zwar Unreinigkeiten heraus, die Laxanzen wirkten aber auch beym anhaltenden Gebrauch nicht, daß auch mit dem Schluß der Beobachtung noch kein ordentlicher Stuhlgang erfolgt war. — Es ist doch immer Schade, wenn die Beobachter das Ende der Krankheit nicht abwarten, indem sie ihre Beobachtung bekannt machen, deren Werth dadurch sehr verliert, da sie zu wenig belehrt. — 12) **Thom. Henry über die arzneylichen Kräfte des Magnets.** Der Verf. hat sich selbst Zahnschmerz und Ohrenklingen mit Anhalten des künstlichen Magnets vertrieben. — 13) **Karl Kite über eine Lähmung der untern Gliedmaßen.** Eine sehr belehrende Beobachtung. Die Ursach des Uebels, das mit einem Fieber anfieng und schnelle Fortschritte machte, blieb die erste Zeit verborgen, bis über dem 3 und 4 Lendenwirbelbein eine Beule entstand, wo der Kranke mit einem Steinwurf getroffen gewesen war. Ein auf diese Geschwulst angelegtes Fontanell hatte die gute Wirkung, daß sich durch die Eiterung desselben sowohl der Abzehrungszustand, als die Lähmniß besserte, und der Kranke dadurch allein gesund und stark wurde. — 14) **Robert White über die heilsamen Wirkungen der Blasenpflaster in einem Falle, der mit Symptomen der innerlichen Kopfwassersucht begleitet war.** Der Kranke hatte heftigen Schmerz und starken Druck im Kopfe, unordentlichen, zuweilen ganz langsamen Puls, mitunter leichte Zuckungen über den Körper, ein schwaches Fieber mit unmäßigem Durst, die Augen standen schielend einwärts, die Pupille war unempfindlich, sehr weit, und das Sehen ganz verloren. Ein großes Blasenpflaster auf dem Kopf und in dem Nacken, leisteten schleunig Hülfe. — 15) **Thomas Percivals Bemerkungen über den medizinischen Gebrauch des Stockfischleberfettes (oleum jecoris Aselli) in langwierigen Rhevmatismen und andern schmerzhaften Krankheiten.** Bey den häufigen, und wie es scheint, untrüglichen Beobachtungen, welche über die Wirkung dieses Mittels, das jährlich zu 50 bis 60 Gallonen in einem englischen Krankenhause verbraucht wird, angestellt sind, darf man an seiner Wirksamkeit nicht zweifeln. Freylich wird es schwer halten, seinen unangenehmen Geruch und Geschmack in der Privatpraxis den Kranken

 annehm-

annehmlich zu machen. — 16) **R. B. Blagden über eine von der Natur bewirkte Kur einer Pulsadergeschwulst.** Diese entstand am Arme nach dem Aderlassen. Alles, was die Kunst bey der Kur geleistet hat, bestehet in den ersten komprimirenden Verband der geschlagnen Ader, und daß, ehe der Kreislauf des Blutes im Unterarme seine Stärke wieder erlangte, der Arm mit der Fleischbürste fleißig gebürstet wurde. — 17) **Dr. Will. Gilby's Bemerkungen über die gute Wirkung der Elektrizität in einer Lähmung; zum Beweise, daß man den elektrischen Funken aus den Antagonisten der zusammengezogenen Muskeln ziehen muß.** Der Verf. belegt seine Meynung, daß durch den elektrischen Reitz den gelähmten Muskeln das Zusammenziehungsvermögen wieder erweckt werden müßte, durch Beobachtungen.

Zu der **Arzneymittellehre** gehören: 1) **Dr. Patrick Russels Beschreibung des Tabaxirs. (Tabasheer.)** Eine umständliche Nachricht von der Naturgeschichte dieser sonderbaren Indianischen Arzney, die sich in den Knoten einiger Bamboosröhre aus einer Feuchtigkeit erzeugt. 2) **Gilbert Blane über die Indianische Spikenarde.** 3) **Millington über Erzeugung der Aloe auf der Insel Barbados.** 4) **Praktische Bemerkungen über die Augusturarinde, von George Wilkinson.** In Wechsel- und nachlaßenden hitzigen Fiebern, in Durchfall, der Ruhr, im Mangel der guten Verdauung, den die Fieberrinde nicht besserte, im Keichhusten, und wo es überhaupt auf Schwäche und vermehrte Reitzbarkeit ankam, innerlich gebraucht, auch in skrophulöser Augenentzündung, kaltem Brande, unreinen Geschwüren äußerlich angewandt, leistete dies Arzneymittel die erwünschtesten Dienste. Die Gabe ist gering, von 10 bis 20 Gran in Pulver. Rec. kann nach eignen Erfahrungen die gute Wirkung der Augustura bestätigen, die sie als Stärkungsmittel, und die Reitzbarkeit in die gehörigen Grenzen zurückzubringen, nicht bey Fieberkranken allein, sondern auch bey hysterisch und hypochondrisch Krampfsüchtigen in auffallendem Grade äußert.

Gk.

Dr.

Dr. Ferd. Saalmann's Fieberlehre auf praktische Beobachtungen gegründet, herausgegeben (übersetzt) von Christian Friedrich Niceus. Breslau, bey Korn. 1793. 518 S. in 8. 1 Rk. 10 gr.

Wir haben die Originalien zu seiner Zeit angezeigt und unpartheyisch gewürdert. Hier der Anfang der Uebersetzung, die sich lesen läßt. Aber muß denn alles Lateinische, Welsche, Englische und Französische übersetzt werden!

Dk.

Dr. J. G. Röderers Anfangsgründe der Geburtshülfe, mit einer Vorrede, Anmerkungen und Zusätzen, vom Hofrath Dr. Stark, aus dem Lateinischen übersetzt von Doktor Henckenius, Physikus in Vorberg. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1793. XXIV. und 480 S. in gr. 8. 1 Rk. 4 gr.

Bey dem Vorrath an guten Hebammenbüchern — unter denen der vor kurzem erschienenen 2ten Ausgabe des Saxtorphischen „Auszugs der Entbindungskunst" (Siehe N. A. d. B. Bd. 2. Heft 1.) billig eine der vornehmsten Stellen gebührt, — würden wir die, zu ihrer Zeit vortrefflichen Elementa artis obstetriciae unsers so früh verstorbnen Röderers keiner deutschen Uebersetzung gewürdigt haben; indem für Hebammen auch dieses Buch zu scientifisch und nicht kurz genug geschrieben ist, und den Geburtshelfern ja das lateinische Original zu Gebote steht. —

Die vor uns liegende Uebersetzung ist nach der dritten, vom Hrn. Wrisberg besorgten Ausgabe, sehr ängstlich und steif verfertigt; die Zahl der Paragraphen ist ganz dieselbe geblieben; die Zusätze des Hrn. St. betreffen hauptsächlich den Schaamknorpelschnitt, die Mutterpolypen und Mutterkränze. Zur Probe der Uebersetzungsmanier unsers Verf. wollen wir das Ende des 772sten §. abschreiben, die Zerstückung der Frucht in der Gebärmutter ist angezeigt: „c) so oft man nicht schuldig ist ein monströses Kind zu erhalten, das sich durch

„keinen gelinderen Kunstgriff herausschaffen läßt." Im Original heißt es: Quoties foetum monstrosum et mitiori arte non protrahendum conservare non debemus.

Db.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Sammlung einiger heiligen Reden, von D. F. Heinrich. Gera, bey Rothen. 1793. 266 S. in 8. 16 gr.

Der Verf. redet in der Vorrede mit vieler Bescheidenheit von diesem seinem ersten gedruckten Versuche: er wünscht durch diese Predigten bey seinen Lesern auch nur etwas Gutes zu wirken, und zugleich belehrt zu werden, welchen Werth diese seine Arbeit habe. Rec. will eben sowohl das Gute und Vorzügliche dieser Predigten, als auch dasjenige anzeigen, was ihm bey denselben zu wünschen übrig geblieben ist. — Die Wahrheiten, welche der Verf. hier abhandelt, sind für den Leser oder Zuhörer alle wichtig und nützlich: und die Materien sind also recht wohl gewählt. Nur hätten wir gewünscht, daß die Hauptsätze noch bestimmter und specieller seyn möchten; denn in der That sind dieselben oft reichhaltiger und weitläuftiger als die Ausführung derselben. — Das Bemühen des Verf. alles von einer recht praktischen Seite vorzustellen, ist in diesen Predigten unverkennbar; und dafür verdient er Lob und Aufmunterung: allein dabey ist sein Vortrag mehr geschmuckt, deklamatorisch, und auf das Rührende gerichtet, als gründlich, lichtvoll, und den Gegenstand erschöpfend. — Der Styl ist fließend, verständlich und faßlich: nur Schade, daß derselbe von Fehlern gegen die Grammatik nicht rein ist. Denn einmal, meistentheils deklinirt der Verf., bey solchen Worten, wo es doch geschehen müßte, gar nicht; er schreibt z. E.: „deine süße(n) Hoffnungen; ohne Aberglaube(n); so viel(e) Unannehmlichkeiten." Solcher Unrichtigkeiten kommen unzähliche vor. Daß der Verf. aber nicht etwa aus Grundsatz also schreibt, folgt daraus, daß er zuweilen wirklich deklinirt. Z. E. „dem Gemüthe." Warum schrieb er nicht immer so? Ferner, wenn der Verf. zwey Substantiva von verschiedenem Geschlechte neben einander setzt: so läßt er

bey dem zweyten den Artikel weg; [z. E. „einen Jüngling und (eine) Tochter,“ „zur Freude und (zum) Wohlseyn,“ „von seinem Leichtsinn(e) und (von seiner) Gedankenlosigkeit,“] welches besonders bey der Haltung einer Predigt grossen Uebelklang verursacht. Endlich kommen auch zuweilen Unrichtigkeiten im Ausdrucke vor: z. B. S. 50. steht ersonnst, statt ersannst. S. 62. „Gott hat den Menschen für alle (vor allen) Geschöpfe(n) erhaben.“ S. 64. empfehlsam machen, statt: empfehlen. S. 71. schaurich statt schauervoll. S. 199. „Er bewirkt, daß wir mehr thun, als wir uns selbst nicht zutrauen.“ Das Wort nicht stehet hier nicht allein offenbar überflüßig, sondern es verdunkelt auch wirklich den Sinn dieser Stelle. Mehreremale bedient der Verf. sich des Worts Busen; da doch in einer Predigt gewiß Herz oder Brust ädler seyn würde.“

Der Inhalt, der in dieser Sammlung befindlichen Predigten, ist dieser: 1) die lebhafte Erinnerung an Gott, in den frohen und glücklichen Stunden unsers Leben. Ueber Psalm CIII. 1—2. 2) Die Freudigkeit, welche aus dem Bewußtseyn unserer gerechten Sache entsteht. Ueber Apostelgesch. XXIV. 14—16. 3) Von der Ergebung in Gottes Willen. Psalm XXXIX. 10. 4) Zeit und Ewigkeit in ihrer Verbindung mit einander, als eine Aussaat und Erndte. Galat. VI. 7—8. 5) Die gute und weise Einrichtung Gottes, daß in der Welt nichts beständig ist. Pred. Sal. I. 4. 6) Die Nothwendigkeit, kleine Fehler nicht gering zu achten. 1 Cor. X. 12. 7) Das Verhalten der Jugend, und derer die im mittlern Alter sind, gegen das hohe Alter. 5 B. Mos. XIX. 32. 8) Das Verhalten des Alters gegen die Jugend. Tit. II. 1—2. 9) Gottes Weisheit und Güte, in den Trieben der Natur des Menschen. Psalm CXXXIX. 14. 10) Vom Argwohn. Apostelgesch. XXVIII. 4. 11) Von der Leichtgläubigkeit. 1 Joh. IV. 1.

Qm.

Reflexionen über die Vorsehung, von Joh. Friedrich Hieronymus, des Predigtamts Candidat. Rauschenberg, auf Kosten des Verfassers. 1792. 110 S. in 8. 6 gr.

Es ist zwar sehr zu loben, wenn Kandidaten des Predigtamts über solche Materien, die in ihre künftige Amtsführung einschlagen, nachdenken und schreiben, wenn sie aber seichte denken und elend schreiben, und dann doch bey ihrem Eintritt in die Schriftstellerwelt, wie Asmus Henne ihr Ey, ungebürlich und laut ankündigen, so ist es der Kritik wohl erlaubt, die Herren zur Ruhe zu verweisen. Hr. Hieronymus, der unterthänigste Knecht des neukonfirmirten Erbprinzen von Hessenkassel, denkt Wunder was er geschrieben hat. Und wahrlich, man kann sich das Geschreibsel nicht oberflächlicher denken, als es ist. Wenn man sich durch die sieben und einen Viertelbogen hindurchgearbeitet hat, so weiß man am Ende fast gar nicht, was man gelesen hat. Man findet darin nicht allein die alltäglichsten Dinge aufgewärmt, sondern auch alles so verworren unter einander geworfen, und die unbestimmtesten halbwahren und falschen Gedanken in solche Schülersprache eingekleidet, daß man sich wundert, wie ein Mensch sich durch den Druck solcher Armseligkeiten prostituiren kann. Am unerträglichsten werden diese sogenannten Reflexionen da, wo der reflektirende Verf. den Neologen machen will. Man sieht überall, daß er noch nicht recht mit sich selbst einig ist, was er glauben soll, und daß er das, was er über die Vorsehung etwa im Jerusalem und andern gelesen hat, nicht recht verdauet hat. Es würde ihm also weit zuträglicher gewesen seyn, wenn er seine Reflexionen in seinem Pult gelassen, und sie durch weiteres Forschen und Lesen mehr berichtiget hätte. Rec. hofft auch, daß er es mit der Zeit einsehen werde, es wäre ihm besser gewesen, wenn er dem Drange, Schriftsteller zu werden, widerstanden hätte. War er aber etwa, welches man nicht wissen kann, genöthigt, ein Specimen diligentiae abzulegen; so hätte er lieber sollen eine oder zwey Predigten drucken lassen, als daß er durch seine faden Reflexionen seinen Gönnern und andern, über seinen Kopf zu reflektiren, Veranlassung gegeben hätte.

Ko.

Benjamin Hoadley, Bischofs zu Winchester, zwo Reden über die Spaltungen und Grausamkeiten, wozu von der christlichen Religion Gelegenheit genommen worden. Nach Matth. 10, 34. und Luc. 12, 51.

12, gr. Nebst einem Vorberichte, darin das Christenthum gegen neuere Beschuldigungen der Intoleranz und Verfolgungssucht vertheidigt wird, von Dr. Johann Balthasar Lüderwald, Herzogl. Braunschw. Generalsuperintendenten und Pastor Primarius zu Vorsfelde. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1793. 4 Bog. in 8. 6 gr.

Neulich dem Christenthum, (besonders in einer Schrift unter dem Titel: **das einzige wahre System der christlichen Religion, Berlin,** 1787.) gemachte Vorwürfe, daß es Intoleranz und Verfolgungssucht lehre und empfehle, wenigstens befördre, veranlasse und begünstige, bewogen Hrn. L. theils die beyden Reden, die Hoadley 1703. in England gehalten hat, um jene Vorwürfe vom Christenthum abzuweisen, zu übersetzen und abdrucken zu lassen, theils selbst in einem Vorberichte Bemerkungen voranzusetzen, um das Christenthum gegen jenen Vorwurf zu vertheidigen. Die beyden Reden sind gar nicht vorzüglich. Sie hätten immer unübersetzt bleiben mögen, zumal da die Uebersetzung gar zu steif gerathen ist. Was sie enthalten, hätte jetzt besser, vollständiger und gründlicher abgehandelt und vorgetragen werden können. Hoadley zeigt, daß das Christenthum seit seiner Entstehung zu vielen Verfolgungen und Verletzungen der Pflicht der Duldung Veranlassung gegeben habe; daß aber die Ursache davon nicht in Jesu Lehre zu suchen sey, sondern theils in den Vorurtheilen der Juden und Heyden, welche zuerst die Christen verfolgten, und theils in den Vorurtheilen, dem Stolze und Eigennutz und der Herrschsucht der Christen, die hernach, als das Christenthum eine herrschende Staatsreligion ward, sich ähnlicher Intoleranz gegen Andersdenkende schuldig machten; daß man folglich immer zwischen **Christenthum** und **Christen** unterscheiden, und was böse **Christen** gethan, nicht dem **Christenthume** zur Last legen müsse. Ganz richtig! Aber noch bestimmter und richtiger sollte es heissen: Man müsse zwischen dem kirchlichen Christenthum, und zwischen der eigentlichen ächten Lehre Jesu unterscheiden. Jenes enthielt freylich schon sehr früh, schon im zweyten Jahrhunderte, Lehrsätze, welche zur Intoleranz leiteten, und eine Quelle derselben wurden. Sobald im zweyten Jahrhunderte

 die

die christlichen Lehrer anfiengen, das Christenthum als eine Sammlung gewisser Glaubenssätze und Vorschriften für äussern Gottesdienst vorzustellen, von deren gläubiger Annehmung und Beobachtung Gottes Gnade und Wohlgefallen und die ewige Seligkeit abhänge; sobald die Verehrung Gottes nicht mehr, wie Jesus gelehret hatte, in der Heiligkeit des Herzens und Lebens, in wahrer Tugend der Gesinnungen und des ganzen Verhaltens gesetzt; sondern vom Bekenntniß zu gewissen Formeln und Meynungen abhängig, ausschließlich abhängig gemacht, und als ein Dienst betrachtet ward, den der Mensch Gott leisten müsse, und nur nach gewissen Vorschriften auf eine ihm wohlgefällige Weise leisten könne: sobald erzeugte sich auch der böse Geist der Verdammungssucht, und der Verfolgung der Andersdenkenden auf gut Pharisäisch, in der Meynung, daß Gott daran ein Dienst gethan werde, bey den von diesem Wahne bethörten Christen. Dies beurkundet die Geschichte, und daß dies so seyn mußte, erhellt aus der Natur der Sache. Denn mit jenen verkehrten Begriffen setzten sich nun wider alle damit verwandten unwürdigen Vorstellungen von Gott bey den Christen fest, welche bey Juden und Heyden zuvor die Quelle des Religionshasses und der Intoleranz und Verfolgungen gewesen waren. Wer nun anders von Gott dachte oder Gott diente, als sie, den hielten sie für einen Feind Gottes und Beleidiger seiner Ehre, für einen Gegenstand des Hasses, des Zornes und der Rache Gottes. Sie glaubten es Gott schuldig zu seyn, seine beleidigte Ehre zu rächen, und wenn sie mit Feuer und Schwerdt wider ihre Gegner wütheten: so wähnten sie in ihrer Blindheit, sie führten Gottes Richterschwerdt, Gott strafe durch sie!

Der neueren, in der obengenannten Schrift erhobenen, Anklage wider das Christenthum, begegnet Hr. L. meistens hinlänglich, wenn gleich sehr kurz. Was bedurfte es auch weitläuftiger Beweise, daß Luc. 14, 23. in den Worten: **Nöthige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde**, und Luc. 12, 51. **Meynet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden auf Erden zu bringen**, u. s. w. gar kein Grund zu einer solchen Anklage anzutreffen sey! Auch werden die Aussprüche Jesu angeführt, worin die Verfolgung ausdrücklich gemisbilligt wird. Joh. 16, 2. kann hier für sich allein nichts beweisen. Jesus sagt hier seinen Schülern vorher, daß die Juden sie verfolgen würden, in der Mey-

Meynung; sie thäten damit Gott einen Dienst, und er setzt hinzu; sie würden dies deswegen thun, weil sie weder seinen Vater, noch ihn erkennen; das ist; weil sie weder von der würdigen Verehrung Gottes, noch von ihm, der sie zu derselben führen sollte, richtige Begriffe haben, folglich meynen, daß er durch seine Lehre die würdige Verehrung Gottes hindern und aufheben wolle, welche sie in Ceremonien und Opfern setzten. Besser schickt sich Luc. 9, 54—56. hieher, wo Jesus seinen Schülern, die ihn zur Bestrafung der Samariter aufforderten, erwiedert: Sein Zweck sey nicht, Menschen zu verderben; sondern sie zu retten und zu beseligen. Aber den Hauptbeweis geben die vortrefflichen Aussprüche, worin Jesus die Liebe für das vornehmste aller Gebote erklärt, Matth. 22, 39. auch gegen Feinde die Liebe zu beweisen gebeut, und Gottes Beyspiel zum Muster vorstellt, der die Sünder mit Beweisen seiner sie zu bessern wünschenden Liebe zu segnen fortfahre, Matth. 5, 43—48. und Gottes Gesinnungen und Verfahren gegen Verirrte und Lasterhafte unter dem Bilde eines zärtlichen Vaters schildert, der seinen zurückkehrenden Sohn mit offnen Armen und inniger Freude wieder aufnimmt, unter dem Bilde eines Hirten, der sein verlohrnes Schaaf, einer Hausfrau, die den verlohrnen Groschen, sorgfältig sucht, und sich des wiedergefundenen freut, Luc. 15, 1. f. O, wie weit entfernten sich doch in der Folge die Christen von dieser vortrefflichen Lehre! Nirgends findet sich im N. T. in den Schriften der Apostel eine Spur vom Verfolgungsgeist, wenn sie gleich warnen, und warnen mußten, sich von denen abzusondern, die Jesu Lehre nicht anerkennen wollten, oder verstellten. Dagegen wird die Aufforderung des Muhammeds im Coran Sur. 4, 90. 103. 47, 4. angeführt, alle Ungläubige aufzusuchen, sich ihrer zu bemächtigen, und sie zu tödten, und denen, die im Kriege wider Ungläubige fallen, das Paradieß verheißen.

Nicht so vollkommen möchte das Genüge leisten, was auf den Vorwurf erwiedert wird, daß die **Lehre, von der Unentbehrlichkeit der christlichen Religion, und zwar des rechtgläubigen Christenthums, zur ewigen Seligkeit, eine Quelle des Verfolgungsgeistes sey.** Der Vf. hat zwar in seiner 1754. herausgegebenen Schrift, **über die Berufung und Seligkeit der Heyden**, schon gelehret, daß die Nichtchristen nicht durchaus von der Seeligkeit auszuschlies-

sen

ten seyn. Auch in seinem gegenwärtigen Abschnitte macht er von seiner obengenannten Lehre nicht den völligen Gebrauch, der davon gemacht werden kann und muß, um das Christenthum wider den Vorwurf zu vertheidigen, daß es Lehren enthalte, die eine Quelle des Verfolgungsgeistes sind.

Unstreitig ist das Dogma von einer allein seeligmachenden Religion und Lehre eine Quelle der Verfolgungssucht gewesen. Es hat den Wahn erzeugt und genährt, als wenn alle Mitglieder andrer Religionspartheyen Feinde Gottes, von Gott gehaßt und Beleidiger seiner unendlichen Majestät seyn. Dadurch hat es den Religionshaß, und seine Aeußerungen, Verfolgungen der Religion halber erzeugt. Aber dies Dogma ist kein Theil der Lehre Jesu, der ächten Christenthumslehre. Nur das ist Lehre des Christenthums, eben so, wie der gesunden Vernunft, daß kein Lasterhafter bey seiner Bosheit und seinen Lastern sich des Wohlgefallens Gottes erfreuen könne, und daß Besserung, Rechtschaffenheit und Tugend des Herzens und Lebens, die aus wahrer Ehrfurcht und Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen zu Gott entspringen, der einzige Weg sey, welcher zum Genuß der Freuden der Liebe und Gnade Gottes führt. Auf diesen Weg leitet Gott den Christen durch die Lehre Jesu, wenn er Jesu glauben und folgen will. Auf diesen Weg leitet er durch andre Mittel diejenigen, welchen Jesu Lehre noch nicht bekannt, und eine Führerin zur Seeligkeit werden konnte.

Sehr wahr und nachdrücklich erklärt sich übrigens Hr. L. mit Recht wider alle die Gründe, womit in der römischen Kirche die Religionsverfolgungen und Kreuzzüge beschönigt werden, und zeigt, daß nach der Vernunft und der Bibel nur freye Erkenntniß und Entschlüßung den Menschen zum Glauben und zur Tugend führen können.

Abg.

Recht

Rechtsgelahrheit.

Heinrich Gottfried Thienemanns juristisches Handbuch für solche Personen, die die Gesetze nicht studirt, und doch gleichwohl mit gesetzlichen Geschäfften zu thun haben, u. s. w. Dritter Theil, von I bis Perquisitio. Leipzig. 1793. 486 S. in 8. 1 Rh. 4 gl.

Wir zeigen allein die Fortsetzung dieses von uns schon in den ersten Theilen beurtheilten Werks an; nur können wir unsere Verwunderung nicht zurückhalten, daß ein solches Werk fortdauern kann, da indessen manches gute Werk aus Mangel der Abnehmer ungedruckt bleiben muß, oder wenn es gedruckt worden ist, dem Verleger Schaden bringt.

Sebastian Adam Krafts juristisch-praktisches Wörterbuch, mit beygefügten Beweiß(s)stellen aus den Reichsgesetzen, dann (und) verschiedenen Land- und Stadtrechten. (Auch unter dem Titel: Schotts kurzes juristisch-practisches Wörterbuch. Neue Auflage.) Erlangen, bey Palm. 1793. 378 S. in gr. 8. 1 Rh.

So lange wir noch das Römische Recht beybehalten, können wir nicht sorgfältig genug darauf bedacht seyn, uns in allen Fällen, in welchen es um Rechtsbegriffe zu thun ist, der lateinischen Originalausdrücke zu bedienen, wenn wir nicht etwa dem Purismus der Sprache zu Gefallen den Hauptzweck der meisten privatrechtlichen Normen, die Rechtsgewißheit und Rechtsbestimmtheit, aus den Augen setzen, und die Form der Sache aufopfern wollen. Es ist das einer der unzähligen Nachtheile, die die Reception des Römischen Rechts in ihrem Gefolge haben mußte, und die uns noch immer um so schwerer drücken, je unthätiger sich die gesetzgebende Gewalt in Deutschland bey dieser Transplantation von jeher verhalten hat. Was man wenigstens zur Begünstigung der vaterlän-

dischen

bischen [illegible], war eine unter legislatorischer Auktorität vorgenommene Verdeutschung aller Römischen Rechtsbegriffe, um hierdurch ihre Identität außer Zweifel zu setzen. Statt dessen ist zu diesem Zwecke nur etwas Weniges durch den Gerichtsgebrauch geschehen. In der Hauptsache ist diese mittelbare Sanktion durch den Gerichtsgebrauch eben so kräftig als die unmittelbare; nur ist sie zu lokal, sowohl in Rücksicht des objektiven als des geographischen Umfangs. Sanktion aber ist auf jedem Fall erforderlich! wo sie fehlt, da ist es die höchste Verkehrtheit, die lateinischen Ausdrücke nicht beybehalten zu wollen, so wie es auf der andern Seite wahrer Hochverrath an unserer Deutschheit und an dem guten Geschmacke ist, sich der fremden Sprache da bedienen zu wollen, wo entweder die Sanktion nicht fehlt, oder wo es überhaupt nicht einmal um Rechtsbegriffe zu thun ist. Und wenn denn nur die Juristen sich in diesen erlaubten Fällen des Purismus sorgfältig befleißigten, und in den übrigen durch Nationalisiren, vermittelst deutscher Endungen etwas zu Hülfe kämen, so brauchten sie sich wahrlich ihrer Sprache, in sofern es Kunstsprache seyn und bleiben muß, nicht zu schämen.

Wäre die Natur der privatrechtlichen Normen besser, als bisher noch geschehen ist, entwickelt: so würde man nicht so viele Urtheile hören müssen, die den eben vorgetragenen Grundsätzen geradezu entgegen sind, und so würden auch die bisher zur Reinigung des juristischen Styls geschriebenen Wörterbücher von Hommel, Schott, Kuppermann und unserm Hrn. Krafft zweckmäßiger ausgefallen seyn.

In ein solches Wörterbuch gehöret alles nicht, was nicht Kunstwörter sind. Bey Hrn. Kr. findet man, wie *commode, commixtio, committere, cavillari, auspicium, avia, augmentatio, catena, a verbis ad verbera* u. s. w. zu übersetzen ist. Ein Jurist, der für solche Wörter keine deutschen Ausdrücke weiß, kann kein Deutscher seyn, und sollte er dennoch darum verlegen seyn, so mag er seinen Scheller nachschlagen. Eben das mag auch der Laye thun, wenn er kein Latein versteht, und solche Ausdrücke findet. Er wird auch hierbey weit besser durch einen Humanisten berathen seyn. Bey ihm wird er nicht solche Verdeutschungen finden, wie sie Hr. Kr. in großer Menge hat: *actio nondum nata* noch unreife Klage, *mutatis mutandis* nach Veränderung der

Namen

Namen — alumnus Stadtzögling, armer Schüler. Nur dadurch, daß solche zweckwidrige Dinge in die juristischen Wörterbücher gezogen werden, läßt es sich begreifen, wie z. B. das Kuppermannsche zu 660 und das Krafftsche zu 378 Seiten in groß Oktav anwachsen konnte. Beyde würden bis zu einem Drittheile ihres jetzigen Volumens zusammenschmelzen, wenn man diese Spreu abscheiden wollte. Hr. Kr. hat sich ordentlich geschämt, unter irgend einem Buchstaben nicht wenigstens ein Artikelchen zu haben. Deswegen muß das Z. mit dieser Phrase paradiren: „Zonam solvere, den Gürtel lösen, seine Braut zum erstenmal beschlafen."

Unter den wirklichen Kunstwörtern sind diejenigen besonders zu bemerken und auszuzeichnen, deren Identität durch den Gerichtsgebrauch schon hinlänglich beglaubiget ist. Alle andern dürfen nicht übersetzt werden. Soll es aber doch geschehen, um vielleicht ihre allmählige Sanktion dadurch vorzubereiten, so sind dabey wenigstens folgende Regeln nicht so aus den Augen zu setzen, wie es vom Hrn. Kr. geschehen ist: 1) Es darf nicht umschrieben werden. *Peculium quasi castrense*, übersetzt der Verf.: durch Geschicklichkeit und Fleiß erworbenes Gut, das den Vater nichts angeht. Den abentheuerlichen Ausdruck: feldähnliches Sohnseigenthum, der auch wohl vorgeschlagen ist, muß der Verf. nicht gekannt haben. 2) Der deutsche Ausdruck darf auf keinen falschen Begriff leiten. Dagegen verstoßen diese und viele andere Beyspiele: *mutuum* Geldanlehen — *peculium* eigenthümliches Vermögen des Sohns — *actio institoria* Klage wider den Herrn, seines Ladendieners Handlung zu vollziehen — *rei vindicatio* Güterabtretungsklage. 3) Er muß deutsch richtig seyn. Der Verf. übersetzt: *a vista* Angesichts dies — abnurus des Kleinneffe Frau — *actio confessoria* Klage wegen anmaaßen wollender Dienstbarkeit — *servitus in faciendo consistens* abentrichten müssende Dienstbarkeit. 4) Unterschiede wie die zwischen leihen, borgen, entlehnen, zwischen unmündig und minderjährig, müssen besser, als es vom Verf. geschehen ist, beobachtet werden.

Hätte der Verf nicht selbst fabriziren oder seine Vorgänger nicht mit aller Bequemlichkeit abschreiben wollen, so konnte er nur, um etwas Besseres zu liefern, als er hier geliefert hat, das neue Preußische Gesetzbuch und allenfalls noch die

Clap-

Claprothschen Schriften zu seinem Zwecke vollständig extrahiren. Hätte er dazu dann noch seine an sich gute Idee, die deutschen statutarischen und Provinzialrechte zu benützen, besser ausgeführt, so hätten wir dadurch das bis jetzt beste juristische Wörterbuch erhalten. Das Preußische Gesetzbuch citirt aber der Verf. nur selten, z. B. um für diese Uebersetzungen Auctoritäten zu haben: pluralitas votorum Stimmenmehrheit — praedium rusticorum Bauerngut. Zum Belege, daß unvogtbar nicht allein *minorennis*, sondern auch *impubes* bedeutet, wird eine und ebendieselbe Stelle aus dem cod. iur. Bavar. angeführt. Eins von beyden kann es doch da nur bedeuten.

Rec. muß nur noch bemerken, daß er nicht Unrecht that, wenn er Hrn. Kr. nicht als bloßen Besorger einer fremden Arbeit betrachtete, und die Alternative, die in dem doppelten Titel liegt, so ganz bey Seite setzte. Die eigne Erklärung des Verf. in der Vorrede berechtigte ihn dazu. Er sagt: schon ehe Schott sein juristisch-praktisches Wörterbuch, als einen besondern Nachtrag zu seiner Vorbereitung zur juristischen Praxis, herausgegeben habe, sey er mit einem ähnlichen Werke umgegangen. Schott sey ihm aber zuvor gekommen. Und erst jetzt, nachdem das Schottische Werk vergriffen und doch immer noch starke Nachfrage nach demselben gewesen sey, habe er auf Verlangen des Verlegers das seinige dem Drucke übergeben.

Er.

Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, von Dr. Georg Wiese. Göttingen, bey Dieterich. 1792. 485 S. in 8. Nebst einer Vorrede, dem Inhalt und Register. 1 Rh.

Die ältere Methode, in den kirchenrechtlichen Lehrbüchern die Grundsätze der Hierarchie von denen des Protestantismus zu trennen, scheint wieder die Oberhand zu gewinnen, und es fehlt wohl hiezu nicht an guten Gründen. Die weiteren Rechte im Verhältnisse der Kirche gegen den Staat, und, wo mehrere Religionspartheyen und Kirchen, wie im deutschen Reiche, aufgenommen sind, die Rechte der verschiedenen Religionstheile im Verhältnisse gegen einander — in Deutschland —

gehö-

gehören eigentlich in den Umfang der Staatsverhältnisse, und sollten im Staatsrechtssysteme abgehandelt werden. Allein hierüber ist man immer noch nicht mit einander übereingekommen. Der Verf. des gegenwärtigen neuen Lehrbuchs hat seine Lehrsätze aus den bewährtesten Schriftstellern gezogen; diese auch fleißig nachgewiesen; die wichtigsten Gesetze angemerkt, und die Rechtssätze, wo es nöthig, aus der Geschichte erläutert. Er empfiehlt sich noch daneben durch einen fließenden deutlichen Vortrag, und hat, worauf es bey einem Lehrbuch vornehmlich ankommt, — bey der innern Einrichtung seines Lehrgebäudes sich vorzüglich bemüht, dem Ganzen eine zweckmäßige Vollständigkeit zu geben, und die einzelnen Theile systematisch zu ordnen, und mit einander zu verbinden. Ohne uns mit Bemerkungen über einzelne Lehrsätze aufzuhalten, geben wir unsern Lesern durch Mittheilung des Plans eine Uebersicht vom Ganzen. Im 1sten Haupttheile zeichnet der Vf. zuförderst die Grundlinien vor, nach welchen er sein ganzes Lehrgebäude geordnet hat, und stellt darinne vom Privatkirchenrechte, sodann vom Kirchenstaatsrechte, und endlich vom Verhältnisse mehrerer kirchlichen Gesellschaften unter sich — allgemeine Grundsätze auf, mit Bemerkung der allgemeinen Quellen und Hülfsmittel. Er nimmt nämlich ein für allemal an, daß jede Kirche im Staate als eine Privatperson, und mithin auch die Kirchengewalt als eine Privatgewalt zu betrachten sey; und nennt sodann die Rechte des Staats über die im Territorium befindliche Kirche — das Kirchenstaatsrecht. Diese Benennungen — Privatkirchenrecht und Kirchenstaatsrecht — sind zweydeutig, und Misdeutungen daraus unvermeidlich. Ueberließe man aber diese beyde bürgerliche Verhältnisse — jeder Kirche gegen den Staat und der Mehreren, welche sich auf dessen Territorium befinden, — unter sich, mit den darinnen obwaltenden Rechten und Pflichten — dem Staatsrechtssysteme, in dessen Umfang sie doch eigentlich gehören: so fiele alle Kollision mit dem Staatsrechte in der Ausführung des Kirchenrechtssystems weg, und man könnte letzteres ohne Anstoß in das öffentliche und das Privatrecht (Ius ecclesiasticum *publicum* et *privatum*) theilen.

Der 2te Haupttheil, der nun das positive in Deutschland übliche Kirchenrecht enthält, ist in drey Hauptabschnitte geordnet, davon der 1ste das katholische; der 2te das protestantische; der 3te das Verhältniß der verschiedenen Religionstheile

 gegen

gegen einander in Deutschland — zum Gegenstand hat. Die beyden ersten Hauptabschnitte sind auf eine doch nicht ganz übereinstimmige Weise gut systematisch geordnet, und die einzelnen Materien auf eine sehr schickliche Weise mit einander verbunden. In beyden geht eine ganz zweckmäßige Vorbereitung voran, welche die Geschichte der (katholischen, protestantischen) Kirchenverfassung; die Grundprinzipien (des katholischen, protestantischen) Kirchenrechts; und die eigenthümlichen Quellen und Hülfsmittel desselben enthält. In dem eigentlichen Rechtssysteme selbst aber theilt der Verf. das katholische (1ster Haupttheil) in das innere Kirchenrecht und das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate; hingegen das protestantische in das Privat- und das Kirchenstaatsrecht ab. Ferner im inneren katholischen KR. geht das selbstständige System der Hierarchie in Rücksicht des Ordo und der Kirchenjurisdiktion voran, von welcher letzterer sodann zuerst das Subjekt oder die verschiedenen Kirchenregenten, und dann das Objekt, oder die verschiedenen Theile des KRegiments ausgeführt werden. Darauf folgt als Zweck der kirchlichen Verbindung, der Gottesdienst selbst, und zwar die Art und Weise der Ausübung desselben in der allgemeinen kirchlichen Verbindung sowohl als in den besondern geistlichen Gesellschaften; und dann wird als von den Mitteln zur Ausübung des Gottesdienstes — von den Kirchenämtern und Pfründen, und dann von den Kirchengütern, den geistigen, als den Sakramenten, und weltlichen gehandelt. Im Verhältnisse der katholischen K. zum Staate kommen die Rechte des Staats zur Kirchenregierung, und dann — zum Gottesdienste selbst — vor. Das protestantische Kirchenrecht (2ter Hauptabschnitt) abgetheilt in Privatkirchenrecht und Kirchenstaatsrecht — hat auch in der weiteren Ausführung mancherley eigene Vorstellungen erhalten. Im Privatkirchenrechte handelt der Verf. zuerst vom Subjekt, der Kirche und ihren Gliedern; von den Kirchenbeamten und den Kirchengliedern; und theilt Erstere ab in solche, welche zum gemeinschaftlichen Gottesdienst, und in solche, welche zur Kirchenregierung bestimmt sind. Bey dem Objekte sondert er den Gottesdienst selbst von den Mitteln zur Beförderung desselben, und begreift unter den Letztern die Rechte (oder die Theile) der Kirchenregierung, und dann die Kirchengüter. Bey dem Gottesdienste selbst handelt er zuerst von den Religionsübungen, und dann von den reli-

religiösen Handlungen, theils mit einer liturgischen Form, worunter er, als wesentliche Religionshandlungen die Sakramente als zufällige; — das Verlöbniß und die Ehe — begreift: theils ohne liturgische Form, denen die Gelübden und der Eyd beygezählt werden. Im Kirchenstaatsrechte wird das Verhaltniß der protestantischen Kirchen gegen **Kaiser und Reich**, und — gegen den **evangelischen Landesherrn** — abgehandelt. In der systematischen Darstellung vom protestantischen Kirchenrechte, sowohl an und für sich betrachtet, als in der Vergleichung mit der vom katholischen Kirchenrechte — kommt Manches vor, das wohl besser hätte geordnet werden können. Endlich in dem 3ten Hauptabschnitt handelt der Verf. von dem Verhältnisse des protestantischen und katholischen Religionstheils gegen einander in D. und dann von dem Verhältnisse des darin befindlichen lutherischen und reformirten Religionstheils. Bey beyden ersteren Religionstheilen werden deren Rechte sowohl in Absicht des D. R. als der einzelnen D. Lande, und zwar, was letztere betrifft, im Verhältnisse des Landesherrn gegen die Unterthanen verschiedener Religion, und im Verhältnisse einzelner Gemeinden und Kirchenglieder verschiedener Religion — abgehandelt: auch die Mittel angeführt, diese Rechte zu verfolgen und gültig zu machen. Die Ausführung dieses 3ten Hauptabschnitts hat dem Rec. am wenigsten gefallen.

Fe.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Joseph Maria Galanti's neue Geographie von Italien. Aus dem Italienischen übersetzt, von C. J. Jagemann. Erster Band. Leipzig, bey Crusius. 1793. 1 Alph. 7 Bogen in 8. 1 Rg. 8 gr. Oder:

Joseph Maria Galanti's neue historische und geographische Beschreibung beyder Sicilien, aus dem Italienischen übersetzt von C. J. Jagemann. Vierter Band.

Eine neue geographische Beschreibung von Italien, von einem einheimischen Gelehrten fehlte bisher noch, und nun erhalten wir sie aus der Feder eines Mannes, der mit allen den dazu erforderlichen Talenten begabt ist, und auch, wenigstens in Ansehung des Königreichs beyder Sicilien alle Unterstützung zu diesem Werke erwarten darf. Der gelehrte Dominikanermönch von Bologna **Leandro Alberti**, war der erste, welcher im 16ten Jahrhunderte durch seine descrizione di tutta l'Italia den Italienern die Idee einer politischen Geographie gab. **Büschings Geographie**, welche von Jagemann 1770. zu Florenz in italienischer Sprache herausgegeben, in Ansehung Italiens verbessert und mit einer ganz neuen Beschreibung von Toskana versehen worden ist, hat hierin zwar einen Vorzug, und in des *Zatta* Nachdruck zu Venedig hat auch die Beschreibung des venetianischen Staates und der Lombardey neue und beträchtliche Verbesserungen erhalten; aber es blieb doch noch immer viel zu verbessern und beyzufügen übrig. Der Verf. aufgefordert von dem Könige von Neapel und Sicilien, eine genaue und vollständige Beschreibung beyder Sicilien zu unternehmen, hat sich, da ihm in Ansehung Neapels und Sicilien alle Hülfsquellen eröffnet worden sind, um auch in Ansehung der andern Länder Italiens ein so vollkommenes Werk, als möglich zu Stande zu bringen, an solche Personen gewandt, die von den verschiedenen Gegenden Italiens eine genaue Kenntniß besitzen. So taub und gleichgültig mancher sich auf sein Bitten bewiesen hat, so rühmt er dafür den Eifer und den Edelmuth des Domenico [illegible], der ihn nicht nur von [illegible], sondern auch von verschiedenen andern Ländern Italiens mit reichlichen Nachrichten unterstützt hat. — Die Einleitung enthält ungefähr nach dem Büschingischen Plane das Allgemeine von ganz Italien bis S. 85. Dann [illegible] eben so eine Einleitung von der Beschreibung des Königreichs Neapel voran, bis S. 74. Endlich folgt die Chorographie von den Provinzen; in diesem ersten Theile werden folgende 4 Provinzen: das glückliche Campanien oder Terra di Lavoro, das diesseitige und jenseitige Principate und Contado di Molise oder Sannio beschrieben. 2 Anhänge machen den Beschluß dieses Theils: 1) Antike Steinschriften römischer Colonien, die man im Lande der Samniter gefunden hat. 2) Urkunden oder Urtheilssprüche des großen Gerichtshofs, aus dem Königlichen Münzarchiv vom J. 12[illegible] [illegible] von

und unmittelbaren Beschaffenheit dieses Königlichen Gerichts. Des Verf. Fleiß, Genauigkeit und Freymüthigkeit ist aus den 3 ersten Theilen schon zu bekannt, als daß es nöthig wäre, Beyspiele davon anzuführen.

XV.

Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, Afrika, Asien, Amerika und Südindien. Afrika. Zweyter Theil, oder Nubien, Sennar und Habesh. Von Paul Jakob Bruns. Frankfurt, im Verlag bey Fleischer. 1793. 18 Bog. in gr. 8. 20 gr.

Der Rec. hat schon verschiedene Beschreibungen der außereuropäischen Erdtheile, die der Verf. etwas unschicklich die entferntesten nennt, in Händen gehabt; hat aber seine Erwartung so wenig befriedigt gefunden, daß er sie mit Unwillen oder Verachtung aus der Hand gelegt hat, welches letzte sonderlich der Fall bey den Fortsetzern der Raffschen Geographie für Kinder war. Man plünderte, ohne Plan und Auswahl, Reisebeschreibungen, ohne sie zu nennen, füllte mit rüstigen Fingern, aber ohne Kopfzerbrechen, die Bogen, und täuschte den Leser, der eine Geographie erwartete, durch Compilationen von Gebräuchen und Sitten außereuropäischer Völker, die man nicht zu wissen verlangte. Immer war es dabey unser Wunsch, den wir auch irgendwo bey einer Anzeige solcher geographischen Sudeleyen in der A. d. B. geäußert haben, daß doch einmal ein Mann von Fleiß und Kopf auftreten möchte, der lange vorher bekannt mit den vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln zur Kenntniß eines fremden Erdtheils, und dessen einzelner Länder, aus klassifizirten Excerpten derselben, eine Geographie dieser Länder liefern, und alle seine Angaben mit Hinweisung auf seine Quellen belegen möchte. Und dieses Ideal einer klassischen Erdbeschreibung der vier letztern Welttheile sehen wir hier zum erstenmal durch den Fleiß des Hrn. Pr. Bruns zur Wirklichkeit gebracht, so daß wir seine Geographie, nebst der Ebelingschen Beschreibung von Nordamerika, allen andern ähnlichen Versuchen unendlich vorziehen, und allein für würdig halten, von den Besitzern der Büschingschen Erdbeschreibung als eine Fortsetzung derselben angesehen

und gekauft zu werden: wobey wir aber nicht [illegible] können, daß wir fürchten, daß, nach diesem Anfang zu urtheilen, das Werk leicht an voluminöser Stärke der Büschingschen gleich kommen, durch den höhern Preis aber den Liebhaber abschrecken werde. Diesmals erfordert es die Nothwendigkeit, den Inhalt des Buches anzugeben, weil der Leser darin die Bestätigung unsers guten Urtheils finden wird. Es ist in zwey ungleiche Capitel abgetheilt, davon das eine von Nubien und dem Königreich Sennar, das andere aber von Abyßinien handelt. Die Folge der Paragraphen des ersten Kapitels ist: Land- und Reisebeschreibungen. — Nubien nach den Arabern. Nubien nach neuern Reisen und zwar sowohl von solchen, davon wir mittelbare Nachricht haben, als von solchen, davon wir unmittelbare Nachricht haben. Nubien nach Bruce. Nubien nach Poncet und Bruce. Sennar. Einwohner und Regierungsverfassung in Sennar. Nubien nach Norden. Die Ausführung des zweyten Kapitels aber ist folgende: 1ste Abtheilung, Abyßinien nach den Arabern. 2te Abtheilung, Abyßinien nach Reisen der Europäer. Verzeichniß der (vorhandenen) Reisen und Landbeschreibungen: von Franz Alvares, Pertung. 1540, deutsch 1566; Bermudez (in la Croze Beschreibung der christlichen Religion in Ethiopien) der Jesuite Lobo, (dessen in den Jahren 1624 bis 1634. gemachte Reise nach Habeßinien, erst in diesem Jahre aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt worden ist) Baretti, Poncet und Bruce, durch den wir, wie der Vf. ganz richtig urtheilt, bey allen den großen Erwartungen, die er erregt hatte, doch nicht viel weiter in der Kenntniß Abyßiniens fortgerückt sind, als wir vorher waren. — Namen des Landes. Lage, Gränzen und Größe. Klima. Luft. Regen. Winde und Krankheiten; Berge, Flüsse; Naturprodukte; Thiere; Pflanzenreich; Mineralien; — Gold und Steinsalz. Das erste führen Flüsse, und wird nach starken Regengüssen gesammelt, wenn es abgewaschen und entblößt worden ist. Einwohner; körperliche Bildung, Bevölkerung, Sprachen. Betriebsamkeit, Landwirthschaft. Viehzucht. Kunstfleiß. Wohnung. Kleidung. Lebensnahrung. Handlung. Staats- und Regierungsverfassung. Justiz. Staatseinkünfte. Kriegsmacht. Religion. — Die Abyßinier verbinden die Beschneidung, Feyer des Sabbaths und Enthaltung von verbotenen Speisen mit dem Christenthum, sind Monophysiten, brauchen im Abendmahl statt des Weins, der rar ist, ausgepreßten Trau-

ben

bensaft; feyern der Maria 32 Festtage, halten strenge Fasten, fangen ihr Jahr mit dem 1sten Sept. an, u. s. w. Gelehrsamkeit. Charakter der Einwohner und Gebräuche. Topographie — einer der wichtigsten Abschnitte. Die in und um Habesh wohnenden heidnischen Völker. Geschichte, vom J. C. 327. bis 1788. nach **Ludolf** und **Bruce**; und daß diese der Verf. mitgenommen, darüber braucht er so wenig Entschuldigung, daß wir sie vielmehr bey allen folgenden Theilen erwarten würden, wenn bey allen Ländern, die er noch zu beschreiben haben wird, die Quellen bis dahin reichten. Eben so bitten wir ihn, bey der von ihm selbst anerkannten Nothwendigkeit, die Zeugen oder Gewährsmänner namentlich anzuführen, deren Nachrichten er mittheilt, bey Fortsetzung seines Werkes, ja zu verbleiben. Denn bey einer Arbeit, bey der man nichts Neues liefern kann, sonders blos das Verdienst der Benutzung und Anordnung der vorhandenen Nachrichten hat, ist dies der einzige Weg, sein Buch Kennern zu empfehlen, und sich selbst über das Volk elender Abschreiber, die durch Angebung ihrer Quellen, die sie nicht ausziehen, sondern abschreiben, thörichter Weise zu verliehren glauben, rühmlichst zu erhalten. Noch können wir nicht unerwähnt lassen, daß der Verf. außer den angegebenen gedruckten Beschreibungen von Abyßinien, auch noch eine handschriftliche, von **de la Croix** 1700. verfertigte, aus der Bibliothek des Hrn. Baron von **Meerman** in Leyden erhalten und gebraucht habe.

Mr.

Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich. Erster Band. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 1793. 304 S. in gr. 8. 20 gr.

Womit das schlichte Wort Reise bey unsern Schriftstellern es doch verdorben haben mag! Nicht genug, daß man mit Aus- und Ausfahrten, mit Blicken, Promenaden und Wanderungen uns bedrohet; auch Aus- und Zufluge, Quer- und Durchflüge bekommen wir nunmehr zu lesen! Durch letztere will unser Wandersmann nicht etwa ausnehmende Geschwindigkeit, sondern Mangelhaftigkeit andeuten, und

[illegible] dem [illegible]flug an die Leser, der hier die [illegible] vorzeigt, [illegible] der Reisende sich für rein [illegible] das ohne vor oder hinter sich zu sehen, dem Winde sich [illegible] geben, und daher ohne [illegible] Mich- und [illegible] [illegible] will. Aus dem [illegible] der, so viel als Einleitung bedeutet, erfährt man, daß der Zug vom [illegible] nach [illegible] [illegible] im Frühling des Jahres 1789 anhob, und meist zu Fuße vollbracht wurde. Daß diese letztere Art sich [illegible] sehr ihre sehr großen Unbequemlichkeiten habe, ist in der vorliegenden Reisebeschreibung ebenfalls ersichtlich.

Drey sogenannte Durchflüge füllen den ersten Band, und haben zur Ueberschrift: **Goslar, Nordhausen** und **Sondershausen**. Sollte der Verf. überall so lange ausruhen wollen, so kann sein Tagebuch leicht zu funfzig Bänden anwachsen. Daß es ohne Queerflüge nicht abgehen konnte, versteht sich von selbst. Ein dergleichen ist der über den Harz, durch **Klausthal, Zellerfeld, Ellrich**. — Auch eine mehr als zwey Bogen betragende **Abschweifung** ist vorhanden: über **Reichsstädte** nämlich, ihre Entstehung, Verfassung u. s. w.; wobey die Rechte derselben gegen übermächtige Nachbarn so warm in Schutz genommen werden, daß besagte Reichsstädte nichts besseres thun können, als diesen eifrigen Republikaner für ihren Sachwalter förmlich zu erklären!

Von Goslar erinnert sich Rec. vor ein paar [illegible] in dem Journal von und für Deutschland eine sehr gute Topographie gefunden zu haben; die auch schon deshalb dem Statistiker sicherer scheinen wird, weil sie keinen Zug- sondern [illegible] Verfasser hatte. Der [illegible] lesende wird freylich die vorliegende anziehender finden, weil unser Reisende nicht ermangelt, die nöthigen Schatten überall und in Menge aufzutragen. Diesen aber weiß der zur Belehrung lesende leicht selber zu suppliren, und [illegible] sonst mit Wahrheitsliebe zu Werk gehenden Topographen sehr gern [illegible] zu [illegible] — [illegible] Klausthal und Zellerfeld zusammengenommen [illegible] Einwohner haben sollen, [illegible] Rec. [illegible] wissen. Unserm Dichter Göckingk fand der Reisende [illegible] Ellrich, nimmt diesen Platzwechsel demselben sehr übel, und bezüchtiget ihn deshalb geradezu der Ehrsucht.

[illegible] Werkhäusern, [illegible] ist
nicht aus dem ehrlichen Kessler, auch ohne Durchsicht, wissen
können, sollen [illegible] bis 9000 Menschen, in [illegible] Häuser
bewohnen. Man kann mit so muthmaßlicher Angabe gedient
seyn; daß eine beträchtliche Menge Getraide darin zum Brannt-
wein gemißbraucht, [illegible] nicht kleine Anzahl von Schweinen
gemästet, und durch die Ortschaften viel Geld verdient wird,
sind [illegible] bekannte, längst mit den nöthigen Belegen verse-
hene Nachrichten. Daß in M. noch kein Franzos, selbst als
Sprachmeister, fortkommen können, ist schon [illegible] treffende
Bemerkung; so wie es von M. [illegible] und Sittlichkeit
zeugt, daß [illegible] dem dasigen Waisenhause jährlich entlasse-
nen sechs Zöglinge, durch Stadtkinder oft nicht ersetzt werden
können. Dergleichen Züge, wenn ihre Authenticität sich be-
währt, sind es, die eine Ortbeschreibung zum nützlichen und
angenehmen Zeitvertreib machen. Wären bey unsern Reisen
nur doch mehrere dergleichen anzutreffen! Ihn selbst angehen-
de Vorfälle und Abentheuer, die nicht unter launig genug er-
zählt sind, giebt es in desto größerer Menge. Da aber die
meisten davon den Umstand zur Veranlassung haben, daß der
Wanderer zu Fuß gieng, so kann man sich vorstellen, von
welcher Art sie sind; von der nämlich, daß man sie schwerlich
mehr als einmal, und auch nur im Fluge durchlaufen wird.

In dem guten Sondershausen, dessen Lokal dem Rei-
senden, [illegible] Rec. desto weniger gefiel, scheint es ersterem
gänzlich an Vorgängern gefehlt zu haben; denn hier nimmt
er sogar zu skandalösen Geschichten des Tages Zuflucht, und
erzählt Dinge, die, wenn sie auch ausgemacht wahr wären,
doch schlechterdings nichts anders hervorbringen können, als
Mißtrauen oder Schadenfreude. Hätte der unvorsichtige
Beschreiber statt aller dieser Persönlichkeiten, doch lieber den
alten Püsterich von allen Seiten beguckt! Was ihn hieran
hinderte, kann Rec. nicht einsehen! Dieser hat die altdeutsche,
slavische oder hunnische Merkwürdigkeit, ohne das mindeste
Erschwerniß zu sehen bekommen, und bey dieser Gelegenheit
größere Seltenheiten, als die ungeheure Menge Uhren, die
laut unserm Erzähler in dem 350 (?) Zimmer enthaltenden
Schlosse befindlich seyn sollen. Daß der bedauernswürdige
Wetzel, nach so manchem Beytrage zur Belustigung der Le-
sewelt, nunmehr zu S. als seinem Geburtsorte, durch Ver-

[illegible], [illegible] [illegible]ssen vielleicht die wenigsten unserer Leser. Ersparnisse von dem Ertrage seiner Schriftstellerey, und Handarbeit seiner gleichfalls armen Mutter, helfen sein trauriges Daseyn fristen. Daß eben lang oder kurz aber der Unglückliche selbst in der Nähe des landesherrlichen Schlosses, Hungers sterben werde, ist eine Prophezeyhung, die hoffentlich nicht in Erfüllung gehen, sondern nur dazu beytragen wird, das Gegentheil desto geschwinder und publiker zu bewirken. Und wirklich lieset Rec. in diesem Augenblick selbst, daß öffentliche Blätter, die vermuthlich aus eben diesen [illegible] geschöpft, die Nation für das Schicksal des armen Michels zu interessiren suchen!

Daß dieser Reisebeschreiber kein Lehrling mehr in der Autorzunft sey, beweisen eine Menge gutgeschriebener Stellen. Sehr viele andre jedoch sind nichts weniger als korrekt, sondern so verschroben und affektirt, daß ihr Verf. wohl thun wird, seinem eignen Geschmack hierüber in Zukunft weniger zu trauen. Auch an Idiotismen und Provinzialismen fehlt es nicht, deren Sinn ein Ober- und Hochdeutscher kaum errathen dürfte. Gerade diese Eigenthümlichkeit sollte ein Schriftsteller am sorgfältigsten vermeiden, dem es so sehr darum zu thun ist, uns nicht wissen zu lassen, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Nur unsere klassische Büchersprache kann ihm diesen kleinen Dienst leisten, und der Fälle werden gewiß äußerst wenig seyn, wo, um darzustellen, was er sah oder hörte, irgend ein Provinzialausdruck nothwendig wurde. — Laut allen Meß- und andern Verzeichnissen ist ein Herr J. A. von Heß Verfasser des Buchs. Ist es eben der, welcher über die Verfassung Hamburgs geschrieben hat, so erklärt sichs, warum ähnliche Gesichtspunkte auch im vorliegenden Werke ihn am stärksten an sich zogen. Druck und Papier sind ungemein sauber.

Ab.

Mittlere

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Meine Todesangst von acht und dreyßig Stunden, u. s. w. Aus dem Französischen. Schleiz, bey Mauke, 1793. 64 S. in 8. 4 gr.

Enthält die Darstellung der fürchterlichen Lage, worin der französische Jägerhauptmann **Jurguiac de Saint-Meard** vom 22sten August bis zum 4ten Sept. 1792. in dem Gefängnisse der Abtey Saint-Germain zu **Paris** sich befand, und woraus, wie er meynt, eine nicht gewöhnliche Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart ihn gerettet haben sollen. Die Geschichte dieser wenigen, ein sogenanntes philosophisches Jahrhundert aber doch auf immer entehrenden Tage, liegt aus leicht begreiflichen Ursachen noch in so tiefes Dunkel gehüllt, daß jeder Beytrag diese Werke der Nacht und Bosheit aufzudecken, in dem unglücklichen Frankreich sowohl als anderwärts begierig verschlungen wird. Auch vorliegende Erzählung ist daher innerhalb sechs Monaten zu Paris allein zwölfmal aufgelegt worden, die vielen auswärtigen Nachdrücke ungerechnet. Da es also kaum einen Leser der A. d. B. geben kann, dem der Inhalt dieser Blätter nicht schon bekannt wäre, so will Rec. auf ein paar Bemerkungen sich einschränken, und das im Vorbeygehen nur.

So sehr der Erzähler auch überall für einen wahrheitsliebenden und aufrichtigen Mann gelten will, scheint es doch unmöglich zu seyn, daß bey dem Uebergewicht der anarchischen Parthey, unter deren blutigem Scepter er seinen Bericht drucken ließ, diese Wahrheitsliebe habe befolgt werden können, ohne ihren Verehrer der Rache dieser Unmenschen sogleich wieder Preis zu geben. Auch die so oft wiederholte Auflage der Broschüre, und das mitten in **Paris**, ist ein Beweis, daß die daselbst dominirende, jedes Menschenrecht niedertretende Rotte den Inhalt derselben für ihren Plan eher vortheilhaft als nachtheilig hält. Wer umkam, wenn und wo, mag wissen wer Lust hat; nicht so, auf wessen Veranstaltung die armen Schlachtopfer fallen. Auch in diesen Blättern fehlt es daher an Herz und Geist erschütternden Mordscenen ganz und gar nicht; auf wessen Antrieb, durch wessen Vermittelung aber

das

das [illegible] ein Namen anzutreffen; und selbst das saubere Freysprechungs-urtheil, welches de[illegible] Entlaß sich geben ließ, hat nur einige, noch dazu wie es scheint, unrichtige Anfangsbuchstaben. Als Beytrag also die abscheulichen Vorfälle vom 10ten Aug. bis 4ten Sept. näher aufzuklären, ist der gegenwärtige von wenig oder gar keinem Belang; denn an isolirten Datis hatten unsre Zeitungen es schon vorher nicht fehlen lassen. Da ferner der Verf. selbst gesteht, daß er seine Rechtfertigungsrede wohl in ganz andern Ausdrucken gehalten habe, so bleibt es ebenfalls noch ein Räthsel, welchem Umstand er seine Befreyung eigentlich verdanke? — Ist der von dem berüchtigten Carra vor einiger Zeit bekannt gemachte, den 10ten August betreffende Aufsatz nicht eine neue List oder bloße Windbeuteley, so enthält solcher ein abermaliges Beyspiel, von was für schwachen Fäden, die schrecklichsten, vielen Jahrhunderten fühlbaren Ereignisse ausgehen, und wie sehr menschlicher Scharfsinn sich auch hier über die ersten Veranlassungen betrogen hat. Auch ein deutscher Gelehrter — Rec. kann sich nicht abgewinnen, seinen Namen niederzuschreiben — ließ, wie Carra will, sich zum Mordgehülfen eines Tages brauchen, der die Jahrbücher der Menschheit so sehr befleckt hat!

Die gegenwärtige Verdeutschung läßt zur Noth sich lesen; doch hätte sie durch ein wenig Anstrengung mehr, zu einer noch ungleich anziehendern Lektür sich erheben können und sollen!

Das Vehmgericht des Mittelalters nach seiner Entstehung, Einrichtung, Fortschritten und Untergang. Historisch untersucht von Karl [illegible]. Leipzig, bey Köhler. 1793. 186 Seiten in 8.

Wenn man den Verf. blos als Sammler beurtheilt, so wie er auch nichts anders beurtheilt seyn will, so hat er nicht allein seiner Pflicht vollkommene Genüge, sondern auch dem gelehrten und dilettanten Publikum einen Dienst gethan. Wir haben noch keine Schrift, in welcher man alles das, was von der

der Geschichte des Vehmgerichts, von seiner Entstehung an bis zu seinem Untergange hie und da zerstreut gesagt worden ist, so zusammengestellt, und mit gültigen Zeugnissen erwiesen und bescheinigt findet, wie in dieser. Neue Entdeckungen und Aufklärungen findet man nicht in derselben; aber das Resultat von allem, was in mehreren ältern und neuern Schriftstellern von dem Gegenstande des Verf. verborgen liegt, mit Sorgfalt gesammelt und in eine zusammenhangende Verbindung gebracht. Wenn man auch über die Ableitung des Namens und über den erstern Ursprung der Vehmgerichte und den Stifter derselben unbefriedigt bleibt, so bekömmt der Leser desto zuverlässigere Nachrichten von den schnellen Fortschritten, dem gefährlichen Ansehen, von der innern Einrichtung und Verfassung, von der Verfahrungsart und dem Prozesse, von dem nach und nach erfolgten Verfall und den noch bis jetzt vorhandenen Ueberbleibseln der Vehmgerichte. Da man alles schon als gesagt voraussetzen kann, so würde ein Auszug aus dieser brauchbaren Schrift hier ganz am unrechten Orte stehn. Indessen wünschen wir sie vorzüglich in die Hände unsrer allezeit fertigen Ritterromanenscribenten, welchen die Vehmgerichte zur Ausfüllung so mancher Lücke dienen müssen, damit sie wenigstens das Costüme der Zeit richtig beobachten, nicht etwa einen Geistlichen vorladen oder das Gericht des Nachts halten lassen, wenn es am Tage gehalten werden soll.

Der Pabst kein rechtmäßiger Herr von Rom, sondern der deutsche Kaiser aus authentischen Urkunden bewiesen. Berlin und Leipzig. 1795. 220 S. in 8. 12 gr.

Wenn man diese Schrift richtig beurtheilen will, so muß man sich ganz in die Zeiten und den Geist der Regierung von Joseph II. hineinsetzen. Da nun seit dem Tode dieses Kaisers sich viele wichtige Ereignisse zugetragen haben, welche Einfluß in die Beantwortung der aufgeworfenen Frage haben können; so wird man sich des Gedankens nicht erwähren können, warum man immer gerade das nicht finde, was der Sache einen grossen Aufschluß geben könnte. In der Vorrede versichert der Verf., daß blos die Liebe zur Wahrheit seine Feder geführt,

und

und daß er [illegible], [illegible], Walen, Freyde und Cy-
prien zu Fähren gehabt habe. Dagegen haben wir nun wohl
nichts einzuwenden, müssen aber doch erinnern, daß auf diese
Weise sein Buch einen einseitigen Anstrich erhalten hat, den
er wohl hätte vermeiden können, wenn er auch die neuesten
Schriften des Gegentheils damit verglichen hätte. Nun be-
ruft er sich zwar an einigen Stellen auf die Schriften des
Card. de Luca, Card. [illegible], Aymon und andere. Hinge-
gen gerade die neueste und wichtigste, die monumenta do-
minationis pontificiae des Cenni, wo diese staatsrechtliche
Frage ausführlich abgehandelt wird, hat er nicht gebraucht,
der neuesten Neapolitanischen Schriftsteller nicht zu gedenken.
Er theilt seine Schrift in gewisse Paragraphen ein, von wel-
chen §. 1. die Bedeutung des Namens Pabst im Römischen
Sinne festsetzt. §. 2. wird der Satz ausgeführt, daß die er-
sten Bischöfe zu Rom keine Päbste waren, und daß Petrus
selbst es nicht gewesen sey. Alle diese Sätze sind unter den
Protestanten längst bekannt. Sollte aber der Verf. ein Ka-
tholik seyn, so freut es uns, wenn jene Wahrheiten auch bey
ihm Eingang gefunden haben sollten. Seine Ueberzeugung
ist auch so stark, daß er S. 39. sich nicht enthalten kann zu
schreiben: „O ihr Vertheidiger des Pabstthums! sagt uns
„doch die Ursachen, warum die alten Römischen Bischöfe durch-
„aus keine Päbste haben seyn wollen? Waren sie von Christo
„wirklich dazu verordnet, was weigerten sie sich eine Ehre
„anzunehmen, die ihnen so rechtmäßiger Weise zukam? Hat-
„te es mit der Sache, die der Name Pabst anzeigt, seine
„völlige Richtigkeit, was stritt man dann gegen diesen Na-
„men, und setzte diesen Streit so viele Jahrhunderte fort?"
§. 3. beweißt er den Satz, daß die ersten Kirchenversammlun-
gen von den Kaisern ausgeschrieben worden, nicht von den
Päbsten, zwar gründlich und einleuchtend, aber mit schon
längst bekannten Gründen. Daß nach §. 4. die Römischen
Bischöfe den Kaisern bis ins eilfte Jahrhundert unterthänig
gewesen sind, hat wohl keinen Anstand, und die Beweise,
die der Verf. anführt, sind gründlich und gut, aber meistens
schon bekannt. Von der Verpflichtung der Päbste, ihr Glau-
bensbekenntniß den Kaisern und Königen zu senden, hätten
wir eine nähere Entwickelung gewünscht. Im 5ten §. be-
hauptet der Verf., daß die Griechischen, Lateinischen, Frän-
kischen und Sächsischen Kaiser das Recht, den Pabst zu be-
stätigen, über ihn und die Kirche die Aufsicht zu führen, auch

[illegible] ihn abzusetzen, viele Jahrhunderte hindurch ohne
Widerspruch ausgeübt, und daß sogar die Könige der Heruler
und Gothen das Recht den Pabst zu bestätigen, eine Zeitlang
sich angemaßt haben. Die Thatsachen, welche der Verf. zu
Grunde legt, sind ebenfalls bekannt, und können also von
uns übergangen werden. Wenn er nun §. 6. auf die Mittel
kommt, welche die Päbste angewendet haben, sich zu vergröß-
ern, und von der Kaiserlichen Oberherrschaft loszuwickeln, so
spricht er sehr freymüthig von ihren Kunstgriffen. Er hebt
aus den Briefen Gregors des Großen einen an den Mörder
Phocas aus, (die XXXIste Epistel,) wo er eine so herzliche
Freude über dessen Erhebung bezeugte, daß er seinen Brief
mit den Worten anfängt: Allein Gott in der Höh sey Ehre
Gloria in excelsis Deo, qui immutat tempora et transfert
regna. Wahr ist es zwar, was der Verf. S. 97. sagt:
„Schwerlich würden diese heiligen Väter in ihren Bemühun-
gen glücklich gewesen seyn, wenn sie nicht alle Aufklärung bey
dem Volke bestmöglichst verhindert und das anwachsende Uebel
der Barbarey in allen Wissenschaften auf das kräftigste beför-
dert hätten;" aber ob sie dies a priori oder planmäßig als
Zweck und Mittel zum Zwecke sich vorgesetzt haben, oder ob
die Barbarey weit tiefer liegende Ursachen in dem Geiste der
Zeit gehabt habe, das ist eine andere Frage. Der Verf.
macht es ihnen ziemlich nach protestantischen Grundsätzen zum
Verbrechen, daß sie die Anbetung der Bilder, die Fürbitten
der Heiligen, auch sogar das schreckliche Bibelverbot aufge-
bracht haben. Er erwähnt auch der Mönche und ihrer Po-
litik, die [illegible] anderer Regenten gegen den Kaiser zu
unterhalten. Davon führt er einige, aber sehr wenige, Bey-
spiele an, denen eben so leicht andere entgegengesetzt werden
können, wo sie das Gegentheil gethan haben. Ueberhaupt
scheint er die so wandelbare Politik der Päbste nicht aus dem
rechten Gesichtspunkte gefaßt zu haben. §. 7. liefert er eine
Beschreibung der Macht und des Reichthums der Päbste und
der Art und Weise, wie sie dazu gelangt sind. Hier ist er
dem Ayimon und Hrn. Schlözer gefolgt, kennt also alles das
nicht, was in England und Deutschland über diesen Gegen-
stand geschrieben worden ist, kennt auch das nicht, was Kepp-
ler in der Geschichte von Pius VI. und erst neuerlich Herr
Wolf in der Geschichte der Röm. kath. Kirche unter Pius VI.
aus guten Quellen geschrieben haben. Noch weniger kennt er
das allgemeine, nicht besonders [illegible] genug, hat auch die

 Mate

Materie von den Schenkungen der Kaiser an den Pabst und die Römische Kirche nicht genug geachtet. Ferner ist auch der Beweis, daß die Kaiser die Hoheit über Rom und den Kirchenstaat den Päbsten niemals abgetreten haben, und daß sie solche noch jetzt besitzen, richtig, gründlich und mit genugsamer Sachkenntniß geführt. Wenn er freylich in solchen Fragen sich allein an Cyprian hält, so thut er diesem protestantischen Gottesgelehrten eine Ehre an, die er, wenn er in unsern Zeiten lebte, sich selbst würde verbeten haben. Wenn man uns einer solchen Frage Belehrung geben will, so muß man die Geschichte von Kaiser Rudolph I. und Karl IV. nicht übergehen, von welchen der Verf. uns kein Wort sagt, und auf deren Begebenheiten er gewiß aufmerksamer hätte seyn müssen, wenn er die Einwürfe des Cenni hätte beantworten wollen. Er ist nicht genug belehrt, weder vom Staatssysteme der neuern Zeiten, noch weiß er die in einer Sache entscheidenden Umstände, z. B. in der Sache von Comacchio den Einfluß und die Bemühungen der Kaiserin, auszuheben, um ein gründliches Urtheil fällen zu können. So kommt er dann auf einmal auf Joseph II. für welchen gewiß Rec. noch mehrere Achtung als der Verf. hat, aber eben deswegen, weil er, wie der Verf. dessen Muth und dessen Weisheit nicht mißkennt, von ihm gewiß das nicht erwartet hätte, daß er seine Oberherrschaft in Rom würde von neuem vindicirt haben. Wer ihn dazu aufzumuntern es wagte, meynte es sicher nicht gut mit ihm. Gab es nicht schon Aufsehen genug, als er mit dem Degen an der Seite ins Conclave gieng, und wie viele Mühe gab sich der alte Card. Albani diese an sich gleichgültige Handlung zu entschuldigen? Den Gründen, die der Verf. §. 9. anführt, welche Se. jetzt regierende Kaiserliche Majestät bewegen können, ihre alten Rechte über Rom und den Pabst wieder geltend zu machen, können eben so viele andere Gründe entgegengesetzt werden, es zu unterlassen und nicht zu thun. Alle die Ursachen, welche der Verf. dafür anführt, sind unbedeutend und beweisen nichts. Es ist eine sonderbare und gewagte Sache, wenn Stubengelehrte über den Gang und die Geschäffte der Cabinete entscheidende Urtheile zu fällen sich unterstehen. Wie sehr hat sich das System nach dem Tode Josephs II. geändert? Wie freundschaftlich sind neuerdings das Benehmen und die Einverständnisse zwischen Rom und Wien? Wenn nun der Verf. §. 10. einige Proben von dem unehrerbietigen und frechen [illegible] der Päbste gegen die Kaiser des mitt-

mittlern Zeitalters anführt, so mag dies alles sehr wahr seyn, so wie es sich dann aus der Geschichte als wahr erweisen läßt: wie aber daraus der Hauptsatz des Verf. folge, das sehen wir nicht ein! Eben so ist die historische Ausführung §. 11. von den Freveln der Päbste gegen das Haus Oesterreich (denn einen so starken Ausdruck gebraucht da der Verf.) zwar fleißig und richtig, aber auch sehr unvollständig. Sie spricht von Carl V. Ferdinand I. Maximilian II. Joseph I. von Maria Theresia, Joseph II. aber ohne die Lage der Umstände hinreichend zu untersuchen, urtheilt also in einem fremden Fache, wo gründliche Sachenkenntniß so unumgänglich nöthig ist. Was er von Maximilian II. aus des Gabutii Comm. de rebus gestis Pii V. Romae 1605. vom Card. Commendone anführt, ist noch das Beste, was wir da gefunden haben; solcher Handlungen war freylich nur Pius V. fähig. Wir wollen wegen der Seltenheit dieses Buchs mit den Worten des Gabutius selbst unsere Recension schließen: Legationis suae literis Augustae acceptis Cardinalis vidit sibi mandari a Pontifice, ut antequam ea res in Comitiis ageretur, coram Imperatore atque omnibus Principibus publico in consessu graviter denunciaret, nisi eam cogitationem abiicerent, [illegible] ut Pontifex omnium auctoritatem in eos Principes tam Laici quam Sacrati ordinis reprimendos exerceret, tum multo magis in ipsum *Imperatorem*, quem et imperio iurisdictionibus et omnium iurium successionum et quibuscunque praeterea rebus potitorum ille se confideret, *esset facile privaturus*; — illi denunciaret pontificem omnibus executionibus ecclesiasticisque poenis in eum animadversurum, ipsumque privaturum imperatoria maiestate, atque catholicis Principibus in eum convocatis novum imperatorem creaturum, nisi eiusmodi decretum, si factum esset, illico rescidisset. Lib. III. c. VI.

Agh.

Erziehungsschriften.

Für gutartige Knaben und Mädchen, ein kleines Geschenk, von L. Carl. Berlin, in Kommission der Königl. Realschulbuchhandlung. 1792. 47 S. in 8. 3 gr.

Besteht in dem Leben Jesu S. 1—27. Morgen- und Abendgebeten auf alle Tage der Woche, S. 28—47, und einigen Versen S. 47. bis zu Ende, und ist in jedem Betracht ein kleines Geschenk.

Luthers Pädagogik, oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen, aus Luthers Schriften gesammelt von Dr. Friedr. Gedike. Berlin, bey Unger. 1792. 213 S. in 8. 8 gr.

Ein guter Einfall, statt eines Schulprogramms — denn das pflegt solchen Nachrichten, als von S. 195 an stehen, sonst voranzugehn, diese pädagogische Chrestomathie, wie Hr. G. selbst sie in der Vorrede nennt, zu liefern. Man sieht daraus unter andern, wie Hr. G. bemerkt, daß sehr viele Ideen der neuern Pädagogik im eigentlichen Verstande ächt lutherisch sind; obwohl, setzt er hinzu, es ja überhaupt, um lutherisch zu denken, nicht sowohl darauf ankommt zu denken, was, sondern wie Luther dachte. Denn Luther selbst sagt: „Ich will nichts heissen auch nichts erfunden, will auch nicht Autor genannt werden. — Ich bitte, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heissen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. — Nicht also, lieben Freunde! Lasset uns tilgen die parteyischen Namen, und Christen heissen, deß Lehre wir haben. Ich bin und will keines Meister seyn." — „Wir sind nicht alle gleich, haben auch nicht alle Einen Glauben. Denn einer hat einen stärkern Glauben, denn der andere, etliche springen davon, die andern können kaum hernach kriechen. Derhalben ist es unmöglich, daß es in eine gemeine Ordnung gebracht und gezwungen werden kann." — „Wir müssen vielerley Weise und Orden leiden, die ohne Schaden des Glaubens sind." — O du guter Glaubensvater, wie wenig kennen dich deine Kinder!

Von der Uebereinstimmung Luthers mit Locke, Rousseau u. a. m. will ich nur zwey Beyspiele anführen. Das eine ist, daß die Mütter ihre Kinder selbst stillen sollen. S. 74. „Der Mutter Milch ist die beste, und den Kindlein am gesündesten, denn sie sind derselben im Mutterleibe gewohnt. Und wenn die Kinder grobe Ammen haben, so gerathen auch die

die Kinder nach ihnen; wie dies die Erfahrung zeuget. Darum ist es unfreundlich und unnatürlich, daß eine Mutter nicht ihr Kind stillet, denn dazu hat ihr Gott die Brüste und Milch darein gegeben, um des Kindes willen: es sey denn, daß sie nicht kann stillen, da bricht Noth Eisen, wie man sagt."

Das andere betrifft das **Herablassen** zu den Kindern, und die Spielmethode, woran sich so viele geärgert haben. Luther sagt: „Man muß die Jugend **kindlicher weise und spielens** aufziehen in Gottesfurcht und Ehre, daß das erste und andere Gebot fein im Schwange und steter Uebung gingen. Da könnte etwas Gutes bekleiben, aufgehen und Frucht schaffen, daß solche Leute erwüchsen, der ein ganz Land genießen und froh werden möchte. Das wäre auch **die rechte Weise, Kinder wohl zu ziehen**, weil man sie **mit Gutem und Lust** kann gewönen. Denn was man allein mit Ruten und Schlägen soll zwingen, da wird keine gute Art aus, und wenn mans weit bringet, so bleiben sie doch nicht länger fromm, denn die Rute auf dem Nacken lieget. Aber hie wurzelt es ins Herz, daß man sich mehr vor Gott, denn vor der Ruten und Knüttel fürchtet. Das sage ich so einfältig für die Jugend, daß es doch einmal eingehe; denn **weil wir Kindern predigen, müssen wir auch mit ihnen lallen.**"

Hr. G. hat Luthers pädagogische Gedanken unter drey Rubriken gebracht: 1) über die Erziehung, 2) vom Unterricht, 3) über Schulen und Schulwesen überhaupt.

Je.

Collectio Proverbiorum et Sententiarum notabilium. Sprichwörter und sittliche Denksprüche zum Gebrauch der Schulen, herausgegeben von C. C. M. Fischer. Halle, Druck und Verlag bey Hendel. 1793. 16 Bog. in 8. 14 Gr.

Ist eigentlich, wie der Herausgeber selbst sagt, nur eine hie und da verbesserte Ausgabe der Sammlung des ehemaligen Dr. und Dir. Hauptmanns, wie wir schon 1778. eine neuere Sammlung solcher Sentenzen von Hauptmann und Sohn haben; auch enthalten ja fast alle Chrestomathien dergleichen Sittensprüche. Aller Nutzen für die Jugend ist ihnen wohl

nicht geradezu abzusprechen, aber für so groß, als er hier angegeben ist, kann ihn Rec. nicht halten. Für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache, für welchen der Herausgeber sein Buch bestimmt, taugt eine solche Sammlung nicht. Viele, vielleicht die meisten dieser Sprüche sind viel zu philosophisch, als daß sie dem ersten Anfänger in der lateinischen Sprache, der froh ist, wenn er sich durch die Vokabeln durchgearbeitet hat, faßlich genug und interessant gemacht werden könnten. Rec. kann also höchstens nur eine gute Auswahl für zweckmäßig und nützlich gelten lassen. Hr. F. aber hat aus Alten und Neuern, Philosophen, Rednern und Dichtern alles zusammengestoppelt, was ihm vor die Hand kam; immer aber seine Quellen angegeben.

Unter dem lateinischen Texte stehen die Vokabeln, wie sie etwa Cellarii liber memorialis darreicht. Auf der Rückseite aber steht des Herausgebers Uebersetzung der Sentenzen in Reimen in Hanß Sachs oder der gewöhnlichen Fibelmanier. Diese Reime sind unter aller Kritik, und vernichten alles Gute, das etwa ein solches Buch noch stiften könnte. Hier sind einige Beyspiele:

Absens, carens.

Wer bey Tische kommt zu spät,
Der Mahlzeit verlustig geht.

A caespite (warum nicht das Gewöhnlichere cespite?) [illegible] virgulta non discrepant; vel: Non procul a proprio stipite poma cadunt; vel: Saepe solet similis filius esse patri.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme;
Das Kind geräth oft nach der Amme.

Wer denkt bey solchen Reimereyen nicht an die Denksprüche der Fibel?

Der Mönch zum Beten ist verpflicht,
Mit Messer stich bey Leibe nicht.

Die Klosternonne will thun Buß,
Ein Nagelbohr man haben muß, u. dgl.

Bisweilen ist die Uebersetzung kaum verständlich, bisweilen auch höchst undeutsch.

[illegible]
Immer gut und köstlich schmecken,
Aber [illegible]

[illegible] sind ein[illegible] in folgenden [illegible] finden[illegible]

Fechten kann noch manches wohl,
Aber wenn er siegen soll! —

Der Herausgeber mag es herzlich gut gemeynt haben, aber mit dem guten Willen allein ist es nicht gethan. Zum Unglück ist das Buch durch Druckfehler noch unbrauchbarer gemacht, als es an sich schon ist. Zwey volle Seiten mit Druckfehlern in einem Schulbuche für die ersten Anfänger!!

Tb.

Für gute Kinder, und solche, die es werden wollen. Zweytes Bändchen. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandl. 1792. 204 S. in 8. 12 [illegible]

In einer ungekünstelten Sprache geben hier Erzählungen, Gespräche und kleine Schauspiele jungen Gemüthern Stimmung für Gutmüthigkeit, mitleidiges Wohlthun und Selb[illegible]

Lb.

Der deutsche Schulfreund, von H. G. Zerrenner. Viertes Bändchen. Erfurt, bey Keyser. 1792. 190 S. in 8. 6 gr.

Hat mit den vorigen Stücken gleichen Werth.

Lr.

Schlag

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Lafontänens Fabeln, französisch und deutsch. Herausgegeben von Samuel Heinrich Catel. Dritter Theil. Berlin, bey Lagarde. 1793. 12 Bog. in 8. 12 gr.

Wir beziehen uns blos auf das, was wir bey Recension der ersten beyden Theile, besonders des zweyten (N. Bibl. 3ter Bd. S. 291.) gesagt haben; wobey wir zugleich bemerken, daß es dort S. 293. Z. 11. nicht Adjektiv sondern Adverbium heißen müsse. Mit diesem Bändchen ist das eilfte Buch der Lafontänischen Fabeln beschlossen, folglich noch das 12te oder letzte zurück.

Lb.

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften von Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. Dritter Theil. 216 S. Vierter Theil, [illegible] S. in 4. Berlin, bey Nicolai. 1793. 3 Rthl., auf engl. Papier 4 Rthl. 16 gr.

Der dritte Theil dieser neuen und splendiden, verbesserten und vermehrten Ausgabe der Werke unsers vortrefflichen Dichters enthält 1) das Schöne, eine prosaische Erzählung. Diese ist, so weit wir verglichen haben, ganz unverändert nach der vorigen Ausgabe abgedruckt. 2) [illegible] die weibliche und männliche Tugend. Eine historische Novelle. Eine alte römische Sage liegt zum Grunde. Das Wunderbare darin thut keine gute Wirkung, auch ist überhaupt das Ganze etwas frostig. Durch die Moral, die der Dichter hier predigt, wird [illegible] Philosophen [illegible] Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Klagen bestärken, daß sie in ihren Darstellungen die wahren Prinzipien der Moral verfälschten, und selbst da, wo sie Sittlichkeit absichtlich zu befördern suchten, ihr im Grunde doch nur schadeten. 3) Entwurf des politischen Zustandes in Europa vom Verfalle der römischen Macht an bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Aus Robertsons Einleitung in die Geschichte Karls

Karls V. gezogen. Die Uebersetzung ist frey, aber mit Geist gemacht, und liest sich wie ein Original. Von den Anmerkungen sind nur einige der wichtigsten in Auszug gebracht. Diese zum Unterricht eines jungen Prinzen verfertigte Arbeit ward in der ersten Sammlung der Werke unsers Dichters, die unter dem Titel Verse und Prosa 1773. zu Basel erschien, aufgenommen, blieb aber in der zweyten (Vermischte Gedichte, Berlin und Stettin 1778.) hinweg, und würde auch hier nicht vermißt worden seyn, da man bis jetzt, und wohl nicht mit Unrecht, in die Werke eines Schriftstellers nur poetische Uebersetzungen hat aufgenommen sehen wollen.

Der vierte Theil eröfnet sich mit einer poetischen Epistel an die Kaiserin von Rußland. Rec. kann dieselbe, weder dem Inhalt noch der Ausführung nach, den übrigen meisterhaften Gedichten des Verf. in dieser Gattung an die Seite setzen. Sie ist durch die Zeitumstände hervorgebracht. Was Hr. v. N. gegen die schwärmerischen, misverstandenen und von Bösewichtern misgebrauchten Freyheits- und Gleichheitsbegriffe sagt, muß den Beyfall jedes Menschenfreundes, jedes guten Bürgers, er lebe unter welcher Staatsverfassung er wolle, und selbst jedes Freundes ächter Freyheit, die nur eine Tochter der Vernunft, nicht der Leidenschaften ist, erhalten. Hätte sich doch der Dichter hieran begnügt, allein er geht noch weiter, er sucht die despotische Verfassung, als die glücklichste und beste vorzustellen, er wirft schielende Seitenblicke auf die freyen Staaten, und wird sogar zum Apologeten der Sklaverey! Hr. v. N. zeigt durchaus in seinen Schriften eine so edle Freymüthigkeit und wahrhaft liberale Denkungsart, daß man ihn ohnmöglich in den Verdacht einer so groben Schmeicheley haben kann; was er sagt, ist gewiß seine wahre Ueberzeugung, allein desto schmerzhafter ist es, einen so vortrefflichen Mann eine solche Sache vertheidigen zu hören. Gern hätten wir, ohne auf den Inhalt dieser Epistel zu sehen, uns blos an die poetische Behandlung des Stoffs gehalten, allein das war hier nicht möglich. Die Poesie liegt hier blos im Ausdruck, und auch dieser sinkt oft nah an die Prosa herab. Die Epistel ist weniger Gedicht als eine politische Betrachtung in Versen.

Zweymal hab ich den Kreis der aufgeklärten Staaten
Durchwandert, stets bereit die [illegible]
Zu [illegible]; wo mich [illegible] frey

Des Aberglaubens Tyranney,
Der Vorurtheile Joch, der Steuern Bürde
Der Großen Stolz nicht drücken würde?
Doch kein der Sonne nahes Land
Gab mir, was ich am Pole fand.
Zwar wird Kalvins und Roms und Luthers Lehre
Zu keiner Schuld, die der Verfolgungsgeist
Im Schwefelrocke büßen heißt,
Schließt keinen aus von Gunst und Ehre.
Im nachbarlichen Gotteshaus
Geht jede Sekte hier einträchtig ein und aus.
Die Hirten selbst, gleich ihren Schaafen
(Ein seltner Fall!) vertragen, schätzen sich,
Und niemand schmäht, wenn ich nicht wöchentlich
Bey einer Predigt eingeschlafen.
Gleich fern von Lästerung und dummer Heiligkeit,
Beleidigt hier mein Ohr kein atheist'scher Bube;
Doch fliegt mir auch, um eine Fröhlichkeit
Am Sonntag angestellt, ein Kiesel in die Stube *).
Hier mag kein neuernder Sophist
Den Satz, daß Raub und Mord ein Recht des Menschen ist.

(„In dem Satze, daß gewisse Rechte des Menschen unverjährbar sind (sagt Hr. v. Nicolay) liegt nothwendig der „Satz, daß, wenn keine andern Mittel, sie wieder zu erlangen, da sind, auch Raub und Mord zum Rechte des Menschen gehören.“ !! Rec. traute seinen Augen kaum, als er diese Stelle las.)

Hier brüllt bey keinem nassen Schmausse
Ein Stentor aus dem Unterhause,
Der doch, sobald die Gunst ihm winkt,
Zur Heerde der Minister überspringt.
Das beste Gegengift politischer Partheyen
Gehorsam, hier die allgemeinste Pflicht,
Stört die Vertraulichkeit gesellschaftlicher Reihen,
Und stört des Staates Ruhe nicht, u. s. w.

Ein

*) In England, wo die freyesten Schriften erscheinen, gestattet der bigotte Pöbel auch nicht einen Saitenstrich am Sonntage.

Ein Mann in der Lage und den Umständen des Dichters, in einer glücklichen Entfernung von dem Höchsten und Niedrigsten, der seinen ganzen Ehrgeitz auf die Poesie einschränkt,

> Und sich am besten da gefällt,
> Wo leichten Pflichten unterthan
> Er seinem Sinne folgen kann,

mag allerdings in dem despotischsten Staate sehr glücklich und zufrieden leben können; ist aber das, was für ihn gut und nützlich ist, darum überhaupt gut und nützlich? Sehr indignirt hat Rec. die Art und der Ton, in welchem der Dichter von der Sklaverey des rußischen Bauers spricht, und die Gründe, mit denen er sie zu beschönigen sucht:

> Der Länder Strich, die sich vom sand'gen Riga hin
> Zur letzten der Kurilen ziehn,
> Wo zwischen ungeheuren Strecken
> Von Wildniß harte Felder stecken,
> Verträge der ein lockres Band
> Des Rechtes, das den Unbestand
> Des Pflügers seinen Lauf vergönnte,
> Der zwischen sich und das versäumte Land
> Gleich hundert Meilen werfen könnte?
> Mit welcher schlafferen Gestalt
> Der Herrschaft, als der Allgewalt
> Vermöge sich so vieler Nationen
> Vereinigung, die Reußens Welt bewohnen?
> Wo jeden fern zu hohlenden Entschluß
> Des Wortes Macht beflügeln, schärfen muß, u. s. w.

Das heißt, Sklaverey und schrankenlose Willkühr muß herrschen, damit eine Menge von der Natur getrennter Länder und Völker in ein künstliches Ganzes vereinigt werden konnte. Millionen Menschen müssen unter dem Druck und der Peitsche zahlloser Despoten seufzen, (denn in einer Despotie ist jeder, der andre unter sich hat, Despot) damit eine ungeheure Anzahl Quadratmeilen Landes unter Einem Namen in der Geographie prangen? Wer hat Gewinn und Vortheil von einer solchen unnatürlichen Vereinigung? — Hr. v. N. fährt fort:

> In Reichen, wo Gebrauch und Titel stolzen Ständen
> Mit des Regenten Macht fast gleiche Macht verleiht,

T 2 Die

(Die sie so gern auf Trotz und Widerstand verwenden)
Da muß der schwache Fürst auf strenge Förmlichkeit
Sich stützen, stets auf Stelzen steigen,
Und stets der lauschenden Verwegenheit
Die leicht vergeßne Würde zeigen.
Hier aber, wo vor des Monarchen Hand,
Vom Größten wie vom Kleinsten anerkannt,
In gleicher Ehrfurcht alles bebet,
Wo alles Gnade wird, kein Anspruch sich erhebet,
Was wagt der Herr, wenn er, wie Catharina pflegt,
In der Gewählten kleinem Kreise
Den Zwang der Krone niederlegt,
Und nach geliebter Mütter Weise,
Durch Freundlichkeit der Kinder Joch versüßt,
Von denen keines je der Ruthe Recht vergißt.
Blutdürstig herrscht in andern Staaten
Die Rächerin der Missethaten,
Die strenge Nemesis. Hier lindert sie
Der Strafe Maaß durch Menschlichkeit und Gnade,
Zufrieden, daß hinfort der Böse nie
Den Menschen mehr, allein den Zobeln schade, u. s. w.

Rec. unterdrückt seine Empfindungen über diese und ähnliche Stellen, die nur despotische oder sklavische Seelen billigen können, denen Menschenwürde, so wie Menschenrechte ein leerer Traum, oder gar eine Aergerniß sind, und geht lieber zu den übrigen Werken des Dichters fort.

Galwine, in sechs Gesängen. — Alcinens Insel, in zwey Büchern. — Gryphon und Orille, in zwey Büchern. Mit Vergnügen bemerkt man hier fast auf jeder Seite die glücklich verbessernde Hand des Dichters. Jede Verbesserung zeigt den ausgebildetern Geschmack und die geschärftere Beurtheilungskraft des Dichters. Bald ist die Wortfolge leichter und natürlicher, bald die Versifikation sanfter und geschmeidiger, bald ein Ausdruck bestimmter, kräftiger, poetischer, bald eine Tavtologie gehoben, bald ein kleiner, aber für die Wirkung des Ganzen nicht unbedeutender Nebenumstand hinzugesetzt worden. Manche Stelle hat durch ein eingeschobenes oder hinweggestrichenes Beywort, durch eine Wortversetzung u. dgl. gewonnen. Von unzähligen Beyspielen geben wir hier nur einige zur Probe, und zur Bestätigung unsers

sers gewiß nicht partheyischen Lobes. — — S. [illegible] der vorigen Ausgabe (1r Th.) heißt es:

> Ein Kloster, das Sankt Dunstan zugehörte,
> Und dessen feiste Schaar den Herrn nach altem Brauch
> Mit kurzem Chor und langer Tafel ehrte,
> Doch jeden fremden Ritter auch
> Acht Tage lang gefällig nährte,
> In dieses Kloster nun, das in der Scoten Land
> Im Walde tief und einsam stand,
> Kam einst um Mitternacht ein Ritter hergerannt,
> Der höflich Kost und Bett begehrte.
> Er fand der frommen Mönche Zahl
> Noch wachend in dem Speisesaal.
> Gleich regen sich der Brüder Hände.
> Der bindet ihm die Sporen los,
> Der faßt den schweren Schild, der schnallt ihm von der Lende
> Das blanke Schwerdt. — —

Es würde eine Beleidigung des Geschmacks unserer Leser seyn, wenn wir ihnen demonstriren wollten, [illegible] bar es zum Theil [illegible] durch diese Verse in der neuen Ausgabe so ungleich schöner geworden sind. Sie lauten jetzt (S. 3.) also:

> Vor grauen Jahren war im Schottenland
> Ein Kloster, welches tief in einem Walde stand,
> Dem heilgen Dunstan zugehörte,
> Und dessen feiste Schaar den Herrn nach altem Brauch
> Mit kurzem Chor und langer Tafel ehrte;
> Doch jeden fremden Ritter auch
> Acht Tage lang nebst Roß und Knappen nährte.
> In diesem Kloster kam einmal
> Des Nachts ein Ritter an, der Kost und Bett begehrte.
> Die Mönche wachten noch vereint im Speisesaal.
> Gleich regen sich der Brüder Hände,
> Der bindet ihm den Panzer los,
> Der faßt den Schild, der schnallt ihm von der Lende
> Das Schwerdt, u. s. w.

[illegible] der vorigen Ausgabe S. [illegible] wo Ritter [illegible] sich als Reinhold zu erkennen:

Beschei-

Bescheidenheit und Kunst bedecket
Des Namens Glanz, den ihr genannt,
So wenig als der Lohe Brand
Ein vorgespanntes Tuch verstecket,
Versetzt der Abt. Schon sind, das wissen wir,
Nicht wenig Proben Euch aufs herrlichste gerathen,
Doch dieser Wald ist, glaubet mir,
Kein würdger Schauplatz hoher Thaten, u. s. w.

Dafür heißt es jetzt weit besser und poetischer:

Solch eines Namens Glanz verhüllet
Bescheidenheit so wenig, als der Brand,
Der eine Stadt mit Flammen füllet,
Ein Tuch dem Thore vorgespannt.
Längst hörten wir, wie viel der Proben Euch gerathen.
Doch, glaubt mir, dieser Wald ist unwerth hoher Thaten,
Hier lohnet sie kein dankbar Wort, u. s. w.

Am Schluß der Galwine S. 67. las man sonst:

Vergönne mir, mein Fürst, an diesem frohen Tage,
Daß ich, fängt Reinhold an, noch Eine Bitte wage,
Und das, warum ich jetzt mein Mund ersucht,
Sey meines Sieges eigne Frucht.
Herr! wo ist doch bey dem, der euer Recht geschrieben,
Verstand und Billigkeit geblieben,
Wenn er gebeut, daß einen Kuß
Der Tod des Mädchens büßen muß?
Ich fordre dies zu meinem Lohne,
Und diese Forderung steht einem Ritter an,
Daß man ins Künftige der armen Mädchen schone,
Wenn sie aus Zärtlichkeit vielleicht zu viel gethan.
Auch ist es billig, daß Dalinde
Bey diesem neuen Recht die erste Zuflucht finde.
Der König sieht die Großen an,
Und jeder nickt geschwinde,
Und spricht, indem der König lacht,
Dies hab' ich wahrlich längst gedacht, u. s. w.

Diese Verse sind hier ohne Vergleich besser zusammengezogen:

Dann

Dann Reinhold [illegible]: An diesem frohen Tage
Vergönne, Herr, daß ich noch eine Bitte wage.
Nicht billig ists, daß einen Kuß
Der Tod des Mädchens büßen muß.
Ich fordre heut zu meinem Lohne,
Daß man in Eurem Reich fortan
Der Haut der armen Mädchen schone,
Wenn sie aus Zärtlichkeit vielleicht zu viel gethan.
Auch laßt, Herr König, gleich Dalinden
Den Schutz des mildern Rechts empfinden.
Der König sieht die Großen an und lacht,
Und jeder nickt und ruft: das hab' ich längst gedacht. —

Die sehr entbehrlichen, überdies geschmackwidrigen Zeilen mit einem verunglückten Gleichnisse (V. A. S. 127.) **Er hängt an ihr — Rosen decken**, sind ganz hinweggefallen. Eben so (S. 178.) das nicht minder fehlerhafte Gleichniß: **der wie der müde Hirsch — Flügel schlägt** — und so mehreres. Manche Stelle hat, verglichen mit der alten Lesart, gewonnen, ohne deswegen ganz vollkommen geworden zu seyn. Auch in einer künftigen Ausgabe wird der Dichter noch manches auszufeilen finden. So vergleiche man in dieser N. A. die Stelle 52. Sie kömmt, sie sehen sich u. s. w. mit der A. von 1778. 2r Th. S. 78. u. dgl.

Neue Fabeln. An der Zahl 150. Die Erfindung verdankt der Verf., wie schon das Motto zeigt, andern Dichtern. Mehrere nach Aesop, la Motte, Courcil u. s. w. Man muß gestehn, daß sie ihm nicht ohne Ausnahme gleich gut ausgewählt, und größtentheils zu leicht hingeschrieben scheinen. Bey einer strengen Prüfung dürften die wenigsten Stücke als ächte Fabeln bestehen. Am interessantesten sind die, welche in Bezug auf jetzt herrschende Meynungen und Vorurtheile, und auf einige der wichtigsten neuen Weltbegebenheiten gedichtet sind. S. 198, 178. 225. u. s. w. Bey andern sind die Moralen allzutrivial. S. 188. 194.

Das merke dir, wenn zu erfahrnen Alten
Ein junger Tölpel kommt, so ist es seine Pflicht
Zum wenigsten das Maul zu halten.

Eine von den am lebhaftesten und besten vorgetragenen Fabeln ist folgende:

Die

Die Wünsche des Esels.

Ein junger Esel sollte nun
Bey einem Gärtner Dienste thun.
Es war im May. Der frühen Blumen Heerde
Packt man in Töpfen mit der Erde
Ihm täglich auf, und treibet ihn
Damit zum nahen Städtchen hin.
„Das schwere Zeug! Wer mag doch Lenz und Blumen lieben?
„O Sommer komme bald!“ — Er kommt, die Ruhe nicht.
Man giebt dem Grauen Kohl, Salat und Rüben
Zu schleppen: schwerer, da die Sonne heißer sticht.
„Geduld, der Herbst macht dieser Qual ein Ende.“
Ihr Knechte, eilt im Herbst der Gärtner, regt die Hände!
Das Obst den Bäumen abgepflückt,
Und tücht'ge Lasten nach der Stadt geschickt!
„Ein neues Kreuz! Doch in den Wintertagen
„Giebt mir gewiß die Erde nichts zu tragen.
„O Winter, eil' herbey.“ — Der Winter schleicht heran:
Dem Knechte wird nun anbefohlen
Zweymal im Tage Mist zu hohlen.
„Nun Mist! Und zweymal gar! O Lenz! komm bald heran!“
Der Knabe wünschet sich zum Jüngling, der zum Mann,
Der Alte hienge gern beym Knaben wieder an.

Einige zu prosaische, platte Ausdrücke, kleine Sprachunrichtigkeiten u. dgl. wünschten wir vertilgt zu sehen. S. [illegible] „Es war ein Mißwachs in den [illegible] [illegible] reißen wie die lieben Aesten.“ — [illegible] „Die [illegible] sind gelähmt, die Andre [illegible] nicht todt.“ — [illegible]

Das Gold empfängt ein Kind der Freude,
Und giebt dafür ihm ein Geschmeide,
An dem er noch [illegible] liegt.

Allen jungen und alten Dichtern empfehlen wir zur Beherzigung die Moral S. 282. Die Göttinnen [illegible] [illegible] aus

Jupi-

Jupiters Gehirn neugeborne Minerva, trat auch ihrer Phantasie aus.

Hört auf, das arme Ding so zu verstellen!
Spricht endlich Jupiter. Was soll der Tändelkram?
Laßt mir mein Kind, wie es aus meinem Hirne kam.
Mißbraucht nicht, vermeinter Dichter,
Dies Beyspiel wider kluge Richter,
Nur wenn es eine Pallas ist,
Von welcher du entbunden bist,
Dann mag sie bleiben, wie sie ist.

Ha.

Psalme, dem Könige David und andern heiligen Sängern nachgesungen. In vier Büchern. Winterthur, bey Steiner. 1793. 12 gr.

Der Verf. hat dem Rec. das Amt erleichtert, indem er in der Vorrede ihn auf den rechten Standpunkt führt, mit seinem Plane, Absichten, Hindernissen und Hülfsmitteln, Vorzügen und Fehlern bekannt macht, und über seine Arbeit und ihren Werth selbst so urtheilt, daß wir sein Urtheil gern unterschreiben können. Wenn der Leser hier einen neuen Schatz orientalischer Gelehrsamkeit, oder Aufklärung mancher bis jetzt, und vielleicht noch lange dunkeln Stelle erwartete, so würd er sich nicht befriediget sehn. Auch war dies nicht die Absicht des Verf. Er wußte, daß es schon viele und darunter auch einige gute Uebersetzungen gab, wovon er auch die vornehmsten anführt. Indessen glaubte er doch, daß für eine Klasse Leser noch nicht gesorgt sey, nämlich für die, welche wissenschaftlich gebildet mit dem Dichtergeiste Roms und Griechenlandes vertraut, bey Gedichten auch einen gewissen abgemessenen Gang verlangen, wodurch natürlich die Poesie der Sachen und der Sprache gewinnt. Diesen glaubte er den hohen Geist der Davidischen Gänge fühlbarer zu machen, wenn er sie auf das gewöhnliche und verschiedene Sylbenmaas der griechischen und römischen Ode zurückführte. Und so wäre nur die Frage: wie dies, in der That nicht leichte Unternehmen ausgefallen sey. Man kann nicht leugnen, daß diese Gesänge in diesem Kleide nicht übel sich ausnehmen, sondern angenehm sich lesen lassen. Ob sie gleich hin und wieder an

Deut-

Deutlichkeit des Sinnes gewonnen haben, so haben sie doch nicht, wie sonst wohl der Fall war, an ihrer Stärke und Feuer verloren. Nur ein Fehler war unvermeidlich, welches dem Verf. so wenig, als keinem andern Kenner entgieng. Seine Uebersetzung mußte in manchen Stellen in Paraphrase ausarten. Wie wär es auch möglich, den Text in diesem Sylbenmaaße so getreulich wieder zu geben, daß nicht hier und da ein Gedanke bald abgekürzt, bald ausgedehnt werden müßte? Indessen hat doch der Verf. auch hier sein Versprechen, den Text so wenig, als möglich, zu verschieben, zu verdunkeln und zu durchwässern, nach Möglichkeit gehalten. Beym griechischen Sylbenmaaße erwartet man auch griechischen, oder römischen Gedankengang und Ausdruck. Und so war es Rec. bisweilen, als wenn orientalischer Geist und griechisches Sylbenmaaß [illegible] [illegible] wären. Indessen war dies wohl [illegible] nichts mehr, als Fehler der Ungewohnheit. Und so nach glaubt Rec., daß das Publikum diese Gesänge mit eben dem Vergnügen lesen wird, als sie ihm beym Durchlesen machten. Zur Probe diene gleich der 1ste Psalm:

Heil, Heil dem Manne, welcher sich nie gesellt
Zum Rath der Frevler, Pfade der Sünder nie
Bewandelt, nie bey Spöttern sitzet;
Sondern sich weidet am Wort Jehova's,

Und sein Gesetz erforschet bey Tag und Nacht!
Er ist dem Baum gleich, welcher, am Wasserbach
Gepflanzt, mit nimmer welkem Laube
Grünet, und unter der Früchte Lasten,

So oft die Zeit kommt, immer die Zweige beugt.
Sein Werk gelingt; denn Seegen begleitet ihn.
Nicht so die Frevler; schnell verschwindend
Gleichen sie Halmen, zerstreut vom Sturme.

Drum können Frevler nicht im Gericht bestehn,
Noch bey Verehrern Gottes. Jehova schaut
Mit Lust des Frommen Pfad; der Irrweg
Führet den Sünder zum Untergange.

Rl.

Ret-

Vermischte Schriften.

De Lüc in Windsor an Zimmermann in Hannover. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig. 1792. 48 S. in 8. 5 gr.

Der dienstfertige Hr. Ritter Zimmermann machte seinen Freund de Lüc mit den politischen Grundsätzen, die der Freyherr von Knigge in seinen neuesten Schriften geäußert, (man kann ohngefehr denken, mit welcher Genauigkeit und Treue) bekannt, und wünschte, daß er seine Gedanken darüber öffentlich bekannt machen möchte. Dies veranlaßte einen französisch geschriebenen Aufsatz, den Hr. Z. hier nach seiner Art verdeutscht liefert. Schlimm genug sähe es aus, wenn die Grundsätze jenes Schriftstellers wirklich so verderblich und zugleich so verführerisch wären; durch diese sehr oberflächliche Bestreitung derselben möchte ihrer schädlichen Wirkung wohl nur auf eine sehr unbedeutende Weise begegnet seyn. Das freylich nur zu oft misverstandene und gemißbrauchte Wort Menschenrechte, das (wie Hr. d. L. sich ausdrückt) der deutsche Baron und sein Modell der Volksaufwiegler Penne im Munde führen, enthalte den ganzen Plan der beyden Schriftsteller? (Solche hämische, boshafte Insinuationen erlauben sich die frommen Herren!) Durch historische, aber äußerst mangelhafte und willkührliche Induktion sucht Hr. de L. das Räsonnement der Gegner zu widerlegen, und das Naturrecht als eine grundlose Schimäre darzustellen. Kein Recht, behauptet er, lasse sich denken ohne Pflicht; keine Pflicht ohne ein Gesetz, einen ewig unwandelbaren Gesetzgeber und eine Offenbarung! Die Offenbarung (versteht sich von den vielen Offenbarungen allein die christliche, die Bibel) enthalte allein die wahren Menschenrechte. Nun erhebt er sich, ganz in Zimmermanns Geist und Ton gegen Aufklärung und Aufklärer, Wörter, die er als gänzlich gleichbedeutend mit Unwissenheit, Bosheit, Irreligion, Meuterey u. s. w. braucht. Er findet es wahrscheinlich, daß Knigge blos dadurch in so grundverderbliche Irrthümer gerathen, daß er die Offenbarung, als die einzige Quelle der Menschenrechte, verlassen. Daß dieses aber geschehen seyn müsse, schließt der erleuchtete Physiker aus „den Spottreden, die sich der Hr. Oberhauptmann in Bremen gegen den ersten Menschen, gegen den

Patriarch(en) Abraham, gegen den Prophet(en) Samuel und andere in der heiligen Schrift erwähnte große Männer entfahren lassen." — Knigge hatte gesagt: „die Geistlichkeit habe Unrecht, daß sie den Menschen den vierten Theil seines Lebens mit dem sehr unnützen Studium der dogmatischen Lehrsätze verschwenden, und ihn, wenn er 14 Jahr alt sey, angeloben lasse, was er sein ganzes Leben hindurch glauben wolle, **gleich als ob ein Mensch voraus wissen könne, was er in der nächstfolgenden Stunde glauben werde.**" Diese wohlverstandne, unläugbare Wahrheit, sucht Hr. de L. nun zu verdrehen, lächerlich zu machen, und die gehäßigsten Consequenzen aus ihr zu ziehen. In Religionssachen sey K. ein Nachbeter von Voltaire, den er (de Lüc) oft durch seine Gründe zum Stillschweigen gebracht zu haben sich rühmt. Die Freygeister hätten alle ihre Spöttereyen gegen die Bibel und Offenbarung sich blos deshalb so dreist erlaubt, weil man strafbarer Weise die heilige Geschichte nicht anders betrachte, als jede andere Geschichte. (Aber das thun ja nicht die seichten Spötter, wie Voltaire, sondern die ältesten, gründlichsten, gelehrtesten Theologen, und datiren erst von dieser Periode an das wahre Verständniß jener ehrwürdigen Denkmäler.) Niemals, glaubt er, hätten die Spötter und Ungläubigen von Voltairs Schlage, sich so keck mit ihren Behauptungen hervorgewagt, wenn sie sich nicht eingebildet hätten, durch Erfahrungen aus der Natur das, was die Bibel von dem ersten Zeitalter der Erde sagt, als Fabel darstellen zu können. Dies aber sey nur ein Beweis ihrer Unwissenheit, denn schon vor 12 Jahren habe er unwidersprechlich genug dargethan, daß die Naturerscheinungen auf das genaueste mit dem übereinstimmten, was Moses von dem Ursprung der Erde sage, und niemand habe ihn widerlegt. — Nun geht der Verf. zu einer Vertheidigung der Schrift von Burke gegen Knigge über, und rettet allerdings den Engländer gegen Beschuldigungen, die ganz oder doch größtentheils blos aus der Luft gegriffen sind. Auch Rec. hält das so ausposaunte Buch des englischen Parlamentsdeclamators für ein mehr beredtes als gründliches Werk, das einige Wahrheiten, aber noch weit mehr Irrthümer und Vorurtheile enthält, allein deshalb würde er es nicht mit Hrn. v. Knigge ein Libell nennen, nicht behaupten, was sich nicht beweisen läßt, und zum Theil offenbar ungegründet ist: „Der Sophist Burke hat sich durch eine Schmähschrift, in welcher er seine großen Talente zu falscher

Dar

Darstellung und Verdrehung offenbarer Thatsachen misbraucht, die Gunst des Ministers erbettelt, um ein Jahrgeld zu erlangen, das er zu theuer mit der allgemeinen Verachtung erkauft." — — Am Schluß äußert der Verf. eine Idee, die das Steckenpferd mancher ausländischen, vorzüglich englischen Gelehrten zu seyn scheint. „Wäre es, sagt er, nicht möglich, da doch einmal die Zeit gekommen ist, in welcher die **Religion selbst** eine **gründliche Duldsamkeit** zwischen den christlichen Kirchen hervorgebracht hat (?!) **daß diese Kirchen sich vereinigen** gegen die Herrschaft der Unduldsamkeit und des Unglaubens, die fürchterlichste aller Unduldsamkeiten, weil sie weder Grundsätze noch Schranken hat, auch die grausamste von allen ist, wenn die Gewalt in ihre Hände kömmt. Allein ich hoffe, daß alles, was man jetzt sieht, eine **Coalition aller Christen von allen Religionspartheyen** hervorbringen wird, um die Grundlehren ihres gemeinschaftlichen Glaubens nur um desto besser zu erforschen, und den Widersachern desselben Rechenschaft von ihrer Sendung unter den Menschen abzufordern." Wer eine Vereinigung, sie habe Namen und Vorwand, welchen sie wolle, zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche wünschen und befördern kann, der muß schlechterdings entweder mit dem Geist des Katholicismus gänzlich unbekannt seyn, der bey keiner Vereinigung irgend einen wesentlichen Punkt seiner Lehre aufgeben wird, oder sie müssen dieser Sekte heimlich anhängen, und ihre Glaubensgenossen unter das Joch der päbstlichen Hierarchie zurückzubringen wünschen. Für diesem schrecklichen Unglück aber wird uns hoffentlich die gesunde Vernunft und die **wahre Aufklärung** bewahren, die, dem Himmel sey Dank, schon zu viel Grund gewonnen hat, als daß weder ein **de Lüc**, noch ein **Zimmermann**, noch ein **Schirach**, **Hoffmann**, noch zehentausende ihres Gleichen sie zu vertreiben im Stande seyn sollten.

Ga.

Theodors Morgengespräche mit seinen Freunden, der bedrängten Menschheit gewidmet, von Christian Friedrich Thormeyer, Inspektor der lateinischen Schule des Waisenhauses zu Halle. Halle, bey Gebauer, 1792. 260 S. in 8. 14 gr.

Die Menschenklasse, welcher diese Blätter gewidmet sind, wird dieselben nicht ohne Nutzen lesen. Doch setzt die Lesung dieser Dialogen schon einige Geistesbildung voraus, und diese kann man auch schon bey denen, die sie lesen wollen, erwarten, weil sie ohnedem den untern ungebildeten Klassen nicht in die Hände kommen werden. Der Verf., welcher nicht unbekannt mit der erhabenen Philosophie der Stoiker ist, und sich von dem Geist derselben in diesen Gesprächen leiten läßt, sagt, von diesem Geiste getrieben, ungemein viel Gutes über das was das Vergnügen und Misvergnügen der Menschen interessirt, und über das anscheinend räthselhafte im Gange der menschlichen Schicksale, und lößt, meistentheils nicht unglücklich, die Räthsel, die nicht selten die armen Sterblichen beunruhigen. Freylich sind die guten Freunde, mit welchen er seinen Theodor sich unterreden läßt, sehr nachgiebig und gnugsam gegen die Argumente und Auflösungen desselben, und acht philosophische Gegner möchten hin und wieder Präcision vermissen, und mit Theodors Unterweisungen und Behauptungen nicht allemal so zufrieden seyn, als die hier fingirten **Wolda, Hüllmann und Markus** sind. Sie möchten z. B. nicht gleich so gutherzig, als Wolda, zugeben, daß Gott **wirklich unmittelbar** in dieser Welt den Bösewicht straft (S. 251.) und ihn eines Widerspruchs zwischen diesen und andern Behauptungen geziehen haben. Indessen benehmen diese einzelnen unphilosophischen dem Stoicismus ganz zuwiderlaufenden Behauptungen diesen Gesprächen nicht ihren Werth. Man freut sich beym Lesen des Selbstdenkens ihres Verf., der die alten Philosophen mit Nutzen gelesen und mit ihrem Geiste sich familiarisirt hat. Und Rec. hatte bey der Lesung dieser Gespräche noch eine kleine Nebenfreude. Er erinnert sich nämlich noch immer dankbar an seine Schuljahre, die er auf dem Hallischen Wäisenhause zugebracht hat. Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre, da er dieses wohlthätige Institut verließ. Aber damals hätte gewiß kein Inspektor der lateinischen Schule so etwas schreiben können. Da sieht man also, wie der Geist der Zeit unter einer weisen Direktion auch hier gewirkt hat. — Die Sprache in diesen Dialogen ist stark und schön, aber nicht durchaus rein, welche Klage man leider bey den meisten Schriften unsrer Zeit führen muß. Was den Dialog als Dialog betrifft, so muß Rec. gestehn, daß er in des Verf. Stelle diese Form nicht gewählt hätte. Der Verf. hat freylich viele, aber doch nicht alle Klippen ver-

vermieden, an welchen der große Haufe der Dialogisten scheitert. Rec. wenigstens hätte es lieber gesehen, wenn derselbe in einem fortlaufenden, zusammenhängenden Vortrage seine Hauptsätze behandelt hätte. Die Gründe für diesen Wunsch anzugeben, würde zu weitläuftig seyn.

Ao.

Apologie einer geheimen Gesellschaft edlerer Art gegen die Angriffe eines Ungenannten; nebst einigen Bemerkungen überhaupt, und die sogenannten schwarzen Brüder insbesondere, von J. Z. S. M. Frankfurt und Leipzig. 1792. 38 Seiten in 8v. 4 Gr.

Der Rec. kennt die schwarzen Brüder nicht, aber er kennt geheime Gesellschaften überhaupt, und möchte nicht deren Apologie übernehmen, auch keiner einzigen Gesellschaft in sofern sie geheim ist. Die schwarzen Brüder mögen es gut meynen; aber sie thäten klüger, ihre Aemter und ihr Hauswesen zu besorgen, als in einer solchen Gesellschaft sich zu vereinigen. S. 11. wird vorgegeben, „einer der größten Zwecke, der größten Vortheile aller edleren Gesellschaften sey, die Scheidewand, welche die kalte Etikette und Convention zwischen Menschen von verschiedenen Ständen gezogen, wenigstens im Bruderkreise zu suspendiren.“ Darüber muß der lachen, der oft solche Gesellschaften gesehen, und den Dünkel mancher Brüder beobachtet hat, wenn sie vor einem Durchlauchtigen Bruder den Hut aufsetzten. Ob es nur gut seyn würde, das aufzuheben, was die Convention als Unterschiede der Stände festsetzt, wollen wir nicht einmal untersuchen. Aber, wer recht acht giebt, muß finden, daß die Unannehmlichkeit des Unterschieds für die niedern Stände noch empfindlicher wird, wenn sie eine Zeitlang geträumt haben, er sey aufgehoben. S. 15. will uns weiß gemacht werden: diese Verbindung bestehe in Deutschland seit 1675. — Warum nicht lieber seit Hirams Zeiten, da waren die Katzen bey Nacht auch alle schwarz. Uebrigens findet man in dieser Schrift auch die gedankenleere Wortfülle, womit Bruder Redner so oft seine Zuhörer amüsirt. Vom Glück der Menschheit ist viel geschwatzt.

schwatzt. Er wäre aber gewiß ein großes Glück, wenn niemand etwas seyn wollte, als das was er seyn soll.

R.

Ermunterungen zur Beförderung des reinen Vaterlandsgefühls. Aus der Geschichte unsrer Zeit entwickelt. Leipzig, auf Kosten des Verfassers. 1793. 56 S. in 8. 3 gr.

Aus der Geschichte unserer Zeit, — unserer, durch so unendlich viele, unerwartete, große und wichtige Begebenheiten merkwürdig gewordenen Zeit, läßt sich freylich auf so wenig Seiten auch nur wenig entwickeln; indessen wird doch die edle Absicht des Verf. keiner verkennen, der selbst von reinem Patriotismus beseelt ist, der gegenwärtigen schrecklichen Epoche unserer blutigen Kriege ein baldiges Ende wünscht, und das Herzliche in dem Tone des Verf. fühlen kann. Mit Recht sagt er, daß der Bogen in Frankreich zu lange Zeit allzustark gespannt gewesen sey, und endlich habe springen müssen; aber er behauptet auch mit dem nämlichen Rechte, daß Frankreich bisher seine eigene Glückseeligkeit untergraben, und das schöne Gebäude unvollendet gelassen habe, welches zur glücklichsten Monarchie der Erde Anfangs entworfen wurde. Wir geben dem Verf. ferner Recht, daß der Mord eines unschuldigen Königs eine der größten Schandthaten war; aber warum nennt der Verf. das Volk den Mörder seines Königs? — da bekanntlich nur eine rasende Parthey blutdürstiger Republicaner für den Königsmord stimmte. In wiefern dem Convent große Fehler vorgeworfen werden können, wollen wir der Kürze halber nicht untersuchen. Daß er Ungerechtigkeiten und Sottisen in Menge begangen hat, wird kein Mensch läugnen; aber wir Deutschen haben ihn auch wohl oft zu schwarz und einseitig beurtheilt, da überhaupt die Extreme in unsern Raisonnements sehr Mode geworden sind. Wenn der Verf. S. 16. die Gleichheit der Franzosen ein Unding nennt, welches die Kette der bürgerlichen Glückseeligkeit schlechterdings zerreißen und auflösen müsse; so hat er von der ganzen Sache offenbar einen unrichtigen Begriff, da in der französischen Constitution nur eigentlich von der Gleichheit der Menschenrechte die Rede ist. Z. E. daß ein jeder geschickter und

recht-

rechtschaffener Mann, ohne Rücksicht auf seine Geburt, zu Staatsbedienungen gelangen könne, daß der Edelmann, blos weil er Edelmann ist, keine Vorzüge in der bürgerlichen Gesellschaft haben dürfe, daß die verschiedenen Religionspartheyen gleiche Ansprüche auf den Schutz des Staats machen könnten, daß ein jeder zu den Bedürfnissen desselben das Seine beytragen müsse u. s. w. Wir übergehen mehrere schwache Stellen dieser Brochüre, worin der Verf. den Großen Weyrauch streut, und den langsamen Gang der Justiz entschuldiget! Die letzten Seiten des Büchleins enthalten eine Heil- und Seegensprechung über seinen guten Landesvater und dessen Landstände, und eine Ermunterung der biedern Sachsen zur Tapferkeit und Vorsicht, um sich nicht von dem herrschenden Freyheitsfieber hinreißen zu lassen.

Za.

Omais, Freund(?) und Reisegefährte(n) des Capitain Cook, Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen und Einrichtungen auf den Südseeinseln, nebst charakteristischen Schilderungen von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Bewohner derselben. Zweyter Band. Dresden und Leipzig, bey Richter. 1792. 1 Alphab. 4 Bog. in 8. 1 Rh.

Wenn wir schon bey der Anzeige des ersten Bandes Ursache hatten, Bedenklichkeiten gegen die Aechtheit dieser Nachrichten zu äußern, wo doch der Verf. noch manche Erzählungen anbringen konnte, die mit anderwärts bekannten Nachrichten übereinkamen: so setzt es dieser zweyte Band noch weit mehr außer allen Zweifel, daß die ganze Geschichte nichts mehr und nichts weniger als ein erdichteter Roman, und die Arbeit eines müßigen Kopfes ist, der mit dem Namen Omai die Neugierde der zahlreichen Classe von Lesern der Südseereisen reizen wollte, dieses Machwerk zu kaufen. Den größten Theil des Buchs machen Kriegserzählungen aus, von den Feldzügen, die der Befreyer, Omai, in verschiedenen benachbarten Inseln, Ulietea, Euneo u. a. unternimmt, um die Usurpatoren derselben vom Thron zu stoßen, Tyrannen zu bestrafen, und

neue

neue bleibende Einrichtungen zu treffen. So vorsichtig ist inzwischen doch der Verf. gewesen, daß er seinen Helden allenthalben die monarchisch-aristokratische Regierungsform wiederherstellen, und gewissen Lesern durch Vervielfältigung der Republiken kein Aergerniß geben läßt. Weil aber eine bloße indianische Kriegsgeschichte nicht genug Interesse haben würde: so hat er wohl daran gethan, die Liebe mit ins Spiel zu ziehen, und verschiedene südindische Damen bey den bewirkten Revolutionen anständige Rollen spielen zu lassen. Omai selbst erhält die Mutter eines jungen Königs, Nowa, zur Gemahlin. Man muß dem Fleiß des Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er die Quellen einer südindianischen Heldengeschichte, die Cookschen Reisen, wohl genutzt, und sich die Sprache, Sitten, Benennungen und Topographie der Südseeinseln bis zur Täuschung eigen gemacht habe. Er hätte aber auch bedenken sollen, daß andere, die sich die Reise nach dem fünften Welttheil nicht so, wie er, zu einem eignen Studium gemacht haben, manches, was ihm geläufig ist, dunkel seyn kann: es wäre daher gut gewesen, wenn er, wenigstens beym ersten Gebrauch eines jeden südinsularischen Wortes und Namens kurze Erläuterungen beygefügt hätte. Uebrigens ist die Geschichte mit diesem Bande noch nicht geschlossen.

Rg.

Sammlung auserlesener Geschichten und Erzählungen. Leipzig, bey Schwickert. 1793. 10 Bog. in 8. 9 gr.

Es gehört eine arge Unverschämtheit dazu, uralte Vademecumskalenderhistörchen und andre allgemein bekannte, oft gedruckte Märchen und Anekdoten, noch einmal, wie neue Waare zu verkaufen. Das ist hier der Fall; und die, welche aus dem Französischen entlehnt sind, sind noch obendrein sehr schlecht übersetzt.

Pk.

Intelligenzblatt der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 49.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der gräfl. Pücklerische Hof- und Justizrath, Herr D. Friedrich Christian Schmidt, der auch als Schriftsteller rühmlich bekannt ist, hat von der unmittelbaren Reichsritterschaft in Franken Orts an der Baunach den Ruf als Syndikus erhalten und angenommen.

Die durch den Tod des Herrn Joh. Ludwig Spörl zu Nürnberg erledigte Stelle eines Antistes des gesammten Nürnbergischen Ministerii ecclesiastici und Predigers an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Sebald, hat der bisherige Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz, Herr M. Christoph Melchior Schmidtbauer, erhalten. Dagegen ist Herr Christian Gottfried Junge, Doktor und Professor der Theologie zu Altdorf, als Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz und Inspektor der Kandidaten des Ministeriums, nach Nürnberg berufen worden. Die dadurch erledigte dritte Professur der Theologie zu Altdorf erhielt Herr Rektor Vogel in Nürnberg.

Der durch verschiedene in die Botanik und Insektologie einschlagende Schriften vortheilhaft bekannte Herr Moritz Balthasar Borkhausen, der sich seit einigen Jahren theils in Darmstadt, theils in dem benachbarten Arheiligen, aufgehalten hat, ist unter dem 10ten April zum Assessor der Landökonomiedeputation zu Darmstadt ernannt worden.

Der Fürstbischoff zu Speyer hat den bereits seit einem Jahre auf der Kurmainzischen Reichsdirektorialkanzley in Regensburg befindlichen Herrn D. Theodor Hartleben zu seinem Hofrathe und Amtmann der Stadt Deidesheim, im Hochstifte Speyer, ernannt.

Herr Danz, vom J. 1786 bis 1791 Regierungsrath zu Neuwied, nachher Kanzleyrath zu Frankfurt am Mayn, hat die durch Ansetzung des Herrn D. Hochstetter in Stuttgardt offen gewordene Stelle eines fünften Syndikus in erwähnter Reichsstadt erhalten.

Die kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu Mannheim hat dem Herrn Regierungsrath Spieß zu Bayreuth für eine Abhandlung vom Geschlechte des Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, diejenige Denkmünze, die sie auf die Jubelfeyer des Kurfürsten von Pfalzbayern hat ausprägen lassen, in Gold zuerkannt und überschickt.

* * *

Todesfälle.

Am 16ten May starb in Heidelberg Herr D. Johann Heinrich Andreä, Rektor des dortigen reformirten Gymnasiums, in einem Alter von 65 Jahren.

Am 26sten Julius starb Herr Wolrad Burchardi, fürstl. Oranien-Nassauischer Oberhofrath und Professor der Rechte zu Herborn, im 59sten Jahre seines Alters. Von seinem Leben und Schriften kann man Weidlichs Nachrichten und das gelehrte Deutschland nachsehen.

Am 10ten August starb in Wetzlar Herr D. Christian Jakob von Zwierlein, Anhalt-Bernburgischer geheimer Rath und Kammergerichtsprokurator, im 55sten Jahre seines thätigen Lebens.

Am 25sten August starb in Rinteln Herr D. Theodor Wilhelm Schröder, ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft bey dortiger Universität, im 34sten Jahre seines Lebens.

Am 29sten August starb zu Cassel Herr Simon Causid, ehemaliger Professor der Theologie zu Marburg, von wo er sich schon vor geraumer Zeit Schwächlichkeit halber nach Cassel, seinem Geburtsorte, begeben hatte, im 61sten Jahre seines Alters.

* * *

Chronik der Universitäten.

Erlangen.

Am 25sten Julius wurde zu der Rede bey der gewöhnlichen Büretttischen Stiftungsfeyer von dem Herrn Hofrath Breyer durch ein Programm eingeladen: Ueber die Humanität der Philosophie. (3 Bogen in 4.)

Am 30sten August wurde die Inauguraldisputation des in Abwesenheit zur medicinischen Doktorwürde erhobenen Hrn. Joseph Ludwig Julius Erbe, aus dem Hohenlohischen, de bile morbisque biliosis (4½ Bogen in 4.) ausgetheilt.

Am 16ten September erschien das für das nächste Winterhalbejahr bestimmte Lektionsverzeichniß. Der Anfang der neuen Vorlesungen ist darinn auf den 21sten Oktober festgesetzt. Der ordentlichen Professoren sind gegenwärtig 21, und der außerordentlichen 9.

Am 21sten September hielt der von Braunschweig als ordentlicher Professor der Arzneykunde hierher berufene Herr Doktor und Professor Georg Friedrich Hildebrand seine Antrittsrede: de chemia, medicinae auxiliatrice, nachdem er Tags zuvor mit einem Programm: de Alcali minerali sanguinis humani Particula prima, dazu eingeladen hatte.

Am 5ten Oktober vertheidigte Herr D. Heinrich Friedrich Isenflamm, um Erlaubniß zu Vorlesungen zu erhalten, mit seinem Respondenten, Herrn Ludwig Heinrich Winkel, von Erlangen, eine Disputation de motu linguae. (2 Bogen in 8.)

Bücherankündigungen.

Da die erste Auflage meines Buchs: Religion aus der Bibel in 42 Katechisationen ꝛc. 8. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandl. gänzlich vergriffen ist: so werde ich auf Verlangen der Verlagshandlung zur nächsten Ostermesse eine neue Ausgabe desselben besorgen, welche beträchtliche Verbesserungen enthalten wird, die sich auf mein weiteres Forschen und auf Ammons reine biblische Theologie gründen. Besonders werde ich darstellender zu machen suchen, daß Christus und seine Apostel eine allgemeine Religion gelehrt haben, die Gott, allen Menschen und allen Zeiten angemessen ist; daß aber auch das Neue Testament Lehrsätze enthalte, die nur für besondere Zeiten und Menschen sind. Crannichfeldt, im September 1793.

A. F. E. Jacobi,
Sachsen-Gothaischer Superintendent.

Von dem Verfasser des aus sieben Bänden bestehenden Handbuchs des bürgerlichen Rechts kömmt zu Anfange des künftigen Jahres bey Joh. Andr. Lübecks Erben in Bayreuth heraus: Theoretisch praktischer Commentar über die Pandecten nach Hellfelds Lehrbuch, mit Rücksicht auf die Abweichungen der Königl. Preußischen und der Chursächsischen Gesetze. Um sich die Anschaffung desselben zu erleichtern, kann man auf das ganze Werk in jeder Buchhandlung bis zu Ende des Novembers pränumeriren, und zwar auf jeden Band, zwey Alphabet stark in gr. 8. eng, jedoch schön, gedruckt, mit 1 Rthlr. 8 Gr. den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Ein mehreres besaget ein besonders hierüber herausgekommenes Avertissement, das in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Da der Verleger der europäischen und der ausländischen Schmetterlinge des Herrn Prof. Espers, unter seinen von Zeit zu Zeit aus America und Ostindien erhaltenen Insekten, so viele findet, welche weder in dem Cramerischen noch Druryschen ausländischen Insektenwerke abgebildet sind; mancher herrliche Falter aber lange in seiner Sammlung verborgen liegen bleiben müßte, bis derselbe der Ordnung nach in die Reihe der itzt bis zum 10ten Hefte fertig gewordenen ausländi-

ländischen Schmetterlinge aufgenommen werden könnte: so hat sich derselbe entschlossen, alle Papilionen, welche sich nicht im Cramer und Drury, als den einzigen vollständigsten Werken, so wir von ausländischen Insekten besitzen, abgebildet befinden, in einer aparten Sammlung, und in eben dem Formate, wie die ununterbrochen fortgesetzt werdenden europäischen und ausländischen Schmetterlinge, unter dem Titel: **Magazin der ausländischen Insekten**, nach der Natur getreu gemalt, herauszugeben. Die Besorgung dieser neuen Sammlung hat der würdige Herr Prof. **Esper** übernommen, welcher selbige in drey Abschnitte, nämlich in die Tag- Abend- und Nachtvögel, theilen, und so genau als möglich beschreiben wird. In einem Hefte von vier Tafeln und in dem äußerst mäßigen Preis von 1 Rthlr. 8 Ggr. sollen, nach der Stärke des Vorraths, eine oder zwey Tafeln Tagvögel, eine Tafel Abendvögel, und eine oder zwey Tafeln Nachtvögel geliefert, und dabey die Unterabtheilungen des Linneischen Systems unvermengt beybehalten werden. Die Beschreibung wird auch in drey Abschnitte getheilt; und auf diese Art bleiben die Tagschmetterlinge mit ihrer Beschreibung, und die Abend- und Nachtfalter ungetrennt, und kann zu seiner Zeit jede Klasse in einen besondern Band gebunden werden. Man ist auch Willens, die noch nicht abgebildeten Insekten der andern Klassen nach der Linneischen Ordnung zu liefern. Dieses **Magazin der ausländischen Insekten** kann man sowohl als eine Fortsetzung der Cramer- und Druryschen Werke, als auch der Esperschen ausländischen Schmetterlinge, und als ein eigenes **Werk** ansehen; dabey weder Fleiß noch Kosten gesparet, und die Beschreibung mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden soll. Der Anfang zu dem ersten Hefte ist bereits gemacht, und es wird gewiß jeden Liebhaber der Entomologie freuen, diese prachtvollen Geschöpfe unsers großen Meisters der Natur getreu abgebildet zu erhalten. Wollen meine schätzbaren Gönner und Freunde die Geneigtheit haben, und mir ihre Seltenheiten, die weder im Cramer noch Drury sich abgebildet befinden, anvertrauen: so werde ich solche Gefälligkeit mit dem verbindlichsten Danke erkennen. Von den vorzüglichsten Cabinetten in England habe ich bereits die Zusicherung sowohl der Originale, als der accuraten Abbildung einzelner Seltenheiten, erhalten. Und da ich von manchem schönen Papilion öfters mehrere Exemplare besitze: so bin ich Willens, selbige

 in

in den Umschlägen dieses neuen Werks, mit dem Preise, um welchen ich sie ablasse, anzuzeigen. Erlangen, den 11ten Jul. 1793.

Wolfgang Walther,
Buch- und Kunsthändler.

Die in No. 27 unsers Intelligenzblattes erwähnte Bibliothek des sel. Teklenburg in Hamburg wird den 7ten Januar 1794 und folgende Tage öffentlich verkauft. Der Catalogus ist 2 Alph. 5 Bogen stark, und die Bibliothek besteht aus 7909 Nummern.

* * *

Vermischte Nachrichten.

Bey Dänzer in Düsseldorf ist endlich zur vorigen Ostermesse auch ein neuer Catechismus für die evangel. Lutherischen Gemeinen im Herzogthum Berg erschienen. Der Verfasser desselben ist der itzige Inspektor, Herr Prediger Hartmann in Düsseldorf. Man hat schon Ursache, sich zu freuen, daß er auch nur den alten in sehr vielen Rücksichten übertrifft. Alles, was zu wünschen war, dürfte itzt noch wohl nicht geleistet werden. Er ist übrigens nicht allgemeiner Landescatechismus. Auf der letztern Synode im August dieses Jahres hat man nur den Wunsch geäußert, daß er allgemein eingeführet werden möchte. Jeder Prediger hat also seine Freyheit behalten, und es wird daher auch immer noch an einigen Orten der alte, an andern aber der Dieterichsche, oder der Hannöverische, oder sonst ein neuerer Catechismus gebraucht.

Aus dem Sondershausischen. Der Herausgeber der Giessner neuesten Religionsbegebenheiten hat im 1sten Stücke v. J. eine fürstl. Schwarzburgisch-Sondershausische Verordnung wegen der Buß- Fast- und Bettage eingerückt, und sie selbst; so wie den damit verbundenen Aufsatz, mit ganz sonderbaren Anmerkungen begleitet. So wenig man nun auch zu fürchten hatte, daß dergleichen Anmerkungen in einer solchen Schrift Sensation machen würden, so ward doch der Hr. Archidiakonus und Consistorialassessor

Can-

Cannabich in Sondershausen, vermuthlich durch Lokalursachen bewogen, jene Recension in einer besondern Schrift zu beantworten, die zu Sondershausen 52 S. 8. gedruckt erschien.

„Es pflegt in dem Schwarzburgischen die Bußtagsverordnung mit einer besondern theologischen Abhandlung begleitet zu werden. In der, welche mit dieser Verordnung im Jahre 1791 verbunden war, hatte der Verf. gesagt, es sey ein Vorurtheil, daß man in Religionssachen nicht denken dürfe, sondern blos glauben müsse. Dagegen erinnert jener Recensent: „Dieses Denken in der Religion könne gemißbrauchet werden, und werde wirklich heut zu Tage gemißbrauchet, also daß viele Leute, und unter diesen selbst Prediger, zu welchen die neue Aufklärung bereits durchgedrungen sey, nichts mehr glauben wollen, als was sie vermittelst ihrer Vernunft einsehen und begreifen können." Hr. C. macht gegen dieses seichte Geschwätz sehr treffende Bemerkungen, und erinnert an den bekannten Canon: abusus non tollit usum. — Auch mit dem Ausdrucke des Verfassers: daß Gott kein zorniger und leidenschaftlicher Gott sey, ist jener Recens. nicht zufrieden. Er meynt, Gott zürne doch auf seine Art, so wie es sich für das allervollkommenste Wesen schicke!! Der Recens. oder Herausgeber, (denn beyde sind doch wohl nur Eine Person) bekanntlich ein großer Patron des Teufels, hatte endlich gegen die Behauptung des Verfassers: Gott sey nicht so grausam, daß er Menschen, um fremder Sünden willen, von Geburt an hassen und strafen, und überdies noch ein unsichtbares feindliches Wesen abschicken sollte, die Menschen zu plagen und zu verführen, gesagt: daß es Gott in einem gewissen Zeitraume wenigstens könne zugelassen haben, daß böse Geister die Menschen plagten und verführten; weil er es noch itzt zulasse, daß böse Menschen einander plagen und verführen, und dies geschehe auch oft unsichtbar! Diese und ähnliche gegebene Blößen hat Hr. C. in seiner Antwort gut benutzt. Bis itzt hat der Herausgeber der neuesten Religionsbegebenheiten noch nicht für rathsam gefunden, auf die Schrift des Herrn C. zu antworten.

Berich-

Berichtigungen.

Wenn in der Recension des historischen Gemäldes „Albrecht der Krieger, von Heinrich Mayer" N. A. d. B. IV. B. 1 St. 264 S. gesagt wird, daß Ulm den trotzigen Forderungen Albrechts trotzige Antworten entgegengesetzt habe, so stimmt dieses mit der Geschichte vollkommen überein; wenn aber hinzu gefügt wird, daß diese Stadt es von republikanischer Kühnheit beseelt gethan habe, so möchte wohl die Geschichte andere Gründe aufweisen. Ulm hatte im schmalkaldischen Kriege die traurige Erfahrung gemacht, daß die Fürsten zu den Kriegsunternehmungen zwar sein Geld und seinen Kriegsvorrath forderten, aber seinen Rath nicht annehmen wollten, und dieses konnte der Stadt eben so wenig, als andern Städten, Lust machen, sich aufs neue mit den Fürsten in ein Bündniß einzulassen. Das auch für Ulm traurige Ende des schmalkaldischen Kriegs machte diese kleine Republik vor dem Zorne des Kaisers zittern, und sie mußte um so mehr jede Gelegenheit vermeiden, ihn zu reizen, da sie dem rächenden Arm desselben so nahe lag. Endlich haben auch die durch den Ausgang des schmalkaldischen Kriegs glücklich gewordenen Patrizier, zu neuer Empfehlung in die kaiserliche Gunst, die Bürger zu bewegen gewußt, ein Bündniß auszuschlagen, welches, wenn gleich auch vortheilsüchtige Nebenabsichten mitgewirkt haben, doch hauptsächlich auf deutsche Freyheit und Bezähmung der Gewaltthätigkeiten des Kaisers sein Absehen hatte. Unwille also über getäuschte Redlichkeit, Furcht vor der kaiserlichen Rache, und Ueberredung der Patrizier, nicht republikanische Kühnheit, war es, die den Forderungen Albrechts Widerstand leistete.

Im 18ten Stücke des Intelligenzblattes der N. A. D. B. ist S. 148 Herr Pastor Schwager in Jöllenbeck als Verfasser des Schreiben eines Preussen an den Herrn Ritter von Zimmermann in Hannover über das 31ste Kapitel seiner Fragmente über Friedrich den Großen und die Quelle der Zimmermannischen Rechtgläubigkeit, 1790 angegeben. Allein sichern Nachrichten zu folge ist er es nicht. Daß aber jenes Schreiben bey Cramer in Bremen erschienen sey, wie im 18ten St. des Intell. Blattes gemeldet worden, ist ganz richtig.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 50.

Amtsveränderungen, Beförderungen, Ehrenbezeigungen.

Dessau. Herr Olivier, bisherigen Lehrer am hiesigen Erziehungsinstitute, ist von dem Fürsten zum Professor ernannt worden.

Coburg. Der Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld hat Hrn. D. C. Girtanner zu Göttingen den Charakter eines Geheimen Hofraths ertheilet.

Leipzig. Der bisherige hiesige Privatlehrer der Medicin, Hr. D. Bernhard Nathanael Gottlieb Schreger, hat einen Ruf zur dritten ordentlichen Professur in der medicinischen Facultät zu Altorf erhalten, und wird ehestens von hier dahin abgehen.

Rudolstadt. Der Hr. Generalsuperintendent und Consistorialrath, M. Abel, und die Herren Hofprediger und Consistorialräthe, [illegible] und [illegible], hier, sind zu Kirchenräthen ernannt worden.

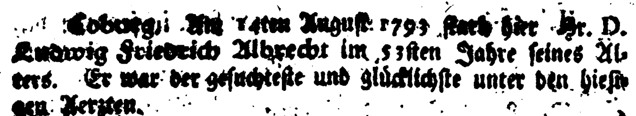
Burghausen. Die hiesige Akademie hat den Herrn Oberstwachtmeister des Oberrheinischen Kreises, Reichsfreyherrn von Soden, wegen seiner anerkannten gemeinnützigen Kenntnisse, im May d. J. zu ihrem Mitgliede aufgenommen.

Se. Durchlaucht, der Fürst zu Anhalt-Bernburg, haben den Herrn Joh. Adolph Wefeld, der vormals in Hochfürstl. Lichtensteinischen Diensten, nachher bey dem Königl. Dänischen am Hofe zu Wien accreditirten Gesandten, Grafen Bachof von Echt, als Secretair in Diensten gestanden, dann verschiedene Jahre als Privatgelehrter in Gotha gelebt hat, und Verfasser einiger ökonomischen Schriften ist, die ohne seinen Namen erschienen sind, [illegible] berufen, und zum Commissionsrath, mit einer [illegible] Besoldung, ernannt.

Todesfälle.

Leipzig. Den 19ten Jul. starb hier Hr. F. A. [illegible]zinger, ein bekannter Vielschreiber. Er war 1726 in dieser Stadt geboren, gab Unterricht in der französischen Sprache, und hatte dabey einen Handel mit rohen und gebundenen Büchern. Seit zwanzig und mehr Jahren hat er eine Menge Bücher in die Welt geschickt, und viele unter Rounsky, [illegible], Danneils und Anderer Namen geschrieben. Unter andern lehrte er in acht Theilen die Erzeugung des Menschen, und entdeckte, wie weiland Albertus Magnus, die Heimlichkeiten der Frauenzimmer. Seit vielen Jahren schrieb er auch ein politisches Wochenblatt, das Leipziger Allerley, welches aber von dem Neuen Leipziger Allerley, [illegible] besorgt, unterschieden ist.

Ebendas. Am 22sten August starb hier Hr. D. [illegible] Kind, Oberhofgerichts- und Consistorialadvokat, auch Rathsherr und Stadtrichter. Er war 1718 zu Werda, [illegible] geboren, kam [illegible] auf die Schule nach [illegible], und 17[illegible] nach Leipzig, wo er Anfangs Theologie studierte, und Mitglied der philologischen Gesellschaft war. [illegible] ward er Magister, widmete sich nun der Jurisprudenz, und erhielt 1761 die juristische Doctorwürde. Seine Schriften sind: Plutarchs Lebensbeschreibungen a. d. G. acht Theile, 1746 bis 1752. Polyäns und Frontins Kriegsräuke übers. 1750. Leben Heinrichs IV. Königs von Frankreich, aus dem Französischen, 1788. Disputat. inaugur. de reprobatis Speculi Saxonici articulis.



Coburg. Am 14ten August 1793 starb hier Hr. D. Ludwig Friedrich Albrecht im 53sten Jahre seines Alters. Er war der gesuchteste und glücklichste unter den hiesigen Aerzten.

Lobenstein. Am 15ten September starb hier in einem Alter von 72 Jahren Hr. Georg Adam Neithart, Fürstl. und Gräfl. Reußplauenscher gemeinschaftlicher Superintendent in den Herrschaften Lobenstein und Ebersdorf und Pastor primarius allhier, an einer Entkräftung.

Chronik der Universitäten.

Erlangen.

Am 29sten Oktober ertheilte die Juristenfakultät durch ein vom 30sten Januar d. J. datirtes Diplom dem Herrn Johann Heinrich Liebeskind, von Bayreuth, in Abwesenheit, die juristische Doktorwürde. Die Inauguraldisputation, Observationes quasdam de iusta in iure facienda explicatione canonis: cessante caussa cessat effectus, sistens, wird nachgeliefert werden.

Am 2ten November hielt der jüngere Herr D. Johann Phil. Julius Rudolph, als außerordentlicher Professor der Arzneywissenschaft, seine Antrittsrede de studiis medicinae subsidiariis non negligendis, nachdem er durch ein Programm, de evacuatione abscessuum artificiali, (1 Bog. in 8.) dazu eingeladen hatte.

Am 4ten November übergab Herr Prof. Loschge das Prorektorat dem Herrn Hofrath Mayer. Herr Hofrath Harleß machte dies bekannt in einem Programm, worinn er den Ursprung und die ersten Schicksale der nun ein halbes Jahrhundert blühenden Universität erzählet.

Am 9ten November vertheidigte Herr Professor Hildebrandt mit seinem Respondenten, Herrn Ludwig Heinrich Winkel, aus Erlangen, eine Disputation pro loco, betitelt: Dulcis Mercurii laudes. (3 Bogen in 8.)

Uebersetzungen deutscher Schriften in fremde Sprachen.

Des Prof. A. H. L. Heeren, in Göttingen, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, werden durch Veranstaltung des berühmten Banks ins Englische übersetzt.

Bücherankündigungen.

Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1794, auch unter dem Titel: Forst- und Jagdtaschenbuch, mit illuminirten und schwarzen Kupfern, vom Herrn M. Leonhardi, ordentl. Professor der Oekonomie, in 16. in einem dem Inhalte angemessenen saubern Einbande, ist so eben fertig geworden und in der Gräffischen Buchhandlung allhier für 1 Thaler zu haben. Der Herr Professor, durch seine forstwirthschaftliche und andere Schriften längst rühmlichst bekannt, macht jedem Forst- und Jagdfreunde hierdurch gewiß ein angenehmes Geschenk, und das Publikum hat die Fortsetzung der gemeinnützlichsten Abhandlungen in diesem Fache auch künftig zu erwarten. Die sechs Kupfer, vom Herrn Capieux gezeichnet und gestochen, sind der Hirsch, die Hirschkuh, der Damhirsch, der Auerhahn, das Birkhuhn, die Kieferraupe und der Borkenkäfer, alle nach der Natur mit einer Schönheit ausgemalt, wie man es vom Herrn Capieux erwarten konnte, der in der naturhistorischen Darstellung so viel Vortreffliches schon geliefert hat. Wir würden die Bescheidenheit beyder würdigen Männer beleidigen, wenn wir zur Empfehlung dieses Kalenders mehr noch als dessen Inhalt hersetzten. Er enthält: 1) monatliche Beschäfftigung der Förster und Jagdbedienten; 2) Naturgeschichte des Hirsches; 3) Naturgeschichte des Damhirsches; 4) A B C der Forstwissenschaft; 5) Naturgeschichte des Auerhahns; 6) vom Leithunde; 7) Naturgeschichte des Birkhuhns; 8) von den Jagdflinten und ihrer Schußweite; 9) von der Kieferraupe; 10) von dem Borkenkäfer; 11) Königl. Preußisches, Churpfalz-Bayerisches und Chursächsisches Jagdpersonale; 12) Jagdgesänge mit einigen Melo-

dien

lien fürs Clavier, und sich (?) sehr, gesetzt vom Hrn. Schmiedt. Leipziger Michaelmesse 1794. Dieser Kalender ist auch in Hamburg bey Hrn. Bohn und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Allgemeines Magazin der Nat.-historie, in welchem die naturhistorischen Abhandlungen der ausländischen Gesellschaften der Wissenschaften nach allen drey Reichen geordnet, und jeden besonders durch eine gute Uebersetzung, mit den dazu nöthigen Kupfern, geliefert wird; gr. 4. Unter diesem Titel hat sich Endesunterzeichneter entschlossen, die naturhistorischen Abhandlungen, welche sich in den Schriften der außer Deutschland bestehenden Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften befinden, in der Maaße herauszugeben, daß jede in die Thierkunde, Gewächskunde und Mineralogie einschlagende Abhandlung, in drey abgesonderten Sammlungen, erscheinen, und in einer getreuen Uebersetzung mit den dabey sich befindenden Kupfertafeln geliefert werden soll. Der Anfang ist bereits mit der Uebersetzung der Transactions of the Linnean Society Vol. I. gemacht, und es werden noch vor der Michaelmesse dieses Jahres die zoologischen Abhandlungen unter dem Titel: Magazin des Thierreichs, ersten Bandes erste Abtheilung; die botanischen Abhandlungen aber unter dem Titel: Magazin des Pflanzenreichs, ersten Bandes erste Abtheilung, erscheinen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn. Die erste Sammlung der ins Mineralreich einschlagenden Abhandlungen erscheint zu Ostern künftigen Jahres. Der Preis wird jedesmal so mäßig, als nur immer möglich ist, gemacht, und es wird den Verleger freuen, wenn derselbe durch einen stärkern Absatz, als sich wahrscheinlich vermuthen läßt, bey den künftigen Theilen noch geringer gesetzt werden kann; zumal derselbe seine Belohnung hauptsächlich in das Verdienst setzt: den Wunsch so vieler würdiger Männer erfüllt, und zur Erleichterung des Studiums der Naturwissenschaft auch das Seinige beygetragen zu haben. Erlangen, den 25sten Jun. 1793.

Wolfgang Walther,
Buch- und Kunsthändler.

Uebersetzungen deutscher Schriften in fremde Sprachen.

Des Prof. H. A. L. Heeren, in Göttingen, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, werden durch Veranstaltung des berühmten Banks ins Englische übersetzt.

Bücherankündigungen.

Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1794, auch unter dem Titel: Forst- und Jagdtaschenbuch, mit illuminirten und schwarzen Kupfern, vom Herrn M. Leonhardi, ordentl. Professor der Oekonomie, in 16. in einem dem Inhalte angemessenen saubern Einbande, ist so eben fertig geworden und in der Gräffischen Buchhandlung allhier für 1 Thaler zu haben. Der Herr Professor, durch seine forstwirthschaftliche und andere Schriften längst rühmlichst bekannt, macht jedem Forst- und Jagdfreunde hierdurch gewiß ein angenehmes Geschenk, und das Publikum hat die Fortsetzung der gemeinnützlichsten Abhandlungen in diesem Fache auch künftig zu erwarten. Die sechs Kupfer, vom Herrn Capieux gezeichnet und gestochen, sind der Hirsch, die Hirschkuh, der Damhirsch, der Auerhahn, das Birkhuhn, die Kieferraupe und der Borkenkäfer, alle nach der Natur mit einer Schönheit ausgemalt, wie man es vom Herrn Capieux erwarten konnte, der in der naturhistorischen Darstellung so viel Vortreffliches schon geliefert hat. Wir würden die Bescheidenheit beyder würdigen Männer beleidigen, wenn wir zur Empfehlung dieses Kalenders mehr noch als dessen Inhalt hersetzten. Er enthält: 1) monatliche Beschäfftigung der Förster und Jagdbedienten; 2) Naturgeschichte des Hirsches; 3) Naturgeschichte des Damhirsches; 4) A B C der Forstwissenschaft; 5) Naturgeschichte des Auerhahns; 6) vom Leithunde; 7) Naturgeschichte des Birkhuhns; 8) von den Jagdflinten und ihrer Schußweite; 9) von der Kieferraupe; 10) von dem Borkenkäfer; 11) Königl. Preußisches, Churpfalz-Bayerisches und Chursächsisches Jagdpersonale; 12) Jagdgesänge mit einigen Melodien

dien fürs Clavier, und [illegible], geheftet beym Hrn. Schmiedt. Leipziger Michaelmesse 1794. Dieser Kalender ist auch in Hamburg bey Hrn. Bohn und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Allgemeines Magazin der Nat. historie, in welchem die naturhistorischen Abhandlungen der ausländischen Gesellschaften der Wissenschaften nach allen drey Reichen geordnet, und jedes besonders durch eine gute Uebersetzung, mit den dazu nöthigen Kupfern, geliefert wird; zu 4. Unter diesem Titel hat sich Endesunterzeichneter entschlossen, die naturhistorischen Abhandlungen, welche sich in den Schriften der außer Deutschland bestehenden Akademien und Gesellschaften der Wissenschaften befinden, in der Maaße herauszugeben, daß jede in die Thierkunde, Gewächskunde und Mineralogie einschlagende Abhandlung, in drey abgesonderten Sammlungen, erscheinen, und in einer getreuen Uebersetzung mit den dabey sich befindenden Kupfertafeln geliefert werden soll. Der Anfang ist bereits mit der Uebersetzung der Transactions of the Linnean Society Vol. I. gemacht, und es werden noch vor der Michaelmesse dieses Jahres die zoologischen Abhandlungen unter dem Titel: Magazin des Thierreichs, ersten Bandes erste Abtheilung; die botanischen Abhandlungen aber unter dem Titel: Magazin des Pflanzenreichs, ersten Bandes erste Abtheilung, erscheinen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben seyn. Die erste Sammlung der ins Mineralreich einschlagenden Abhandlungen erscheint zu Ostern künftigen Jahres. Der Preis wird jedesmal so mäßig, als nur immer möglich ist, gemacht, und es wird den Verleger freuen, wenn derselbe durch einen stärkern Absatz, als sich wahrscheinlich vermuthen läßt, bey den künftigen Theilen noch geringer gesetzt werden kann; zumal derselbe seine Belohnung hauptsächlich in das Verdienst setzt, den Wunsch so vieler würdiger Männer erfüllt, und zur Erleichterung des Studiums der Naturwissenschaft auch das Seinige beygetragen zu haben. Erlangen, den 25sten Jun. 1793.

Wolfgang Walther,
Buch- und Kunsthändler.

Sermons sur l'amour de la patrie prononcés dans le temple du Werder à l'occasion des événemens politiques actuels. A Berlin, 1793. Au profit des Soldats blessés à la guerre. Sie sind vom Herrn Pastor Ancillon, dem jüngern, und auf 3 Bogen bey Georg Decker schön gedruckt.

Récueil de Cantiques à l'usage de l'Eglise françoise de Berlin, ist zu Berlin 1793 aux dépens de la Compagnie du Consistoire auf 5 Bogen erschienen, und enthält die Melodien der Gesänge dieser Kirche.

Periodische Schriften.

Schleswigsches Journal, Flensburg in der Kortenschen Buchhandlung, 1793, November enthält: 1) Ein Lied — aus der Wüste! — S. 273. 2) Afrika. Ein Versuch aus der ältern Geschichte, S. 276. 3) Ueber das Eigenthum der Gedanken; mit einem Zusatze des Herausgebers, S. 314. 4) Etwas von geheimen Verbindungen, und hauptsächlich von dem Orden der Eclektiker, von H. M. Erdmann. Mit einer Vorerinnerung, S. 348. 5) Aussichten in die Zukunft. Erstes Gespräch, S. 376.

Deutsches Magazin, Altona, bey J. F. Hammerich, 1793. November enthält: 1) Neue französische Constitution, decretirt am Montage, den 24sten Jun. 1793, S. 1265. 2) Amor an Dora, (vom Hrn. Geor. Sander) S. 1294. 3) Reise von Leipzig nach Halle, im Augustmonath 1786 (aus dem ungedruckten Tagebuche eines reisenden Deutschen) S. 1296. 4) Vorstellung und Bitte der Prälaten und Ritterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein, um Beybehaltung der Jagdfreyheit auf den Stift-Dom-Kapitels und übrigen Rang-Gütern der Ritterschaft, vom 25sten Jan. 1745. S. 1326. 5) Anekdoten von der unglücklichen Königin Maria von Schottland, S. 1331. 6) Zuckerausfuhr aus St. Croix von 1780 bis 1792, mit einer Tabelle (vom Hrn. Prof. von Eggers) S. 1335. 7) Reichsgutachten vom 26sten August 1793. die Wiederbesetzung von

den

[illegible] auf die Seite [illegible] erledigten Reichsgeneral[illegible]stellen betreffend. S. 338. 2) Reise von [illegible] nach Montpellier (von Fr. Brun geb. Münter) S. 1352.

Vermischte Nachrichten.

Wien. Der hiesige Kaufmann und Fürstl. Hohenlohische Hofagent, Herr Wölfeldt, besitzt eine Gemäldesammlung von mehr als dreyhundert Stücken, in verschiedenen eigends dazu bestimmten Zimmern aufgehängt, die von jedem fremden Kunstkenner und Liebhaber gesehen zu werden verdienet; zumal da der gefällige Besitzer derselben sie Jedermann mit Vergnügen zeigt. Sie besteht aus lauter Originalstücken Rubens, Titians, der Caraccio, Wouvermanns, Dieterichs, Seybolds, Querfurts, Teniers und andern berühmten Künstlern, in schönen ächt vergoldeten Rahmen, mit vielem Geschmack geordnet, und so wohl conserviret, als wenn sie eben von der Staffeley gekommen wären. Der Eigenthümer hat diese Sammlung mit vieler Mühe und beträchtlichen Kosten gesammelt, mit außerordentlichem Fleiße gepflegt, und mit bewundernswürdiger Kunst so dicht an einander zu reihen gewußt, daß das Auge bey der großen Menge mannichfaltiger Schönheiten dennoch nicht ermüdet wird. Viele der hiesigen Maler besuchen dieses Cabinet mit Nutzen und Wohlgefallen, und es sind manche reizende Landschaften aus dieser Sammlung schon in Kupfer gestochen worden.

Zu der Anzeige von dem Tode des sel. D. Krause in Leipzig verdienen vielleicht noch folgende Nachrichten gefüget zu werden. Es war derselbe 1726 zu Delitzsch geboren, und legte sich Anfangs zu Halle und Hamburg auf die Chirurgie, gieng hierauf nach Leipzig, wo er auch noch Chirurgie trieb, von 1742 an aber Philosophie und Medicin studierte. Hier erhielt er 1753, nach vertheidigter Disputation: De inventione indicationum vniversa, die medicinische Doctorwürde, und 1764 die außerordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie. Durch viele medicinische und philosophische Abhandlungen, vorzüglich durch die vortreffliche Ausgabe des Celsus, machte er sich sehr berühmt. Er übersetzte verschiedene medicinische Schriften aus andern Sprachen, brachte

Trillers

[illegible] in eine Sammlung (Frankf. u. Leipz. 1756 [illegible] 9 Bände) und zu Platners Instit. Chirurg. rat. 1783 mit Anmerkungen begleitet. Seine Abhandlung von Entstehung der Muttermäler erhielt 1756 von der Akademie zu Petersburg den Preis von [illegible] Fl. und ward 1758 von Mag. Wichmann ins Deutsche übersetzt. Er war übrigens ein ächter biederer Deutscher, aus dessen Umgange man, wegen seiner vielen Erfahrungen, großen Nutzen schöpfen konnte. [illegible] als Prof. extraordin. [illegible] litterarischen Dienste auch bey Hofe anerkannt, von dem er eine jährliche Pension von 200 Thalern zog.

Budissin. Der jetzige Rector des hiesigen Gymnasiums, Hr. Prof. Gedicke, bemüht sich eifrigst, diese Schule nicht blos als Unterrichtsanstalt immer mehr zu vervollkommnen, sondern auch die bey großen öffentlichen Schulen, so oft vernachläßigte Ausbildung der Sitten und des Charakters der Jünglinge möglichst zu befördern. Er hat daher die Einrichtung getroffen, daß beym Examen, außer einer mündlichen öffentlichen Beurtheilung der Schüler, ihnen auch schriftliche Censurzeddel, nach drey verschiedenen Nummern ertheilt werden, welche sie ihren Eltern zeigen müssen, die sie unterschrieben an die Lehrer zurücksenden. Der Magistrat hat jährlich zwey Prämien für diejenigen Schüler bestimmt, die sich am meisten auszeichnen. Sie bestehen in einer Medaille, welche auf der einen Seite das Budissinische Stadtwappen mit der Umschrift: Senatus Budissinensis, und auf der Rückseite die Worte: Discipulis recte facientibus offert, enthält. Die Namen der Jünglinge, welche diese Belohnung erhalten, werden durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht. Außerdem werden auch viele aus dem Calmannischen Legate angeschaffte nützliche Bücher als Prämien in allen Classen vertheilet.

Druckfehler.

B. IV. St. 2. H. 6. S. 421, Z. [illegible] lies Sechsten, statt Vierten.

In Nr. 28 des Intelligenzblattes S. 226 ist Kibbels statt Kippels zu lesen.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 51.

Beförderungen, Ehrenbezeigungen.

Se. Kais. Majestät haben den Herausgeber der Medicinisch-chirurgischen Zeitung, Hrn. Hofrath und Professor Hartenkeil, mit einer großen goldnen Medaille, welche auf der einen Seite das Brustbild Sr. Maj. mit der Umschrift: Imp. Caes. Franciscus II. P. F. Aug. und auf der Gegenseite die kaiserlichen Insignien, mit der Aufschrift: Lege et Fide; darstellt, beschenkt, und ihn zugleich zur thätigen Fortsetzung der medic. chirurg. Zeitung aufmuntern lassen.

Der bisherige Rector in Ribnitz, Hr. Piper, ist Prediger in Reinshagen, ohnweit Güstrow, geworden.

Ihro Maj. der Kaiser haben auf Vorstellung des Niederländischen Hrn. Hofkanzlers Grafen v. Trautmannsdorf dem Hofsecretär und Büchercensor Hrn. Joseph Friedrich Edlen v. Retzer für die auf Befehl Kaiser Josephs II. im Jahr 1790 zum Behuf des Niederländischen Generalgouvernements zu Brüssel in französischer Sprache verfaßte kurze historische Darstellung aller für die deutschen Erbländer im geistlichen Fache von 1764—1789 gegebener geistlich-politischen Gesetze, Verordnungen und Vorschriften in scientifischer Ordnung, nebst Bezeugung der höchsten Zufriedenheit, eine Remuneration von 100 Ducaten aus der Niederländischen Casse allergnädigst zu bewilligen geruhet.

Leipzig. Durch ein Churfürstliches Rescript ist der geschickte Hr. Köhler, der unter den letzten drey Fechtmeistern als Vorfechter gedient, mit einer Pension zum Fechtmeister angestellt worden.

Stendal. Der durch einige mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitete Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen vortheilhaft bekannte Hr. Friedrich Christian Thormeyer, seit 1786 Inspector der lateinischen Schule des Hallischen Waisenhauses, ist Rector allhier geworden.

Dresden. Der Präsident des hiesigen Chursächsischen Oberconsistoriums, Herr v. Burgsdorf, an dessen rastlose Thätigkeit der Sächsische Kirchen- und Schulenstaat sich noch lange erinnern wird, ist vom Churfürsten unter den schmeichelhaftesten Zusicherungen, zum wirklichen geheimen Rath und Minister ernannt worden. Noch zu Anfange dieses Jahres (1793) wandte er bey den zum Landtage hier versammelten Ständen alle Bemühungen an, um durch ihre Bewilligungen ein allgemeines Schulmeisterseminarium in der Residenzstadt zu Stande zu bringen.

Die Churfürstl. Sächsische Leipziger ökonomische Gesellschaft hat bey Abgang ihres zweyten Secretärs, Herrn Obersteuercopists Schlipalius, welcher sich ein Landguth erkauft hat, ihrem ersten und beständigen Secretär, Herrn Commissionsrath Riem, von jenes erledigten Stellen, die eines Bibliothekars und Aufsehers des ökonomischen Gartens, dagegen die eines Cassirers und Copisten, dem Herrn Regierungscanzlist Schwiedrich übertragen.

Todesfälle.

Sorau. Am 18. Oct. starb Hr. M. Adam Friedrich Kühn, Rector der hiesigen Schule, an einer Brustkrankheit im 52sten Jahre seines Alters, und im 26sten seiner Schulämter. Als Lehrer hat er sich durch Ausbreitung gründlicher Kenntnisse und guter Disciplin um seine Vaterstadt und Schule ungemein verdient gemacht. Seine angekündigten Oden und Lieder haben noch kurz vor seinem Tode die Presse verlassen.



Am 21. Sept. gieng Hr. M. Johann Ferdinand Seiz, seit 1790 Stadtpfarrer zu Sindelfingen, in einem Alter von 55 Jahren mit Tode ab. Er hat verschiedenes geschrieben, was im gelehrten Deutschland angezeigt ist.

* * *

Chronik der Universitäten.

Kiel. Die durch den Tod des Hrn. Justizraths Christiani erledigten Aemter sind auf folgende Weise besetzt worden. Die Geschäfte, welche mit dem Lehramte der Beredsamkeit verbunden sind, versieht, bis zur baldigen Wiederbesetzung dieser Stelle, der Herr Professor der Rechte Cramer. Die Stelle eines Bibliothekars bleibt vor der Hand unbesetzt; zur Verwaltung derselben und zur Fortsetzung des seit einem Jahre angefangenen Geschäftes einer neuen Ordnung der seit einigen Jahren durch manchen ansehnlichen Zuwachs sehr beträchtlich vermehrten Bibliothek ist eine Commission ernannt, welche aus dem Hrn. Kirchenrathe Geyser, dem Hrn. Leibmedicus Hensler und dem Hrn. Prof. Hegewisch besteht. Hr. Prof. Heinze ist, mit Beybehaltung seines ganzen bisherigen Gehaltes und einer jährlichen Zulage von 100 Rthlr., von allen bisherigen Geschäften bey der Bibliothek dispensirt, und an seiner Stelle der bisherige zweyte Custos, Hr. Prof. Kordes, zum ersten ernannt worden. Die beständige Revision der akademischen Quästurrechnungen ist dem Hrn. Kirchenrathe Geyser und dem Hrn. Professor Heinze übertragen. Die Inspection des Freytisches hat die philosophische Facultät erhalten.

Der bisherige ausserordentliche Professor und Prosector am anatomischen Theater zu Leipzig, Hr. D. Fischer, ist zum ordentlichen Professor der Anatomie und Chirurgie hieselbst mit 600 Rthlr. ernannt worden, und hat 200 Rthlr. Reisegeld erhalten. Er wird schon im November dies Amt antreten.

Der bisherige Prof. chemiae extraord. zu Koppenhagen, Hr. Gadso Coopmans, ist in gleicher Eigenschaft, mit Beybehaltung seines Gehalts von 1000 Rthlr., hieher versetzt.

Akademien, gelehrte Gesellschaften.

Erfurt. Die beyden letztern von der Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften allhier ausgesetzten Preise, jeder von 100 Rthlr., betreffen 1) die beste populäre Schrift, wodurch das deutsche Volk von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung belehrt, und vor den Uebeln gewarnt wird, zu welchen überspannte Begriffe von ungemessener Freyheit und idealischer Gleichheit führen. Hierüber waren 23 Abhandlungen eingelaufen. Drey derselben zeichneten sich so vortheilhaft aus, daß man, wegen der einer jeden eigenthümlichen charakteristischen Vorzüge, einer allein den Vorrang vor den beyden andern, ohne Ungerechtigkeit, nicht einräumen konnte. Der Preis wurde also allen dreyen zu gleichen Theilen zuerkannt; welches um so eher geschehen konnte, da jedem Verfasser sein Eigenthum darauf gelassen wird. Die Verfasser sind: Hr. Johann Gottlob Pfeil, der Rechte D. und Justizamtmann zu Rammelburg bey Eisleben. Dies ist derselbe, der bey Gelegenheit der Mannheimer Preißfrage zur Verminderung des Kindermords ebenfalls ein Drittheil des Preißes erhielt; Hr. Lorenz Philipp Happach, Anhalt-Dessauischer Prediger und Inspector der Schulen im Amt Sandersleben; Hr. Friedrich Traugott Schmidt, Prediger zu Wahren im Meklenburg-Schwerinschen. Einer vierten Schrift mit dem Motto: „Bedenke zu dieser Zeit, was zu deinem Frieden dienet;“ wurde das Accessit zuerkannt. Ihr Vrf. hat sich auf den an ihn ergangenen Aufruf noch nicht erklärt, ob er es erlaubt, seinen versiegelten Zeddel zu eröffnen, weshalb man ihn auch noch nicht nennen kann. 2) Die zweyte Preißfrage war: „Wie ist dem hier (im Erfurtischen) einreissenden Holzmangel abzuhelfen oder vorzubeugen?“ Zwar sind zwölf Schriften darüber eingegangen; allein, da keine derselben völlige Genüge leistete, so hat die Akademie billig Bedenken getragen, den Preis jetzt zu zuerkennen, und lieber sich entschlossen, diese Frage und unter den schon bekannten Bedingungen noch einmal aufzugeben, und zum letzten Termin der Einschickung der Beantwortungen den letzten April 1794 zu bestimmen. Die Entscheidung geschieht den 18. Jul. 1794, als am Inthronisationsfeste des Churfürsten zu Mainz. Den ganzen Verlauf der Sache und die Recension aller eingegangenen Preisschriften findet man in der Erfurtischen gelehrten Zeitung Nr. 46 u. f. f. — Die Herren Verfasser der einge-

sandten



sandten Schriften können dieselben bey dem Hrn. Professor Bellermann, als beständigem Secretär der Akademie, wieder erhalten, wenn sie etwa, besonders in Rücksicht der zweyten Frage, Zusätze oder Abänderungen zu machen gesonnen sind. — Obigen drey Herren Preiserhaltern ist ausserdem das akademische Mitgliedsdiplom ausgefertigt und zugeschickt worden.

Zu verkaufen.

Die Allgemeine deutsche Bibliothek vom 1—48. Band inclus. nebst dem Anhang zum 1—12. Band in 2 Bänden; desgleichen Anhang zum 13—24. Band in 3 Bänden, und Anhang zum 25—36. Band in 6 Bänden, zusammen 59 Bände in braunen Pappband, alle wohl conditionirt, und so gut, als neu, ist für den sehr billigen Preis von vier vollwichtigen Friedrichsd'or zu verkaufen. Weitere Nachricht giebt, wenn man sich in frankirten Briefen an sie wendet, in Kiel und Hamburg die Bohnsche Buchhandlung.

Vorläufige Nachricht von dem dritten Cursus, oder dem vollständigen Handbuche der Erdbeschreibung von A. C. Gaspari.

Indem ich mich mit dem Schlusse des zweyten Cursus meiner Erdbeschreibung beschäftige, wodurch dieselbe, in so ferne sie als **Lehrbuch** zum jugendlichen Unterrichte bestimmt ist, gänzlich geendigt wird, finde ich für nöthig, von dem dritten Cursus, der dem Plane nach ein **Handbuch der Geographie**, von den beyden Lehrbüchern ganz unabhängig, und ein für sich bestehendes Werk ist, einen vorläufigen Begriff zu geben. Es wird den Titel führen: **Vollständiges Handbuch der Erdbeschreibung**, und aus 6 Bänden, jeder etwa von 2 Alphabet in 8 bestehen. Man sieht leicht, daß eine Geographie von dieser Ausdehnung nur als Handbuch betrachtet vollständig genannt werden kann. Sie enthält nämlich nicht alles, was in der ausführlichen Beschreibung eines Landes gesagt werden kann, oder muß; aber alles interessante Merk-

 und

und Wissenswürdige. Sie soll also Bequemlichkeit beym täglichen Gebrauche mit zureichender Vollständigkeit verbinden. Mir ist kein geographisches Werk dieser Art bekannt, und ich glaube, dadurch einem wesentlichen Bedürfnisse abzuhelfen. Der eine Theil unserer Geographien ist allzu stark, für den blossen Liebhaber zu bänderreich, und dadurch zum Gebrauche unbequem, und geht zu sehr ins Detail, wodurch der Ueberblick sowohl, als das Aufsuchen erschwert wird; der andere Theil ist zu kurz, zu mager und trocken, und läßt die Wißbegierde in den meisten Punkten unbefriedigt. Meine Absicht ist, dem Manne von Erziehung und Geschäften, dem Leser von Zeitungen, Reisebeschreibungen und historischen Schriften, der sich nicht mit der Geographie insbesondere beschäftigt, ein Werk zum Nachschlagen, und jedem Freunde der Erdkunde ein System in die Hände zu geben, welches weder durch seine Weitläuftigkeit abschreckt und ermüdet, noch durch seine Kürze die gesuchte Belehrung vereitelt. Zugleich mag es dem Lehrer, der meinen Compendien die Ehre erzeigt, sie beym Unterrichte zum Grunde zu legen, zu einem Magazine für die Erweiterung seines Vortrags dienen, aus welchem er nach Gutdünken die zweckmäßigsten Materialien aushebt. Für den, der weiter gehen will, sollen bey jedem Lande die Hauptwerke genannt werden. Um dies geographische Handbuch noch nützlicher zu machen, wird es mit einem Atlas von Charten, in gewöhnlicher Größe der Homannischen Charten, verbunden werden. Die Charten werden nach den besten Originalen, die oft so theuer und so schwer zu erhalten sind, und nach den neuesten und sichersten Nachrichten berichtigt, vom Herrn F. S. Güßefeld neu entworfen werden, und mit dem Handbuche selbst genau übereinstimmen. Sie werden sich nicht nur durch Richtigkeit und Schönheit der Zeichnung, des Stichs und der Illumination, sondern auch durch einen äusserst billigen Preis empfehlen. Hierzu sind vor der Hand folgende Blätter bestimmt: 1 u. 2) die beyden Planigloblen; 3) Europa; 4-26) die europäischen Staaten, wie im Atlas zum zweyten Cursus; 27) die europäische Türkey; 28) Asien; 29) die asiatische Türkey; 30) Ostindien diesseit des Ganges; 31) die Ostindischen Inseln nebst der Halbinsel jenseit des Ganges. 32) Arabien mit Aegypten, Nubien und Abyssinien; 33) Afrika; 34) die Barbarey; 35) Guinea; 36) das Vorgebirge der guten Hoffnung; 37) Nordamerika; 38) die vereinigten Staaten nebst Canada; 39) Westindien; 40) Südamerika;

41) Austra-

44) Australien. Sollten in der Folge von einem merkwürdigen, noch nicht genug bekannten Theile der Erde vorzügliche Charten ausserhalb Teutschland erscheinen: so entschließt man sich vielleicht zu einem Nachstiche, um sie für Teutschland nicht verlohren gehen zu lassen; denn viele Charten sind wegen ihrer großen Seltenheit und ihres hohen Preises für den Teutschen so gut als gar nicht vorhanden. Es könnte mit der Zeit ein Atlas von ausgesuchten Charten entstehen, der mit geringen Kosten anzuschaffen wäre, die fremden Charten entbehrlich machte, viel Geld und Mühe ersparte, und ersteres im Lande erhielt. Endlich muß ich noch bey dieser Gelegenheit erwähnen, daß mir die Verlagshandlung, das Industrie-comptoir zu Weimar, dessen Eifer, meine Arbeiten in diesem Fache mit sehr beträchtlichem Aufwande und sichtbarem Risico zu unterstützen, ich nicht genug rühmen kann — Hoffnung gemacht hat, ein geographisches Cabinet, d. i. eine Sammlung von Kupfern zur Erläuterung der Geographie in Ansehung solcher Gegenstände, welche keine Landcharte darstellen kann, deren sinnliche Anschauung jedoch eben so angenehm, als nützlich, und zu richtigen Begriffen unentbehrlich ist, zu veranstalten. Sobald dieser Entschluß zur Reife gediehen ist, werde ich den Plan dazu öffentlich bekannt machen, und mir vor der wirklichen Ausführung das Urtheil der Kenner darüber erbitten. Hamburg, den 20. Sept. 1793.

A. C. Gaspari.

Vermischte Nachrichten.

Der durch seine Kritik der Volksmoral für Prediger rühmlich bekannte Hr. Joh. Peter Ludwig Snell, Pfarrassistent zu Dachsenhausen im Hessen-Darmstädtischen, ein Bruder des Hrn. Prof. Snell in Gießen, ist Verfasser der Erinnerungen und Zweifel über den Hannöverischen Landeskatechismus. Eben derselbe hat vor Kurzem auch einen Neuen Katechismus der christlichen Lehre nach Anleitung des Hannöverischen, Gießen, 1793. 158 S. 8. herausgegeben.

Zu der im 4ten B. 1. St. S. 3. dieser Bibliothek gegebenen Nachricht, den Hrn. K. W. v. Kaltenborn betreffend, ist

ist noch hinzuzufügen, daß derselbe jetzt Rittmeister bey den Heßischen Gensdarmes ist, die jetzt im Englischen Sold unter dem Herzog von York gegen die Neufranken fechten. Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Dännemark hat den militärischen Sophron allen deutschen Offizieren seines Heeres empfohlen. Ein Gleiches ist bey den Sächsischen und Hannöverschen Truppen und einigen Preußischen Regimentern, z. B. in Königsberg, von den Inspecteurs und Generalen geschehen. Im Oesterreichischen hingegen ist das Buch, wahrscheinlich durch einen Irrthum, verboten worden. (S. N. Leipziger gel. Anzeigen. Beylage XVI.)

Gotha. Hr. Prof. Döll arbeitet jetzt an Basedows halberhabenem Brustbilde von carrarischem Marmor, in etwas mehr als Lebensgröße. Es ist zu dem Denkmale bestimmt, welches dem Reformator der Pädagogik in Magdeburg gesetzt werden soll. Im künftigen Frühjahr wird es vollendet seyn, und das Monument selbst errichtet werden. Die bis jetzt eingegangenen Beyträge sind jedoch noch nicht hinreichend, die Kosten zu bestreiten.

Greifswalde. Auf Veranstaltung des Grafen Kuwetz als akademischen Kanzlers, wird hier eine neue Lehrstelle der Statistik und Cameralwissenschaften errichtet.

Leipzig. Hr. Bause hat vor kurzem das Bildniß des Churfürsten von Sachsen nach einem neuen Originalgemälde von Graff gestochen.

Nachricht.

Da mir nicht selten Antikritiken zugeschickt werden, mit der sehr unbilligen Zumuthung, sie unentgeldlich im Intelligenzblatte abdrucken zu lassen: so sehe ich mich nochmals zu der Erklärung genöthigt, daß zwar keiner Antikritik, wenn sie in einem anständigen Tone abgefaßt ist, der Platz im Intelligenzblatte der A. d. Bibl. versagt werde, jedoch nur unter der bereits bekannten Bedingung der Zahlung (1 Gr. für die Zeile) und mit Nachweisung, an wen man sich deßfalls zu halten habe. Kiel, den 20. Nov. 1793.

C. E. Bohn.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 52.

Chronik der Universitäten.

Leipzig.

Am 4ten April vertheidigte, unter dem Vorsitze des Herrn D. C. G. Haubold der Stadtsch. Jur., Hr. Friedrich Heinrich Wilgenroth, aus Leipzig, eine Dissertation: De iure offerendi, ex quo in priorum creditorum locum succeditur, 50 p.

Am 2ten May vertheidigte Hr. Oberconsistorialassessor J. W. Persch, aus Dresden, seine Streitschrift: De distinctione inter animum occidendi directum atque indirectum; und erhielt darauf die juristische Doctorwürde. Das bey dieser Veranlassung vom Hrn. D. Bauer geschriebene Programm enthält: Respons. Iur. XXII. Pauli consilium, rapiendi occasionem, quae benignius responsum praebeat, ad criminalem potissimum iustitiam pertinere.

Wegen des vorhergegangenen Examens des Hrn. Carl Anton Friedrich Grafen von Hohenthal ward am Sonntage Rogate, als den 5ten May, das vom Hrn. D. Bauer geschriebene Programm, welches Responsum Iur. XXIII. [illegible] sine causae legatum, exeunte, ad quam testator respexit, causa, non exspirat, in aliam similem potius conferendum est. It. XXIV. exceptio a regula, quae debitorem obligat, ut creditori offerat, eique domi praestet solutionem. It. XXV. Simultaneo investito, feudum ad se devo-

devolutum heredibus vasalli ex pacto pro definita pecuniae quantitate restituere obligatos usurae ex trigesimo praeter sortem debentur, enthält, öffentlich angeschlagen.

Am [illegible] May disputirte Hr. M. Johann Heinrich August Tittmann, aus Wittenberg, mit seinem Respondenten, Hrn. Christian Weiß, aus Leipzig, über die vom Erstern geschriebene Dissertation: De consensu Philosophorum veterum in summo bono definiendo; und erlangte dadurch das Recht, auf hiesiger Universität öffentlich philosophische Vorlesungen zu halten.

Am 16. May vertheidigte der Hr. Regierungssecretär Samuel Friedrich Junghanns, aus Dresden, seine Dissertation: De gabellae detractione ex usu fori Saxonici Electoralis existimanda Spec. I., und erlangte hierauf die juristische Doctorwürde. Das zu dieser Feyerlichkeit vom Hrn. D. und Assessor Green geschriebene Programm handelt de amissione literarum cambialium. 18 p.

Am 19. May, als am ersten Pfingstfeyertage, hielt der Stud. Theol. Hr. Carl Friedrich Zeigermann, aus Lauchstädt, die gewöhnliche Festrede in der Paulinerkirche. Das von dem Hrn. D. Burscher bey dieser Gelegenheit geschriebene Programm enthält: Specilegium XIX. Autographorum illustrantium rationem, quae intercessit Erasmo Roterodamo cum aulis et hominibus aevi sui praecipuis omnique republica.

Am 30. May disputirte Hr. D. Samuel Friedrich Junghanns zur Erlangung der Assessur im Collegio ICtorum mit seinem Respondenten, Hrn. J. G. Beyer, aus Freyberg, über die von dem erstern geschriebene Dissertation: De gabellae detractione ex usu fori Saxonici Electoralis aestimanda Spec. II.

Am [illegible] Junius hielt der Stud. Juris, Hr. Weber, aus Leipzig, im juristischen Hörsaal eine Rede: In memoriam Bernianam. Das dazu von dem Hrn. Ordinario D. Bauer geschriebene Programm enthält: Responsorum Iuris XXVI, XXVII et XXVIII.

Am 25sten vertheidigte der Baccalaureus Juris und Advocat Hr. Johann Friedrich Herrmann, aus Dresden, seine Dissertation: De iuribus et obligationibus vidui Saxonici



nici, qui testamento uxoris fideicommisso gravatus est universali, 38 p. und erlangte hierauf die juristische Doctorwürde. Bey dieser Gelegenheit schrieb der Hr. D. und Assessor Püttmann, als Procanzler, ein Programm, welches Electorum caput II, de negotiatione, quae accipiendis, custodiendis et transmittendis mercibus alienis exercetur, vulgo vom Speditionshandel, und caput IIItium de modo procedendi cambiali interdum sine litteris cambialibus locum invenientis, p. 23. enthält.

Am 1. Julius vertheidigte unter dem Vorsitze des Hrn. D. J. G. Fleck der Stud. Juris Hr. Carl Cölestin Köhler, aus Wurzen, seine Dissertation: De anno gratiae et deservito ex legibus ecclesiasticis Saxonicis aestimando. 20 S. 4.

Am 20. Julius hielt Hr. Friedrich Ludewig Kreyßig, Medic. Baccalaur., aus Eilenburg, im medicinischen Hörsaale die gewöhnliche öffentliche Rede, zum Andenken des Hrn. Kregels von Sternbach, als Stifters des ihm conferirten Stipendii.

Am 7. August hielt Hr. D. Carl Gottl. Rößig zum Antritt der ihm übertragenen Professur des Natur- und Völkerrechts eine Rede im juristischen Hörsaale, wozu er durch ein Programm einlud, welches de cautione in tractando iure naturae, nostra inprimis aetate maxime necessaria, 16 pag. 4, handelt.

Am 16. August vertheidigte Hr. Johann August Schmidt, Medic. Baccalaur., aus Pförten, ohne Vorsitzer, seine Dissertation: De Baryte muriato specimen IIdum, quo medica huius salis historia proponitur, 48 S. 8. (wovon das erste Specimen als Gratulationsschrift in diesem Jahre gedruckt worden,) und erhielt hierauf die medicinische Doctorwürde. Bey dieser Gelegenheit schrieb Hr. D. Ernst Platner, als Procanzler, ein Programm: Vindiciarum sententiarum probabilium per systematis condendi festinationem de physiologia reiectarum V., principatus hepatis, 14 p. 4.

Am 31. August vertheidigte Hr. M. Heinrich August Rothe, aus Dresden, nebst seinem Respondenten, Hrn. Johann Carl Burckhardt, aus Leipzig, seine Disputation: Formulae de seriorum reversione demonstratio universalis signis localibus combinatorio-analyticorum vicariis exhibita, 36 p. 4. mai.

Das vom Hrn. D. und Prof. Gehler bey Gelegenheit der von dem Stud. Medic., Hrn. Kreyßig, am 20. Julius 1793 zum Andenken des Hrn. R. v. Sternbach im medicinischen Hörsaal gehaltenen Rede geschriebene Programm enthält: Momenta quaedam, quae ad vitam hominum submersorum restituendam multum facere videntur.

Am 12. Sept. vertheidigte Hr. M. Johann Conrad Sickel, aus Leipzig, seine Dissertation: Diocletianus et Maximianus, sive de vita et constitutionibus C. Aurelii Valerii Diocletiani et M. Aurelii Valerii Maximiani A. A. Exercitatio 2da, und erhielt hierauf die juristische Doctorwürde, nebst dem Rechte, künftig einmal in die Juristenfacultät einzurücken.

Auch ließ in diesem Monat Sept. Hr. Friedrich Ludewig Kreyßig, Candidat der Arzneygelahrheit, aus Eilenburg, um im Namen einer Disputationsgesellschaft drey Freunden zu gratuliren, eine kleine Schrift drucken, unter dem Titel: Aristotelis de soni et vocis humanae natura atque ortu theoria cum recentiorum decretis comparata. 26 p. 8.

Am 28. Sept. hielt Hr. M. Johann Gottlieb Müller im philosophischen Hörsaal zum Andenken des berühmten J. A. Ernesti eine lateinische Rede: De Ernestii in rempublicam litterariam meritis, wozu der Decan der philosophischen Facultät, Hr. Prof. Cäsar, durch ein Programm einlud, das de utilitate solemnitatum, quae in bene meritorum virorum memoriam celebrantur, handelt.

Göttingen.

(Seit dem Jun. 1793 s. Intell. Bl. No. 33. S. 266 — 270.)

Juristische Disputationen und Promotionen.

3) *Henr. Adolph. Lehzen*, Hannoverani, Commentat. de vero et originario fundamento obligationis rusticorum, ad operas et censum praestandum. Gotting. 24. Aug. — 4½ B. 4. 4) *Henr. Ahasveri*, Bremani, Diss. inaug. historico-iuridica, qua diploma Ottonis I. anni 937. ad locum Adami Bremensis in historia ecclesiastica L. II. c. 1. illustratur. Gotting. 24. Sept. — 8½ B. 4.

Andere



Andere juristische kleine Schriften, Programmen: Einladung zu seinen Vorlesungen für diesen Winter, von D. *I. A. L. Seidensticker*. Götting. 1793. 8. 1 Bog. Der Verf. erklärt sich etwas ausführlicher über den Gegenstand seiner Collegien, besonders über seine systematische Pandektenmethode, über den Nutzen eines Collegii über das Reichsritterschaftliche Staatsrecht, und über die Einrichtung seiner Lehrstunden zu schriftlichen Uebungen in der Theorie der gesammten Jurisprudenz.

Medicinische Disputationes und Promotionen: 8) *Io. Harrison*, Angli, Soc. Reg. Med. Edinburgensis Sod., Diss. inaug. medica de pertussi. Goettingae, 3. Iul. — 6 B. gr. 4. 9) *Io. Car. Fr. Rüst*, Sverino-Megalopolitani, Soc. phys. Goett. privatae Sod., Diss. inaug. de metastasibus lactis. Gott. 4. Iul. — 2 B. 4. 10) *Casp. Henning Riemann*, Otterndorfio-Hadeliensis, Diss. inaug. sistens uteri pathologiam. Gott. 5. Iul. — 5½ B. 4. 11) *Chr. Ern. Fischer*, Luneburgensis, Diss. inaug. med. practica de mensibus suppressis. Gott. 7. Sept. — 10½ B. 4. 12) *Henr. Chr. Lud. Gelpke*, Goslariensis, Soc. phys. priv. Gott. Sod., Diss. de fluore albo. Gott. 11. Sept. — 3 B. 8. 13) *Car. Iac. Foertsch*, Goettingensis, Dissert. de fluxu menstruorum nimio. Gott. 12. Sept. — 2 B. 8. 14) *Io. Chph. Borchers*, Goslariensis, Soc. phys. priv. Gott. Sod., Diss. de febre puerperarum Gott. 13. Sept. — 5½ B. 8. 15) *Ern. Fr. Schmidt*, Hannoverani, Diss. de angina pectoris. Gott. 14. Sept. — 2½ B. 8. 16) *Theod. Ge. Aug. Roose*, Brunovicensis, Soc. Teut. Helmst. et phys. priv. Gott. Sod., Diss. de nativo vesicae urinariae inversae prolapsu. Gott. 26. Sept. — 5 B. 4. Mit einem Kupferstich. 17) *Nic. Iannisch*, Wyburga-Rossi, Diss. de spiritus vini usu et abusu. Gott. 1. Oct. — 4 B. 8. 18) *Henr. Lud. Rodewald*, Cellensis, Diss. de opportuno corticis Peruviani in febribus intermittentibus usu. Gott. 2. Oct. — 4 B. 8. 19) *Io. Dav. Guil. Sachse*, Ulza-Luneburgensis, Soc. phys. priv. Gott. Sod., Diss. de tympanite. Gott. 3. Oct. — 4 B. 8. 20) *Nic. Bernh. Nottbeck*, Revalia-Livoni, Soc. phys. priv. Gott. Sod., Dissert. de tetano recens natorum. Gott. 8. Oct. — 4½ B. 8. 21) *Fr. Car. Voelckers*, Luneburgensis, Diss. inaug. de intempestivo evacuantium usu in febribus gastricis. Gott. 2. Nov. 2½ Bog. 8.

Andere medicinische Programmen und kleine Schriften: Hortus Gottingensis, quem proponit simulque orationem inchoandae professioni sacram indicit *Ge. Franc. Hoffmann*, Med. D. et Prof. publ. ord. Horti botan. Praefectus cet. Gotting. sumtibus auctoris, prostat Lipsiae, apud Crusium. 1793. fol. 4 Bogen. Mit zwey kleinern Abbildungen des Gartens und einer großen Vorstellung, die nicht nur den alten Garten, sondern auch die neuen Anlagen jenseits des Wall's darstellt. In einigen Exemplarien sind diese drey Kupferstiche ausgemalt. Durch die neuen Erweiterungen wird nunmehro der hiesige botanische Garten auch im Umfange einer der vorzüglichsten unter den akademischen Gärten. Die sich in Göttingen bildenden jungen Aerzte finden nun durchaus die vortreflichsten Medicinalanstalten, durch welche die Königliche Landesregierung für ihre Unterweisung und Uebung gesorgt hat.

Antwort auf das Sendschreiben des Hrn. Doctors Ludw. Orth. (Von D. Hempel, Prosector.) 1 Bogen. 8.

Philosophische Disputation und Promotion: Commentatio de rotatione annuli Saturni, quam — pro summis in philosophia honoribus obtinendis publice defend. *Io. Chr. Dan. Wildt*, Hannoveranus, Theol. Stud. Vicarius ad St. Rambertum, Soc. phys. priv. Gott. Membrum. Accedunt figurae aeri incisae. Hannov. apud fratres Hahn. — Die Inauguraldisputation ist am 10. Aug. nur über einzelne Sätze gehalten, und die Schrift selbst noch nicht vertheilt worden.

Es sind also in diesem Jahre vier Doctorpromotionen in der juristischen; ein und zwanzig Doctorpromotionen in der medicinischen, und zwey Doctor- oder Magisterpromotionen in der philosophischen Facultät gewesen.

Andere philosophisch-historische kleine Schriften: 1) *Io. Chph. Mehlburg*, Philos. D. Diss. pro loco, de principio onerum publicorum. Gott. 14 Sept. — 2½ B. 8. 2) *I. C. D. Wildt*, Ph. D. etc. Gedanken über Inhalt und Anordnung mathematischer Vorlesungen, als Anzeige derselben. Gott. 1½ Bogen. 8.

Jetzt eben erscheint: 3) Versuch einer skizzirten Beschreibung von Göttingen, nach seiner gegenwärtigen Be-



Beschaffenheit. Göttingen, 1793. 8. Es ist eine Art von Adreßbuch, das einen Juden, Namens Rintel, zum Verfasser hat.

Gedanken über das Unvermögen der Schriftsteller, Empörungen zu bewirken, von Abr. Gotthelf Kästner. Göttingen. 2 Bogen. 8. Dem Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels gewidmet.

Prorectoratsanschlag. 1) Der lateinische Lections-Katalogus (Catalogus praelectionum cet.) auf jedes halbe Jahr, wird jedesmal im Namen des Prorectors ausgefertigt, und enthält eine praefationem paraeneticam, die Hrn. Hofr. Heyne zum Verfasser hat; für das Verzeichniß der Winterlectionen, eine Erläuterung dessen, was ein Comiker vom Zeno und seiner Philosophie gesagt hat: docet esurire, et discipulorum coetum habet; oder Empfehlung einer frugalen Lebensart. Ut enim ad omnem vitam magnum in frugalitate est praesidium; (quod enim esse potest in omni vitae conditione ad eam beate exigendam praeclarius viaticum frugalitate et temperantia!) ita inprimis ad literarum studia nihil fructuosius, nihil potentius eo, quod dudum acclamatum est ab Epicharmo, dum *mente* iubet esse *sobria*, adeoque ad verum dispiciendum, exquirendum et expendendum semper composita. — 2) Zur Ankündigung des Stiftungstags und zugleich des Prorectoratswechsels am 8ten September: Academiae G. A. Prorector *Iust. Frid. Runde* Anniversaria Inaugurationis sacra LVI. in 11. Sept. celebranda, simulque successorem *Aug. Gottl. Richter* civibus suis commendat. — Inest: *Libertatis et aequalitatis civilis in Atheniensium rep. delineatio ex Aristophane*. fol. 2 Bogen. Ja einem alten Beyspiele, ein überaus treffendes und in anderer Rücksicht lehrreiches Gemälde unseres Zeitalters! Derselbe Anfang der Dinge in factiösen Klubbs, dieselbe Mischung von Personen, welche sich zu Häuptern aufwarfen, Bierbrauer u. s. w., derselbe Krieg gegen alle Reichen, Rechtschaffenen, dieselben gräßlichen Unmenschlichkeiten! — Prolusum fuerat perorandi genere, pessimo utique exemplo, in concionibus, sodalitiis et *hetaeriis*, perniciosissimo instituto, cui in omni civitate diligenter ac severe est occurrendum; id quod Romani bene perspectum habuerunt, quibus nihil magis curae fuit, quam videre, in civitate coetus et conventus ne fierent. In hac enim tanquam palaestra tur-

 bulen-

bulentissima ingenia se experiuntur et acuunt, mutuo quasi attritu elisi scintillis animi inflammantur, et ad populi conciones et senatus consilia fomes factionis traducitur. In publicis itaque consessibus primo prudentissimus quisque — negligi et a rerum actu excludi, contra in suggestum escendere moxque (quod in *populo ad vanitatem et ostentationem composito* et *lingua promto* multo magis praevideri poterat) in eo regnare desertissimus quisque postea et improbissimus; tum vero, quod omnium perniciosissime institutum fuit, plebe ad audiendum admissa, sublata erat iam tum libertas, actumque erat de republica; patefacta sic via ad admittendum omne licentiae et corruptelae genus, sive dicentibus, sive audientibus; his plaudentibus, illis plebi palpantibus. — Tabulam hanc iniuriarum et calamitatum, ex hominum, qui in populari imperio in remp. administrandam involant, audacia, imperitia et scelere provenientium, quisquis contemplatus fuerit; nae ille miserabitur miseram populorum conditionem, qui ad libertatem erecti, manus tradiderunt vinciendas hominibus scelestis, qui, sub libertatis publicae nomine, dominationem omni tyrannide graviorem exercent!

Akademische Preißschriften der Studirenden. Die im Intell. Bl. S. 268 angezeigten Preißschriften für das J. 1793. sind seit dem Monat August nun im Druck erschienen: 1) *Io. Phil. Kurzmann* Narratio crit. de interpretatione locorum N. T., in quibus donorum Sp. S., quae vulgo extraordinaria dicuntur, mentio iniicitur. 38 Seiten. 2) *Car. Henr. Lang* Comm. de dominii utilis natura, indole atque historia, eiusque in iure Romano ac Germano vestigiis. 42 Seiten. 3) *Car. Iusti Lud. de Crell* Comm. de optima, extracta parandi, ratione. 31 Seiten. 4) *Theoph. Chr. Breiger* Comm. de difficilioribus quibusdam Asiae Herodoteae. 81 Seiten. Alle in 4to, bey Dietrich.

Auswärtige Beförderungen. 1) Hr. Doct. Jur. G. Wiese hat den Ruf an die Gräfl. Reußische gemeinschaftliche Regierung in Gera, als wirklicher Hof- und Consistorialrath, erhalten und angenommen, ist auch in der Mitte des Sommerhalbenjahrs an den Ort seiner neuen Bestimmung abgegangen. 2) Hr. Joh. Melch. Hartmann, der Verfasser der akademischen Preißschrift: de Geographia Africae

Edri-

[illegible], ist an des sel. Schröders Stelle, als Professor der morgenländischen Sprachen, nach Marburg berufen worden. Er hat zu Michaelis Göttingen verlassen.

⁂

Periodische Schriften.

Schleswigsches Journal, Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 1793. November, enthält: 1) Aussichten in die Zukunft. Zweytes Gespräch. S. 413. 2) Gedanken eines Weltbürgers bey Gelegenheit des jetzigen Frankenkriegs. S. 451. 3) Die Mündigkeit Europa's. S. 459. 4) Fragment einer politischen Predigt. S. 475. 5) Einige Bemerkungen und Fragen eines Mannes, der an keine Propaganda als an die in Rom glaubt, über einen sogenannten neuen merkwürdigen Beweis des Daseyns und der gefährlichen Thätigkeit einer französisch-deutschen Aufrührerpropaganda (im 10ten Stücke des deutschen Merkurs 1793.) S. 479. 6) Meditation eines Theisten. S. 489. 7) Ueber körperliche und unkörperliche Substanz. S. 495. 8) Fortsetzung der Skizze meiner Wundertheorie (s. 1ter Band, S. 180.) S. 499. 9) Gesang für einige Wenige. S. 506. 10) Rundgesang. S. 508. 11) Timoleons Lied in Syracus. S. 511. 12) Sieg der Wahrheit. S. 514. 13) Marseiller Marsch. S. 516. 14) Um Abschied zu nehmen. S. 519.

⁂

Neue Bücher.

Almanach der deutschen Vorzeit auf das J. 1794, von D. Fr. Mereau; mit Kupfern. 12. Enthält ausser einer Statistik Deutschlands, 2) Ordalien der Deutschen, 3) Ehrennamen der Damen, 4) Ursprung der Geschlechtswappen, 5) von Turnieren. 6) Erklär. altdeutscher Wörter, Sprichwörter und Denksprüche aus der frühern Zeit, u. a. m. Der Stoff zu den Kupfern ist aus den ältesten Zeiten genommen, die gewiß den Erwartungen des Publikums entsprechen. Der Preis ist sehr billig, und nur 18 Gr., geb. 1 Thlr. — und in allen Buchhandlungen zu haben. Nürnberg, im Nov. 1793.

A. G. Schneider und Weigels
Kais. Kön. privil. Kunst- und Buchhandlung.

 Eben-

Ebendaselbst ist erschienen: a) Taschenbuch für denkende Männer aufs J. 1794. Kurze moral. Sätze aus der Lebensklugheit, auf jeden Tag im Jahr, sollen dem Leser zum Nachdenken und zur angenehmen Unterhaltung dienen. Kostet 6 Gr.

* * *

An die Deutschen.

Liebe Mitbürger! Ich bin genöthigt, ernsthaft mit Euch zu sprechen! Das Erste Buch der allgemeinen Aetiologie ist schon seit fast zwey Jahren in Euren Händen. Habt Ihr so wenig Sinn für Wahrheit und Vernunft, daß Euch ein System, welches den einzigen Zweck hat, beyde unüberwindlich zu gründen, so wenig interessirt, daß Ihr solches nicht einmal einer Erwähnung, noch weniger einer gründlichen Untersuchung würdiget? — Denn das Galimathias einiger Halbköpfe werde ich doch dafür nicht nehmen sollen? — Oder habt Ihr Eure Vorurtheile so lieb gewonnen, daß Ihr sie zu verkehren fürchtet? Oder sollte es gar wahr seyn, daß die Deutschen, im Ganzen genommen, so gar schwerfällig, bequem oder furchtsam wären, daß sie nie, ohne Führung irgend eines Ausländers, einen neuen Weg beträten? Ich bin sehr geneigt, alle diese Fragen mit **Nein** zu beantworten. Aber erklärt Euch! Ihr seyd mir diese Erklärung, nicht um meinetwillen, sondern um der Wichtigkeit der Sache willen, die ich behandle, schuldig! Untersucht die Gründe meines Systems, nach der **Aetiologie** in dem **Journal für Wahrheit**, allwo ich jene mehr erläutert, und zugleich die Unhaltbarkeit der **kritischen Philosophie** gezeigt habe. Macht die Resultate Eurer Prüfung öffentlich bekannt. Ich biete Euch, in Ermangelung besserer Gelegenheit, mein Journal dazu an. — So lange Ihr dies nicht gethan; so lange Ihr mein Lehrgebäude nicht geprüft, nicht dessen Untauglichkeit erwiesen habt; so erlaubt mir, daß ich's öffentlich für b l i n d e **Beharrlichkeit im Irrthum** erkläre, wenn der Philosoph ferner **von aprioristischen Urtheilen**, vom e x i s t i r e n d e n **unendlichen Raum**, von transscendentalischen Dingen ꝛc. spricht; wenn der Naturforscher die Natur als ein Marionettenspiel betrachtet, und von Undingen, wie z. B. die **Materie des Lichts und der Wärme** sind, handelt u. s. w.; wenn der, sonst so gründliche, Mathematiker versichert: es gebe

Linien,



Linien, die sich ewig näherten, und nie erreichten, eine Linie lasse sich unendlich theilen u. s. w.; wenn endlich die übrigen Facultätsmänner, selbstgenügsam sich brüstend, den hochweisen Ausspruch thun: es gebe in der Philosophie keine Gewißheit. Giesen, am 3ten November 1793.

Georg Friedrich Werner.

Etwas über die Beleuchtung der Recension des Fahnerischen Auszugs aus Franks System der medicinischen Polizey in der Neuen A. d. Bibliothek.

Der Epitomator des Frankischen Systems der medicinischen Polizey, Herr Doctor Fahner in Ilefeld, wollte in Nr. 40. S. 173 dieses Intelligenzblatts, die B. I. St. 2. der N. A. d. Bibliothek abgedruckte Recension seines Auszugs u. s. w. beleuchten, aber er hat zu seiner Beleuchtung schmutziges Oel genommen, das rauchicht und dunkel brennt!

Schiene es nicht Maxime der Antikritiker zu seyn, das Stillschweigen eines angegriffenen Recensenten für Gefühl und Geständniß seines Unrechts zu halten und auszugeben: so hätte Rec. diese Beleuchtung ihrem Dunkel und das Urtheil darüber dem Publikum überlassen, das Augen hat zu sehen; aber diese Maxime, so falsch sie auch ist, erfordert doch von den Recensenten in manchen Fällen einige Rücksicht, und diese will Rec. hier beobachten.

Herr Doctor Fahner beschuldigt den Recensenten, er habe sich von den Verlegern des Frankischen Originalwerks dingen lassen, seinen Auszug absichtlich zu verschreyen u. s. w. Es ist eine bekannte Sitte getadelter Büchermacher, den sittlichen Charakter der Recensenten anzufallen; gekränkter Eigendünkel, und dadurch aufgereizte Rachsucht sind die Quellen dieser Sitte, und sie sind dem Publikum schon so oft aufgedeckt worden, daß es auch diesen Fahnerischen Ausfall auf die Moralität seines ihm unbekannten Recensenten aus diesen gemeinen Quellen herleiten wird. Aber überdies versichert Rec. hier auf das heiligste, daß er für sich überzeugt ist, die Herren Schwan und Götz wissen bis jetzt noch nicht, wer der Recensent des Fahnerischen Auszugs sey, und daß er nicht in der mindesten Verbindung mit ihnen stehe, noch je gestanden habe,

wodurch

wodurch der Verdacht auf ihn, der mehr als 40 Meilen weit von Mannheim wohnt, fallen könnte, er habe diese Recension aus Gefälligkeit für sie abgefaßt. In welches Licht erkühnt sich der Herr Doctor Fahner die Herren Schwan Götz stellen zu wollen? Er läßt in seiner Beleuchtung aus ihrem Brief an ihn wörtlich abdrucken: „sie könnten deshalb „seinen Auszug nicht in Verlag nehmen, weil Herr Frank „ihnen Hoffnung gemacht habe, mit der Zeit selbst einen Aus„zug zu liefern; aber sie hätten nichts dagegen, wenn er „demohngeachtet gewillet wäre, seinen Auszug zu „vollenden, und ihn einem andern Verleger zu überlassen;" und diesen Männern, die ihm so höflich, so offenherzig, so gutmüthig antworteten, wagt er nun, öffentlich irgend eine Art von Bestechung Schuld zu geben!! Wahrhaftig, ein Verfahren, das eine ernste Rüge verdient. Und wie wird Herr Fahner nun den Recensenten in der medicinisch-chirurgischen Zeitung dieses Jahrs B. II. No. 39. verunglimpfen? der auch geradezu sagt: indessen ist so viel gewiß, daß Herr Fahner durch diese Arbeit gegen Frank, gegen die Verleger und gegen das Publikum nicht wenig gefehlt hat. Schande für Herrn Fahner, daß er zu solchen unsittlichen und unedlen Verunglimpfungen seine Zuflucht nimmt! Wie, wenn der Rec. ein Mann wäre, dem er schon mehrmals seine Verehrung zugesichert hat? wie weit wird ihn Eigendünkel und die Begierde noch verführen, seinen Recensenten Böses nachzusagen, blos weil sie anders denken, als er gedacht und gehandelt hat?

Herr Fahner übertreibt alles, um sich das Mitleiden gutmüthiger Leser zu erschleichen! Rec. hat den Fahnerischen Auszug nicht geradezu unter die Nachdrucke gezählt, er sagte nur: die Frage: ob es recht und billig sey, ohne Erlaubniß des Verfassers und Verlegers aus einem größern Werk ein kleineres zu drechseln? schlage in die Klagsache der Verfasser und Verleger über den Nachdruck ein, und wer über diese ein Endurtheil sprechen würde, werde auch über jene Frage entscheiden. Und der Meinung, daß die Rechtmäßigkeit eines eigenmächtigen Auszugs noch zweifelhaft sey, ist Rec. noch, und mit ihm gewiß ein großer Theil des billigdenkenden Publikums. Verstand und fühlte Herr Fahner die Delicatesse nicht, womit die Verleger sein Vorhaben mißbilligten? Und war es nun, da er aus dem Briefe derselben wußte, Frank wolle selbst einen Auszug aus seinem Werk herausgeben,

nicht

nicht noch strengere Pflicht für ihn, erst Franks Entscheidung über sein Vorhaben zu verlangen und zu erwarten? Er sucht zwar in seiner Vorrede diese Pflicht gegen den grossen Mann wegzuräsonniren; allein, das Publikum wird sein Räsonnement zu schätzen wissen!

Rec. hat dem Herrn Epitomator sein Honorar nicht vorgerückt; er sagte nur: das Publikum gewinne bey diesem Auszug nichts; und auch selbst der Epitomator blos nur sein Honorar; und Rec. ist noch der Meinung, daß Herr Fahner bey seinem Auszug weiter nichts gewinne; denn auf den andern und bessern Gewinn, auf den Beyfall des Publikums darf er aus den in der N. A. D. Bibliothek und in der medicinisch-chirurgischen Zeitung angeführten Gründen nicht zählen!

Wer vom ganzen Publikum, das Frank und sein Meisterwerk kennt, wird den Ausspruch des Rec. nicht gerecht und billig finden: es war Pflicht der Achtung gegen einen Frank, daß Herr Fahner seine Ideen nicht in Franks Vortrag einmischte! und Pflicht gegen das Publikum, daß er sie von denen unterschied, welche Franks Autorität für sich haben? Dies zur Antwort auf die Fahnerische Appellation an jeden Unpartheyischen über die Rechtfertigung seines sogenannten freyen Auszugs.

Rec. soll Beweis geben, daß Fahners Auszug, gegen Franks Originalwerk gehalten, ohne allen Schmuck, ohne alles Leben und ohne alle Wärme, kurz, nichts weniger als ein ächtes Miniaturgemälde von Franks Meisterwerk sey; jede Seite im Auszug giebt diesen Beweis, und wenn ihn Rec. durch Abschreiben mehrerer entseelten Stellen aus dem Auszug hätte geben wollen; dann erst hätte er die elende Recension geliefert, wofür er kein Honorarium verdient.

Nach des Rec. Meinung war der dritte Band des Frankischen Meisterwerks der mehrsten Zusätze oder Abänderungen fähig; deswegen verglich Rec. vorzüglich diesen mit dem Fahnerischen Auszug; wer es versucht hat, wird wissen, welche unangenehme Mühe eine solche Vergleichung macht, und dem Rec. es nicht übel deuten, daß er, da die Vergleichung des dritten Bandes der Mühe nicht lohnte, seine Zeit nicht durch die Vergleichung der übrigen Bände verschwendete. Der Epitomator versichert aber, daß gerade in den beyden ersten, vom Rec. nicht verglichenen Bänden sich die mehresten und wichtigsten Zusätze finden; also verwandte Recens. einige

 Stun-

Stunden auf die Vergleichung des ersten Bandes, und fand im Abschn. IV. vom Cölibat der Kriegsleute; einige gute Zusätze zur Begünstigung der Soldatenehen; im Abschn. III. Abth. II. von ungesunden Ehen, einige von Frank übersehene Krankheiten angeführt, die zum Heurathen unfähig machen; im Abschn. VII. von der Nothwendigkeit des Unterrichts in den Ehestandspflichten, eine detaillirtere Angabe der Punkte, welche der Prediger den Brautleuten einschärfen solle, und im Abschn. I. Abth. III. von der Schwangerschaft überhaupt, einige von Frank nicht angeführte Maasregeln zur Sicherung der Schwangern. Ueber die Wichtigkeit dieser Zusätze will Rec. nicht entscheiden, denn der Epitomator wird auf seine Meinung nicht compromittiren, aber viel sind ihrer doch offenbar nicht; Hr. Fahner möchte denn Stellen, wie folgende: und was sollen dem jungen kraftvollen Manne die zusammengeschrumpften schwarzbraunen Lappen statt der bey jungen Mädchen so reizvollen schwellenden Halbkugeln? Wozu die Bearbeitung eines Ackers, der so unfruchtbar ist, daß er durchaus nicht mehr urbar zu machen ist? für wichtige Zusätze erklären!! Der magere Ertrag der Vergleichung auch des ersten Bandes wird den Rec. ja wohl von der Vergleichung des zweyten freysprechen?

Herr Fahner hat allerdings in seinem Auszug verschiedene von Frank mitgetheilte Medicinalgesetze angeführt; dies wollte und konnte Rec. auch nicht leugnen; denn eine solche Unwahrheit dem Publikum aufbürden zu wollen, die sich so klar und so oft widerlegt, wäre lächerlich; aber diese medicinischen Verordnungen hat Herr Fahner nur historisch, gleichsam nur im Vorbeygehen, insgemein nur mit einigen Worten, ohne Hinweisung auf den Bürgen für die Wahrheit derselben, auf Zeit und Umstände, angeführt; nach des Rec. Meinung hätten sie aber dogmatisch, als notorische und redende Beweise der Nutzbarkeit und der Ausführbarkeit des Gesetzes quasi mitgetheilt werden sollen. Der Epitomator kann bey seiner Anführung derselben dies nicht im Sinn gehabt haben, denn selbst hätte er die Medicinalverordnungen des jetzigen Jahrhunderts nicht größtentheils ganz übergangen, und gar nicht angeführt; weil aber diese für die Regenten, Staatsmänner, Rechtsgelehrten, Cameralisten so vielgeltend sind, daß sie ihnen mehr beweisen, als alle trocknen Gründe.

Es ist freylich spät, daß Rec. dieses Etwas über die Fahnerische Beleuchtung zum Abdruck einsendet; allein, das Publi-

kum

kum hatte den Fahnerischen Auszug, die Recension desselben und die Fahnerische Beleuchtung vor sich; es konnte nun leicht entscheiden, und Rec. glaubte deshalb dies Etwas rc. bis jetzt verschieben zu können, wo er seine Beyträge zur N. A. D. Bibliothek einsendet. Er wird Herrn Fahner nicht weiter antworten, wenn derselbe auch wieder Ausfälle auf ihn thun sollte; er thut sie ja doch nur — in die Luft, und überdies ist ein Streit über den Werth oder Unwerth eines Auszugs aus einem Werk, das jeder selbst lesen kann, gar nicht von Belang! — den [illegible]sten October 1793.

Erklärung.

In die, in die N. A. D. Bibl. B. 4. S. 179 eingerückte Erzählung von dem, was zwischen dem Hrn. Pfarrer, J. C. Lavater zu Zürch, und dem Endesunterzeichneten, im J. 1786 vorgegangen ist, haben sich verschiedene Unrichtigkeiten eingeschlichen; und verschiedene Personen scheinen daher eine Erklärung von mir darüber zu wünschen. Nun würden diese Unrichtigkeiten zwar sehr leicht aus des Hrn. Nicolai „Oeffentlichen Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden, Berl. 1788. 8. S. 102 u. f." vergl. mit Ebendesselben „Anmerkungen über das zweyte Blatt von Hrn. J. C. Lavaters Rechenschaft an seine Freunde, Berl. 1787. 8. S. 49 u. f. berichtigt werden können; da aber der Hr. Verfasser jener Erzählung, und der Hr. Herausg. derselben in der N. A. D. Bibliothek selbst diese Schriften nicht zu Rathe gezogen haben, und dieses folglich von den Lesern derselben noch weniger zu vermuthen seyn dürfte: so halte ich es für Pflicht, jenem Wunsche hierdurch zu willfahren, und dieses um desto mehr, da die gedachten Unrichtigkeiten sehr leicht zu Mißdeutungen und zu Folgerungen allerhand Art Anlaß geben könnten. Erstlich, also, erhielt ich nicht, wie (a. a. O. N. D. Bibl. B. 4. S. 180.) gesagt wird, das, als Manuscript für Freunde, vom Hrn. Lavater herausgegebene fliegende Blatt erst ein Jahr nach seiner Erscheinung, und vom Hrn. Nicolai, sondern sogleich nach der Bekanntmachung desselben solches von dem verstorbenen Hrn. Zollikofer, an welchen Herr Lavater es, jedoch nicht mit der Bedingung, mir es mitzutheilen, geschickt hatte. Zweytens hat der verstorbene Hr. Zollikofer das, was Hr. Lavater von einem naturalistischen Glaubensbekenntnisse sagte, an welchem Hr. Nicolai Antheil habe, keinesweges aus des Hrn.

Lava-

Lavaters Munde selbst (wie man aus den Worten, „daß er, Zollikofer, es mit seinen eigenen Ohren gehört," schließen könnte,) sondern von mir, auf der Rückreise von dem Orte, wo wir Hrn. Lavater gesprochen hatten, und also unmittelbar nach dem Vorgange selbst, gehört; und da er dessen sich bey Erhaltung des gedachten fliegenden Blattes noch erinnerte: so theilte er mir solches sogleich mit. Drittens endlich; ergiebt sich aus dem Vorhergehenden schon von selbst, daß dieser letztere, nämlich der verstorbene Hr. Zollikofer, in seinem Schreiben an Hrn. Lavater über diesen Vorfall sich, wenn gleich mit Mißfallen, doch nicht so ausgedrückt haben kann, wie (a. a. O. S. 180.) erzählt wird.

Was übrigens den Vorfall selbst und die andern dazu gehörigen Umstände betrifft: so beziehe ich deswegen mich gänzlich auf die vorher angeführten beyden Schriften des Hrn. Nicolai, in welchen die Sache rein und unverfälscht erzählt sich findet. Ich setze nur noch hinzu (was man auch schon aus dem Gesagten schließen wird), daß jene, in die Allg. Litt. Zeitung eingerückte, und in die N. A. D. Bibliothek aufgenommene Erzählung ganz ohne mein Vorwissen oder Zuthun abgefaßt und gedruckt worden ist.

Leipzig, am 9. Sept. 1793.

v. Blanckenburg.

Der Ankauf der Art von Kalendern, worin die abgestellten Feyertage mit rother Farbe gedruckt erscheinen, ist von Sr. Majestät dem Kaiser in dem Oesterreichischen Gebiete, allen Oesterreichischen Unterthanen bey Confiscationsstrafe verboten worden.

Herr D. und Prof. Platner wird seine physiologischen Programme, die er als Procanzler geschrieben, in einer Sammlung herausgeben.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des Siebenten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.

Lavaters Munde selbst (wie man aus den Worten, „daß er, Zollikofer, es mit seinen eigenen Ohren gehört,“ schließen könnte,) sondern von mir, auf der Rückreise von dem Orte, wo wir Hrn. Lavater gesprochen hatten, und also unmittelbar nach dem Vorgange selbst, gehört; und da er dessen sich bey Erhaltung des gedachten fliegenden Blattes noch erinnerte: so theilte er mir solches sogleich mit. Drittens endlich, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden schon von selbst, daß dieser letztere, nämlich der verstorbene Hr. Zollikofer, in seinem Schreiben an Hrn. Lavater über diesen Vorfall sich, wenn gleich mit Mißfallen, doch nicht so ausgedrückt haben kann, wie (a. a. O. S. 180.) erzählt wird.

Was übrigens den Vorfall selbst und die andern dazu gehörigen Umstände betrifft: so beziehe ich deswegen mich gänzlich auf die vorher angeführten beyden Schriften des Hrn. Nicolai, in welchen die Sache rein und unverfälscht erzählt sich findet. Ich setze nur noch hinzu (was man auch schon aus dem Gesagten schließen wird), daß jene, in die Allg. Litt. Zeitung eingerückte, und in die N. A. D. Bibliothek aufgenommene Erzählung ganz ohne mein Vorwissen oder Zuthun abgefaßt und gedruckt worden ist.

Leipzig, am 9. Sept. 1793.

v. Blanckenburg.

Der Ankauf der Art von Kalendern, worin die abgestellten Feyertage mit rother Farbe gedruckt erscheinen, ist von Sr. Majestät dem Kaiser in dem Oesterreichischen Gebiete, allen Oesterreichischen Unterthanen bey Confiscationsstrafe verboten worden.

Herr D. und Prof. Platner wird seine physiologischen Programme, die er als Procanzler geschrieben, in einer Sammlung herausgeben.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des Siebenten Bandes zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,

verlegts Carl Ernst Bohn, 1794.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des siebenten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

IV. Schöne

IV. Schöne Wissenschaften und Poesien.

V. Theater.

VI. Schöne Künste.

VII. Romane.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

L. Ku.

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Chemie und Mineralogie.

XII. Haushaltungswissenschaft.

XIII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissensch.

XIV. Weltgeschichte.

XV. Mittlere u. neuere polit. u. Kirchengesch.

XVI. Erdbeschreib. Reisebeschreib. u. Statistik.

Briefe

XVII. Biblische, hebr. griech. und überhaupt oriental. Philologie, rc.

XVIII. Klassische, griechische u. latein. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Hesy-

XIX. Erziehungsschriften.

XX. Kriegswissenschaft.

XXI. Vermischte Schriften.

Mitt=

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Siebenten Bandes Zweytes Stück Fünftes Heft und Intelligenzblatt No. 1. 1794.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Clefen und Worms, aus Urkunden von Ulysses von Salis. Erster Band. 1792. 8. Zweyter Band. 1792. 371 Seiten, begreifen das erste und zweyte Buch des Textes. Anmerkungen zum Texte mit fortlaufenden Numern, 187 Seiten, folgen im dritten Bande. 1792. 8. die historischen und rechtlichen Beweise enthaltend. Vierter Band, enthält die Beylagen. 258 Seiten, nebst einer Vorrede und einem Verzeichniß der Abschnitte des ersten und zweyten Bandes, und der Beylagen des vierten Bandes. S. XXX. 2 Rt. 16 gr.

Dieses interessante Buch verdient desto mehr eine sorgfältigere Anzeige, je weniger dieser Theil des Staatsrechts bisher entwickelt, und gegen die spitzfindigsten Einwendungen schleichender Gegner vertheidigt worden ist. Die Statistik dieses Landes, das Bündtnerische Staatsrecht und die Staatsgeschichte des Landes insbesondere hat daher in allweeg dem Herrn Ulysses von Salis ungemein vieles zu verdanken, so schwer es auch dem Rez. geworden ist, durch gehäufte Druckfehler

sich durchzuarbeiten. Und wenn man auch das ganze Werk mit eben der Begierde durchliest, mit welcher es Rec. durchgelesen hat, so wird doch jeder Leser es unbequem finden, daß er stets den dritten Band, der die historischen und rechtlichen Beweise und Allegaten enthält, vor sich liegen haben muß, um von der Stärke des Beweises urtheilen zu können. Am Ende lohnt es sich immer der Mühe, das Buch ein wenig studirt zu haben, und man geht gern über gewisse Provincialismen hinweg. Die Vorrede können wir desto weniger überschlagen, weil sie zugleich statt einer Einleitung in die ganze Streitsache dient. Nachdem nämlich die Republik Bündten i. J. 1637 sich von Frankreich getrennt und Spanien in die Arme geworfen hatte, und demnach die Verbindung mit Spanien durch das i. J. 1639 zu Mayland beschworne Capitulat befestigt worden war; so hörten nun die Federkriege auf, welche die Bündner und Veltliner 16 Jahre über mit einander geführt hatten. Die Bestreiter sowohl als die Vertheidiger der Herrschaftsrechte der Bündtner von Fra Paolo Sarpi an bis auf den D. Pietro Martire Caroni mußten den Machtspruch des Madriter Hofs erkennen, nach welchem die Oberherrschaft dieser Länder den drey Bünden zugehören sollte. Nun beschäfftigten sich 60 Jahre über die Veltlinischen Rechtsgelehrten allein damit, künstliche Auslegungen des Capitulats und der Statuten des Landes, die man als einen Theil desselben ansahe, auszusinnen, und auf diese Weise das Capitulat oder den spanischen Machtspruch zu untergraben. Im zwenten Zehend dieses Jahrhunderts trat der Canonikus Pietro Angelo Lavizzari in seinen memorie istoriche della Valtellina mit einer veltlinischgestimmten Waffenrüstung auf. So fein er auch war, so sah man doch bald ein, wie umständlich er die Gründe seiner Landsleute anführte, und wie schief er das vorstellte, was Sprecher, Molina u. a. gegen Veltlin behauptet hatten. Indessen hatte er doch von gemeinen Landen selbst die Erlaubniß erhalten, sein Werk drucken zu lassen. Nach ihm trat der Abbate Francesco Saverio Quadrio, der als Jesuit durch seine Geschichte der Dichtkunst sich literarisches Ansehen erworben hatte, und auch nach seinem Austritt aus dem Orden in manchen Fehden, wegen seiner Beredsamkeit und guten Schreibart, mit großem Ruhm bestanden war, auf den Schauplatz, und zeigte sich auf einer von ihm noch nie betretenen Bahn der Geschichte und Diplomatik. Er zog seine Hülfsmittel aus mayländischen Bibliotheken und

Ar-

Archiven, besonders dem Trivulzischen, machte hernach eine Reise durchs Veltlin und sammlete alles, was aufzutreiben war. Er zog das aus, was er in den von ihm genannten Schriftstellern fand, aber nur in so weit, als es sich seinen Absichten anpassen ließ, und hieraus entstanden die drey Quartbände: Dissertazioni critico-storiche intorno alla Rezia di qua dalle Alpi, oggi detta Valtellina. Mayland 1755. Er bestritt die Bündtnerische Rechte auf eine versteckte Weise, und gab dem Aufstand der Veltliner den künstlichen Anstrich eines Religionskrieges, wodurch er alle Eiferer für die katholische Religion auf seine Seite zog. Er hatte keine neuen Gründe, sondern schrieb die Streitschriften des Grafen Paul von Rho und des jüngern Scenardi fast ganz aus, nur gab er ihnen einen neuen Anstrich. Im Auslande beurtheilte man dieses Werk nur obenhin, und der einzige P. Zacharia gab ihm einige Geißelhiebe, die aber keine Hauptsachen betrafen. In Bündten sah man es gleichgültig an, in Veltlin erhielt es großen Beyfall, den er aber durch seine Eitelkeit schwächte, mit welcher er seine adeliche Familie Ponte allen andern Bündtnerischen Familien vorzog. Lavizzari hatte den Vf. auf diesen Schriftsteller aufmerksam gemacht, den er noch einmahl laß, und sich gewisse Anmerkungen aufschrieb, um die Herrscherrechte der Bündtner zu retten. Ein kluger Mann mißrieth es ihm zwar, und weissagete ihm, er würde sich dadurch von Seiten der Unterthanen einen tödtlichen Haß aufladen, und bey den Bündtnern würde er nichts anders gewinnen, als daß man ihn von Herzen auslachte, wenn er sich von Seiten seiner Gegner Grobheiten zuzöge; und wenn er mit Ehren bestände, so würde man eifersüchtig über ihn werden. Die Gemüther waren also schon von der in unsern Zeiten epidemischen Neuerungssucht angefacht und zu Klagen gestimmt, als den Gemeinen des Veltlins der Vorschlag gethan wurde, wider ihre Regierung Klage zu führen. Man hetzte das Volk durch eben dieselbe Mittel auf, die man im Lüttichischen, in Holland und in den Niederlanden gebraucht hatte. Man streute anonymische Schriften aus, und unter diesen befand sich auch das berüchtigte Ragionamento, welches alles enthielt, was Quadrio ausgezogen und was er weggelassen hatte. Da der Vf. geraden Weges den Grund der Oberherrschaft von Bündten über die Länder ihrer Unterthanen angriff, so fand er im Veltlin und zu Clefen Beyfall. Ein landesfürstlicher Befehl proscribirte zwar diese Schrift, dies machte aber wenig Eindruck,

sondern wurde mehr als eine Handlung einer ungerechten Gewalt ausgedeutet. Die Verf. des Ragionamento spitzten ihre Federn von neuem, und arbeiteten eine neue Schrift aus, welche unter dem Titel, Prospetto storico, politico e apologetico del Governo della Valtellina e delle sue costituzioni fondamentali, in öffentlichem Drucke erschien. Wenn alles, was hier vorkömmt, Wahrheit wäre, so müßte sich Bündten vor Gott und dem ganzen Publikum schämen, und der Vf. des Prospetto hätte das Recht, zu behaupten, die Bündtner seyen in dem Fall des Gesetzes: adversus fures et latrones perpetua auctoritas esto. Da nun Hr. von Salis wußte, daß alles leere Erdichtungen sind, wodurch man die Unterthanen, deren weit größere Menge im Grunde gut und redlich ist, irre zu führen suche, so fühlte er in sich einen mächtigen Beruf, dergleichen schädliche Ausstreuungen zu widerlegen. Weil er sich aber entschloß, nur den Theil der Staatsgeschichte von Veltlin zu beleuchten, der die Oberherrschaftsrechte der Republik Bündten angeht, so gab er seinem Werke den Titel von Fragmenten oder Bruchstücken. Er schrieb also aus Liebe zum Vaterlande, ohne auf Drohungen, Gefahren und Verunglimpfungen zu achten.

Der erste Band enthält demnach das erste Buch, das in Abschnitte getheilt ist. Im I. Abschn. wird die Lage des Veltlins und der beyden Grafschaften näher bestimmt. Der Vf. vergleicht die Alpenkette mit einem skelettirten Fische, wo dann Veltlin zwischen dem zweyten und dritten Alpengipfel zu liegen kommt. Unter den aus den Eisbergen stürzenden Bergbächen, die gegen Westen ströhmen, entsteht die Adda, der Bergel und die Mera, und vermuthlich auch das Becken, in welchem der Comersee liegt. Die im II. Abschn. berührte Rhätische Epoche hat wenig Gewißheit, und selbst über den Hauptsitz der Rhäter getraut sich der Vf. nicht, etwas Bestimmtes anzugeben. Es kamen nach und nach viele Flüchtlinge aus Rom dahin, und das Land ward endlich in eine römische Provinz verwandelt. Nach dem III. Abschn. blieb Veltlin auch in der römischen Periode mit Rhätien verbunden, und war ein Theil der neuen Provinz, die den Namen Rhaetia prima erhielt. Odoaker drang durch Rhätien in das obere Italien ein, und beherrschte Rhätien und Veltlin. Beyde Provinzen blieben unter ihm ungetrennt, und hernach auch so unter den Ostgothen, welche die Ausgänge der Alpen aufs

sorg-

sorgfältigste bewachten. Dieser engen Pässe bemeisterten sich um 536 die Franken, und bekriegten daraus die Longobarden in Italien. Veltlin war also dem Angriffe sowohl der Franken als auch der Longobarden ausgesetzt, aber keine eigentliche Besitzung der Franken oder Longobarden.

Nach dem IV. Abschn. schenkte Carl der Große, nach seinen Siegen über die Longobarden, Veltlin als Opfergabe dem Kloster des heil. Dionysius bey Paris, welches auf Diplomen beruht, deren Ächtheit **Mabillon** anerkannt, **Quadrio** aber nicht genau genug geprüft hat. Veltlin blieb also ein Theilchen des Königreichs Italien; Trident, Clefen und Bellenz aber blieben unstreitig wesentliche Theile des Alpen-Rhätiens. Carl der Große zog seine Gränzlinie zwischen dem Königreich Italien und dem Herzogthum Rhätien, längst dem Gipfel der mittlern Hauptkette der Alpen mitten durch den ungeheuren Eisberg, der Veltlin, Paschlaf und Worms von Clefen, Bergel und Engadin trennt, so, daß die erstern Italien, die letztern Rhätien zugezählt wurden, und die uralte Landmark in Sasso Olzasco wurde damahls an den großen Hauptpaß von Deutschland nach Italien hingesetzt, wo sie noch jetzt zwischen Clefen und der Grafschaft Como Gränzmark ist. Wenn nun nach dem V. Abschn. die Frage von den Fürstenrechten ist, welche die Carolingische Kayser in diesem Theile ihres Reichs ausgeübt haben, so setzten sie in höhern Gerichten die Grafen, in niedern die Richter ein. Grafen in Rhätien waren die Grafen von Chur, von Laax, die Grafen der Landquart, die Grafen von Maxas, von Feldkirch, von Werdenberg und jene von Clefen, von Bergel und von Bellenz. Von den Statuten, nach welchen man in den niedern Gerichten sprach, und von welchen noch Reste in den jetzigen zu finden sind, wird mit wahrer Kenntniß der Sache gesprochen. Die Carolinger bezogen von den beyden Grafschaften Kriegssteuren, mansiones, paratas, fodra, Einquartirungen, Etapegelder, Geissel wegen Lieferungen, Provinzialliefetungen; ferner Gerichtsbarkeitgefälle, Ius distringendi et Freda, d. i. sie übten den Civilgerichtszwang aus, und hatten in peinlichen Fällen Geldbußen oder Compositionen zu beziehen. Sie erhoben Grundsteuren, d. i. Auflagen auf Grundstücke, auch genossen sie Frohndienste sammt Fallrecht und Fasnachthennen; denn damahls waren viele Leibeigene in jenen Gegenden, wie überall. Die Regalien, die ihnen gehörten, bestanden in

Waarenzoll, Metzgebühr, Brückenzoll, Ein- und Ausfuhrzoll, Stapelrecht, Wasserrecht, Flößrecht und Zwangmühlen. Dergleichen Rechte haben sie als Könige von Italien im Veltlin, und als Herzoge von Rhätien in den Grafschaften Clefen und Bellenz besessen, sie aber in der Folge an die Kirche von Como und an die Abtey St. Denys verschenkt.

Im VI. Abschn. kömmt der Vf. auf das Schicksal des Veltlins und der beyden Grafschaften, zu der Zeit, als das Kayserthum von den Carolingern auf die zweyte Kayserdynastie übergieng. In Veltlin genoß das Gotteshaus St. Denys nicht nur die Nutznießung aller Fürstenrechte, sondern auch des Kirchensatzes und der Kirchenvoigtey aller Pfarrkirchen des Veltlins. Diese beneficia aber waren ad nutum revocabilia. Die Abtey St. Denys verlohr auch allmählich ihre Besitzungen, weil die Gewaltshaber und Ministerialen in dem entfernten Veltlin nach ihrer vollkommenen Willkühr wirthschafteten. Alles aber bekam eine andere Wendung, als i. J. 917 Burcard, Graf von Buchhorn, vom Kayser Conrad I. als Herzog von Alemannien erhoben wurde, welches Schwaben und Rhätien enthielt. Denn nun wurde dieser Herr so mächtig, daß K. Rudolph I. von Burgund, den er bey Kyburg geschlagen hatte, seine Freundschaft suchen mußte. Die Gränzfestungen von Clefen und Bellenz waren lange ein Zankapfel zwischen den Italienern und Deutschen, bis Otto I. festere Ordnung einführte.

Dieser bemühte sich nach dem VII. Abschn. durch reiche Vergabungen, den Bischoff von Chur, der in Rhätien in großem Ansehen stand, und die ganze Geistlichkeit zu gewinnen. Er versicherte sich auch des mächtigen Herzogs Hermanns in Schwaben, durch eine Heyrath seines Sohns Ludolph, mit dessen Tochter Ida. Weil er nun alle Pässe von Rhätien in seiner Gewalt hatte, so ward ihm dadurch jeder Einmarsch nach Italien sehr erleichtert, und so blieb es auch noch so ziemlich unter seinen Nachfolgern. Als aber die Ottonischen Grundsätze unter Heinrich II. hintangesetzt wurden, so hatten, nach dem VIII. Abschn., die Kayser der fränkischen Periode genug zu thun, wenn sie das alte System wiederherstellen wollten. Conrad II. ließ dies eines seiner ersten Geschäffte seyn, und machte sich durch Schenkungen den Bisch. von Chur zum Freunde. Heinrich III. war selbst Herzog in Alemannien und Rhätien, und setzte die Methode der Schenkungen

kungen fort. Er und sein Freund, der Pabst, waren aber schon darauf bedacht, den grossen Plan auszuführen, der bereits in den Gesetzen Conrads II. lag, die Uebermacht der Weltlichkeit durch das Gegengewicht der grössern und kleinern Lehensbesitzer, oder des hohen und niedern Adels, zu mässigen. Es fehlte freylich noch manches Rad an diesem künstlichen Uhrwerk, es blieb auch unvollendet, weil der Kayser noch jung 1056 starb.

Unter Heinrich IV. suchten sowohl der Kayser als der Pabst den Bischoff von Chur zu gewinnen, es diente aber zu weiter nichts, als daß sich die Verwirrungen auch in diesen Gegenden verbreiteten. Der Vf. eilt an diesen Greueln vorüber, und kommt im IX. Abschn. auf eine nähere Anwendung der angeführten historischen Quellen und Urkunden, auf Rhätien diesseits und jenseits der Alpen. Das meiste Gewicht haben die vom Vf. eingesehene Diplomen, welche sich im Archive des Bisthums Chur befinden, deren Aechtheit Hilg oder Aegidius Tschudi in seinem sogenannten Hauptschlüssel der Gallia comata 1571, und Mabillon bezeugen, welcher die Einwendungen des Quadrio vernichtet hat.

Wichtiger scheinen die Schwierigkeiten, welche aus der Vergleichung dieser Diplomen mit jenen entstehen, die Tatti in Annali sacri di Como B. II. vorgetragen hat. Es ist aber bereits entschieden, und man gesteht es selbst in Como ein, daß die von Tatti bekannt gemachte Urkunden untergeschoben sind. Sie können also die mit allen Merkmalen der Aechtheit versehene Diplome im Archive von Chur nicht verdächtig machen. Aus denselben fliessen dann folgende Resultate: In ganz Rhätien waren die deutschen Kayser, so wie die carolingische, noch immer Eigenthümer aller oberherrlichen Rechte. Von Kriegssteuren lesen wir aber hier nichts mehr, vermuthlich weil man sie den Herzogen überlassen hatte, hingegen ist ausdrücklich die Rede von Gerichtsbarkeitsgefällen, Kopf- und Grundsteuren, Kirchensatz, Regalien, als: Waarenzoll, Fuhrmonopol, Fischerey, Eigenthum über alles Holz und alle Jagdbarkeit. Die Staatsklugheit der deutschen Kayser schränkte sich nicht nur auf die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht des Adels und der Geistlichkeit ein, sondern suchte es auch zu verhüten, daß nicht eine der gräflichen so begünstigten Familien, durch allzuschnellen Anwachs von Macht, sich zu viel herausnehmen möchte. Drey mächtige ausländi-

 sche

Die Familien herrschten im nördlichen und östlichen Rhätien über wichtige Landesstrecken, und hatten die Pässe der Alpen vorzüglich in ihrer Gewalt. Die Pässe gegen Osten besaß ein Graf aus dem Hause der Herzoge von Bayern, Namens Berchtold, Graf von dem Vinstgau und Etschland, folglich auch Engadin. Das zweyte Geschlecht war jenes der Grafen von Bregenz, welche rings um den Bodensee das Linzgau, das Heistergau, Bregenz, Buchhorn, Uberlingen, Winterthur und im obern Rhätien das Mesoxerthal und andere Herrschaften besaßen. Das dritte war das Geschlecht der Grafen von Werdenberg oder Montfort, von welchem uns aber Urkunden in jenen Gegenden mangeln. Der Vf. findet also mehr von Clefen als von Veltlin, und gesteht S. 91 selbst ein, daß er diese ganze Periode hindurch keine gründliche Nachricht von Veltlin finde; es sey aber eben so wenig frey gewesen, als Clefen; sonst hätten die festen Städte in der Lombardie, als sie i. J. 1093 sich wider Heinrich IV. empörten, nicht nöthig gehabt, sich vor allen Dingen der Alpenpässe zu versichern; man finde auch noch zu unsern Zeiten, ferne von den Gränzen und Pässen, fast auf jedem Hügel von Veltlin Ueberbleibsel von festen Schlößern, welche von Unterdrückung, nicht von Freyheit, zeugen. Man finde auch in Veltlin Vicedominos, als Amtsnamen, welche Statthalter des Königs, als des einzigen rechtmäßigen Dominus, wären; zur Zeit der Anarchie verschwinde jener Name, und nun erscheinen Capitanei, welche Festungen und Burgen erbaut haben.

In der Periode der schwäbischen Kayser wußte Niemand den Werth der rhätischen Pässe höher zu schätzen als Conrad III., der sich derselben i. J. 1127 mit großem Vortheil bedient hatte, als er über den Septmerberg und Clefen in Italien eingedrungen war. Bey dem zweyten Zug Friedrichs I. nach Italien und wider Mayland, that sich Rudolph, Graf von Bregenz und Lindau, ein Urenkel des Anuzo, Grafen von Clefen, ausnehmend hervor, und es ist eine wahre Aufklärung der Geschichte von Schwaben, daß man diesen Grafen nun näher kennt.

Nach dem XI. Abschn. liebte Friedrich I. Rhätien als sein Eigenthum ganz ausnehmend, und bestrebte sich, das Herz dieser ihm und seinem Hause ganz ergebenen Nation immer mehr zu gewinnen. Da nun die Mißhelligkeit zwischen der Geistlichkeit und dem Adel auch in Rhätien eingedrungen

war,

ten, so hielt er zwischen beyden die Waagschale, und herrschte auf diese Weise über beyde Partheyen. Als der Graf Rudolph von Pfullendorf seinen einzigen Sohn, Berchtold, in den italienischen Kriegen verlohren hatte, und nun Land und Leute verkaufte, um sich dem Dienste des heil. Grabes in Jerusalem zu widmen, so kaufte ihm der Kayser sogleich die Kastenvoigtey des Bisthums Chur ab, und trug sie dem Herzog Friedrich von Schwaben auf, dem Bischoffe aber gab er den Titel eines Reichsfürsten; indessen lag dem Kayser eben so viel daran, in seinen Kriegen auf die Unterstützung des tapfern rhätischen Adels zählen zu können.

Eine große Wohlthat für Rhätien war die Bevölkerung verschiedener der höchsten Bergthäler, z. B. Rheinwald, Afers, Saffien, Tschappinen und St. Petersthal, die man Friedrich I. zu verdanken hat. Daß die Einwohner jener Thäler schwäbischen Ursprungs seyn, das verrathen ihre Sitten, ihre Bildung, Kleidung, besonders ihre Mundart; denn obschon ihre Nachbarn gegen Süden die italienische, und jene gegen Norden die Romantische Sprache reden, so sprechen sie Deutsch, und zwar altschwäbisch-deutsch. Diese Colonie begab sich auch erst, nachdem das Hohenstaufische Haus ganz erloschen war, i. J. 1227 in den Schutz des Freyherrn von Vatz, wovon die Urkunde annoch vorhanden ist. Cleven, das die Mayländer vom Reiche abgerissen hatten, ward neuerdings in Ulm i. J. 1163, und hernach aufs neue von Heinrich VI. mit dem Herzogthum Schwaben verbunden. Veltlin war der Zufluchtsort aller aus Como ausgewanderten und von den Mayländern verfolgten Gibellinen, welche sich an den Kayser anschlossen, der unmittelbar im Veltlin herrschte. Es wohnten aber auch welfischgesinnte Edelleute allda auf ihren festen Burgen, die sich anfangs für Besitzer der Einkünfte des Klosters St. Denys ausgaben.

Der zweyte Band begreifft das zweyte Buch und ist wieder in Abschnitte abgetheilt. Der I. Abschnitt, der die Oberherrschaftsrechte der deutschen Kayser über das Königreich Italien darstellt, hat einen etwas sonderbaren Anfang. S. 138 heißt es: „So sprach Satan; so sprechen die Philosophen unserer Zeiten, eben so stolz, wie er, wenn sie die Rechte der Menschheit erklären.“ Dies soll doch hauptsächlich nur dem Vf. des Prospetto gelten. Um allen Einwendungen auszuweichen, wird der Grundsatz vorangeschickt, daß die Herr-

schersrechte der Republik der drey Bünden über das Thal Veltlin und die Grafschaften Clefen und Worms aus den Ober- und Hoheitsrechten des deutschen Reichs über das Königreich Italien abgeflossen sind. Eben dadurch aber, daß die Clefner die Belehnung der Regalien vom Kayser erflehet, haben sie seine Oberherrschaft feyerlich anerkannt. Nun gestand das ganze Königreich Italien, im Frieden von Costnitz, dem Kayser alle die Rechte zu, die ihm auf den Roncalischen Feldern zuerkannt worden sind. Die übrigen Städte und Distrikte, die in jenem Frieden nicht genannt sind, suchten eben deswegen keine Befreyung, weil sie es für ein Glück achteten, der kayserlichen Oberherrschaft unterworfen zu seyn. Zu diesen rechnet er dann Veltlin, Clefen und Worms, deren im Costanzer Frieden keine Erwähnung geschieht. (Dieser Beweis scheint uns doch ein wenig weit ausgeholt zu seyn, und würde, wenn nicht andere Beweise noch hinzukämen, für sich allein nicht kräftig genug seyn. Denn da würde noch immer die Frage zu erörtern seyn: wie sind dann die drey Bünde in die Rechte des Kaysers eingetreten?)

Der II. Abschn. handelt daher insbesondre von den Oberherrschaftsrechten des Hauses Visconti über das Herzogthum Mayland, und besonders über das Veltlin. Die unbeschränkte Oberherrschaft des Azzo Visconti über das Veltlin gründet sich auf die feyerliche Urkunde v. J. 1335, die der Vf. in den Beylagen hat abdrucken lassen. Kraft derselben wurde den Visconti, als Statthaltern des Reichs, die Oberherrschaft der Stadt und des ganzen Bisthums Como, mithin auch des ganzen Veltlins und der Grafschaften Clefen und Worms, zugestanden, folglich Macht und Gewalt ertheilt, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, den Blutbann und alle Judicaturrechte auszuüben, die Gesetze zu bestätigen, zu ändern, aufzuheben, neue Strafen aufzulegen, mit dem Gemeinseckel nach Willkühr zu schalten und zu walten (?), die Gemeinegüter zu veräußern, Auflagen und Kriegssteuern einzufodern u. s. w. Weil man nun leicht auf Privilegien fallen könnte, welche die Beherrscher von Mayland aus den Häusern Visconti und Sforza ertheilt hätten, so räumt der Vf. im III. Abschn. auch diese Einwendung aus dem Wege, und zeigt, daß schlechterdings an keine Privilegien zu gedenken sey, die jene Regenten den Einwohnern Veltlins als Unterthanen ertheilt hätten, daß sie vielmehr äußerst willkührlich regiert haben, welches

wohl

wohl nicht geläugnet werden kann. Wollten übrigens die Beherrscher Maylands ihre Staatsgefälle desto gewisser bezie-hen, so verpachteten sie dieselben entweder an mächtige Pro-[illegible]gänger, oder an die Unterthanen selbst.

Er kommt im IV. Abschn. der Sache näher, wo er die Oberherrschaftsrechte des Freystandes der drey Bünden über das Veltlin und die beyden Grafschaften untersucht. Der er-ste rechtliche Titel beruht auf der Schenkung des Mastin Visconti, wovon das authentische Document im Archive des Bisthums Chur wirklich vorhanden ist, und alle Kennzeichen der Aechtheit hat. Man hat gegen diese Urkunde eingewandt, Mastin habe sich nicht nach Bündten, sondern nach Deutsch-land gewandt, er sey unfähig gewesen, eine solche Schenkung zu machen, auch nicht der einzige Erbe des Bernabo Visconte gewesen u. s. w. Der Vf. antwortet, Chur liege in Deutsch-land, wie dann die Italiener selbst alles, was ihnen jenseits der Alpen liegt, zu Deutschland rechnen; er sey wirklich in Chur gewesen, habe allda Wohlthaten genossen, welche ihm diese Schenkung zur Pflicht gemacht haben. Hier bekommt das meiste eine polemische Richtung, wobey der ungesittete Vf. des Prospetto oft, wie uns dünkt, gründlich widerlegt wird. Die Einwendung, ob Mastin fähig und befugt gewesen sey, eine solche Schenkung zu thun, hätte wohl ver-dient, in ein helleres Licht gesetzt zu werden. Hernach stoßen wir S. 153 auf gewisse Ausdrücke, z. B. flegelhafte Aus-drückungen, (Ausdrücke) welche wir bey gesitteten Schrift-stellern verwünschen, indem Schimpfen und niedrig Schim-pfen nie die Sache des würdigen Gelehrten seyn soll.

Die Frage im V. Abschnitt: Ob der Bündtnerische Frey-stand der Schenkung Mastins vor der Besitznehmung der ge-schenkten Länder durch den i. J. 1487, mit Herzog Ludwig dem Mohren, geschlossenen Frieden selbst entsagt habe, wird verneint, kann aber von uns, wegen des meistens polemischen Inhalts, übergangen werden. Ein anderer rechtlicher Titel der Graubündtner im VI. Abschn. ist die i. J. 1512 geschehene Eroberung von Veltlin und der beyden Grafschaften. Ein Heer von 20000 Eidgenossen, von einigen tausend Mann venetianischer Truppen unterstützt, drängte die Franzosen aus dem Mayländischen hinweg; drey Haufen bündtnerischer Krie-ger griffen Veltlin, Clefen und Worms auf einmahl an; Worms fiel am 23. Brachm., Tyran ergab sich am 24., und am

am 27. schwor das ganze Thal Veltlin dem Bischof von Chur, der einem Theile des Zugs in Person beywohnte, und der bündtnerischen Republik den Eid der Treue, worauf die Bündtner ihren neuen Unterthanen, besonders den Einwohnern von Worms, Verzeihung alles Vergangenen und die Beybehaltung ihrer, unter den Herzogen von Mayland, gehabten Regierungsart und Privilegien zusicherten. (Hier ist also doch von Privilegien die Rede, welche man oben läugnete: oder sind diese nur von Worms, und nicht von Veltlin, zu verstehn? Veltlin behielt doch auch seine vorige Regierungsart.)

Wenn der Vf. im VIII. Abschn. frägt, was von dem sogenannten Bündniß der fünf Capitel vom 13. April 1513, das zwischen den Bündtnern und den Veltlinern geschlossen seyn soll, zu halten sey? so kann man sich leicht vorstellen, daß Quadrio und der Vf. des Prospetto hier ganz verschieden von unserm Vf. denken. Es werden daher ihre Beweise geprüft, mit welchen sie die Existenz jener fünf Capitel behaupten wollen. Es machten nämlich die Veltliner gleich nach der 1620 erfolgten Niedermetzlung der Reformirten ein Manifest bekannt, unter dem Titel: Discorso sopra le ragioni della risolutione presa in Valtellina contro la tirannide de' Grigioni ed eretici; welches in Mayland anfangs italienisch, hernach auch deutsch und französisch in öffentlichem Drucke erschien. Diesem Manifeste wurden in der ersten Ausgabe, nach welcher die französische Uebersetzung verfertigt worden; die fünf Capitel, statt einer Einleitung, vorangesetzt. In der zweyten vermehrten Ausgabe, deren sich Londorp bey seiner Uebersetzung bedient hat, sind diese Artikel als eine Beylage dem Manifeste angehängt worden. Damahls erblickte also das Publikum jene fünf Capitel das erstemahl. Da nun die Veltliner jene fünf Capitel zur Grundlage ihrer Beschwerden machten, so hatte Jedermann das Recht, sie aufzufodern, sie möchten die Urschrift vorweisen. Sie gestanden aber geradesweges, die Urschrift sey nicht in ihren Händen, sie sey aber im Archive von Chur vorhanden, welches sie zwar behaupteten, aber nicht bewiesen. Daher Sprecher in seinem Gegenmanifeste dieses Vorgeben für eine grobe handgreifliche Unwahrheit erklärte, und versicherte, daß man das Archiv genau durchsucht, aber nichts gefunden habe. Das Mährchen von diesen fünf Cap. verlohr daher so sehr allen Glauben, daß weder

der in den zu Madrit und zu Monçon geschlossenen Tractaten, noch in den damahls gepflogenen Unterhandlungen das geringste Meldung davon geschah, und daß am 13. Decemb. 1625, nach reifer Ueberlegung und Untersuchung der Sachen, die französische Geistlichkeit den Ausspruch that, die Bündtner seyen rechtmäßige Oberherrn des Veltlins, und die Veltliner, die sich wider sie empört hätten, seyn als Rebellen anzusehen. Diesem zufolge widerlegt dann unser Vf. alle Angaben des Quadrio und des Prospectisten als unstatthaft.

Er setzt auch im IX. Abschn. die Prüfung der Beweise für die Existenz der fünf Cap. fort, und leitet den Gegenbeweis von zuverläßigen Urkunden her, fügt aber hernach im X. Abschn. noch den Beweis bey, daß die Bündtner auch zu jener Zeit im ununterbrochenen Besitze aller Herrschersrechte gestanden seyn. Hier hat man also eine wahre Deduction der Bündtnerischen Rechte über Veltlin und Cleven. Der staatsrechtliche Beweis wird aber nur von den drey Jahrzehenden, nach der Eroberung des Veltlins, geführt, weil dies die Zeit ist, da, nach der Angabe der Gegner, jenes Bündniß der fünf Cap. geschlossen und genau beobachtet worden seyn soll. Nach dem XI. Abschn. wird auch das Vorgeben der Gegner, durch die Angaben und Zeugnisse damahls lebender Provinzialgeschichtschreiber, widerlegt. Comasker und Veltliner werden angeführt, als Bened. Giovio, Stefano Merlo, Tatti in Annali di Como, Ranuccio Scotti in relationa del Dominio temporale e de' Vescovati dell' Elvetia e Retia, welche alle von den fünf Cap. nichts wissen. Hiezu kommt dann noch im XII. Abschn. der diplomatische Beweis, daß die fünf Cap. eine wahre boshafte Erdichtung sey, deren Urheber wohl vermuthet, aber nicht erwiesen werden kann. Unter den diplomatischen Beweisen ist wohl der ewige Friede, den die Eidgenossen 1516 mit K. Franz I. in Frankreich geschlossen haben, eine der wichtigsten und entscheidendesten Urkunden für das bündtnerische Staatsrecht, und dieser ist an die Seite zu setzen das Diplom vom 16. Oct. 1516, von K. Maximilian I., worin er die bündtnerische Rechte über Veltlin bestätigt hat.

Wenn er nun im XII. Abschn. fast zum Ueberflusse die Frage beantwortet: Was wäre von diesem oder einem solchen Bündnisse zu halten, wenn je ein solches wäre geschlossen worden? so sichtet er jene Lüge auch von der moralischen Seite, und findet überall nichts als Ungereimtheiten. Desto mehr ist

es

er ihm im XIV. Abschn. eine Angelegenheit, die Grundfeste der Oberherrschaft der drey Bünde über Veltlin, Cleven und Worms in ihrem wahren Lichte darzustellen. Er fängt mit der Cession des Herzogs von Mayland, Maximilian Sforza, an. Die vier Landvogteyen nebst dem Veltlin, Cleven, Worms und den drey Gemeinden am See, waren schon in den Händen der Schweitzer und Bündtner, zu der Zeit, als diese dem Herzoge Maximilian Sforza den Ueberrest seines Herzogthums übergaben. Peter Giustiniani und Giovio sagen ausdrücklich, daß sie hierin magno animo gehandelt haben; und der neueingesetzte Herzog dankte es ihnen auch in den stärksten Ausdrücken, nannte sie seine Väter und sich ihren Sohn. Der Prospectist hat also hierin nichts neues, als leere Verläumdungen vorgebracht. Die Abtretung gewisser Districte liegt auch beyden Tractaten der Bündtner mit den größten Mächten zum Grunde, wie im XV. Abschn. umständlich erwiesen wird. Dahin gehört ihr Tractat mit K. Maximilian I. v. J. 1515, wo er ihnen alle ihre Besitzungen und die Länder ihrer Unterthanen gewährt. Eine ähnliche Garantie erhielten sie auch vom Pabste. Eben denselben Zweck erreichten sie auch nach dem XVI. Abschn. durch ihren ewigen Frieden mit Frankreich und den Tractat von 1523.

Im XVII. und XVIII. Abschn. folgen die Tractaten mit andern Mächten, insonderheit werden auch die Verträge mit den Regenten aus dem österreichischen Hause angeführt, und dieser Vortrag mit der Aeußerung beschlossen: „Erfreulich ist „es — dem ganzen rhätischen Freystande, daß wir der„mahlen gar nicht im Falle sind, diese zur Unzeit aufgewor„fene Frage erörtern zu müssen; daß die löblichen drey Bünde „eben sowohl, als der Herzog von Mayland, nichts anders „wünschen, als die genaue — buchstäbliche Erfüllung des i. J. „1639 geschlossenen und in den Jahren 1726 und 1763 bestä„tigten und erneuerten Capitulats." Der XIX. Abschn. entwickelt endlich die Resultate, welche aus den vorgetragenen Thatsachen und Grundsätzen fließen. Nur wird S. 367 noch ein merkwürdiger Umstand angeführet. Es haben nämlich die bündtnerischen Gemeinden erst i. J. 1791 ihren Unterthanen einen Vorschlag gemacht, alle Aemterversteigerungen, alle Krämereyen mit Recht und Begnadigungen auf einmahl aufzuheben, und alle zufällige und festgesetzte Abgaben, alles was der Landesfürst oder seine Beamte von den Untergebenen beziehen,

fälten, in eine einzige unveränderliche Abgabe zu verwandlen; nämlich die Abgabe nämlich, von Vier vom Hundert, vom reinen Ertrag der Grundstücke in den Unterthanen-Landen. Und dennoch haben die bündtnerischen Unterthanen dieses Anerbieten ausgeschlagen, ohne einen vernünftigen Grund anzuführen; zum sichern Beweis, daß sie bis dahin noch besser gestanden, noch minder bezahlt haben, als Vier v. Hund. Der königl. spanische Minister Marchese Leganes fand es dem Willen seines Monarchen und dem Wohl der Unterthanen am angemessensten und zuträglichsten, wenn ihnen die Gerechtigkeitspflege, ohne die mindeste Verletzung der Souveränitätsrechte des Landesfürsten, überlassen, und diesem statt der daher fließenden Gefälle eine jährliche Abgabe von 54000 Mayländerthaler bezahlt würde. Diese Summe beträgt beynahe das Zwölf v. Hund. von dem reinen Einkommen der Unterthanen-Lande, folglich dreymahl so viel als dasjenige, was nach dem neuesten Vorschlag gefordert worden ist. Der spanische Minister fand diese Abgabe billig, dem Inhalt des Capitulats gemäß, drang in die Bündtner, daß sie dieselbe annehmen sollten, und verwilligte ihnen in der deswegen gepflogenen Unterhandlung noch verschiedene wesentliche Vortheile. Die Unterthanen aber beharrten darauf, es auszuschlagen. Und so währt dann der jedem Fremden auffallende Uebelstand der Aemterversteigerungen und die Krämereyen mit Recht und Begnadigungen, wie der Vf. spricht, noch immer fort. Schon der Aemterverkauf hat seine großen Bedenklichkeiten; noch mehr aber die Tax für Gerechtigkeit und Gnade, welche durch Composition so ganz gewöhnlich und öffentlich verkauft und versteigert wird. Rec. entsinnt sich in Relazione del paese de' Suizzeri e loro alleati d' Arminio Dannebuchi (Contarini) Ven. 1708. 8. hierüber einigen Aufschluß S. 201 gelesen zu haben, den uns Hr. v. Salis noch weit zuverläßiger geben könnte.

Da der dritte Band, nach dem Titel selbst, die historischen und rechtlichen Beweise enthält, welche in den Anmerkungen bestehen, so ist dieser Band weiter keines Auszugs fähig. Nur kann Rec. versichern, daß er hier zuweilen sehr seltene Stücke gefunden hat.

Im vierten Bande endlich folgen die Beylagen, welche ebenfalls sehr schätzbar sind. Einige sind aus großen Sammlungen genommen und ganz vorgelegt; andere sind aus Archi-

ren gezogen und von der Urschrift abgeschrieben, auch sorgfältig kollationirt worden, welches durch Zeugnisse der bischöflichen Canzley bekräftigt wird. Letztere sind zur Bereicherung der Geschichte und Diplomatik ungemein dienlich, und verdienen also den Dank des Lesers. Unter den Beylagen Lit. C. C. kommt auch der unvorgreifliche Entwurf vor, wie das Justizwesen in den Ländern der Unterthanen gebessert werden könne. Der Vf. gesteht diese Wunde seines Vaterlandes nicht nur ein, sondern schildert auch das Uebel mit weit stärkern Farben, als irgend ein Ausländer es bisher gethan hat. Dieser edle Patriot ist Hr. Ulysses v. Salis, von Marschlins, dessen Schrift jeder Freund der Menschheit und Gerechtigkeit mit wahrer Theilnahme lesen wird. Es wurde auch in dieser wichtigen Sache eine eigene Deputation niedergesetzt, und eben derselbe Patriot schrieb eine Erläuterung seines Entwurfs, wegen Verbesserung des Justizwesens. Ueberhaupt sind alle in dieser Sache vorgelegte Actenstücke für jeden, der gründlich von den Mängeln der bündtnerischen Verfassung urtheilen will, von großer Wichtigkeit, und es thut jedem Menschenfreund wehe, wenn er hört, daß alle dergleichen patriotische Vorschläge wenig gefruchtet haben. Wie viele Mühe kostet es doch, Menschen und große Gesellschaften von Mißbräuchen und Mängeln abzugewöhnen und sie billig und vernünftig denken zu lehren!

Er.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Der Netzdistrikt, ein Beytrag zur Länder- und Völkerkunde, mit statistischen Nachrichten. Von Aug. Carl Holsche, königl. preußischem Hofgerichtsrath zu Bromberg. Königsberg, bey Nicolovius, 1793. gr. 8. 296 S. 1 Rh.

Der Verf. hat sich schon durch seine im Jahre 1788 herausgegebene historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Tecklenburg, als einen gründlichen Forscher und genauen Beschreiber, so rühmlichst bekannt gemacht, daß man

schon

schon zum voraus mit einem günstigen Vorurtheile zu diesem Werke kommt, und in der That, man sieht seine Erwartungen auch nicht getäuscht. Man findet eben so genaue und gründliche Nachrichten von diesem Theile der preußischen Staaten, als man überall, durch die eingestreute Bemerkungen, freymüthige Beurtheilungen und lehrreiche Betrachtungen, angenehm unterhalten wird. Der Vf. hat dadurch sowohl, als auch durch ganze Abhandlungen, z. B. über den polnischen Bauer, das landschaftliche Creditsystem, über den Adel, den Unterricht der Jugend, über Schulanstalten u. s. w. das Trockene der gewöhnlichen Oerter- und Länderbeschreibungen zu vermeiden gesucht, den unkundigen Leser belehren und zum weitern Nachdenken über die abgehandelten Gegenstände Anlaß geben wollen; und hierin hat er auch durch einen faßlichen und warmen Vortrag seine Absicht glücklich erreicht. Nur hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. die Materien in einer natürlichern Ordnung hätte auf einander folgen lassen; dadurch würde so manche Wiederholung unnöthig geworden seyn, und eine Materie würde auf die andere mehr Licht geworfen haben. Auch vermißt der Statistiker ungern genauere Details von dem Zustande der Wollenwebereyen — fast die einzige Art von Fabriken in dem Netzdistrikt.

Nach vorangeschickten Räsonnements über Staaten überhaupt und den preußischen Staat insbesondere, über Friedrich II., den siebenjährigen Krieg und den preußischen Handel, kommt der Vf. dann S. 22 auf Westpreußens Erwerbung, setzt Schlesiens Ansprüche auf einige polnische Distrikte, des Königs Ansprüche auf Pommerellen als einen Theil von Pommern, und auf den Croneschen Kreis als einen Theil der Neumark auseinander, und rückt den Abtretungsvertrag mit der Krone und Republik Polen wegen Westpreußen, welcher den 18. Sept. 1773 zu Warschau vollzogen wurde, in einer deutschen Uebersetzung ein. Bey Beschreibung der Gränzen redet der Vf. auch von dem Theile Cujaviens oder dem Goploer Kreise, welchen der König von Preußen an die Krone Polen wieder abtreten mußte, wodurch gegen 29,000 Menschen wieder unter polnische Hoheit zurückkehrten, und über 20,000 Rthlr. jährliche Landeseinkünfte für den König von Preußen verlohren giengen. Er zeigt, aus welchen Gründen man von preußischer Seite auch diesen Distrikt in Besitz nahm, denn die Netze sollte nach der Abtretungsurkunde die Gränze seyn,

 und

und dieser Fluß dem Könige von Preussen ganz allein zugehören; aber gegen die Weichsel konnte man nicht einig werden, welcher Fluß eigentlich unter dem Worte Netze verstanden würde, denn verschiedene kleine Seen, und besonders der Goploser, haben ihre Ausflüsse in die Netze, daher zog man die Gränze hinter den Seen, weil man annahm, daß die Netze aus allen diesen Seen entspringe.

Der Flächeninhalt vom Netzdistrikt beträgt 132 QM. und die Bevölkerung im J. 1788, mit Militär und Juden, 178,430 Seelen; der Vf. hält aber die wahre Menschenzahl für 200,000, weil nur die Judenfamilien in Anschlag gekommen sind, die Concession erhalten haben, und diese machen die wenigsten, nämlich nur 8154, aus; der Vf. hat auch einige Bevölkerungstabellen von den Städten, Aemtern und dem platten Lande hinzugefügt. Dann beschreibt der Vf. die Finanzeinrichtung. Die Domänenämter sind aus den ehemaligen Starosteyen oder königlichen Gütern, den eingezogenen Klostergütern, woraus den Klöstern eine Competenz gereicht wird, aus den angekauften adelichen Gütern und den eingezogenen Gütern des Ministers von Görne erwachsen. So sind 20 Domänenämter entstanden, welche gegen 80,000 Rthlr. eintragen, von welchen, nach Abzug aller Ausgaben, etwa 50,000 Rthlr. in die Generaldomänencasse fließen. Die königlichen Forsten, welche über 16,000 magdeburgische Hufen betragen, würden beträchtliche Revenüen verschaffen, wenn nicht so viele Städte, Güter, Dörfer und Privatpersonen mit der Holzungsgerechtigkeit darin privilegirt wären. Sie bestehen größtentheils aus Fichten, welche stark und zum Bau vorzüglich gut sind; hie und da giebts auch Eichen, aber wenig starkes Kaufmannsgut. Die Jagden sind wegen der Menge Raubthiere nicht ergiebig; die Pachtgelder betragen ungefähr 3000 Rthlr. In Ansehung des Salzes ist die Einrichtung gemacht worden, daß zwischen den beyden Flüssen Brahe und Netze Salzfaktoreyen von Coktursalz, und hinter diesen Flüssen von Seesalz angelegt werden. Bromberg muß aber auch Seesalz nehmen; da letzteres besser ist, als ersteres, so giebt dies zu vielen Defraudationen Anlaß. Zu Inowratzlaw ist eine Salpetersiederey, welche 24 Menschen beschäfftigt und ungefähr 7000 Rthlr im Verkehr hat. Die königliche Niederlage zu Bromberg versorgt die Provinz mit Eisen und Kupfer, und setzt jährlich für 60,000 Rthlr. ab und hat auch

den

dem Kalkdebit, woraus jährlich gegen 15,000 Rthlr. gelöset werden; doch kann ein jeder auch auf seinem Gute Kalk brennen. Die Stempelrevenüen betragen jährlich über 15,000 Rthlr.; die Stempelcasse gewinnt theils wegen der vielen Prozesse, theils wegen des Handels mit adelichen Gütern. Von den 47 Städten sind nur 25 accisbar, die andern contribuable. Die Accisegefälle von den accisbaren Städten und die darin fließende Zölle bringen jährlich, ohne den Weichselzoll, zwischen 80 bis 90,000 Rthlr., und der Weichselzoll beläuft sich gegen 250,000 Rthlr. Die Contribution ist sehr mäßig; die Klostergüter bezahlen die Hälfte, der Adel ¼ und die Bauern ⅓ des Ertrags ihrer Besitzungen. Der Ertrag des Schleusengeldes von dem Bromberger Canal beträgt etwa 3500 Rthlr.; die Unterhaltung der Schleusen aber und der dabey angesetzten Officianten gegen 4000 Rthlr., auch sind zur Unterhaltung des Canals jährlich 6000 Rthlr. auf den Domänenetat gebracht worden, aber die Baukosten der neu anzulegenden Schleusen müssen noch außerordentlich bewilligt werden. Ohne die vielen Holzflöße giengen 178⅞ 216 Kähne ein und 291 Kähne aus. Von S. 102 an folgt die Beschreibung der 47 Städte, von welchen 24 königliche und 23 adeliche, oder Mediatstädte sind. S. 133 Beschreibung des landschaftlichen Creditsystems. Der Vf. behauptet, daß, so vortheilhaft auch diese Einrichtung für den Adel ist, sie doch für den Staat im Ganzen schädlich sey. Darin giebt Rec. dem Vf. vollkommen Recht, daß Personen, die von Zinsen, baaren Gefällen und Besoldungen leben müssen, unendlich dadurch verlohren haben; aber daß die Industrie auf mannichfache Art dadurch belebt, und der Gewerbstand wegen herabgesetzter Zinsen wenigstens in andern Provinzen sehr gewonnen habe, glaubt Rec. dagegen beweisen zu können. Dann kommt der Vf. zu den verschiedenen Ständen, dem Adel, Bürger- und Bauernstand, redet von den verschiedenen Religionsverwandten und endlich von der Landesadministration, der Geistlichkeit, der ehemahligen polnischen Verfassung und den besondern Rechten. Möchte doch der Vf. auch bald über Westpreußen ein ähnliches Werk folgen lassen!

Pe.

Briefe eines reisenden Dänen, geschrieben im Jahr 1791 und 1792, während seiner Reise durch einen

Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs. Aus dem Dänischen übersetzt. Züllichau, in der Frommannischen Buchhandlung. 1793. 360 Seit. 8. 22 gr.

Der bereits verstorbene Vf. dieser Briefe war ein junger hoffnungsvoller dänischer Gelehrter, Prof. Sneedorf in Koppenhagen, der noch auf der hier beschriebenen Reise in England das Unglück hatte, daß ihm beym Umwerfen des Reisewagens der Kopf so sehr zerschmettert ward, daß er kurz darauf starb. Das Original erschien einzeln in der dänischen Monatsschrift Minerva. Hier erscheinen sie in einer treuen und vollständigen Uebersetzung, für deutsche Leser möchte indeß ein körniger Auszug hinreichend gewesen seyn. Nur in Paris hat sich der Vf. einige Zeit aufgehalten, durch Deutschland und die Schweiz eilte er so, daß er nicht Zeit zu neuen und sehr bedeutenden Bemerkungen fand, wozu es ihm doch keines Weges weder an hellem Blick noch an mannichfaltigen Kenntnissen fehlte. Interessant bleibt es indeß für einen Deutschen immer, zu sehen, wie ein gelehrter Ausländer über merkwürdige Anstalten, Städte, Menschen seines Vaterlandes urtheilt, da auch der flüchtigste Blick desselben nothwendig mit unter auf einen Gegenstand fallen muß, den der Eingeborne entweder ganz übersieht, oder doch nicht von demselben Standpunkt betrachten kann. Zwecklos würde es seyn, die kleinen und großen Versehen und Unrichtigkeiten, die sich der Vf. zu Schulden kommen lassen, zu rügen; wir begnügen uns, einige Urtheile und Bemerkungen des Vfs., die zur Charakteristik seines Buchs dienen können, auszuzeichnen, ohne uns auf Prüfung und Widerlegung derselben einzulassen. Berlin sey schön, aber diese Schönheit einförmig und langweilig. Da in den schönen Häusern eine Menge Menschen leben, die kaum trocknes Brodt haben, so sey dieser Kontrast theils traurig, theils lächerlich. Der Vf. wohnte einer Versammlung der Akademie der Wissenschaften bey. „Zwey Abhandlungen wurden unter einem fortlaufenden sehr lauten Gespräch der übrigen Mitglieder verlesen, welches die Aufmerksamkeit sehr störte." S. 32: Mit Friedrich dem Einzigen verschwand die Preßfreyheit und die Toleranz. Zur Ersetzung der Stellen im Oberconsistorium sind die eifrigsten Orthodoxen ernannt, und dieses Kollegium ist in ein Polizeygericht verwandelt. S. 36: Die glück-

glücklichsten preußischen Provinzen sind die westphälischen, die frey vom Druck der Leibeigenschaft, der Monopole, der Accise und der militärischen Conscription sind. Friedrich sah sehr wohl ein, wie wichtig für den Ackerbau Freyheit und Eigenthum wäre. Diese zu befördern, mußte er sich aber nothwendig den Adel zum Feinde machen, und den hatte er zu seiner Armee nöthig. Er besaß überdem die Schwachheit, daß er einen zu großen Unterschied zwischen den Edelleuten und andern Menschen machte. Auch war sein Grundsatz, jeder Provinz und jedem Stande ihre Privilegien, auch wenn sie durch Mißbrauch erworben und schädlich wären, behalten zu lassen, der Bauernfreyheit hinderlich. — An Büsching fand der Vf. einen erklärten Gegner des dänischen Indigenats. S. 49. Sachsen hält der Vf. für einen der interessantesten Staaten von Europa. „Ich kenne kein Volk, das weit weniger Ungemach mit der Geduld ertragen kann, das unter dem Schmerz „noch nicht verbluteter Wunden mit der Munterkeit arbeitet, „mit der Zufriedenheit lebt, und so überflüßig mit seinem Für„sten theilt, wie das Sächsische." — S. 74. In Deutschland studire man die dänische Verfassung immer noch aus dem Molesworth; diesem bete man nach, die Dänen seyen phlegmatische, unthätige Sclaven u. s. w. (Der Vf. folgert dies sehr übereilt aus einem freylich sehr schlecht gearbeiteten Kap. in Gallettis deutscher Geschichte, Christian IV, betreffend.) — Salzmanns Erziehungsanstalt in Schnepfenthal rühmt der Vf. sehr. S. 84. Mit Enthusiasmus über Heyne, „der trotz Voßens Uebersetzung der Georgica jünger worden." S. 85. „In Göttingen fand ich den Rath Kühn aus Cassel, (Cuhn) dessen Geschichte oft, aber immer mit Umständen, die ihn verdächtig machen, erzählt wird. Daß er ohne des Landgrafen Erlaubniß Papiere aus dem Archiv nach Braunschweig geschickt hat, erzählt er selbst zwar nicht, aber andere sagen es. Sein äußeres Benehmen verräth einen nach Abentheuern jagenden Mann." — In Maynz scandalisirte sich der Vf. sehr über das in dem Gasthof angeheftete Verbot, bey schwerer Strafe nicht über Religion, Staat und landesherrliche Verordnungen zu sprechen. „Wie ist es möglich, ruft er aus, daß ein solches Plakat in einem Lande gedruckt wird, wo ein Müller im Ministerium ist, und des Fürsten Vertrauen besitzt, wo ein Albini allgemein als aufgeklärt gerühmt wird. Das mögen die Exjesuiten und die Damen Goudenhoven und Fervet wissen!" — S. 91: „Hier in diesem Maynz gehen

unbegreifliche Dinge vor. Von einem Fürsten, dessen Thron drey M... umringen, wird eine Preisfrage auf den Beweis der Vortrefflichkeit des Cölibats ausgesetzt!“ — Hier fand der Vf. unter den Emigrirten den Kanzler Seguier, der Raynals Schriften verbrennen ließ! — S. 98. Kläglicher Zustand der Universität Heidelberg. Kein einziger Professor kann von seiner Professur mit Anstand leben. Prof. Schwab, der 30 Jahre Prof. d. Theol. gewesen, hat 250 Gulden Besoldung, indeß man drey Theater, (jetzt nur noch zwey) 52 Hoflakeyen und 125 Personen in der Kapelle zählte. Die Düßeldorfer Kunstakademie hat, nach dem pfälzischen Staatskalender, drey gegenwärtige und zwölf abwesende Lehrer. Der Churfürst hat drey Historiographen, 53 Generale, 98 wirkliche und 31 tituläre Geheimeräthe. In der Vicariatszeit erhielt man für 200 Gulden ein Adelspatent, in dem es doch jedesmahl hieß, aus höchst eigener Bewegung. — S. 104. Speyer. Man sollte kaum glauben, daß das Land nur 24 Quadratmeilen groß ist, wenn man das prächtige Residenzgebäude, die Menge betreßter Bedienten und wachthabender Soldaten zu Pferd und zu Fuß ansichtig wird. Uebrigens wird der Fürst sehr geschätzt. — S. 106. Tollhaus in Hohenheim, das vollkommenste Muster in seiner Art. Unter den 38 Rasenden beyderley Geschlechts waren sieben Magister, die durch übertriebenen Fleiß in diesen Zustand geriethen. — Schweiz. An den Menschen fand der Vf. weniger Natur, als er erwartet hatte, und die Frauenzimmer gefährlich. Auf einem öffentlichen Spatziergange in Zürich sah er auf einmahl mehr schöne weibliche Geschöpfe, als vorher in seinem ganzen Leben. Pays de Vaud. Die sehr argwöhnische und furchtsame Berner Regierung hält Spione, welches die Gemüther erbittert. Die militärischen Anstalten sind mehr eine Folge der Aengstlichkeit der Berner, als einer wirklichen Gährung, viel weniger eines Aufstandes. So viel ist indeß gewiß, daß die Einwohner nicht zufrieden, und einige zu frey und unvorsichtig im Reden sind. In Genf sprach der Vf. Necker und Mounier. Ersterm schreibt er ein unbeschreiblich imponantes Aeussere, und „eine erhabene Miene zu, die jede Verstellung zu „verwerfen scheine.“ (Aber wohl nur scheint.) An letztern fand er einen ungemein liebenswürdigen Mann, der jedoch mit Heftigkeit beynahe gegen alle Decrete der NV. sprach, große Partheylichkeit für die alte Verfassung verrieth, und gar oft seine Rachsucht nur zu deutlich durchblicken ließ. —

Frank-

Frankreich. Ueber die Revolution denkt der Vf. sehr gemäßigt. Dies ist nicht die Art der meisten deutschen Gelehrten, von denen ein sehr kleiner Theil enthusiastische Bewunderer von allem, was in Frankreich geschehen und noch geschieht, ein ungleich größerer aber, blinde, leidenschaftliche Widersacher, und plumpe Verläumder dieser im Ganzen gewiß sehr respectablen Nation sind. S. 227. Der Vf. wohnte einer Sitzung der 2ten N. V. bey. Vor ihm saß der berüchtigte Hr. v. Orleans. „Man machte mit ihm gar keine Umstände. Seine Gesichtsbildung verspricht nicht viel Charakter, ist aber doch eben so wenig unangenehm, als seine Figur.“ S. 229. „Condorcet sah ich im Jacobinerclub präsidiren, aber ohne alle Würde. Er sah sich, während er redete, nach einer von beyden Seiten um, als ob er jemand frage, was er sagen solle. Dazu kömmt, daß seine Sprache äußerst undeutlich ist.“ Der Vf. lernte zwey Jacobiner kennen, die mit Mirabeau viel Umgang gehabt haben. Auf der Tribune im Jacobinerclub sprachen sie über ihn, als Frankreichs Genius, redeten sie aber unter vier Augen von ihm, so gaben sie zu, daß M., der nie Geld hatte, für Geld zu allem fähig war. Auf Fayette war er äußerst ergrimmt und hatte einen Plan gegen ihn. Considerez sa puissance, sagte jemand zu ihm. Mais, erwiederte Mir., ma tête est aussi une puissance. Einmahl hatte er zu Fayettes Stelle viel Lust. Nein, mein Freund, sagte Chapelier, du hast Launen, und deine Launen könnten auf diesem Posten gefährlich werden. Oft hieß es ein paar Tage, aber immer nur ein paar Tage lang: il est perdu! — S. 322. Ueber die neue Ausgabe der Encyclopädie von Panckouke, die ihrer Vollendung nahe ist, und aus 128 Bänden und 9 Bänd. Kupfer bestehen und 1398 Liv. kosten wird. Beym Anfang der Revolution verlohr er durch eine spanische Kabinetsordre auf einmahl 330 Subscribenten in Spanien. Auffallend ist es, daß er in Spanien so viel und in England nicht 50 Subscribenten hatte. Allgemeine Verachtung der Spanier. Im Club der Feuillans hörte der Vf. einen kunstkundigen und denkenden Mann, Ramond, so über Spanien reden, daß man hätte glauben sollen, er beschreibe einen Negerstaat in Afrika. Die Engländer lieben, die Spanier verachten, den Kayser fürchten, das ist hier die herrschende Denkart, (im Januar 1792.) und selbst die letzten vier stolzen Fragen an den Kayser waren Folgen dieser Furcht. Ueber Rußland, Schweden und die andern coalisirten Mächte hörte der

Bf. selten oder nie reden. — Sonderbar ist es, daß die Druckkosten gestiegen sind, so wie der Buchdruckereyen in Paris mehrere wurden. Vor der Revolution waren nur 36 privilegirte Buchdruckereyen in Paris, und jetzt sind über 200, welche größtentheils von politischen Blättern unterhalten werden.

Ei.

Briefe auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben; herausgegeben von A. Freyherrn v. Knigge. Hannover, bey Ritscher, 1793. 229 S. 8. 16 gr.

Eben der leicht hingleitende Styl, und eben die schalkhafte Physiognomie, gemildert durch einen Anstrich von Popularität, wie in den übrigen Erzeugnissen dieses beliebten Schriftstellers. Was ihn aber bewog, die Maske eines Ungenannten vorzuhalten, der, um den neufränkischen Kanibalen zu entgehn, Deutschland durchstreifen und sodann nach Amerika sich einschiffen will, kann Rec. nicht errathen. Sein Weg gieng ja nicht durch Bopfingen, wo Notarius Wurmbrand mit republikanischen Ketzereyen von neuem ihn anstecken, und sein weiteres Fortkommen erschweren konnte! Eben so wenig enthält dieses Tagebuch andre Herzenserleichterungen, als solche, wodurch Hr. v. K. schon mehrmahls sich Luft gemacht, und, wenn es nöthig war, Rede gestanden hatte.

Dem sey wie ihm wolle, vorliegende Briefe sind vom 2ten May bis zum 11ten Aug. 1792 geschrieben. Der erste ist aus Metz datirt, von welchem Platz gar nichts gesagt; und der letzte aus Bremen, wovon desto umständlicher gehandelt wird. Zu Saarbrück gefiel es dem Emigranten überaus wohl, und die mancherley Nachrichten von dem dasigen Hofe, und den Lustschlössern des Fürsten, werden durch die leidige Nachbarschaft des Kriegstheaters in diesem Augenblicke doppelt anziehend. Eben diese Bewandtniß hat es mit dem Karlsberg, einem bey Zweybrück gelegenen und königlich meublirten Lustschlosse des Pfalzgrafen. Unser Reisender ist gutmüthig genug, hier nur von der glänzenden Seite desselben zu erzählen; Benjamin Noldmann würde ein solches Feenschloß so wohlfeilen Kaufs nicht haben davon kommen lassen!

Da

Da des Herausgebers sehr gegründete Vorliebe für die Pfalz schon aus andern Papieren desselben bekannt ist, so braucht man sich nicht zu wundern, daß in den Lobpreisungen Heidelbergs und der umliegenden Gegend, nichts gestrichen würde. Frankfurt passirt man diesesmahl, ohne etwas näheres davon zu hören. Durch Hessen geht der Reisende theils zu Wasser, theils zu Lande. Die Städtchen, Flecken und Dörfer, wo er durch oder vorbey mußte, schienen ihm ein trauriges, ödes, schmutziges Ansehen zu haben. Ueber Cassel und seinen itzigen Ton wird mit so vieler Behutsamkeit gesprochen, daß der Leser nicht so recht weiß, woran er ist. Von Hannöverisch Münden, auf der Weser, über Fürstenberg, Corvey, Holzminden nach Hameln, und von hier Excurse nach Pyrmont, Meinberg, Rehburg: keiner, ohne artige und treffende Bemerkungen. Zu Detmold hat er den berühmten Hrn. Ewald predigen gehört: ein Kanzelredner ganz nach seinem Sinne. — Unpäßlichkeit zu Hannover; welches jedoch nicht hindert, dem dasigen Lokal- und Gesellschaftston, so wie der ganzen Verfassung dieses Churfürstenthums eine Lobrede zu halten, die dem Vaterlandsfreunde niemand verargen wird. — Seitensprung nach Celle, wo der Reisende Gelegenheit hat, einem jungen Menschen zu Brodt zu helfen. Dieser hatte durch unvorsichtige Kritik der Verse seines Gönners, auswärtigen Justizministers, sich um den Schutz Sr. Excellenz gebracht. Ganz nach dem Leben erzählt! — Der Monat Julius wird in dem etwa drey Stunden von Hannover entlegenem Bade zu Neundorf größtentheils zugebracht. Erst der itztregierende Landgraf von Hessen hat, wie bekannt, dieses angenehme und wohlthätige Bad in gehörigen Stand setzen lassen.

Auch für unsern Reisenden war solches von so erwünschter Wirkung gewesen, daß er nunmehr in drey langen Briefen, die mehr als ein Drittel des Buches füllen, über das Aeußere und Innere von Bremen seinen Freund unterhalten kann. Seine Schilderungen werden dem Bewohner dieser betriebsamen, mit Glasfenstern bis zum Ueberfluß versehenen Reichsstadt, keinesweges mißfallen. Der Simplicität ihrer Sitten, ihrer Wohlthätigkeit und Industrie läßt er volle Gerechtigkeit wiederfahren; und zum Lobe ihrer Regierungsverfassung glaubt er nichts Besseres sagen zu können, als daß seit dem Jahre 1428, wo solche eingeführt wurde, keine Gährung von Belang unter den Bürgern ausgebrochen sey. Die

dasige Volksmenge giebt er zu 40000 Seelen an; und eben nicht in der Zunahme, welches doch auf irgend ein heimliches Gebrechen hinzudeuten scheint. Von dem wichtigen Handel wird gar nichts erwähnt, welches auch, wenn der Reisende sich nicht genau unterrichtet befand, desto besser war. Beschreibung der Rathsverfassung, wobey Büsching berichtiget wird. Von der nach freywilliger Angabe zu entrichtenden Vermögensteuer soll ein Achtel Procent doch 24000 Thaler einzutragen pflegen. Aufklärung hat Bremen so viel als es deren bedarf; und vielleicht mehr noch als ihm zuträglich ist, seitdem das neue Komödienhaus daselbst zu Stande gekommen. Unser Reisende redet davon, als einer noch ungewissen Sache, und scheint das Project nicht zu billigen. Von der Gutherzigkeit der Einwohner sind die dasigen, zum Theil neuerlich gestifteten Armen- und Waisenanstalten sprechende Beweise. Es werden darüber Berechnungen mitgetheilt, die dem Statistiker angenehm seyn müssen, aber, wie natürlich, zu umständlich sind, um in dieser Anzeige Platz zu finden.

Dergleichen für Städte- und Länderkunde brauchbare Nachrichten sind in vorliegenden Briefen eben nicht viele zu finden; desto mehr solche, die auf Menschenkenntniß und Lebensweise Bezug haben, und Deutsche mit einander selbst bekannt machen. Wie oft es dem Vf. glückt, diesen von unsern Schriftstellern noch sehr wenig beabsichtigten Zweck zu erreichen, ist schon aus seinen frühern und ernsthaftern Versuchen bekannt; denn der gegenwärtige kann nur zu einem Beweise mehr dienen, daß ein zum Beobachten gehörig organisirter Kopf, auch im Vorbeygehn, ja wohl im Fluge zu treffen weiß. Freylich scheint er in diesem letzten Product manche seiner ältern Aeußerungen zu mildern, oder wohl gar zurückzunehmen; allein beym Lichte besehn, weicht er doch nur zurück — pour mieux sauter. — In Lesegesellschaften wird und muß ein Buch wie dieses sein Glück machen; denn für Mannichfaltigkeit weiß dieser unser Publikum kennende Schriftsteller überall zu sorgen. Außer der oben angezeigten Geschichte des unbedachtsamen Kritikers, sind eine Menge Episoden und noch überdies mehrere Gedichte vorhanden, die sich eben so gut lesen lassen, wie seine Prose. Auch die Melodie eines Hessischen Volksliedes ist darin anzutreffen; und damit keine Art von Lesern unbefriedigt hinweggehe, S. 185 das Recept endlich zu einem in Deutschland noch wenig bekannten, in England

England aber desto gewöhnlichern Erfrischungsgetränke, Sillabub genannt; welches Rec. seinen Landsleuten hiermit aufs beste empfiehlt, und sie deshalb auf angezogene Seite verweiset.

Ta.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Christliche Volksreden über die Episteln, ein Vorlesebuch bey öffentlichen und häuslichen Gottesverehrungen, von Heinrich Gottlieb Zerrenner, Königl. Inspektor und Oberprediger zu Derenburg, und Christian Ludewig Hahnzog, Prediger in Welschleben bey Magdeburg. Erfurt, 1792. Im Verlag der Keyserschen Buchhandlung. 4. 849 Seiten. 3 Rg.

Die beyden Verfasser haben sich schon den wohlverdienten Ruhm erworben, daß sie dem Publikum, auf welches sie wirken wollen, wirklich nützlich werden können, und diesen Ruhm haben sie durch diese Volksreden nicht geschmälert. Hielten sie einmahl ein Vorlesebuch über die Episteln für ein Bedürfniß unsrer Zeit, und zwar in der Manier, wie sie es geliefert haben, so kann man nicht läugnen, daß sie fürs erste diesem Bedürfniß recht gut abgeholfen haben. Viele Schwierigkeiten, die sich ihnen bey der Ausführung ihres Vorhabens in den Weg legen mußten, haben sie überwunden, und zur Verhütung des leidigen Gewohntwerdens ein Vorlesebuch über die Episteln geliefert, welches — doch müssen wir hinzusetzen, in Ermangelung eines bessern — mit Nutzen wird gebraucht werden können. Rec. muß freylich befürchten, daß, nach dem etwas selbstgefälligen Ton in der Vorrede zu urtheilen, den beyden Herren Verfassern dieser Zusatz nicht recht gefallen wird, hat aber doch geglaubt, denselben machen zu müssen, weil es ihm nach sorgfältiger und redlicher Prüfung dieser Volksreden nicht scheint, als ob sie die Vollkommenheiten haben, die sie denselben beymessen. Ganz offenbar enthalten diese Predigten vieles, welches ohne Verlust für Belehrung und Erbauung weggestrichen werden könnte. Dahin rechnen

wir

wir die Erklärung und Anführung alles dessen, was in den Briefen der Apostel lokal und temporel war, und für unsre Zeiten keinen Werth mehr hat. Freylich sehen wir wohl ein, daß die Verfasser das nicht gut vermeiden konnten, weil sie die analytische Bearbeitungsmethode wählten: aber diese Methode war auch bey den Episteln nicht wohl anzurathen. In vielen Episteln sind zu mancherley Materien enthalten, als daß eine Predigt darüber ein zusammenhangendes Ganze ausmachen könnte; in andern, z. B. in der Epistel am Sonntage Lätare, Judica u. a. m. judaisirt der biblische Schriftsteller so sehr, daß es dem populärsten und geschicktesten Prediger wohl schwerlich gelingen wird, den gemeinen Mann in den verborgenen Sinn derselben einzuweihen, und ihm deutlichen Aufschluß über alle jüdischen Anspielungen zu geben. Ein geschickter Prediger wird freylich immer Gelegenheit nehmen können, praktische Wahrheiten vorzutragen, wie auch Hr. Hahnzog in der Predigt über die Epistel am Sonntage Lätare gethan hat. Er muß aber dann doch hineintragen, was nicht darin liegt, welches freylich nicht schadet; aber er bleibt dann doch seinem Versprechen nicht getreu, welches die Vf. in der Vorrede gegeben haben, aus dem Text nur solche praktische Anwendungen abzuziehen, die darin wirklich liegen. Aus diesen Gründen glaubt Rec., daß es besser gewesen wäre, wenn es den Vfn. gefallen hätte, aus solchen und ähnlichen Episteln, als die erwähnten sind, einen bestimmten praktischen Hauptsatz zu bearbeiten, und dann alles, was zu dem steifjüdischen System gehört, ohne Bedenken bey Seite liegen zu lassen. Ueber den Werth ihrer Sprache, in Vergleichung mit der Sprache in andern Predigten, sprechen die Vf. auch ein wenig zu entscheidend ab. Rec. will nun zwar der in diesen Predigten herrschenden Sprache ihren Werth nicht absprechen, ist aber doch auf Stellen gestoßen, die wahrlich nur populär klingen, weil gangbare Worte in denselben gebraucht werden, die aber gewiß dem großen Haufen der Leser und Hörer nicht so verständlich sind, als man gewöhnlich voraussetzt. Eben so möchte Rec. es auch wohl über sich nehmen, zu beweisen, daß die Vf. den pemmlichen Alten-Weiberton (Worte der Vorrede) nicht durchaus vermieden haben, von dem sie doch so verächtlich reden, und die Sprachreinigkeit ist auch nicht überall zu finden. Beweise von dem allen aufzustellen, würde uns über die Gränzen einer Recension hinausführen, aber unser Urtheil wird sich dem prüfenden,

unein-

wahrgenommenen Kenner bestätigen. Vielleicht hätten wir das alles, was wir angeführt haben, über die wesentlichen Vorzüge dieser Predigten, weniger bemerkt, wenn nicht der hochfahrende Ton der Vorrede unsre Erwartung zu sehr gespannt hätte. Wirklich sprechen die Vf. von andern seit zehn Jahren erschienenen vortrefflichen Predigten zu verächtlich, und geben es nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihre eigene Arbeit als das non plus ultra in seiner Art halten. Wenn sie z. B. sagen, daß fast alle fürs Volk geschriebene Predigten nichts anders als Predigten im gewöhnlichen Ton sind, welche die Bemerkung, daß sie zum Vorlesen bestimmt sind, nur des größern Absatzes wegen an der Stirne führen, und um ihre Arbeiten als vortrefflich anzupreisen: kann man ihnen da nicht eben die Beschuldigung zurückgeben und sagen, daß sie den größern Absatz verlangen? Und sollten sie denn wohl von dieser Absicht so ganz frey seyn? Wenn sie mit Bedauren wollen wahrgenommen haben, daß einige die ihnen eigenthümliche Popularität im Ausdruck nachgeahmt und verfehlt haben, so heißt doch dieses zu egoistisch sprechen, auf andere mit Verächtlichkeit hinsehen und sich als das Ziel der Vollkommenheit aufstellen. So geht es, wenn man einiges Glück in der Schriftstellerwelt gemacht hat, und dann von sich selbst zu hohe Ideen bekommt. Da muß es denn aber doch auch wohl erlaubt seyn, zu sagen, daß die gelieferte Arbeit noch nicht unverbesserlich und vollkommen sey.

Wider das Vorurtheil in Absicht auf Religion und Christenthum. Erstes Stück. 1792. 8. 142 S. 9 gr.

Das erste Stück dieses Buchs trit ohne den Namen seines Verfassers, ohne Anzeige des Druckorts und ohne alle Vorrede in die Welt, und scheint also keine andere Empfehlung haben zu wollen, als die es sich durch seinen eigenen Werth bey seinen Lesern erwirbt. Der Titel, wie wir ihn von dem blauen Umschlag abgeschrieben haben, ist, wie es jedem in die Augen fallen wird, sehr unbestimmt. Man sollte glauben, es wäre nur von einem Vorurtheil die Rede, und es sind doch sieben darin bestritten. Folgendes ist der Inhalt des Buchs: 1) Wider das Vorurtheil, als verlange die Religion eine gänzliche Verläugnung der Vernunft. 2) Berichtigung fal-

scher Vorstellungen von der Allmacht Gottes. 3) Ueber die Schädlichkeit des Glaubens an die Gewalt böser Geister. 4) Wider Geistererscheinung und Geistereinfluß. 5) Wider das angeborne Verderben. 6) Wider das Vorurtheil in Absicht auf die Wahrheit: Jesus ist der Sohn Gottes. 7) Wider das Vorurtheil in Absicht auf den thuenden Gehorsam Christi. — Ueber diese Hauptsätze ist nun freylich nichts neues gesagt. Man hat schon alles gelesen, und wer nicht blind an kirchlichen Systeme hängt, und über hergebrachte Meinungen nachzudenken gewohnt ist, der wird von selbst schon nicht an den Vorurtheilen kleben, welche hier bestritten sind. Indessen wird doch das Buch von denen, welchen es um immer richtigere Ueberzeugung zu thun ist, und die sich nicht ohne fremde Hülfe von so manchem Vorurtheil in der Religion los machen können, mit Nutzen gebraucht werden. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. nicht so sehr sicher und ohne weitere Prüfung auf fremde Auctoritäten gebaut hätte; daß er nicht so absprechend über gewisse Materien geurtheilt, sondern mehr ruhig geprüft und dem Leser die Resultate dieser ruhigen Prüfung vorgelegt hätte. Uebrigens wiederholen wir es, daß das Buch brauchbar ist, und manchem Leser Licht geben wird.

Ao.

Vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, zur häuslichen Erbauung verfertiget und dem Druck übergeben von M. Johann Gottlob Heym, Pastor in Dolzig. Fünfte und vermehrte Auflage. Züllichau und Freystatt, bey Frommanns Erben. 1792. 4. 5 Alphab. und 9 Bogen. 1 Rt. 6 gr.

Diese vortreffliche Predigten sind schon hinlänglich bekannt, daß es nicht nöthig ist, sie ausführlich anzuzeigen. Die fünfte Auflage, da sie nach dem Tode des Vf. herausgekommen, enthält auch nicht mehr, als die vierte.

Vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsepisteln des gan-

ganzen Jahrs, zur häuslichen Erbauung verfertiget und dem Druck übergeben von M. J. Gottl. Heym, weyland Pastor in Dolzig. Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Zweyte Auflage, verbessert und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Christian Friedrich Carl Herzlieb, königl. preußischem Inspektor und Oberprediger in Züllichau. Züllichau und Freystatt, bey Frommanns Erben. 1792. 4. 867 Seit. außer der Vorrede und Lebensbeschreibung. 1 Rthlr. 6 gr.

Die Heymschen Epistelpredigten geben einen neuen Beweis von der Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an das gewohnte Alte, und wie schwer es, selbst den beliebtesten Predigern, wird, mit neuern Einrichtungen und Verbesserungen durchzukommen. Die Landpredigten des seel. Heym sind so gut aufgenommen worden und so häufig abgegangen, daß die Predigten über die Evangelien schon die fünfte, und die Epistelpredigten schon nach drey Jahren die zweyte Auflage erlebten. Da hätte man nun denken sollen, daß des Vf. Versuch, die Sonntagsepisteln in einer umschreibenden Erklärung auszuführen, worin er auch größtentheils sehr glücklich gewesen ist, unstreitig Beyfall finden würde. Aber mit nichten, die Verlagshandlung sah sich vielmehr bey der zweyten Auflage genöthiget, außer der Paraphrase auch die Luthersche Uebersetzung wörtlich mit abdrucken zu lassen. Ach wie niederschlagend ist für den Volkslehrer diese Erfahrung! Da die erste Ausgabe der Epistelpredigten nach dem Tode des Vf. herausgekommen ist, und er also dieselben vor der öffentlichen Erscheinung nicht mehr seiner Kritik unterwerfen konnte, so verdient der Herr Insp. Herzlieb vielen Dank, daß er das ganze Buch vor dem zweyten Druck sorgfältig durchgesehen, und von eingeschlichenen Nachläßigkeiten und Unvollkommenheiten gereiniget hat. Indessen hat er sich aber nicht herausnehmen wollen, an den Heymschen Gedanken, an seiner Art, die Sachen vorzustellen, im Wesentlichen etwas zu ändern. Er suchte, wie er in der Vorrede sagt, nur das zu ändern, wovon er mit aller Gewißheit sich selbst sagen konnte, daß es der Vf. geändert und verbessert haben würde; nämlich Tautologien, Sprach- und Druckfehler, Unrichtigkeiten in den Gedanken und Sachen selbst,

scher Vorstellungen von der Allmacht Gottes. 3) Ueber die Schädlichkeit des Glaubens an die Gewalt böser Geister. 4) Wider Geistererscheinung und Geistereinfluß. 5) Wider das angeborne Verderben. 6) Wider das Vorurtheil in Absicht auf die Wahrheit: Jesus ist der Sohn Gottes. 7) Wider das Vorurtheil in Absicht auf den thuenden Gehorsam Christi. — Ueber diese Hauptsätze ist nun freylich nichts neues gesagt. Man hat schon alles gelesen, und wer nicht blind am kirchlichen Systeme hängt, und über hergebrachte Meinungen nachzudenken gewohnt ist, der wird von selbst schon nicht an den Vorurtheilen kleben, welche hier bestritten sind. Indessen wird doch das Buch von denen, welchen es um immer richtigere Ueberzeugung zu thun ist, und die sich nicht ohne fremde Hülfe von so manchem Vorurtheil in der Religion los machen können, mit Nutzen gebraucht werden. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. nicht so sehr sicher und ohne weitere Prüfung auf fremde Auctoritäten gebaut hätte; daß er nicht so absprechend über gewisse Materien geurtheilt, sondern mehr ruhig geprüft und dem Leser die Resultate dieser ruhigen Prüfung vorgelegt hätte. Uebrigens wiederholen wir es, daß das Buch brauchbar ist, und manchem Leser Licht geben wird.

Ao.

Vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, zur häuslichen Erbauung verfertiget und dem Druck übergeben von M. Johann Gottlob Heym, Pastor in Dolzig. Fünfte und vermehrte Auflage. Züllichau und Freystatt, bey Frommanns Erben. 1792. 4. 5 Alphab. und 9 Bogen. 1 Rh. 6 gr.

Diese vortreffliche Predigten sind schon hinlänglich bekannt, daß es nicht nöthig ist, sie ausführlich anzuzeigen. Die fünfte Auflage, da sie nach dem Tode des Vf. herausgekommen, enthält auch nicht mehr, als die vierte.

Vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsepisteln des gan-

ganzen Jahrs, zur häuslichen Erbauung verfertiget und dem Druck übergeben von M. J. Gottl. Heym, weyland Pastor in Dolzig. Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Zweyte Auflage, verbessert und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von Christian Friedrich Carl Herzlieb, königl. preußischem Inspektor und Oberprediger in Züllichau. Züllichau und Freystatt, bey Frommanns Erben. 1792. 4. 867 Seit. außer der Vorrede und Lebensbeschreibung. 1 Rt. 6 gr.

Die Heymschen Epistelpredigten geben einen neuen Beweis von der Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an das gewohnte Alte, und wie schwer es, selbst den beliebtesten Predigern, wird, mit neuern Einrichtungen und Verbesserungen durchzukommen. Die Landpredigten des seel. Heym sind so gut aufgenommen worden und so häufig abgegangen, daß die Predigten über die Evangelien schon die fünfte, und die Epistelpredigten schon nach drey Jahren die zweyte Auflage erlebten. Da hätte man nun denken sollen, daß des Vf. Versuch, die Sonntagsepisteln in einer umschreibenden Erklärung auszuführen, worin er auch größtentheils sehr glücklich gewesen ist, unstreitig Beyfall finden würde. Aber mit nichten, die Verlagshandlung sah sich vielmehr bey der zweyten Auflage genöthiget, außer der Paraphrase auch die Luthersche Uebersetzung wörtlich mit abdrucken zu lassen. Ach wie niederschlagend ist für den Volkslehrer diese Erfahrung! Da die erste Ausgabe der Epistelpredigten nach dem Tode des Vf. herausgekommen ist, und er also dieselben vor der öffentlichen Erscheinung nicht mehr seiner Kritik unterwerfen konnte, so verdient der Herr Insp. Herzlieb vielen Dank, daß er das ganze Buch vor dem zweyten Druck sorgfältig durchgesehen, und von eingeschlichenen Nachläßigkeiten und Unvollkommenheiten gereiniget hat. Indessen hat er sich aber nicht herausnehmen wollen, an den Heymischen Gedanken, an seiner Art, die Sachen vorzustellen, im Wesentlichen etwas zu ändern. Er suchte, wie er in der Vorrede sagt, nur das zu ändern, wovon er mit aller Gewißheit sich selbst sagen konnte, daß es der Vf. geändert und verbessert haben würde; nämlich Tautologien, Sprach- und Druckfehler, Unrichtigkeiten in den Gedanken und Sachen selbst,

selbst, und Vorstellungen und Erläuterungen, welche sich bloß auf Ort und Zeit bezogen haben, weil diese Postille zum allgemeinen Gebrauch der deutschen Nation bestimmt ist. Es ist zu wünschen, daß die Heymschen Predigtbücher immer mehr die schlechten Postillen verdrängen, und recht allgemein werden mögen.

Df.

Die Lehren des Christenthums für gebildete Jugend und für jeden Christen, zur Uebersicht des Ganzen seiner Religion, nach Anleitung des Chur-Braunschweig-Lüneburgisch. und Herzogl. Lauenburg. Landes-Catechismus, von J. C. Eggers, Superintendenten des Herzogthums Lauenburg. Ratzeburg, gedruckt bey Gläser, (ohne Jahrzahl) 352 Seit. 8. ohne Vorrede und Inhaltsverzeichniß. 21 gr.

Ein nach Anleitung, aber nicht ganz nach der Ordnung des benannten Catechismus eingerichtetes Religionshandbuch, das zwar nicht zu den schlechten gehört, aber auch gewiß nicht mehrere, die wir schon haben, übertrifft, worin noch immer zu sehr Judenthum mit Christenthum und systematische Theologie mit Religion vermengt worden ist, anderer kleiner Fehler nicht zu gedenken. Das Ganze ist in tabellarischer Form abgefaßt, und erfordert daher einen nachdenkenden Leser, oder geschickten Lehrer, wiewohl es, der Größe wegen, sich eben nicht zur Grundlage eines Religionshandbuchs für die Jugend eignet.

Df.

Schöne Wissenschaften.

Die jüngsten Kinder meiner Laune, von A. v. Kotzebue. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Kummer, 1793. VIII. und 957. S. 8. 1 Rh.

Die Laune, in welcher Hr. v. K. diese Aufsätze niedergeschrieben hat, muß, allem Anschein nach, eine sehr böse Laune gewesen

gewesen seyn, und endlich fehlt es ihm dazu nicht an Veranlassung. Die skandalöse Geschichte mit dem Pasquill, Bahrdt mit der eisernen Stirn, ungerechnet, wobey er in ein so schimpfliches Gedränge kam, fängt auch seine dichterische Reputation, die er wahrscheinlich für fest gegründet hielt, an sehr zu wanken. Ueber seine dramatischen Produkte sind in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der allgemeinen Litteraturzeitung strenge und scharfsinnige Kritiken erschienen, die auch bereits auf das größere Publikum Einfluß gehabt zu haben scheinen; wenigstens ist seit dieser Zeit manche laute, lobpreisende Stimme verstummet, und Hrn. v. Kotzebue's Stücke werden auf den bessern Theatern schon weit seltner gegeben. Daß ihn das verdrießen muß, ist sehr begreiflich, und der Begierde, diesem Verdrusse Luft zu machen, scheint die hier angezeigte Sammlung hauptsächlich ihre Entstehung zu danken zu haben. Fast auf jeder Seite thut Hr. v. K. hier Ausfälle auf seine wirklichen oder geglaubten Gegner, auf die N. D. Bibliothek, die A. L. Zeitung, die Bibl. der sch. Wissenschaften und ihren Verleger, auf die Herausg. der Berl. Monatsschrift, auf die Hrn. v. Knigge, Voß, Campe, Bertuch und sein Modejournal, Mauvillon, Schulz in Mitau, den verstorbenen Bahrdt, auf die Städte Gotha, Weimar u. s. w. Aus der Vorrede erfahren wir die merkwürdige und ganz neue Nachricht, daß Esthland das aufgeklärteste Land unter der Sonne ist. Denn das muß es wohl seyn, wenn es wahr ist, was Hr. v. K. sagt, und wahr muß es seyn, weil Er es sagt: „In Esthland giebt es zehn aufgeklärte Männer gegen Einen, der es nicht ist." !! Noch vortrefflicher sey das schöne, hier auch das bessere Geschlecht. „Unschuld ist sein Kranz, und Herzensgüte seine Aussteuer." So giebt es wohl keine Venuspriesterinnen dort, keine bösen, zänkischen Ehehälften. Das glückliche, seelige Land! und um das Maaß seiner Glückseligkeit voll zu machen, genießt es auch noch des Segens einer willkührlichen Oberherrschaft. 1.) Der unterirrdische Gang; eine esthländische Volkssage aus Chroniken und mündlichen Traditionen gesammelt. Zuerst in plattdeutscher Sprache ans Licht gestellt im Jahr 1603, durch Martin Liebetraut, Küster an der St. Olaikirche zu Reval; nun aber treulich ins Hochdeutsche übertragen von Simon Schlaukopf, Rathskopisten zu Wesenberg. Eine abentheuerliche Geschichte ohne Interesse, in einem platten Ton, wie schon der Titel erwarten läßt. Das Komische ist von der niedrigsten

Gattung. Chroniken und Volkssagen haben den Stoff zu die-
ser, (wie Hr. v. K. sich sehr witzig ausdrückt) schauerlichen
und schnurrigen, weinerlichen und lustigen Geschichte
geliefert, die Ruinen des Klosters sind noch bey Reval vor-
handen, und es muß den Lesern sehr wichtig seyn, zu erfahren,
daß Hr. v. K. oft auf dem Rücken des unterirrdischen Gan-
ges gelegen und sich in das graue Alterthum geträumt habe.
II.) Die Geschichte unserer Unwissenheit, in Briefen an eine
Dame. In einem galanten und spashaften Tone sucht Hr.
v. K. hier Dinge, die sonst nur Gelehrte wissen und lesen,
auch dem schönen Geschlecht genießbar zu machen. Der erste
Brief erzählt die sonderbarsten Hypothesen der alten und neuen
Philosophen über die Natur der menschlichen Seele, der zweyte
Brief handelt von den griechischen Sophisten. Für Frauen-
zimmer möchten diese Nachrichten schon hinreichend seyn, wenn
sie nur nicht in einem so faden und possenhaften Vortrag, mit
so albernen Witzeleyen und den Haaren herbeygezogenen Aus-
fällen auf des Vf. Gegner untermischt wären. III.) Der
lange Hans, oder die Rechte des Menschen, ein Frey-
heits-Roman. Erstes Buch. „Enthält den Anfang der
Schicksale eines leibeigenen Esthen, der mit seinem Junker
auf Reisen gieng, sich selbst in Freyheit setzte, ein Ritter der
französischen Freyheit ward, bald betrog, bald sich betrügen
ließ, bald Schläge austheilte, bald einnahm u. s. w. Die Ab-
sicht dieser witzigen Fiction läßt sich leicht errathen; den Le-
sern, die keine Liebhaber vom Rathen sind, hat sich Hr. v. K. in
der beliebten Manier des ehrlichen Sancho Pansa, in dem er phi-
losophische und politische Materien am liebsten zu behandeln pflegt,
deutlich genug erklärt. „Ich bin kein Freund der französischen
„Revolution. Die Räsonnements unserer Aufklärer mögen in
„theil wahr seyn; daß sie aber in der Ausübung nichts tau-
„gen, lehrt uns die neueste Mordgeschichte von Frankreich.
„Ströme von Blut sind geflossen, Millionen Menschen sind
„unglücklich geworden; glücklicher Keiner. Wenn man Kin-
„dern Messer in die Hände giebt, so schneiden sie sich damit.
„Der Streit über Regierungsformen ist ein Streit um Bohnen.
„Auf das Ruder kommt es nicht an, sondern auf den Steuer-
„mann. Trajan beglückte sein Volk als Monarch, und Pe-
„rikles als Demagog. Der Franzose kommt mir mit seiner
„Revolution vor, wie ein Mensch, der eine Uhr in der Ta-
„sche hat, die nicht richtig geht, und der sie zu verbessern
„denkt, indem er sie so hastig aufzieht, daß die Kette reißt.

„Was

„Was hat er denn gewonnen? er muß eine neue Kette ma-
„chen lassen; denn ganz ohne Kette kann er sich doch nicht
„behelfen. Den Beweis mag der lange Hans führen. Um
„der Schwachen willen seh ich mich genöthigt, in einer an-
„dern Rücksicht noch ein paar Worte über diesen kleinen Ro-
„man zu sagen. Es giebt hier zu Lande Menschen, die über-
„all in einem Salzkörnchen Laune das Gift der Satyre suchen.
„Ich kann oft mit Kosegarten ausrufen:

Warum fletscht ihr eure Zähne, Kläffer?
Warum grinzt ihr mir so schadenfroh?
Warum dreht ihr Worte, deutet Bilder,
Jetzt aus Mutterleibe, jetzt aus Bosheit dumm!“

Rec. will ohne zu Drehen und Deuteln einige Salzkörnchen Kotzebuischer Laune mit diplomatischer Genauigkeit ausheben, und sie dem Gaumen der Leser zum Kosten vorlegen. S. 160 fingirt Hr. v. K. ein Gastmahl bey Aspasien. „Man „lagert sich zur Tafel, der volle Becher umkreißt die Gäste, „Pindar und Anakreon singen, und Voß wartet auf, weil „er sich unterstanden, den Homer zu übersetzen, der unüber-„setzbar ist.“ — S. 63. „Von Allem, was ich sah, war „nichts so ehrwürdig, wie der Hund. Ich sah Philosophen, „die da Hunden glichen, und Hunde, welche Philosophen „waren. Hier ein beleidigter Schriftsteller, der nie verzeiht, „und dort ein Pudel, der die schlagende Hand leckt; hier ein „Recensent, der im Finstern an der Ehre eines Mannes „schmaußt, und dort ein Hühnerhund, der ein ihm anvertrau-„tes Rebhuhn gewissenhaft verwahrt. Wahr ist es, der „Hund fürchtet sich vor dem Stocke, wie der Recensent vor „der Geißel des Satyrikers; drum kriecht jener unter den „Tisch, und dieser in die Litteraturzeitung; aber der Hund „wedelt doch dabey mit dem Schwanze, wenn der Recensent „die Zähne giftig bleckt, und neidisch knurrt, wo das Publi-„kum Kränze auswirft. Schon der Anhang der Bibel hat „den wedelnden Hundeschwanz in dem Hündlein des Tobias „verewigt; aber die Recensenten kamen in Simsons Hand, „daß er die Philister schlug, wie die Litteraturzeitung geschla-„gen hat den verwegenen Schlaukopf an den Ufern des Bal-„tischen Meers.“ (Die Verwegenheit des Hrn. v. K. ist bekannt genug, von seiner Schlauheit aber wüßten wir nicht, daß etwas verlautet wäre.) S. 190 „Die Sophisten wa-„ren gewaltige Menschen, welche Alles beweisen konnten, und

„allenfalls im Stande waren, Sie zu überreden, B — ch
„sey ein Genie und Frau v. B — psch eine Dichterin." —
S. 283. „In Gotha fragte man ihn, (den langen Hans)
„ob er ein Engländer sey? Hätte er mit edler Dreistigkeit Ja
„geantwortet, so war sein Glück gemacht. In Weimar fragte
„man ihn: ob er ein fremdes Genie sey? Auch diese Frage
„verneinte er ehrlich; man zuckte die Achseln und ließ ihn lau-
„fen. In L. verdung er sich als Markthelfer bey dem Magi-
„ster *** und lernte in kurzem Recensionen schreiben. Er
„mußte zu diesem Behuf täglich viel Ochsengalle verschlucken,
„so wie man Kampfhähne mit Knoblauch zu füttern pflegt,
„damit sie böse werden." — Nun auch ein Pröbchen, wie
fein und treffend Hr. v. K. zu loben versteht: „Das Glück,
„Rußlands Buhlerin, könnte ihm einst den Rücken kehren,
„aber die Weisheit, Rußlands Gattin, wird ihm nie untreu
„werden." Und damit genug von diesem neuen Producte un-
sers gelehrten, geistreichen, witzigen, urbanen und schlauen
Präsidenten!

Bs.

Charlotta Sophia Sidonia Seidelin, geb. Langin, hinterlassene Schriften. Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchhandlung. 1793. 1 Rh.

Dies ist der literarische Nachlaß einer bekannten und für die Welt und ihre Familie zu früh verstorbenen Dichterin. Diese Sammlung, welche zum Besten ihrer Familie veranstaltet wurde, konnte verschiedener Hindernisse wegen jetzt erst erscheinen. Den Anfang macht eine etwas weitläuftige Lebensbeschreibung. Sonderbar wird es vielleicht manchem scheinen, daß ihr Mann, ein Prediger im Sulzbachischen, sie bloß aus Empfehlung und drauf durch ihren Briefwechsel kennen lernte, und so sich mit ihr verlobte, ohne sie jemahls gesehen zu haben. Sie war bekanntlich eine Nichte des zu seiner Zeit berühmten Insp. Langen zu Laublingen, welcher damahls, als die Musen in Deutschland ihren Parnaß errichteten und in der Gottschedischen und Bodmerischen Fehde keine geringe Rolle spielte. In diesem Hause brachte sie sogar einige Jahre zu. Kein Wunder, daß der Hang zur Dichtkunst, welcher

vor-

vorher schon in ihr entstanden war, nur noch mehr wuchs und durch literarischen Umgang und Bekanntschaft gepflegt wurde. Sie war, nach einstimmigen Zeugnissen, eine Frau von gut gebildetem Verstande und einem noch bessern Herzen. Ihren Schicksalen von früher Jugend an muß man die melancholische Stimmung zuschreiben, welche ihr Geist annahm, so wie ihrem ersten Unterrichte die etwas überstimmte Religiosität, welche nicht selten in crasse Orthodoxie übergeht. Die ganze Sammlung besteht theils aus Gedichten, größtentheils Oden und Liedern, theils aus prosaischen Aufsätzen. Diese letztern gefielen uns in Vergleichung mehr, als die ersten. Es sind zwar größtentheils nur Skizzen, hingeworfene Gedanken und abgebrochene Materien. Indessen enthalten sie doch manche recht gute, oft sogar neue Gedanken und Bemerkungen, und zeugen von Weltkenntniß und von vortrefflicher Gesinnung. Die Sprache ist rein, korrect und edel. Auch fehlt es ihr nicht an Biegsamkeit und Wendungen. In der Lebensbeschreibung wird behauptet, Young und Milton wären die ersten Dichter gewesen, welche sie las, und welche sie für die Dichtkunst begeistert und gebildet hätten. Aus den Gedichten selbst würde man es um so weniger errathen, je weniger man darin einen brittischen Schwung, Feuer und Bilder findet. Eher würde man annehmen, Gellert wäre ihr Lehrer gewesen. Ob es nun gleich ihren Gedichten an Fülle und Stärke der Gedanken fehlt, und ihre Sprache nicht selten sich der Prosa nähert, so lassen doch die meisten sich gut und angenehm lesen, und sind in einer reinen, richtigen und fließenden Sprache abgefaßt. Auch stößt man sehr selten auf prosodische Unrichtigkeiten, wie die z. B. ist:

Den Sokrate mit angestrengten Kräften.

Zur Probe wollen wir eins der kürzesten Gedichte abschreiben.

An die Staaren auf dem Ahornbaum vor meiner Wohnstube.

Hab ich den geliebten Ton vernommen?
Oder war das nur ein Frühlingstraum?
Gute Thierchen, glücklich angekommen
Auf dem wohl bekannten Ahornbaum?

Kein Gedanke an ein Mißgeschicke,
Keine Ahndung; zum gewohnten Flug

Sind euch einer Sonne heitre Blicke,
Ist ein lindes Lüftchen schon genug.

Ha, ihr wißt nicht, was Vernunft verwirren
Und ein weiches Herz empören kann;
Wißt nicht, daß das Jurraum oftmahls irren
Und ein Zufall alles ändern kann!

Oder wißt ihr? — Nein, von Zweig zu Zweigen
Folgt euch Hüpfenden die frohe Lust,
Und von Zukunft herrscht ein ruhig Schweigen
In der sorgenfreyen, kleinen Brust.

Wenn ich, wie ein Gott allwissend, stehe,
Sturm, der bald aus Aeols Höhle bricht
Und euch schrecken wird, von ferne sehe:
So beneidet diesen Vorzug nicht!

Und so hätte die Seelige sich ein Denkmal errichtet, welches ihr einen Platz unter den Dichterinnen Deutschlands sichert.

Kk.

Schwänke von A. F. E. Langbein. Zweytes Bändchen. Dresden und Leipzig, in der Richterschen Buchhandlung. 1792. 176 S. 8. 18 gr.

Diese Spiele froher Stunden des Hrn. L. gewähren eine ganz angenehme Unterhaltung, da sie, wie die im ersten Theile, mit vieler Naivetät erzählt sind, und durch die eingewebten Verse eine gefällige Abwechslung erhalten. Freylich ist ihre Manier mit unter ein wenig lasciv, doch dünkt dies Rec. bey gegenwärtigem Bändchen weniger als beym ersten der Fall zu seyn. S. 45. Z. 12. Messern st. Messer. S. 47. Z. 7. ausgesäugt st. ausgesogen und dergleichen kleine Fehler mehr, sind Rec. nur aufgefallen. Der hier enthaltnen Schwänke sind fünfe. 1) Die Körbchen. 2) Die Wahrsagerin. 3) Der Bieresel, ein sächsisches Volksmährchen; der längste unter allen. 4) Der Prinz. 5) Der Beinbruch.

Bb.

Romane.

Eichenblätter, oder die Märchen aus Norden, von M. Reineke. Erstes Bändchen. Gotha, bey Perthes, 1793. 13½ Bog. 8. 12 gr.

Eichenblätter? Warum nicht eben sowohl Rosenblätter? Ja, nach dem Verhältniß des Titels zum Inhalte könnte das Büchlein mit nicht minderm Rechte Gedanken über die neueste Wahlkapitulazion betitelt seyn. (Es scheint jetzt mit der Betitelung der Bücher wie mit der Vertheilung der Fürstendiener zu gehen. An einem gewissen personalreichen Hofe giebt es Titularhofmaler, die nichts weniger thun als malen, und der Geheimderäthe so viel, daß der Fürst sie sogleich nach ihrer Stempelung vergißt, so wie der Autor den Buchtitel, folglich ihren Rath in geheimen Anliegen nicht requiriren kann.) Die Vorrede besteht in einer recht artig versificirten Fabel von einem freygelassenen Sperling, dem der Schwanz ausgerupft und ein schriftliches Avis mitgegeben war, daß er auch ohne Schwanz ein Spatz bleibe, welches aber die Waldkritiker nicht wollten gelten lassen. — Über die Fabel ein witzelnder Kommentar: „Vorreden wirken schwach auf die Urtheile der Lesewelt.“ Nun wohlan, so hätte die gegenwärtige wohl wegbleiben können!

Die Erzählung, die dieses Bändchen ganz ausfüllt, und hier und da etwas weitschweifig ist, heißt: **Der Nixen Eingebinde**, (oder besser: Das Eingebinde der Nixen.) Eine junge schöne Nixe aus einem Flusse am Harz läßt sich von einem Ziegenhirten entführen. Sie leben glücklich. Bey der ersten Niederkunft schickt die alte Mutter-Nixe, die gegen die entwichene Tochter äußerst aufgebracht war, ein Eingebinde mit ihrem Fluche und Drohung vielerley schweren Unglücks. Auch wird die Drohung erfüllt, aber nur zum Schein, das heißt: in einem Zauberdunst. Die unglückliche Familie schickt eine Gesandtschaft ab, um sich, wo möglich, mit der zornigen Mutter auszusöhnen. Die Versöhnung erfolgt, und die Mutter-Nixe verspricht, selbst mit ihren Töchtern auf die nahe Hochzeit des Enkels zu kommen. —

Daß es mit dem Geschmacke des Vf. noch nicht ganz richtig sey, schließen wir daraus, daß er zu dem Ritterroman

eine Nixenfamilie mit einflicht, die sich so ganz isolirt unter ordentlichen Menschen da herum webt, ohne daß sich jemand groß darüber verwundert. Dergleichen Romanensysteme erweitern freylich das Gebiet der Phantasie, wenn sie unter die Märchen hinüber schwärmen: aber wie stehts mit der poetischen Wahrscheinlichkeit aus? — Ist das nicht das Horazische

Desinit in piscem mulier — ?

und bleibt der Sperling ohne Schwanz doch noch ein Sperling? — Ja, wir ahndeten schon so etwas von unreifem Witze, als wir S. 4 die Stelle lasen: „— vieler kleinen Gewässer „und Ströme, die zwar nie mit dem vornehmen Ungestüm ihrer größern Schwestern und Brüder, der Donau und des Rheins, daherströmen, die gefräßig, wie ein Generalpachter, alles verschlingen, und hochmüthig vor den kleinen Wiesenbächen vorbeyrollen." — mit Erlaubniß! Wenn ich mir Ströme wie Donau und Rhein personificire, so denk ich mir sie entweder wie reiche oder mächtige Fürsten; oder wie Menschen mit großer Geistesfülle. Ihre Bewegungen müssen durchaus Würde ausdrücken. — Noch eins: werden nicht entweder Leser oder Romanschreiber einmahl des Gespuks mit den alten Rittern müde? — Und endlich: sind wir Leser (Recensenten oder nicht) wirklich schon längst der Kindereyen in der Vorrede: Habens — wollens, hätts nicht gedacht — S'ist lauter Lari-fari — möcht's wohl genug seyn — herzlich müde. Alles hat seine Zeit und seinen Ort. —

Lb.

Jahrbücher der leidenden Menschheit. Leipzig und Prag, bey Walenta, 1792. 166 Seiten. 8. 10 gr.

Neun Mordgeschichten, die armselig erfunden, unwahrscheinlich durchgeführt, schlecht erzählt, ohne moralischen Zweck, und wirklich unter dem Mittelmäßigen sind; z. B. Karl und Louise. Diese empfindsamen und edlen (?) Seelen lieben sich, obgleich Louise Braut eines andern ist. Der Bräutigam überrascht die Liebetrunkenen in einer Laube, und — entfernt sich sittsam. Die Verliebten fliehen mit ihren besten Sachen über die Gränze, werden in einem Wirthshause beraubt und gebunden. Der Wirth selbst löset ihre Bande, unterrichtet

sie in Frieden. Sie gehen zu Fuße weiter. (An Aufsuchung der Räuber und Untersuchung der Sache wird nicht gedacht.) Sie kommen in eine Stadt, wo Louisens Bräutigam ist, und die Ungetreue großmüthig mit seiner Börse beschenkt. Karl wird Unterofficier, wird unschuldig degradirt und muß Gassen laufen, weil eine gestohlne Uhr durch einen andern in seinen Tornister gebracht war. Er zieht mit seinem Regiment in den Krieg, und wird todt geschossen. Louise schreibt an ihre Mutter. Keine Antwort! Louise und ihre vierjährige Tochter müssen betteln. Sie erfahren alle Härten unbarmherziger Menschen. (Konnte Louise nicht arbeiten? konnte sie sich nicht an ihren ersten Liebhaber wenden? u. s. w.) Das zum Betteln ausgesandte Kind erfriert, und wird todt zur Mutter gebracht. Diese erdrosselt das andere Kind und schneidet sich selbst die Gurgel ab. Louisens Mutter kommt zu spät zur Rettung. — Genug zur Probe! —

Sprachfehler findet man häufig; z. B. ohne ihm, für ihm, am Herze, um ihre Sicherheit zu besorgen haben, Capitalien anliegen haben, um den ist also nichts, der mir alles in der Welt thut. Ein Styl wie folgende Periode: „Da sie aber endlich von Auszahlung der 30000 Rthlr. hörte, dadurch wurde ihr ganzes frommes Herz misgestimmt.“

Warum müssen solche Sächelchen gedruckt, und — recensirt werden?

Eb.

Novellen von C. A. Seidel. Bayreuth, in der Lübeckschen Hofbuchhandlung. 1793. Fünftes Bändchen. 268 S. Sechstes Bändchen. 268 S. 8. 1 Rh. 16 gr.

Rec. muß den, bey der Anzeige der vier vorhergehenden Bändchen dieser Novellen geäußerten Wunsch (A. D. B. 101. B. 1. St. S. 117. und 107. B. 2. St. S. 442) auch bey der gegenwärtigen Fortsetzung derselben erneuern; nämlich: daß Hr. S. mit seinen übrigen Fähigkeiten und Vorzügen als Romanschreiber etwas weniger Eilfertigkeit verbinden möchte; dann wäre sein Styl gedrängter, er vermiede Nachläßigkeiten und Uebelklang, wie z. B. S. 33 Z. 8 und Z. 11 v. unten, wo ein und eben derselbe Ausdruck: ausführen können, gleich

hinter einander folgt, ließe sich nicht zu Ausrufungen wie im 6. B. S. 11 Z. 2 v. u. kleine närrische Perücke, womit hier ein junges Frauenzimmer angeredet wird, und zu Metaphern wie S. 30 Z. 2 v. u. „Pfuhl der Laster" hinreißen, und achtete mehr auf eine richtige Orthographie, da er jetzt dum (m) Erdengot (t) Gesez (tz). Er st. Ihr u. s. w. schreibt. Jeder dieser Bände enthält zwey Novellen, von welchen die beyden ersten des fünften und sechsten Bändchens auch besonders abgedruckt worden sind. 5ter Band. I. Die Conversionen. (äußerst gedehnt.) II. Der Märtyrer seines Versprechens. 6ter Band. I. Rache getäuschter Liebe. II. Die übertroffne Erwartung.

Bn.

Weltweisheit.

Salomon Maimons Streifereyen im Gebiethe der Philosophie. Berlin, bey Vieweg. 1793. 8. 272 S. 1 Rt.

In einer nicht übel durchgeführten Allegorie giebt die Vorrede zuerst eine kurze Uebersicht über den allmähligen Gang und die Entwicklung der Philosophie, von der Zeit an, wo noch keine feste Grundsätze in ihrem weitläufigen Gebiete vorhanden waren, bis endlich eine allgemeine Gesetzgebung errichtet, und eine ordentliche Verfassung eingeführt wurde. In diesem grossen Lande der Freyheit will der Vf. nicht sowohl feindliche Streifereyen, als vielmehr friedliche Wanderungen vornehmen, die Mängel, die er hie und da entdeckt, bescheiden und ruhig anzeigen, und dadurch zur Verbesserung des Ganzen das Seinige beytragen. Die Absicht ist gut, wir wollen sehen, was er uns hier mittheilt. I. Ueber die Progressen der Philosophie, veranlaßt durch die Preisfrage der königl. Akademie zu Berlin für das Jahr 1792: Was hat die Metaphysic seit Leibniz und Wolf für Progressen gemacht? S. 1 — 58. Ein Freund forderte ihn auf, bey dieser Frage auch zu concurriren; als Kantianer konnte er nicht, weil es gar keine Metaphysic (Wissenschaft der Dinge an sich) giebt; um aber doch etwas, und zwar etwas noch Wichtigeres zu thun, verwandelte er sie in die allgemeinere: Was hat die Philosophie seit

Leib-

Leibnitz und Wolf gewonnen? und beantwortet sie nun hier so, daß er 1) zeigt, was und wie eine Wissenschaft überhaupt an Extension und Intension gewinnen könne; daß er 2) die Philosophie als die Wissenschaft von der Form aller Wissenschaft überhaupt erklärt, und sie in die reine, angewandte und praktische Philosophie eintheilt; daß er 3) den möglichen Gewinn für Philosophie überhaupt, die als reine Wissenschaft jetzt vollendet seye, als angewandte und praktische hingegen hauptsächlich an Extension zunehmen könne, bestimmt, und endlich 4) und 5) nachdem er das Eigenthümliche der Leibnizischen Philosophie angegeben hat, in Beziehung auf die eigentliche Frage das Resultat herausbringt, daß durch diesen grossen Mann die Philosophie eine völlig systematische Form, und seit ihm einen beträchtlichen Zuwachs an neuen Wissenschaften, nämlich Moral, Naturrecht und Aesthetic, und endlich den Scepticismus und die Kritik bekommen habe. (Diese ganze Abhandlung enthält ohne Zweifel manche gute und tiefsinnige Gedanken, aber nicht sorgfältig genug entwickelt, nicht fest genug in einander gefügt, nicht mit gehöriger Deutlichkeit dargelegt. Daß die Philosophie die Wissenschaft der Form aller Wissenschaft überhaupt heißt, dies mag als bloße Exposition ihres Begriffs immerhin gelten, aber ihre Eintheilung in reine Philosophie, die ihren Gegenstand für sich und abgesondert von allem übrigen, in angewandte, die zwar einen vermischten Gegenstand, aber in der Qualität einen reinen, und in praktische, die einen empirischen Gegenstand als einen solchen betrachtet, wird schwerlich Beyfall finden, denn außerdem, daß sie schon dem Sprachgebrauch zuwider ist, so scheint die reine und angewandte Philosophie völlig in eins zusammen zu fallen, indem die angewandte, wenn sie einen vermischten Gegenstand in der Qualität eines reinen betrachtet, eben so wie die reine alles übrige absondern, und den Gegenstand für sich betrachten muß. Die praktische hingegen, wenn sie einen empirischen Gegenstand bloß als einen solchen zu ihrem Object hat, kann, da es ihr an Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit fehlen muß, kaum mehr Philosophie heißen. Wir können auch nicht einsehen, wie der Vf bey diesen Erklärungen die Transscendentalphilosophie, die die Formen des Denkens in Beziehung auf einen Gegenstand der Erfahrung überhaupt betrachtet, zur reinen, und doch die Moral, die den Menschen unter der Qualität der bloßen Vernunft zum Gegenstand hat, zur angewandten Philosophie rechnen kann, so wie es uns

überhaupt unrichtig zu seyn scheint, die Logik von der Transcendentalphilosophie dadurch zu unterscheiden, daß jene die Form des Denkens in Beziehung auf ein Object überhaupt, diese — in Beziehung auf ein Object in einer möglichen Erfahrung untersucht, da doch die Logic von aller Beziehung auf ein Object gänzlich abstrahirt. In dem 4ten Abschnitt, wo das Eigenthümliche der Leibnizischen Philosophie angegeben wird, behauptet der Vf., daß seine angeborne Vorstellungen, seine Monaden, und also auch seine Harmonia Praestabilita gegen die Critik, die die objective Realität aller dieser Assertionen aufhebe, nicht anders gerettet werden könne, als wenn man annehme, welches aber freylich seine Schüler nicht annehmen werden, daß er dies alles bloß als Fictionen in seinem exoterischen Vortrag gebraucht habe, und doch betrachtet er es hernach als den ersten und wichtigsten Gewinn für die Philosophie seit Leibniz und durch ihn, daß sie durch seine Harmonia praestabilita, die doch keine Realität hat, sondern eine bloße Fiction ist, die vollkommenste Form einer Wissenschaft überhaupt erhalten habe, indem sie das größte mögliche Mannichfaltige unter die höchste Einheit der Principien in der vollkommensten systematischen Ordnung subsumire. Dieses können wir nicht zusammen reimen. Mögen auch Fictionen in andern Wissenschaften immerhin nützlich und zweckmäßig seyn, so können wir ihnen doch in der Philosophie, wo es vorzüglich um objective Realität zu thun ist, keinen Platz einräumen. Eben so befremdend war es uns auch, die Entstehung der critischen und scepticschen Philosophie zugleich unter die Progressen der Philosophie gezählt zu sehen, da doch nach der eigenen Vorstellung des Vf. die eine die andere aufhebt. II. Ueber die Aesthetic. S. 61 — 176. Bey dieser Abhandlung ist es uns unmöglich, unsern Lesern einen vollständigen und zuverläßigen Begriff von dem Ideengang derselben zu verschaffen, denn wir haben uns selbst keinen machen können. Wir zweifeln zwar nicht daran, daß der Vf. ganz ordentlich und systematisch gedacht habe, aber wir konnten den Faden nicht finden, der uns durch das Ganze glücklich hätte hindurch leiten können, oder wenn wir ihn gefunden zu haben glaubten, so verlohren wir ihn immer sogleich wieder aus den Händen. Unsere Leser müssen sich also schon damit begnügen, daß wir ihnen bloß einiges von dem, was uns am meisten aufgefallen ist, anzeigen. S. 62. „Aesthetic, als Wissenschaft der Empfindung oder „Beurtheilung des Schönen, ist nur alsdann möglich, wenn

„die

„die Empfindung des Schönen Folge der Beurtheilung des „Objects in Ansehung eines Begriffs, einer Regel, oder eines „Zwecks ist. Dieses muß zuerst als Factum dargethan wer„den; kann dieses nicht geschehen, wie es denn auch nicht ge„schehen kann, so läßt sich die Aesthetik nur problematisch be„handeln." Wir dächten, sie wäre alsdann gar nicht mög„lich. Nun will der Vf. in seiner Abhandlung zuerst einen Satz zum Grunde legen, die verschiedenen Arten sowohl der Uebereinstimmung, als der Begriffe bestimmen, und daraus die verschiedenen Arten der Schönheit ableiten — also aus einem bloß problematisch angenommenen unerweislichen Grunde der Schönheit sucht er ihre Arten abzuleiten; wir merken wohl, was er damit sagen will, aber er drückt sich nicht gut aus. S. 75. „Das Princip des Geschmacks ist zwar ein durch „Induction herausgebrachtes und allgemein gemachtes „Gesetz — — es beruht aber auf einer transscendentellen „Eigenschaft unsers Gemüths, wodurch es nur durch „Einheit im Mannichfaltigen in Thätigkeit gesetzt werden kann." Dies dünkt uns ein Widerspruch zu seyn. S. 76 fällt der Vf. auf einmahl aus der Aesthetic in die Moral, man sieht kaum wie. S. 80. „Schönheit beruht auf die gröste mög„liche Uebereinstimmung (so schreibt der Vf. immer) der Wir„kungen des Verstandes, oder der objectiv reproductiven mit „der Wirkung der productiven Einbildungskraft zur Hervor„bringung der größten Summe beyder Wirkungen. S. 82. „Die productive Einbildungskraft ist das bekannte Dichtungs„vermögen, welches darinnen besteht, die wahrgenommenen „Gegenstände, nicht in der Ordnung und Verbindung ihrer „Coexistenz und Succession, sondern in derjenigen Ordnung „und Verbindung, die in einer gewissen Stimmung des Ge„müths zur Beförderung der freyen Thätigkeit der Einbildungs„kraft sich einander im Objecte entgegengesetzt, indem sie ihre „Wirkungen einander wechselweise haben." Sollten wohl solche Erklärungen auch zu den Progressen der Philosophie gehören? Das letztere hat gar keinen Sinn, wir vermuthen daher, daß beym Abdruck einige Wörter herausgefallen sind. S. 80 und 81 läßt der Vf. die Begriffe von Natursubstanzen, Ursache u. s. w. aus Erfahrung und Beobachtung durch eine Art von Induction entspringen. Was S. 100 — 102 zur Erklärung der Mittheilbarkeit eines Geschmacksurtheils vorkommt, das können wir nicht verstehen — auf diese Art kann alles mitgetheilt werden, und wird doch nicht mitgetheilt.

III. S.

III. S. 179 — 244. Philosophischer Briefwechsel zwischen dem Vf. und dem Hrn. Prof. Reinhold, nebst einem vorangeschickten Manifest. In diesem sucht der Vf. zuerst die hier ohne Vorwissen des Hrn. Prof. Reinholds geschehene Bekanntmachung seiner Briefe zu rechtfertigen; er langt aber damit nicht aus. Hierauf schildert er Reinhold als einen tiefen formellen, aber nicht reellen Denker, und setzt das discursive und objective reelle Denken einander entgegen, welches aber nach unserm Dafürhalten einander gar nicht entgegen ist. Die kritische und dogmatische Philosophie söhnt er dadurch mit einander aus, daß er die Objecte der dogmatischen Philosophie (Metaphysik) für bloße Fictionen erklärt, d. h. daß er die Dogmatic selber aufhebt. 1ter Brief. Der Vf. legt dem Hrn. Prof. Reinhold die Frage vor, ob die kritische Philosophie im Stande seye, allen Scepticismus eben so aufzuheben, wie den Dogmatismus? Kant setze nämlich bey dem Princip seiner Transscendentalphilosophie die Erfahrung als Factum voraus; dieses Factum lasse sich bestreiten durch einen Scepticismus, der zwar Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit in der Mathematik, aber nicht in der Erfahrung zugebe. (Man sieht wohl, daß der Vf. mögliche und wirkliche Erfahrung verwechselt.) Reinhold lege nun zwar den Satz des Bewußtseyns zum Grunde, dieser gelte aber nur von dem Bewußtseyn einer Vorstellung, nicht aber von allem Bewußtseyn überhaupt. Hierauf antwortet Reinhold im 2ten Brief, daß man Natur- und Moralphilosophie gar wohl beweisen könne, entweder durch unbestimmte und unentwickelte, oder durch bestimmte und entwickelte Grundsätze, das erstere habe Kant, das letztere er gethan. Das war nun freylich keine bestimmte befriedigende Antwort auf die vorgelegte Frage, daher dringt nun unser Vf. aufs neue in ihn, und erlangt eben so wenig Befriedigung als vorher; (3 — 6ter Brief.) Im 7ten Schreiben trägt unser Vf. eine neue Frage vor, wie man dem Kant. Moralsystem wahre Realität beylegen könne, da die uneigennützige und freye Bestimmung des Willens durch das Moralgesetz in keinem Falle erwiesen werden könne; allein auch hierüber wird nichts entschieden, beyde werden bitter gegen einander, und auch dieser Briefwechsel endigt sich, wie fast alle gelehrten Streitigkeiten. (7 — 9. Br.) Die IV. Abhandlung ist ein Versuch über die rhetor. und philos. Figuren. S. 247 — 272. Wir können, da wir ohnehin schon weitläuftig genug waren, hievon nicht garviel mehr sagen. „Figuren

„ren überhaupt sind,“ nach der Erklärung des Vf., „Vorstel-
„lungsarten, die in Beziehung auf ein Object nicht ursprüng-
„lich, sondern nach Gesetzen der Einbildungskraft in uns her-
„vorgebracht werden. Die Uebertragung einer Vorstellung
„von einem Object, dessen Vorstellung so ursprünglich ist, auf
„den mit ihm associirten ist die Quelle der rhetorischen, die
„Vorstellung eines in seiner Art höchsten Ideals als einem
„reellen Object zugehörig, die Quelle der philosophischen.
„Was die erstern betrifft, so müssen die Dinge, deren Aus-
„drücke von einander abgeleitet werden, zwar in einer Bezie-
„hung auf einander stehen, diese Beziehung aber kann nicht
„die Einerleyheit seyn, weil sonst die Bedeutung zwar trans-
„scendental, aber nicht abgeleitet seyn würde. (Hiegegen lies-
„sen sich noch viele Einwendungen machen.) Es muß also
„eine subjective Beziehung seyn, und da die verschiedenen Ar-
„ten subject. Beziehungen der Dinge aus der Logic bestimmt
„werden können, so können alle mögliche Arten von Tropen
„nach diesem Princip in ein System gebracht werden. Phi-
„losophische Figuren sind transscendentale Täuschungen; z. E.
„die Vorstellung des Raums und der Zeit, als Objecte der
„Anschauung an sich, da sie doch nicht transsc. Formen der
„Objecte der äußern oder innern Anschauung, sondern ihrer
„Verschiedenheit sind.“ Vorstellung von Ausdehnung und
Theilbarkeit des empirischen Raums ins Unendliche. Leerer
Raum. (Ob nicht der Vf., indem er hier die Critik berichti-
gen wollte, sich selber getäuscht haben mag?) In Beziehung
auf die Schlußnote des Vf. S. 272, wollen wir zwar nicht
sagen, daß es der Mühe nicht werth seye, ihn zu verstehen,
auch nicht, daß es mehr Mühe koste, das Eigenthümliche sei-
ner Gedanken zu finden, als einige Stecknadeln in einem
Heuhaufen; wenn es aber auch etwas weniger kostet, so ist
es doch für den wahren Gewinn beynahe schon zu viel.

Ab.

Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, herausge-
geben von Carl Philipp Moritz und Salomon
Maimon. Zehnten Bandes zweytes Stück.
Berlin, bey Mylius, 1793. in 8. 127 Seiten.
10 gr.

Dies Stück ist von einer solchen Menge, und solchen unge-
heuren Druckfehlern verunstaltet, daß man sehr oft gar keinen

Sinn

ihm entdecken kann. Die Fortsetzung der Revision enthält über die Ideenassociation sehr gute Bemerkungen, besonders die, daß Coexistenz und Succession ihre einzigen Quellen sind. Die Grohmannischen Aphorisme über die Zeugung, gehören nicht in dies Magazin, welches doch auf die Anthropologie sich nicht erstrecken soll. Sie haben überdem großen Mangel an Deutlichkeit und Bündigkeit; was wir davon haben verstehen können, geht darauf hinaus, daß kein präformirter Keim in der Theorie vorhanden ist; allein wie dann die regelmäßige organische Bildung begriffen werden könne, darüber finden wir keine Auskunft. Bloß die Verschiedenheit der Geschlechter wird aus der Körperbeschaffenheit beyder Eltern hergeleitet, es fehlt aber dabey an Belegen aus der Erfahrung; denn auch die ganze Classification dieser Temperamente hat noch zu sehr das Ansehen einer Hypothese. Der folgende Aufsatz über die Schwärmerey philosophirt über eine Stelle aus Giordano Bruno, nach der von Hr. Jacobi bekannt gemachten Uebersetzung: wir können aber nicht sagen, daß wir etwas neues daraus gelernt hätten. Die Quelle von Brunos Pantheismus ist eben die, welche das Platonische Emanationssystem hervorgebracht hat, Verwechslung bloß intellectueller Ideen mit den aus der äußern Sinnlichkeit erworbenen; das aber kann doch wohl nicht Schwärmerey heißen. Die Fragmente aus dem Tagebuche Wellers sind noch das interessanteste Stück, dessen Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen. Sie sind mit ungemeinem Feuer geschrieben, und würden ohne die entsetzlichen Druckfehler noch mehr gefallen. Zum völligen Verständnisse müßte man aber auch vom vorherigen Leben des jungen Mannes etwas wissen, besonders ob er vor der hier erzählten Liebe schon der Liebesgöttin geopfert hat, wie wir sehr vermuthen. Der Held dieser Geschichte ist zum Sterben in ein Mädchen verliebt, und platonisirt herrlich. Als er aber erfährt, daß seine Geliebte in ihrem Herzen Platz für mehrere hat, will er verzweifeln, schafft sich aber bald durch einen epicurischen Entschluß Linderung. Aber auch dem setzt die Schöne Hindernisse entgegen, und nun erwacht die alte Liebe wieder und schwankt zwischen Platonismus, Epicureismus und düstrer Verzweiflung hin und her. Diese Uebergänge sind allerdings merkwürdig, und machen auf den Ausgang begierig.

Al.

Mathe-

Mathematik.

Vorübungen zur praktischen und theoretischen Geometrie für Kinder. Zum Gebrauch für Lehrer, die keine Mathematiker sind. Mit 17 Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich, 1792. 7½ Bog. in 8. 8 gr.

Eine Geometrie für Kinder — lautet nur sonderbar, ist es aber weniger, wenn man sich nicht sowohl Kinder als heranwachsende Knaben denkt. Wenn der Rec. veranlaßt worden wäre, dergleichen zu schreiben, so würde er hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt ausgegangen seyn, daß die Geometrie eine practische Logik ist, die Aufmerksamkeit schärft, die Regeln zu denken und den Gebrauch der Verstandeskräfte entwickelt. Diesen Zweck halten wir dem Bedürfniß sowohl, als der Fassungsfähigkeit des Knabenalters gleich angemessen. Soll er aber erreicht werden: so müssen die Definitionen der geometrischen Gegenstände nicht bloß hingeworfen, sondern durch eignes Nachdenken gefunden und aus sinnlichen Beyspielen abgezogen werden; die Lehrsätze müssen nicht historisch und ohne Beweis dem Gedächtniß, sondern durch faßliche Beweise dem Verstande des Knaben eingeprägt, und diese aus anschaulichen Grundsätzen auf eine dem Gang der Seele gemäße Art geführt werden. So kann allerdings, wie Rec. aus Erfahrung weiß, die Geometrie mit Knaben, oder, wenn man will, mit Kindern, getrieben werden, und hat auf deren Verstandesbildung einen nicht verfehlten Einfluß. Allein diesen Gesichtspunkt, durch Methode den kindlichen Verstand zu schärfen, scheint der Vf. bey Entwerfung seiner Geometrie für Kinder nicht gehabt zu haben: sondern seine Absicht ist bloß, daß Kinder dadurch den Gebrauch des Zirkels, des Parallellineals und der Reißfeder lernen, und dadurch zur praktischen Geometrie vorbereitet werden sollen. Das erstre ist sehr gut: denn ohne Handanwendung ist die Geometrie todt und nur halb brauchbar; aber die zweyte Absicht ist nun wohl etwas zu frühzeitig. Deswegen hat denn der Vf. den theoretischen Theil fast ganz übergangen: sein Buch besteht aus Definitionen und Aufgaben; Theoreme, an deren Beweis eben der junge Schüler hauptsächlich Verstand und Nachdenken üben kann, feh-

gleich viel wächst, wenn er also im ersten = g ist, so ist er im nten = n. g; so wird er allein in zusammen = ½ n. ([illegible]) g, welches sich in ½ n. n. g verwandelt, wenn die Zahl der Zeittheilchen unendlich groß wird. Die Hydraulik handelt von Bewegung, Größen und Widerstande des Wassers. Die Maschinenlehre enthält, nach vorausgeschickten allgemeinen Gründen, Berechnungen von Mühlen und Wasserkünsten.

II.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Unterhaltende und lehrreiche Gespräche über Gegenstände der Physik und der Naturgeschichte des Thierreichs, für Kinder. Frankfurt, bey Kesler, 1792. 12 gr.

Abermahls etwas für Kinder, aber wahrlich so was Mittelmäßiges, als wir es kaum gesehen haben; ganz ohne Plan und Ordnung, wie es dem Vf. einfiel. Die Gegenstände, über welche er sich mit seinen Kindern unterhält, sind folgende. Grünspecht, Taube, Luft, Luftarten (so wie diese hier vorgetragen sind, ganz unbrauchbar für Kinder.) Eichhorn, Schneisvögel, Licht, Raubvögel, Wasser, Wasservögel, Feuer, andere Arten von Vögeln, elektrische Materie, Bienen, Magnet, Haasen und Füchse, die Erde, Dächse, Rehe, Hirsche und wilde Schweine, Lufterscheinungen und endlich ein paar Worte über das Weltgebäude — die Kinder so frühzeitig zu belehren, daß die Jagd eines der größten Vergnügen sey, wie der Discours S. 17 zeigt, scheint uns nicht rathsam. — Daß S. 29 die gewöhnliche atmosphärische Luft drey Bestandtheile, nämlich die Lebensluft, die verdorbene Luft und die Luftsäure enthalte, unter denen die Lebensluft den größten Bestandtheil ausmache, ist unrichtig, da bekanntlich die Lebensluft nur ohngefähr ¼ der atmosphärischen beträgt. — S. 53 heißt es: „Die Lichtstrahlen fahren außerordentlich geschwind. Ein Lichtstrahl fährt von der Sonne „bis auf die Erde in 7 und einer halben Minute, darum sieht „man die Sonne erst 7 und eine halbe Minute nach ihrem „Aufgang. (!!) Wenn sie untergeht, so siehet man sie eben „so lang nach ihrem Untergang." (!!) Wie unrichtig dies

sey

[illegible] einer Erinnerung. Wir könnten der-
gleichen Fehler in Menge anführen, aber es verdrießt uns,
die Feder damit zu [illegible]. Ueberhaupt trägt das Büch-
lein so viel Merkmale der Uebereilung an sich, und die meisten
Materien sind so flüchtig behandelt, daß wir es unmöglich zum
Unterrichte für die Jugend empfehlen können.

Vr.

Ueber die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse. Eine den 11. Febr. 1793 am Geburtstage des regierenden Herzogs von Würtemberg gehaltne Rede von C. Fr. Kielmeyer, Prof. Stuttg. mit akad. Schriften. 3 Bog. 4.

Eine kleine vortreffliche Schrift, von einem denkenden Na-
turforscher, der im Stande ist, einen Blick auf das große
Ganze der Naturgeschichte zu wagen. Die Frage: welche sind
die Kräfte, welche wir an den Organisationen bemerken, be-
antwortet der Vf. so: Sondern wir die Wirkungen, die wir
an einzelnen Organisationen wahrnehmen, ab, belegen diese
oder ihre Ursachen mit den Namen von Kräften, so haben wir
folgende: Sensibilität, Irritabilität, Reproduktionskraft,
Sekretionskraft, Propulsionskraft. Dann findet der Vf.
durch Ueberblickung der verschiedenen Organisationen folgende
Gesetze für die Verhältnisse dieser Kräfte. Für die Sensibili-
tät: Die Mannichfaltigkeit der möglichen Empfindungen
nimmt in der Reihe der Organisationen ab, wie die Leichtig-
keit und Feinheit der übrigen Empfindungen in einem einge-
schränkten Kreise zunimmt. Für die Reitzbarkeit: Diese
nimmt, der Permanenz ihrer Aeßerungen nach geschätzt, zu,
wie die Schnelligkeit, Häufigkeit oder Mannichfaltigkeit eben
dieser Aeußerungen und die Mannichfaltigkeit der Empfindun-
gen abnimmt. Für die Reproductionskraft (womit der Vf.
richtig, aber kühn, den Blick auf Generation verbindet.) Sie
nimmt, der Zahlnenner an einem bestimmten Orte gebildet
werdenden Individuen nach geschätzt, zu, wie die Größe der
Hervorbringenden, oder noch allgemeiner, der Hervorgebrach-
ten, wie sie nach der Geburt erscheinen, abnimmt. Dieses

[illegible] geschickt zu machen, und ihnen zugleich das Verhalten in der Lebensordnung begreiflich zu machen, welches zur Heilung der Krankheit, vorzüglich in dem ersten Zeitraume, ehe ein Arzt zu Rathe gezogen werden kann, erfodert wird. Von der Heilart selbst durch Arzneyen redet er mit Fleiß nicht, weil sie doch vom Nichtarzte selten recht angewendet wird, und überhaupt die Volksarzneybücher, welche mit Recepten reichlich versehen sind, mehr schädliche Quacksalberey befördern, als dem gemeinen Manne nützlich seyn können. Der Vortrag des Vf. ist der Absicht angemessen, in welchem die Beschreibung der Krankheiten abgefaßt ist. Nur selten kommt ein dem Landmanne unbekanntes Wort vor, als z. B. epidemische Phantasie. Die vier Hauptgattungen der hitzigen Krankheiten, nämlich Entzündungs-, Faul-, Schleim- oder Nerven- und Gallenfieber, kommen hier in Betrachtung, und von Pocken, Friesel, der Ruhr wird beyläufig gehandelt. Die Masern, das Scharlachfieber, welche unter dem Landvolke wegen der fehlerhaften Pflege der Kranken oft fürchterliches Sterben anrichten, sind übergangen. Was sowohl von dem zweckmäßigen Verhalten bey hitzigen Krankheiten und dem gehörigen Gebrauch des Aderlassens, Purgirens, Brechens und Schwitzens, als dem Nachtheil der zweckwidrigen Krankenpflege und dem Mißbrauch der Ausleerungen beygebracht wird, ist ganz einer vernünftigen Erfahrung angemessen, und verdient von allen Nichtärzten beherzigt und befolgt zu werden.

Soh.

Pellagrae, morbi inter Insubriae Austriacae agricolas grassantis, pathologia Commentatio auct. D. *Sal. Constant. Titio*, Path. et Chir. Prof. Publ. Ord. Vicar. Vitemb. Lipf. ap. Hertel. 1792. 4. 30 pag. 4 Gr.

Der Vf. war einige Zeit in Pavia, und lernte die dort einheimische Krankheit, Pellagra, näher kennen. Die Schrift kann, als ein zweckmäßiger, obgleich nicht ganz befriedigender, Beytrag angesehen werden. Nach einem vollständigen Schriftverzeichnisse folgt das Krankheitsgemälde. Nach demselben verhält sich das Uebel wie eine rosenartige Hautkrankheit (Impetigo) mit Abschuppen der Haut und Verschlimmerung der

Zu-

Zufälle bey jedem folgenden Anfalle. Unter diesen stehen Schwäche, Schmerz, Krämpfe, Irrereden, stinkender Schweiß oben an, Tiefsinn und Nervenfieber zum Beschluß, auch wohl Ruhr, Scorbut, Elephantiasis, Verstopfung der Eingeweide; Gesichtsfehler ꝛc. nach der besondern Complication. Als Ursache werden Erbtheil, Schwäche von schlechter Diät, vielleicht ein ansteckendes Gift, weniger Insolation, angegeben. Der Stoff erzeigt sich im Winter, und wirft sich im Frühjahre vermittelst der Sonne an die Haut ab. Der Ausgang ist meistens unglücklich, das Uebel, nach dem Vf., kein Scorbut, aber ihm doch in vielen Stücken ähnlich, keine Hypochondrie oder Elephantiasis, eher Aussatz, vielleicht (S. 29) ein Erysipelas periodicum, nervosum chronicum. — Nun sind wir also wieder da, wo wir im Anfange waren, und kennen diese sonderbare Krankheit nicht. So viel wir in der Ferne und nach den wenigen bekannten Schriften urtheilen können, müssen Klima, Diät u. dgl. als Ursachen des endemischen Uebels gelten, aber noch ein unbekannter Stoff zum Grunde liegen. Wir würden auf Aussatzstoff schließen, und daher auch [illegible]. Das Detail gehöret nicht hieher.

Ἱπποκράτους περὶ ὄψιος. *Hippocratis* de visu libellus. In memoriam optimi patris *Io. Fridr. Jugler* — seperatim et emendatius edidit, notisque et aliorum, et suis illustravit *Io. Henr. Jugler*, M. D. et nomiater, Giffhornensis, Helmstad. sumtib. Fleckeisen. 1792. 8. 96 pag. 9 gr.

Der größte Theil der Schrift ist ein mit Wärme geschriebenes Elogium patris, der andere liefert die Hippokratische Schrift De visu, griechisch und lateinisch, mit untergesetzten Varianten, von S. 31 — 46; einen Commentar. S. 47 bis Ende, der mehr einen Dilettanten, als Kenner verräth. — Es wird seit einiger Zeit zur Mode, einzelne Schriften alter Aerzte herauszugeben oder zu übersetzen; allein dies alles dient bloß zum Paradiren, nicht zur Wiederbelebung und Einführung des Studiums der alten Medicin. Billig sollten die neuen Ausgaben mit steter Rücksicht und Verbindung des Alten und Neuen, oder mit Berichtigung des Alten durch das Neue,

[illegible] gemacht, wohl [illegible] Früchte der besten Arbeit geschähet würden, und wo ihn, nachdem man es mit Beyfall aufgeführt habe, nur herausgebe, ihn (da es mehr dramatische Bearbeitungen dieses Sujets geben sollte) zu zeigen: daß er kein Plagium begangen habe. — Eingänge dieser Gattung pflegen gewöhnlich nicht viel Gutes zu versprechen; um so angenehmer war es uns beym Lesen selbst, zwar kein Meisterwerk, aber doch ein Stück zu finden, das bey einem einfachen, natürlichen Dialoge, bey ziemlich gut durchgeführten Charakteren, mehrere Scenen von Wirkung und Interesse hat. Der Gegenstand desselben ist die bekannte schändliche Hinrichtung von Ladislaus Hunyadi, dem Bruder des nachmaligen Königs Matthias. Der Gang ist der Geschichte ziemlich treu; nur einigemahl weicht er von ihr ab, und da ließe sich freylich zuweilen fragen: Ob mit Vortheil? Warum z. B. soll Gara nicht wissen, daß Ladislaus der Verlobte seiner Tochter sey? Seine Haimtücke träte eben dadurch nur noch stärker hervor. Warum hat der Vf. auch den Charakter des Ladislaus gar so sanft gemacht? In der wahren Geschichte war er allerdings ein wenig rasch, und wenn wir sagen dürfen — National-Ungar. Dies hätte gewiß beybehalten werden können, ohne das Mitleid mit seinem Schicksale zu mindern. Auch die fast kriechende Art, wie er (S. [illegible]) den schändlichen Verdacht um Verzeihung bittet, thut keine gute Wirkung. Ganz christlich mag ein solches Betragen wohl seyn; aber ganz edelmüthig scheint es nicht zu seyn. Das Betragen des Königs; sein innerer Kampf von Scheelsucht, Mißtrauen und Gefühl von Hunyadis Verdiensten hingegen ist gut gezeichnet, und — eine glückliche Verbesserung der Wahrheit selbst. Daß er aber am Ende verzeiht, und seine Verzeihung nur zu spät kommt, ist eine Nachahmung von Essex, die schon allzuoft auf der Bühne vorkam. — Der Vf. verspricht noch ein Schauspiel aus der Geschichte dieses großen Hauses zu liefern. Ein wenig mehr kritische Feile und Gedrängtheit, ein wenig mehr Wärme und feines Gefühl, — und man kann, wenn auch nichts Vortreffliches, doch etwas mehr als Mittelmäßiges von ihm sich versprechen.

Lp.

Die verschlossene Thüre. (Thür.) Lustspiel in 3 Aufzügen. Für das churfürstl. sächs. Hoftheater.

Von

Von Bösenberg. Dresden und Leipzig, bey Richtern in Commission. 6 Bogen. 8. 6 gr.

Diese theatralische Arbeit empfiehlt sich weder durch Neuheit des Plans, noch durch Originalität der Charaktere, noch durch einen Interesse erweckenden raschen Gang der Handlung, noch durch ächten Conversationston im Dialoge. Hr. Bösenberg scheint keinen Beruf zum dramatischen Dichter zu haben. Allein es sind auch Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit in diesem Stücke, welche zu vermeiden eben kein Genie erfordert wird, und die ihm, als Schauspieler, am wenigsten zu verzeihn sind. Wie sollte es z. B. Henriette wohl anfangen, im zweyten Aufzuge, während dem sechsten Auftritte, der nur aus einem Monolog von wenig Zeilen besteht, sich so zu verkleiden, daß ihr eigener Bedienter, den sie so eben verlassen hat, sie nicht wieder kennt, obgleich sie lange mit ihm redet?

Schauspiele von C. F. Bretzner. Erster Band. Leipzig, bey Jacobäer. 1792. 33 Bogen. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Dieser Theil enthält drey Stücke: Das Räuschchen, Complimente und Wind, und den argwöhnischen (oder, wie hier der Titel lautet, mißtrauischen) Liebhaber, welche schon einzeln in unsrer Bibl. recensirt sind. Hr. Bretzner gehört, ungeachtet es seinen Stücken noch hie und da an Ausfeilung mangelt, doch zu unsern besten Lustspieldichtern. Er hat mit dem mißtrauischen Liebhaber ein Paar kleine Veränderungen vorgenommen, wobey dies Stück, welches eines seiner vorzüglichsten Arbeiten ist, gewonnen hat. Möchte er doch auch die Sprachunrichtigkeiten bey dieser Ausgabe seiner Werke verbessern! So steht unter andern im Räuschchen Seite 100: „Dem Alten sein Kopf," statt „des Alten Kopf," oder „der Kopf des Alten."

Zorndorf, eine dramatische Unterhaltung zum Geburtstage und zur funfzigjährigen Dienstfeyer des Herrn Generals von Bornstedt, den 12. Jun. 1792. Magdeburg, bey Scheidhauer. 8½ Bogen. 4 gr.

Bey

ein in Oel getränktes Papier [illegible], welches auf das Schraubbret (s. Tab. I. Fig. A.) fest geschraubet wird. Die Umrisse des Stücks, so wie die innern Theile desselben, werden alsdann durchgezeichnet, das Oelpapier wird abgenommen und die Umrisse darauf mit einem Pinsel [illegible] und endlich, nachdem die Rückseite desselben mit rother od. schwarzer Kreide bestrichen ist, mit einer feinen Radiernadel durch das Umfahren der Umrisse rc. auf ein anderes unterlegtes Blatt übertragen. — Als eine neue Erfindung hat der Vf. doch diese Methode nicht geltend machen wollen; es ist der längst bekannte Behelf mechanischer Nachzeichner, welcher außer der Unbequemlichkeit der Sache selbst, bey nicht sehr vorsichtiger Behandlung, mit Gefahr für das Original, besonders für Handzeichnungen und Kupfer, verbunden ist. — Dann folgen eben so bekannte Anweisungen in der Zubereitung von Oelpapier, — im Kopiren durch Quadrate in gleichen oder verkleinerten Maaßen, — und ein eben so alltäglicher Unterricht im Tuschen. — In der hierauf folgenden allgemeinen Angabe der Eintheilung und Ausmessung der menschlichen Länge, zum Behuf derer, welche keinen Kunstunterricht gehabt haben, fehlt der nothwendige specielle Unterricht der Eintheilung einer nach diesen angegebenen [illegible] zu zeichnenden Figur. Ein großer Apell soll uns derjenige Liebhaber der Kunst, welcher keinen frühern Unterricht im Zeichnen gehabt hat, (und für diesen ist jene Angabe doch bestimmt) seyn, welcher nach dieser sogenannten Anleitung eine richtig gezeichnete Figur aufs Papier bringen kann. — Die beyliegenden Tafeln, auf welchen (nach dem vor uns liegenden Exemplare zu beurtheilen) die verschiedenen Farbenmischungen sehr unrein und rauh dargestellt sind, enthalten diese Farbenmischungen und 288 Namen derselben im Text selbst. — Die am Ende der Bogen gegebene Begriffe aus der Wappenkunst, welche so kurz, oberflächlich und unvollkommen als fast ohne allen wesentlichen Nutzen sind, lassen sich aus dem längst bekannten und hier angezogenen Abriß der Heraldik von Gatterer, deutlicher und gründlicher sammeln.

Le.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek

Siebenten Bandes Zweytes Stück Sechstes Heft
und Intelligenzblatt No. 2. 1794.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen von Christian Conrad Sprengel, mit 25 Kupfertafeln, gr. 4. Berlin, 1793. bey Friedrich Vieweg dem ältern. 444 Seiten. 3 Rg. 16 gr.

Der Verf. hat den Liebhabern der physikalischen Botanik ein sehr angenehmes Geschenk mit diesem Werk gemacht. Wenn auch gleich noch manche Anstand finden sollten, seiner Hypothese, daß die mehresten Pflanzen allein von Insekten befruchtet würden; daß die Natur schon die Einrichtung dazu gemacht habe, und daß diejenigen Blumen, welche Saft (Honig) enthalten, so eingerichtet seyn, daß zwar die Insekten sehr leicht zu denselben gelangen können, der Regen aber ihn nicht verderben könne, und daß, indem die Insekten den Saft in den Blumen aufsuchten, diese den Saamenstaub von den Antheren abstreiften, der an ihnen hängen bliebe, und ihn auf die Stigmate der Blumen brächten, vollen Beyfall zu schenken: so hat er diese seine Hypothese so wahrscheinlich zu machen, und sie mit so vielen und genauen Beobachtungen zu bestättigen gesucht, daß seine Entdeckungen alle Aufmerksamkeit verdienen, und jeden, den sie interessiren, und der Gelegenheit und Muße dazu hat, aufmuntern sollten, sie durch neue und mit gleicher Genauigkeit, wie v. Hrn. Sprengel, angestellte Beob-

Bey Gelegenheits[illegible] [illegible]matischen [illegible], wel-
che Beziehung auf gewisse festliche Tage haben, muß man
manche Unvollkommenheit übersehn, die man andern Werken
der Kunst nicht verzeihn würde; Allein solche, nur für einen
kleinen Cirkel verfertigte Stücke, soll man denn auch nicht ge-
druckt in das größere Publicum kommen lassen. Das vorlie-
gende kleine Schauspiel ist von der Art, und hätte füglich
Manuscript bleiben können.

Pk.

Orlinde, oder die königliche Rache, ein dramatischer Versuch in vier Aufzügen. Von einem Frauenzimmer. Wittenberg, bey Kühne. 1792. 3 Bog. 8. 3 gr. (Vier Aufzüge und dreyzehn handelnde Personen auf 3 Bogen!)

Wir haben nichts dagegen, daß ein Frauenzimmer in einer
so unangenehmen Lage, wie die Verfasserin die ihrige in der
Vorrede schildert, (nämlich wider ihren Willen in eine freu-
denleere Einsamkeit verbannt) aus Verzweiflung ein Trauer-
spiel schreibe, das, wie das vorliegende, in der That sogar
für eine Marionettenbude zu schlecht ist; allein sie muß das
Ding nicht drucken lassen, und wenn ihr, wie sie selbst gesteht,
alle Kenntnisse (wir setzen hinzu: auch alle Talente) zu der-
gleichen Arbeiten fehlen, auf keine Nachsicht Anspruch ma-
chen. Sie meint, strenger Tadel würde den in ihr verborge-
nen Keim ersticken. Desto besser! könnten wir doch jeden
Keim, woraus solche Produkte entstehen, ausrotten!

Eg.

Der Pasquillant, oder: Es lebe Friedrich der Große! Ein Schauspiel in zwey Aufzügen, von B. H. Carl Reinhard, Schauspieler. Braunschweig, bey [illegible]. 179[illegible]. [illegible] 8. [illegible]

Das Sujet dieses kleinen Stücks ist eine (ob wahre oder un-
wahre) Anekdote aus dem Leben Friedrich des II.; und die
Bearbeitung derselben, wenn sie gleich noch keine Meister-
hand verräth, beweist doch, daß der Vf. die Kunst versteht,
solche

solche Scenen anzulegen, die auf das Herz der Zuschauer wirken müssen. Anhaltendes Studium des Menschen und der besten dramatischen Dichter, strenge Aufmerksamkeit auf Reinigkeit und Schönheit der Sprache und des Dialogs, verbunden mit einer genauen Sorgfalt und Feile, werden seinen künftigen Versuchen gewiß einen höheren dramatischen Werth geben. Der Titel selbst scheint Rec. für die Hauptperson des Stücks, den Major Edelschwerdt, zu hart, da er doch nicht eigentlicher Pasquillant ist und auch nicht seyn darf, wenn der Zuschauer sich so ganz für ihn interessiren soll: eben so hätte er auch den Zusatz: Es lebe etc. in mehr als Einer Hinsicht weggewünscht. Auch mit Personen ist das Stück zu sehr überladen; Kammerjunker von Stachel ist ein sehr entbehrlicher Lückenbüßer und Maitre d' Hotel. Qualm ganz überflüßig. Die auf dem Titelblatt angebrachte Vignette ist äusserst schlecht.

Rz.

Schöne Künste.

Kurze Anweisung, wie Mahlereyen, Zeichnungen und Kupferstiche auf eine leichte Art zu kopieren sind, nebst einem Unterricht von den Farbenmischungen und den nothwendigsten Begriffen der Mahlerkunst, für Zeichner und Künstler. Mit Kupfern. Nürnberg, im Verlag der Raspischen Buchhandlung. 1795. 48 S. 8. 10 gr.

In dem Vorbericht wird überflüssig bemerkt, daß die in diesen Bogen enthaltene Anleitung zum Kopieren etc. nicht für Künstler von Profession bestimmt sey und auch keinen eigentlichen Künstler bilden, sondern nur für Dilettanten der Kunst und für solche Gelehrte, Diplomatiker, Heraldiker, Bauverständige, Mechaniker u. s. w. dienen solle, welche keine ausführliche Anweisung im Zeichnen hatten, und daß die Anleitung sich auf vieljährige Erfahrung und viele Versuche gründe. — Man spannt, wie der Vf. hier lehrt, die Malerey, Zeichnung oder den Kupferstich, welche man kopiren will, auf ein wohl abgehobeltes gleiches Brett, mit einem, zur Schonung des Stücks, untergelegtem Blatt feinen Papiers, bringt ein

ein in Oel getränktes Papier darüber, welches mit einem Schraubholz (s. Tab. I. Fig. A) fest geschroben wird u. s. w. Die Umrisse des Stücks, so wie die innern Theile desselben, werden alsdann durchgezeichnet, das Oelpapier nun abgenommen und die Umrisse darauf mit einem Pinsel nachgezogen; und endlich, nachdem die Rückseite desselben mit rother oder schwarzer Kreide bestrichen ist, mit einer feinen Radiernadel, durch das Umfahren der Umrisse rc. auf ein andres untergelegtes Blatt übertragen. — Als eine neue Erfindung wird der Vf. doch diese Methode nicht geltend machen wollen; es ist der längst bekannte Behelf mechanischer Nachzeichner, welcher, außer der Unbequemlichkeit der Sache selbst, bey nicht höchst vorsichtiger Behandlung, mit Gefahr für das Original, besonders für Handzeichnungen und Kupfer, verbunden ist. — Dann folgen eben so bekannte Anweisungen zur Zubereitung von Oelpapier, — im Kopiren durch Quadrate in gleichen oder verkleinerten Maaßen, — und ein eben so alltäglicher Unterricht im Tuschen. — In der hierauf folgenden allgemeinen Angabe der Eintheilung und Ausmessung der menschlichen Länge, zum Behuf derer, welche keinen Kunstunterricht gehabt haben, fehlt der nothwendige specielle Unterricht der Eintheilung einer nach diesen angegebnen Grössen zu zeichnenden Figur. Ein großer Apoll soll uns derjenige Liebhaber der Kunst, welcher keinen frühern Unterricht im Zeichnen gehabt hat, (und für diesen ist jene Angabe doch bestimmt) seyn, welcher nach dieser sogenannten Anleitung eine richtig gezeichnete Figur aufs Papier bringen kann. — Die beyliegenden Tafeln, auf welchen (nach dem vor mir liegenden Exemplare zu beurtheilen) die verschiedenen Farbenmischungen sehr unrein und rauh dargestellt sind, enthalten diese Farbenmischungen und 288 Namen derselben im Text selbst. — Die am Ende der Bogen gegebene Begriffe aus der Wappenkunst, welche so kurz, oberflächlich und unvollkommen wie hier, ohne allen wesentlichen Nutzen sind, lassen sich aus dem längst bekannten und hier angezogenen Abriß der Heraldik von Gatterer, deutlicher und gründlicher sammeln.

Ko.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek

Siebenten Bandes Zweytes Stück Sechstes Heft
und Intelligenzblatt No. 2. 1794.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen von Christian Conrad Sprengel, mit 25 Kupfertafeln, gr. 4. Berlin, 1793. bey Friedrich Vieweg dem ältern. 444 Seiten. 3 Rthlr. 16 gr.

Der Verf. hat den Liebhabern der physikalischen Botanik ein sehr angenehmes Geschenk mit diesem Werk gemacht. Wenn auch gleich noch manche Anstand finden sollten, seiner Hypothese, daß die mehresten Pflanzen allein von Insekten befruchtet würden; daß die Natur schon die Einrichtung dazu gemacht habe, und daß diejenigen Blumen, welche Saft (Honig) enthalten, so eingerichtet seyn, daß zwar die Insekten sehr leicht zu denselben gelangen können, der Regen aber ihn nicht verderben könne, und daß, indem die Insekten den Saft in den Blumen aufsuchten, diese den Saamenstaub von den Antheren abstreiften, der an ihnen hängen bliebe, und ihn auf die Stigmate der Blumen brächten, vollen Beyfall zu schenken: so hat er diese seine Hypothese so wahrscheinlich zu machen, und sie mit so vielen und genauen Beobachtungen zu bestättigen gesucht, daß seine Entdeckungen alle Aufmerksamkeit verdienen, und jeden, den sie interessiren, und der Gelegenheit und Muße dazu hat, aufmuntern sollten, sie durch neue und mit gleicher Genauigkeit, wie v. Hrn. Sprengel, angestellte Beob-

achtungen, jedoch ohne Vorurtheil für oder gegen dessen Hypothese, zu prüfen. Doch Rez. stehet sich verbunden, vordersamst die Hypothese des Verf. und das Resultat seiner Beobachtungen, vorzulegen.

Seine Ueberzeugung, daß die Natur die Befruchtung der Blüthen größtentheils den Insekten übertragen habe, welches schon mehrere vor ihm bemerkt und behauptet haben, veranlaßte ihn, dieses Geschäfte der Insekten genauer zu untersuchen, und seinem unermüdeten Fleiß gelang es, hierüber manche neue Entdeckungen zu machen. Er fand, daß die Natur die Blüthen, welche vorzüglich durch Insekten befruchtet würden, mit einem Saft versehen habe, den diese zu ihrer Nahrung aufsuchten, und daß die Natur diesen Thierchen nicht nur den Weg genau bezeichnet habe, worauf sie diesen Saft in seinen mancherley Behältnissen sicher finden könnten. Diese Behältnisse sind die Saftdrüsen, oder diejenigen Theile der Saftblumen, welche den Saft bereiten und absondern. Die Gestalt derselben S. 9 und der Ort, an welchem sich die Saftdrüse befindet, ist höchst mannichfaltig und verschieden. Oft fällt dieselbe, wenn man die Blume ansieht, sogleich in die Augen; oft ist sie ziemlich versteckt, so daß es, besonders wenn sie dabey sehr klein ist, einige Mühe kostet, sie zu finden. Oft ist sie der Fruchtknoten selbst, oder ein Theil desselben, oft aber von demselben ganz verschieden und entfernt. Sie ist fleischicht, oder von einer gewissen Dicke, und glatt. Wenn also der Fruchtknoten mit Haaren überzogen ist, so kann er nicht die Saftdrüse seyn. Ist aber der oberste Theil desselben haaricht, und der unterste glatt, oder umgekehrt, so ist dieser glatte Theil, besonders wenn er sich noch durch eine wulstförmige Gestalt und durch eine besondere Farbe unterscheidet, die Saftdrüse. Endlich ist die Saftdrüse mehrentheils gefärbt, selten grün, gewöhnlich gelb, selten weiß, pomeranzengelb, kirschroth ɿc.

Von diesen Saftdrüsen unterscheidet sich der Safthalter S. 10., oder der Theil einer Saftblume, welcher den von der Saftdrüse abgesonderten Saft empfängt und enthält. Seine innere Oberfläche ist jederzeit glatt. Seine Gestalt und der Ort, wo er sich befindet, sind ebenfalls sehr mannichfaltig und verschieden. Mehrentheils ist derselbe unmittelbar bey der Saftdrüse befindlich, zuweilen von derselben entfernt, oft ist die Saftdrüse selbst zugleich der Safthalter.

Der

Der Safthalter und der darinn' enthaltene Saft S. 10, ist durch die Saftdecke vor dem Regen gut bedeckt. Die Saftblumen nämlich sind so eingerichtet, daß zu ihrem Saft die Insekten zwar leicht gelangen können, die Regentropfen aber immer in einiger Entfernung von ihm bleiben, und sich mit ihm nicht vermischen oder ihn verderben können. Der Urheber der Natur hat die Blüthen auf verschiedene Art verwahrt. Die gerade aufrecht stehenden Blumen würden diesfalls der mehresten Gefahr unterworfen seyn, aber sie sind auch am meisten durch besondere Anstalten gegen das Eindringen des Regens (und Thaues) verwahrt. Ihre Kronenblätter sind oft in schmale Stücke zertheilt, der Wind wehet die Regentropfen herab, und von ihnen läßt sich vorzüglich erwarten, daß sie sich bey regnerichter Witterung nicht öffnen werden. Oder es finden sich andere Einrichtungen zur Bedeckung des Safts, die Antheren verschließen die Oeffnung des Tubus, wie bey der Schlüsselblume, Aurikel x., oder wie an der Reseda odorata, müssen vier dünne, ein wenig haarichte und vorne eingebogene Körper, von welchen die obersten größer sind, als die untersten, die Saftdrüse umfassen, S. 265. und den Saft vor dem Regen schützen. Mehr solche Verwahrungsmittel finden sich bey mehrern Pflanzen angeführt.

Die gerade herabhangende Blumen werden nur auf ihrer äussern Seite vom Regen getroffen, die innere ist demselben wenig oder gar nicht blos gestellt, besonders wenn sie eine glockenförmige, oder walzenförmige, oder kugelförmige Gestalt haben. Und der Saft befindet sich oben im Grunde der Blumen, zu welchem hinaufzusteigen die Regentropfen durch ihre eigene Schwere verhindert werden.

Doch die Hauptsache ist, daß die Krone S. 11 und 12 mehrentheils sehr dünne ist, und folglich, weil sie nur wenig körperliche Masse hat, auch nur wenig Anziehungskraft besitzt, daß ihre innere Oberfläche, zuweilen auch die äussere, mit feinen Haaren, oder Wolle, oder Puder überzogen ist, daß, wenn diese Oberfläche glatt ist, die Krone ein subtiles Oel auszuschwitzen scheint. In allen diesen Fällen äussern die Theile eines auf die Krone gefallenen Regentropfens, weil sie von derselben wenig angezogen werden, ihre Anziehungskraft mehr gegen einander selbst, und der Regentropfen bekömmt eine sphäroidische Gestalt, so daß die Fläche, mit welcher er die Krone berührt, kleiner ist, als diejenige, welche jener parallel

 durch

durch seinen Mittelpunkt geht. Auf solche Art kann er nicht lange in oder auf der Krone haften, sondern muß, sobald die Blume vom Winde geschüttelt wird, heraus, oder herabfallen. Wenn er aber auch sitzen bleibt, so kann er doch nicht bis zum Saft kommen. Er trifft, indem er hinab fließt, eine Reihe von Haaren an, welche über dem Safthalter angebracht sind, und mehrentheils nach oben zu mit der Oberfläche der Krone einen spitzen Winkel machen, folglich ihm ihre Spitzen zukehren, und ihn vom Safthalter abhalten, oder er geräth an einen Ansatz, vor welchem er stehen bleiben muß. Zuweilen berührt er einige Antheren. Weil nun diese dicker sind, als die Filamente, so ziehen sie ihn auch stärker an. Er bleibt also zwischen den Antheren und der Krone sitzen, und kann nicht zu dem Safttröpfchen, welches unten an den Filamenten sitzt, gelangen. Oft sind die Filamente oben dicker, als unten. Fällt also ein Regentropfen auf den obersten Theil derselben, so bleibt er aus gleicher Ursache hier sitzen. — — Viele röhrenförmige Blumen haben eine ziemlich weite Oeffnung. Weil aber dieselbe durch fünf oder mehr Filamente in eben so viel kleinere Oeffnungen getheilet wird, so kann kein Regentropfen durch dieselben in die Röhre hineinfließen. Oder es sitzen an der Oeffnung fünf oder mehr Antheren, welche den Raum derselben beynahe ausfüllen. Auch hier kann kein Regentropfen hineindringen. In beyden Fällen aber können kleinere Insekten leicht hineinkriechen, und grössere ihren Saugrüssel hineinstecken. Oft hat sich die Natur, um diesen doppelten Endzweck zu erreichen, der Elasticität bedient. Sie hat gewisse Deckel angebracht, welche von einem Insekt leicht aufgehoben werden können, damit es zum Saft gelange, welche aber, wenn das Insekt sich wieder zurück begiebt, wieder zufallen, damit kein Regentropfen hindurch dringen könne. Ist gleich die Elasticität bey den Blumen nicht so stark, wie an den Saamenbehältnissen, so ist sie auch hier nicht so nöthig, da es hier nur darauf angesehen ist, daß ein von einem Insekt aufgehobener Deckel wieder zufalle, nicht aber, daß gewisse Körper, wie die Saamenkörner, weit fortgeworfen werden. Endlich bezieht sich auf diesen Endzweck die Eigenschaft vieler Blumen, daß sie sich nur bey schöner Witterung öffnen, bey regnichtem und trübem Wetter hingegen verschlossen bleiben. Wir haben geglaubt, unsern Lesern einen umständlichen Auszug aus der vorangeschickten Einleitung eines Buches, das alle Aufmerksamkeit verdient, vorlegen zu müssen, weil auf der so genauen

nnten Bedeckung, womit die Natur die Nectarien vor allem Nachtheil zu bewahren bedacht ist, der Beweis, den der Vf. für seine Hypothese gründet, hauptsächlich beruhet. Wir sind auch fast immer bey den eigenen Worten des Verfassers geblieben, und nur zuweilen hat Rec. seinen Vortrag abgekürzt, nicht aber entstellt.

Doch der so genau beobachtende Verf. hat noch mehr Beweise für seine Hypothese, daß die Befruchtung des Fruchtknotens durch die Insekten der letzte Endzweck sey, auf welchen sich die ganze Struktur der mehresten, ja vermuthlich aller eigentlichen und mit einer Krone versehenen Saftblumen beziehe, die sich theils auf die Insekten, theils auf die Blumen gründen. Da wir aber schon mit Anführung der vorhergehenden Beobachtungen fast zu weitläuftig gewesen sind: so wollen wir das Folgende kürzer fassen.

Die Beschaffenheit der Krone, der Geruch und das Saftmal der Blumen sind dazu bestimmt, oder Veranstaltungen der Natur, S. 15. daß die Insekten den Saft der Saftblumen leicht finden können. Erstlich hat die Natur dafür gesorgt, daß die Insekten die Blumen schon von weitem gewahr werden, entweder durch das Gesicht, oder durch den Geruch, oder durch beyde Sinne zugleich. Alle Saftblumen sind deswegen mit einer Krone geziert, und sehr viele düften einen Geruch aus, welcher den Menschen mehrentheils angenehm, oft unangenehm, zuweilen unausstehlich, denjenigen Insekten aber, für welche ihr Saft bestimmt ist, jederzeit angenehm ist. Die Krone ist (sehr wenige Arten ausgenommen) gefärbt, damit sie gegen die grüne Farbe der Pflanze stark absteche. Zuweilen ist auch der Kelch gefärbt, und zwar, wenn eine vollständige Krone da ist, anders als diese, oder wenn er mit derselben ein Ganzes ausmacht, auf der innern Seite eben so, als die Krone. Fehlt diese, so vertritt er ihre Stelle. Bey vielen Arten sind auch die Blumenblätter, (bracteae) zu eben diesem Endzweck gefärbt, jedoch mehrentheils anders, als die Krone.

Wird nun ein Insekt durch die Krone, oder durch ihren Geruch gelockt, sich auf dieselbe zu begeben: so wird es entweder den Saft sogleich gewahr, oder nicht, weil dieser sich an einem verborgenen Ort befindet. Im letztern Fall kommt ihm die Natur durch das Saftmal zu Hülfe. Dieses beste-

 het

het aus einem oder mehreren Flecken, Linien, Düpfeln oder Figuren von einer andern Farbe, als die Krone überhaupt hat, und sticht folglich gegen die Farbe der Krone schwächer oder stärker ab. Es findet sich jederzeit da, wo die Insekten hineinkriechen müssen, wenn sie zum Saft gelangen wollen. Wenn der Safthalter, S. 16. von der Oeffnung, durch welche die Insekten hineinkriechen, entfernt ist, so zieht sich das Saftmal durch diese Oeffnung bis zum Safthalter, und dient den Insekten zum sichern Wegweiser. Hat eine Blume mehrere Eingänge zum Safthalter, so hat sie auch eben so viele Saftmäler. Das Saftmal hat endlich eine ringförmige Gestalt, wenn eine Blume mehrere Safthalter hat, welche rings herum um den Fruchtknoten stehen, oder auch nur einen, welcher aber in Gestalt eines Ringes den Fruchtknoten umgiebt.

Auch die Zeit der Blüthe, S. 16. hat die Natur zu diesem Geschäfte der Insekten geordnet. Bekanntlich giebt es Pflanzen, die bey Tage, andere, die in der Nacht blühen. Eben so giebt es Insekten, die blos des Nachts ihrer Nahrung nachgehen, andere, die bloß bey Tage umher schwärmen. Die Tagesblumen, wovon viele sich in der Nacht schliessen, und manche nur einen oder zween Tage blühen, sind, obgleich nicht alle, mit einem Saftmal geziert. Die Nachtblumen gehen nur des Abends auf; bey Tage sind die mehresten von denselben geschlossen, oder welk und unansehnlich, woraus erhellet, daß sie nur für Nachtinsekten bestimmt sind. Sie haben eine große und hellgefärbte Krone, damit sie in der Dunkelheit der Nacht den Insekten in die Augen fallen. Ist ihre Krone unansehnlich, so wird dieser Mangel durch einen starken Geruch ersetzt. Ein Saftmal hingegen findet bey ihnen nicht statt, das in der Dunkelheit der Nacht, es möchte heller oder dunkler als die Krone gefärbt seyn, nicht genug in die Augen fallen würde.

Wir kommen nun auf den Hauptbeweis, den der Verf. zur Bekräftigung seiner Hypothese aufstellt, und den er in der von ihm zuerst entdeckten Dichogamie der Saftpflanzen findet. Wir wollen ihn hievon selbst sprechen lassen.

S. 17. Von dieser Befruchtung der Blumen durch die Insekten ist ein unläugbarer Beweis die von mir zuerst entdeckte Einrichtung sehr vieler Zwitterblumen, vermöge welcher ein jedes Individuum derselben nicht durch seinen eigenen, son-

dern

dern blos durch eines andern Staub befruchtet werden kann. Denn wenn diese Blumen auf eine mechanische Art befruchtet werden sollten, d. i. so, daß entweder die Antheren das Stigma unmittelbar berührten, und demselben ihren Staub mittheilten, oder daß der Staub der ersteren auf das letztere hinabfiele, oder daß derselbe vom Winde auf dasselbe gebracht würde, so würde diese Einrichtung die Erreichung dieser Absicht im ersten Fall schlechterdings vereiteln, und in den beyden letzten wenigstens sehr erschweren."

Diese Einrichtung nenne ich das ungleichzeitige Blühen der Geschlechtstheile, oder eigentlich der Antheren und des Stigma, oder kürzer, die Dichogamie. Dieselbe besteht aber darinn: Nachdem die Blume sich geöffnet hat, so haben oder erhalten die Filamente entweder alle zugleich, oder eins nach dem andern, eine bestimmte Stellung, in welcher ihre Antheren sich öffnen, und ihren Staub zur Befruchtung darbieten. Unterdessen aber befindet sich das Stigma an einer von den Antheren entfernten Stelle, und ist noch klein und fest geschlossen. Es kann also der Staub der Antheren schlechterdings weder auf eine mechanische Art, noch durch ein Insekt auf das Stigma gebracht werden, weil es noch nicht existirt. Dieser Zustand währet eine geraume Zeit. Inzwischen verlieren die Antheren ihren Staub, ohne daß das Stigma davon bestäubt werden könnte, weil es um vieles später blühet, (mannbar wird.) Nun ist aber diejenige Stelle, wo anfänglich die blühenden Antheren und hernach das blühende Stigma sich befinden, in jeder Blume so gewählt, daß das Insekt, für welches die Blume bestimmt ist, nicht anders zum Saft gelangen kann, als daß es zugleich mit einem Theil des Körpers in der jüngern Blume die Antheren, und in der ältern das Stigma berührt, den Staub von jenen abstreift und auf dieses bringt, und auf solche Art die ältere Blume durch den Staub der jüngern befruchtet. — Diese Einrichtung hat der Verfasser im July 1790 an dem Epilobium angustifolium entdeckt, und nachher an verschiedenen Gattungen, ja an ganzen Familien, z. B. den Schirmblumen, so leicht und so deutlich, daß er sich darüber wundern müssen, daß sie nicht schon längst von andern und weit eher von ihm entdeckt worden sey. Auch das Gegentheil, S. 18. entdeckte derselbe, oder er fand Blumen, deren Stigma anfangs blühet, ihre Staubgefäße aber erst nach vollendeter Befruchtung des Fruchtknotens. Dieß

beobachtete er zuerst an der Euphorbia cyparissias. Es giebt also, sagt er S. 19. zwo Arten von Dichogamie, jene, da die Antheren früher als das Stigma blühen, nennt er die männlich weibliche (Dichogamia androgyna) diese, wenn das Stigma eher als die Antheren blühen, die weiblich männliche (Dichogamia gynandra). Das Gegentheil der Dichogamie heißt Homogamie.

Gern möchte der Rec. noch mehrere Beobachtungen des Verfassers aus seiner Einleitung mittheilen, sowohl weil sie sehr merkwürdig sind; als auch, weil sie zum Beweis seiner Genauigkeit im Beobachten dienen. Wir müssen aber hier ungern abbrechen. Nur noch zwo Bemerkungen wollen wir beysetzen. Der Verf. hält die Bienen und Hummeln für diejenigen Insekten, S. 20. welche die Blumen befruchten, deren sich die Natur vornehmlich zu dieser Verrichtung bedient. Doch sagt er vorher S. 19., daß viele Blumen von mehreren Arten von Insekten befruchtet werden. Recens., der sich seit vielen Jahren mit Beobachtung der Pflanzenbefruchtung abgegeben hat, hat hiebey die Tag- und Nachtschmetterlinge vorzüglich auch beschäftigt gefunden. Selbst die große Anzahl der Nachtschmetterlinge, und die Nahrung, die ihnen die Natur in dem Pflanzenhonig größtentheils angewiesen hat, muß schon auf die Vermuthung führen, daß sie auch, wie die Taginsekten bey den Tagblumen, zur Erreichung der zwoten Absicht, nämlich zur Befruchtung der Nachtblumen, von der Natur gebraucht würden. Die andere Bemerkung, die wir noch beybringen, betrifft die Beobachtung der Geschicklichkeit, womit die Insekten den Saft in den Pflanzen aufsuchen. Die Geschicklichkeit dieser Thierchen, heißt es S. 20. den Saft zu finden, wenn er auch noch so sehr versteckt ist, hat mich oft in Erstaunen gesetzt (auch den Recensenten.) Wie klein sind nicht die Saftmaschinen des wilden Schwarzkümmels! und wie viel kleiner ist nicht derjenige Theil derselben, welcher als eine kleine Büchse gestaltet, und mit einem elastischen Deckel versehen ist, und den Saft enthält? Die Biene, vom ringförmigen Saftmal geleitet, läuft im Kreise herum, öffnet jedes Büchschen und holet den Saft heraus. Wer keine Kenntniß von den Blumen hat, wird vielleicht, wenn er das Antirrhinum majus zum erstenmal sieht, glauben, daß die Unterlippe desselben mit der Oberlippe ein einziges Stück ausmache, denn beyde schliessen dicht an einander, und aus dem gel-

ben

den Fleck auf der Unterlippe wird er um so viel weniger das Gegentheil zu schliessen im Stande seyn, da keinem einzigen Botaniker bisher der Endzweck desselben bekannt gewesen ist. Hat sich aber eine Hummel der Blume genähert, so wird sie nicht erst Versuche anstellen, ob und wie sie hineinkommen könne. Da sie sehr wohl weiß, was der gelbe Fleck bedeutet, so setzt sie sich sogleich auf die Unterlippe, entfernt dieselbe von der Oberlippe, und kriecht zwischen beyden in die Blume hinein. Um diese befruchten zu können, ist ihr Körper überall haaricht, und der Staub der Antheren hängt sich an diese Haare, den sie wieder an dem Stigma abstreifen, und es damit befruchten.

In dem Werk selbst sucht nun der Verf. durch Beobachtungen, die er an 499 Pflanzen gemacht hat, seine Hypothese zu bestätigen. Rec. würde es für unbillig halten, über diese Hypothese im Ganzen und überhaupt einige ihm beygegangene Einwürfe zu machen, oder auch das, was ihm gegen die Beobachtungen des Verfassers an einzelnen Pflanzen etwa durch seine Beobachtungen bekannt seyn dürfte, zur Widerlegung mancher Behauptungen des Verf. anzuführen; da eines Theils doch nicht geläugnet werden kann, daß die Insekten zur Befruchtung der Pflanzen von der Natur häufig gebraucht werden, andern Theils aber diese Einwürfe doch nur Nebendinge betreffen müßten, welche die Hauptsache selbst nicht umstoßen können. Am meisten dürfte übrigens die Behauptung des Verf., daß das von ihm sogenannte Saftmal der Blumen von der Natur zum Wegweiser für die Insekten zu den Nectarien zu gelangen allein angebracht sey, Zweifel erregen. Denn nicht zu gedenken, daß die Insekten mehr durch den Geruch des Safts angelockt werden, denselben zu suchen und zu finden, als durch das Gesicht, und daß sie auch durch dieses schon in der Oeffnung der Blumen den Weg dazu angewiesen finden, den sie auch in den fast mit unmerklich bezeichneten Saftmälern versehenen Blumen nie verfehlen, wie in denen, die ein solches gar nicht haben: so müßte den Insekten ein Instinkt beygelegt werden, wodurch sie diese Saftmäler als Wegweiser zum Saft erkennten, der schwer oder gar nicht erklärt werden könnte. Doch, wie gesagt, die Hauptsache kann stehen bleiben, wenn auch gleich solche Nebendinge wegfallen. Mit genauer Bestimmung der Endursachen ist es überhaupt eine mißliche Sache, und wie wahr ist es, was Blumenbach in den Beyträgen zur Naturgeschichte in einer

beobachtete er zuerst an der Euphorbia cyparissias. Es giebt also, sagt er S. 19. zwo Arten von Dichogamie, jene, da die Antheren früher als das Stigma blühen, nennt er die männlich weibliche (Dichogamia androgyna) diese, wenn das Stigma eher als die Antheren blühen, die weiblich männliche (Dichogamia gynandra). Das Gegentheil der Dichogamie heißt Homogamie.

Gern möchte der Rec. noch mehrere Beobachtungen des Verfassers aus seiner Einleitung mittheilen, sowohl weil sie sehr merkwürdig sind; als auch, weil sie zum Beweis seiner Genauigkeit im Beobachten dienen. Wir müssen aber hier ungern abbrechen. Nur noch zwo Bemerkungen wollen wir beysetzen. Der Verf. hält die Bienen und Hummeln für diejenigen Insekten, S. 20. welche die Blumen befruchten, deren sich die Natur vornehmlich zu dieser Verrichtung bedient. Doch sagt er vorher S. 19., daß viele Blumen von mehreren Arten von Insekten befruchtet werden. Recens., der sich seit vielen Jahren mit Beobachtung der Pflanzenbefruchtung abgegeben hat, hat hiebey die Tag- und Nachtschmetterlinge vorzüglich auch beschäftigt gefunden. Selbst die große Anzahl der Nachtschmetterlinge, und die Nahrung, die ihnen die Natur in dem Pflanzenhonig gröstentheils angewiesen hat, muß schon auf die Vermuthung führen, daß sie auch, wie die Taginsekten bey den Tagblumen, zur Erreichung der zwoten Absicht, nämlich zur Befruchtung der Nachtblumen, von der Natur gebraucht würden. Die andere Bemerkung, die wir noch beybringen, betrifft die Beobachtung der Geschicklichkeit, womit die Insekten den Saft in den Pflanzen aufsuchen. Die Geschicklichkeit dieser Thierchen, heißt es S. 20. den Saft zu finden, wenn er auch noch so sehr versteckt ist, hat mich oft in Erstaunen gesetzt (auch den Recensenten.) Wie klein sind nicht die Saftmaschinen des wilden Schwarzkümmels! und wie viel kleiner ist nicht derjenige Theil derselben, welcher als eine kleine Büchse gestaltet, und mit einem elastischen Deckel versehen ist, und den Saft enthält? Die Biene, vom ringförmigen Saftmal geleitet, läuft im Kreise herum, öffnet jedes Büchschen und holet den Saft heraus. Wer keine Kenntniß von den Blumen hat, wird vielleicht, wenn er das Antirrhinum maius zum erstenmal sieht, glauben, daß die Unterlippe desselben mit der Oberlippe ein einziges Stück ausmache, denn beyde schliessen dicht an einander, und aus dem gelben

den Fleck auf der Unterlippe wird er um so viel weniger das Gegentheil zu schliessen im Stande seyn, da keinem einzigen Botaniker bisher der Endzweck desselben bekannt gewesen ist. Hat sich aber eine Hummel der Blume genähert, so wird sie nicht erst Versuche anstellen, ob und wie sie hineinkommen könne. Da sie sehr wohl weiß, was der gelbe Fleck bedeutet, so setzt sie sich sogleich auf die Unterlippe, entfernt dieselbe von der Oberlippe, und kriecht zwischen beyden in die Blume hinein. Um diese befruchten zu können, ist ihr Körper überall haaricht, und der Staub der Antheren hängt sich an diese Haare, den sie wieder an dem Stigma abstreifen, und es damit befruchten.

In dem Werk selbst sucht nun der Verf. durch Beobachtungen, die er an 499 Pflanzen gemacht hat, seine Hypothese zu bestätigen. Rec. würde es für unbillig halten, über diese Hypothese im Ganzen und überhaupt einige ihm beygegangene Einwürfe zu machen, oder auch das, was ihm gegen die Beobachtungen des Verfassers an einzelnen Pflanzen etwa durch seine Beobachtungen bekannt seyn dürfte, zur Widerlegung mancher Behauptungen des Verf. anzuführen; da eines Theils doch nicht geläugnet werden kann, daß die Insekten zur Befruchtung der Pflanzen von der Natur häufig gebraucht werden, andern Theils aber diese Einwürfe doch nur Nebendinge betreffen müßten, welche die Hauptsache selbst nicht umstoßen können. Am meisten dürfte übrigens die Behauptung des Verf., daß das von ihm sogenannte Saftmal der Blumen von der Natur zum Wegweiser für die Insekten zu den Nectarien zu gelangen allein angebracht sey, Zweifel erregen; Denn nicht zu gedenken, daß die Insekten mehr durch den Geruch des Safts angelockt werden, denselben zu suchen und zu finden, als durch das Gesicht, und daß sie auch durch dieses schon in der Oeffnung der Blumen den Weg dazu angewiesen finden, den sie auch in den fast mit unmerklich bezeichneten Saftmälern versehenen Blumen nie verfehlen, wie in denen, die ein solches gar nicht haben: so müßte den Insekten ein Instinkt beygelegt werden, wodurch sie diese Saftmäler als Wegweiser zum Saft erkennten, der schwer oder gar nicht erklärt werden könnte. Doch, wie gesagt, die Hauptsache kann stehen bleiben, wenn auch gleich solche Nebendinge wegfallen. Mit genauer Bestimmung der Endursachen ist es überhaupt eine mißliche Sache, und wie wahr ist es, was Blumenbach in den Beyträgen zur Naturgeschichte in einer

Note S. 39 rc. sagt? „Wenige Behauptungen in der Welt sind mit so unglaublichen Vorurtheilen von der einen Seite verfochten und von der andern bestritten worden, als die von den Endursachen des Schöpfers. — — Die Physicotheologen haben dadurch theils seltsame Blüßen gegeben, daß sie es für ihren Beruf hielten, von jeder Einrichtung in der Schöpfung Zweck und Absicht rein darzuthun. So glaubten sie z. B. bey einer Bienengattung an den Vorderfüßen der Männchen eine durchlöcherte Scheibe zu finden, und ermangelten nun nicht, diesem Bau einen Nutzen anzudemonstriren, das hat die weise Natur gethan, hieß es, damit die Biene Blumenstaub durchsieben und dadurch die Befruchtung der Blume befördern soll, und von Stund an hieß nun das Insekt die Siebbiene (Sphex cribraria). Es gereicht einem Geistlichen, der sich überhaupt viel Verdienst um die Naturgeschichte erworben hat, dem Herrn Hofdiakonus Göze zur Ehre, daß er diesen Irrthum aus der Natur selbst widerlegt und gezeigt hat, daß die Scheiben an den Füssen jenes Thiers gar nicht durchlöchert sind, und folglich wohl an die dem Schöpfer angedichtete weise Absicht nicht zu denken ist." Wenn auch Rec. dem Herrn Sprengel keine solche ganz ungegründete Teleologie bey seiner Hypothese beymessen will; so scheint ihm doch die Behauptung, daß das Saftmal und der Safthalter allein um der Insekten willen in den Blumen befindlich seyn sollen, sehr zweifelhaft zu seyn, wie doch S. 5 behauptet wird, indem beyde Absichten, irgend ein Nutzen, den die Blume oder ein Theil von ihr davon zieht, und die Nahrung der Insekten mit einander verbunden seyn können, ob wir gleich jenen Nutzen noch nicht wissen. Noch wünschte Recens. den so fleissig beobachtenden Ve[r]fasser auf einen Umstand aufmerksam machen zu können, der sich bey der Befruchtung einiger Pflanzen, deren Pistille und Fruchtknoten stark behaart sind, findet. Rec. hat nämlich bey vorgenommener künstlicher Befruchtung solcher behaarten Pistillen wahrgenommen, daß diese Operation viel glücklicher von statten gehe, und die in dem Fruchtknoten befindliche Saamen häufiger befruchtet werden, wenn der Saamenstaub nicht nur auf das Stigma allein gebracht, sondern auch das Pistill der Länge nach mit Saamenstaub beleget wird; da im Gegentheil ihn die Erfahrung oft genug belehret hat, daß, wenn nur auf das Stigma allein Saamenstaub aufgetragen worden, viele Saamenkörnchen unbefruchtet geblieben sind, und oft nur wenige, ja manchmal nur eines oder

zwey,

zwey, zur Reife gekommen sind. Diese Haare sind untrüglich das sichere Merkmal der Mannbarkeit der Pistille, und da sie sich an allen solchen Blumen, deren Pistille, so glatt sie anfänglich und in ihrem zur Befruchtung unreifen Zustand zu seyn pflegen, erst dann einfinden, wenn sie zur Befruchtung geschickt sind; so scheint die Natur diese Härchen nicht umsonst anzubringen, und zwar gerade an diesem weiblichen Geschlechtstheile. Könnte nicht eben dadurch und durch die Härchen, die sich auch an manchen Fruchtknoten finden, eine, wo nicht vollständige, doch partiale Befruchtung hervorgebracht und bewirkt werden? Die Sache verdient allerdings den Beobachtungsfleiß des Herrn Verf. zu erregen, der nicht nur Gelegenheit dazu hat, sondern auch Eifer mit dem richtigsten Beobachtungsgeist verbindet.

Noch fügt Rec. einige Bemerkungen bey, die ihm bey dem mehrmaligen Durchlesen dieser schätzbaren Schrift beygegangen sind. Die Mirabilis longiflora blühet erst Abends nach untergegangener Sonne, und die Blume verwelkt am folgenden Morgen. Sie ist also ohne Zweifel eine Nachtblume. Ihr enger tubus scheint zwar fast allen Insekten den Eingang zu versperren. Rec. hat aber dennoch einige von den Dämmerungsschmetterlingen, und öfters den Sphinx convolvuli mit seinem langen Saugrüssel den Honig heraus holen sehen. Es scheint aber auch eine mechanische Befruchtung bey ihr statt zu finden. Rec. hat nämlich beobachtet, daß sich das Pistill gegen die Antheren geneigt, und den Staub von ihnen aufgenommen hat.

Da der Verf. ungewiß ist, ob die Passiflora coerulea in unsrem Klima Früchte trage; so kann ihm Rec. die Versicherung geben, daß er in dem Jahr 1766 zwo Früchte an einer Staude, die einer seiner Verwandten im Garten stehen gehabt, angetroffen, eine davon gegessen, und von den reifen Saamen derselben mehrere junge Pflanzen gezogen habe. Die Frucht ist säuerlich und von vortrefflichem Geschmacke. Die Bienen besuchen die Blumen häufig. Es scheint, daß zur Befruchtung sowohl, als zum Wachsthum und zur Reifung dieser Frucht ein sehr warmer Sommer, wie es der im Jahr 1766 gewesen ist, erfordert werde, und daß die Seltenheit dieser Früchte bey uns theils von der ungünstigen Witterung, theils aber aus dem den Bienen versperrten Zugang zu den Blumen, da die Pflanzen meist in Gewächshäusern oder in Stu-

[illegible] gehalten werden, herrühren dürfte. Vielleicht daß auch dergleichen in einem heissen Klima ursprünglich wachsende Pflanzen von uns unrichtig behandelt werden, daß wir ihnen eine zu fruchtbare Erde geben, und sie zu feuchte halten. Wenigstens glaubt Rec., dieses an mehreren africanischen und süd-amerikanischen Pflanzen, die er nie zum Saamentragen bringen können, bemerkt zu haben.

Und nun noch eine Bemerkung. Rec. zweifelt sehr, daß schon itzt die Mannbarkeit, oder die Zeit und die Merkmale, woran die Tüchtigkeit der weiblichen Geschlechtstheile der Pflanzen genau erkannt und angegeben werden könnten, hinlänglich untersucht und bekannt seyn. Das Blühen des Stigma, wie der Herr Rector Sprengel die endliche Entwickelung dieses Pflanzentheils nennt, scheint noch nicht genug untersucht zu seyn, daß man mit Gewißheit behaupten könnte, dieser oder jener Zustand desselben ist auch gerade der Zustand seiner Mannbarkeit, worinn dieses Stigma der Befruchtung fähig ist. Rec. glaubt, daß manche Pflanzen von denen, welche der Hr. Rector Sprengel den dichogamischen zuzählt, früher befruchtet werden, als ihr Stigma nach seiner Vorstellung zu blühen pflegt. An mehreren solchen Pflanzen hat Rec. zwar das Stigma scheinbar verschlossen, unentwickelt, wie es sich nach einiger Zeit in etliche Theile getheilt darstellt, und die Antheren staubleer, und ihre Filamente verschrumpft und dürre gefunden, aber auch den Fruchtknoten bereits in einer Ausdehnung und Vergrösserung angetroffen, die eine schon mehrere Tage vorher geschehene Befruchtung desselben zuverlässig vermuthen liessen. Diese Erscheinung liesse sich aber auch aus der einige Zeit dauernden Fähigkeit des Saamenstaubes zur Befruchtung erklären. Rec. hat Saamenstaub von der Gartennelke, Dianthus caryophyllus, in geglättetem Papier einige Tage aufbewahrt, und ihn zur Befruchtung mit glücklichem Erfolg gebraucht. Eine genauere Untersuchung und Beobachtung verdiente allerdings dieser eigentliche Zustand der Pistille und das Stigma, worinn diese seyn müssen, wenn sie eine Befruchtung annehmen können; und wer wäre wohl hierzu geschickter, als der Hr. Rector Sprengel?

Et.

Haus-

Haushaltungswissenschaft.

Abhandlung von dem Anbau und der Benutzung des Saflors, von Gottfried Ludolph Graßmann, Prediger des Dorfs Sinzlow und Kartenhaagen in Pommern. Berlin, 1792. bey Pauli. 208 S. in 8. 12 gr.

Der Verf. beschreibt den Anbau und Nutzen des Saflors auf mancherley Art, aber sehr weitläuftig, und empfiehlt solchen als ein höchst nützliches Produkt. Er zeigt erstlich, daß der Saflor schon längst in einigen Gegenden Deutschlands angebaut worden; beweist die Wahrscheinlichkeit, warum diese Pflanze noch nicht in Menge angebauet würde; den Unterschied zwischen dem guten und wilden Saflor; den Nutzen desselben für die Landwirthschaft, als Futter für alles Vieh, hat er auf eine gar weitläuftige Art beschrieben, auch wie lange derselbe zu füttern sey; Ferner, wie derselbe, da, wo er schädlich ist, ausgerottet werden könne. Die Struktur der Pflanze selbst, und welches Erdreich für sie am besten und wie es zugerichtet werden müsse; zu welcher Zeit er gesäet wird; was dabey zu beobachten, und wie man guten Saamen davon erhalten kann; sodann die wichtigsten Ursachen, warum der deutsche Saflor dem orientalischen weit nachgesetzt wird, und wie ersterer den Werth erhalten kann; wie das Land vom Unkraut zu reinigen und die dickstehenden Pflanzen zu versetzen seyen; was bey dem Einsammlen der Blüthe zu beobachten; wie dieselbe getrocknet und aufbewahret wird, und wie man reifen Saamen gewinnen könne. Dieses alles könnte zeigen, daß der Verf. sich mit der Cultur dieses Produkts bemüht haben müsse; und wäre es, dann würde seine weitläuftige Abhandlung auch noch schätzbar seyn. Allein so hat er nur meistens das, was die bekanntesten Schriftsteller davon schrieben, gesammelt; alle Künste der Weitschweifigkeit, Tautologie, und fremde Dinge, sind bis zu 13 Bogen Ausdehnung hervorgesucht worden: sogar hat das bekannte Unkraut, die gemeine Kratzdistel, (Cnicus oleraceus L.) 48 Seiten füllen müßen, weil sie einige Unwissende wilden Safran nennen. Und das und jenes wäre alles einigermaaßen noch mitzunehmen, wenn der Verf. nur den Bau des Saflors ver-

stan-

standen, und nicht bey diesem Mangel an praktischer Kenntniß die Fehler seiner Schriftsteller, woraus er geliehen, beybehalten, mithin angenommen, und so sein Buch mit größtem Unrechte auch mit Irthümern ausgedehnet hätte!

B.

Ueber den vortheilhaften Anbau der Erdäpfel oder Grundbirnen und von Erzeugung des Erdäpfelsaamens. Tübingen, 1793. bey Heerbrandt. in 8. 46 S. 3 Kr.

Neues ist auch gar nichts in diesem Büchelchen: hätte der ungenannte Verfasser indessen nur den ersten Theil des Herrn Pfarrer Simon's phys. prakt. Abhandlungen über Haus- und Landwirthschaft — welchen wir in unsrer Bibl. B. 56. S. 481 anzeigten — gelesen, geprüft und hierdurch Bestätigungen der Simonischen Versuche (warum H. S. in seiner Vorrede die Kenner höherer Botanik ersuchte) aufstellen, u. sich nennen wollen — welches von praktischen Oekonomien, wenn sie nutzen sollen, mit Recht gefordert werden kann — dann könnte sein Werkchen allenfalls den zweyten Theil der Simonischen Erfahrungen abgeben; und so würde auch sein Wunsch S. 46 in Erfüllung gehen, wenn er sagt: „Ich wünsche, daß meine Erfahrungen, die ich vom Erdäpfelbau machte und hier anzeigte, wenigstens auch nur einigen Nutzen stiften möchten." Es scheint aber, daß der Verf. die unzähligen Proben von Verbesserung der Kartoffelsorten noch gar nicht gelesen habe: einige der vorzüglichsten findet er in der Riemschen praktisch - ökonomischen Encyclopädie und ökonomischen Quartalschrift.

Dr.

Nützliches Handbuch für den Landmann, oder für jeden, der sich mit der Landwirthschaft beschäftigt — — — Berlin, 1792. bey Pauli. 156 Seiten in 8. 6 Kr.

Nach dem Titelblatte wird in diesem Büchlein das Nöthigste, was im Hauswesen, Ackerbau, (im? wohl in der) Gärt-

nerey,

nerey, (in) Fuhrsachen, (bey der) Fischerey zu beobachten ist, abgehandelt; und nach der andern Seite dieses Blattes sollen die, so auf einmal fünf Exemplare kaufen, solche für 1 Rth. wer zehn kauft, diese für 1 Rth. 20 gr. erhalten. Rec. gesteht, daß es auch so noch, nach seinem innern Werthe betrachtet, zu theuer sey. Der Verf. wollte einem Beckerschen Noth- und Hülfsbüchlein nachahmen; allein der Text und die oft äusserst unnöthigen Kupfer- oder Holzstiche entsprechen dem Leser nicht.

Bu.

Weltgeschichte.

Eduard Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reichs. Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von K. G. Schreiter, Professor zu Leipzig. Achter Theil. Leipzig, in der Richterschen Buchhandlung. 1792. 1 Alphabet 6½ Bogen. 8. 1 Rth. 6 gr.

Dieser Theil einer, nach mehrmaliger Bemerkung in dieser Bibliothek, guten und fließenden Uebersetzung, enthält das 32 — 37 Kapitel. Wir heben eine Stelle aus, nicht blos als Probe, sondern auch, um unsern Lesern dadurch eine hoffentlich angenehme Unterhaltung zu verschaffen:

Vlphilas, the bishop and apostle of the Goths, acquired their love and reverence by his blameless life and indefatigable zeal; and they received, with implicited confidence, the doctrines, of truth and virtue, which he preached and practised. He executed the arduous task of translating the Scriptures into their native tongue, a

Ulphilas, der Bischof und Apostel der Gothen, erwarb sich durch sein untadelhaftes Leben und unermüdeten Eifer ihre Liebe und Ehrfurcht; und sie nahmen die Lehren der Wahrheit und Tugend, die er predigte und ausübte, mit unbedingtem Vertrauen an. Er unterzog sich dem schweren Geschäfte, ihnen die Schrift in ihre Muttersprache, einen

Dia-

dialect of the German, or Teutonic language; but he prudently suppressed the four books of Kings, as they might tend to irritate the fierce and sanguinary spirit of the Barbarians. The rude, imperfect, idiom of soldiers and shepherds, so ill-qualified to communicate any spiritual ideas, was improved and modulated by his genius. —	Dialekt des Deutschen oder Teutonischen, zu übersetzen; ließ aber weislich die vier Bücher der Könige weg, welche den Hang der Barbaren zu Wildheit und Blutgier noch mehr hätten reizen können. Die rohe und unvollkommene Sprache von Soldaten und Schäfern, die zur Mittheilung geistiger Ideen so wenig geschickt war, erhielt, sowohl von Seiten des Ausdrucks, als des Wohlklanges, durch sein Genie die erste Bildung. —
The character of Ulphilas recommended him to the esteem of the Eastern court, where he twice appeared as minister of peace, he pleaded the cause of the distressed Goths who implored the protection of Valens; and the name of *Moses* was applied to this spiritual guide, who conducted his people, through the deep waters of the Danube, to the Land of Promise. — These harmless Barbarians multiplied, in obscure peace, and the profession of Christianity. —	Ulphilas erwarb sich durch seinen Charakter, die Achtung des morgenländischen Hofes, wo er zweymal als Friedensvermittler auftrat; er sprach für die Sache der unglücklichen Gothen, die um den Schutz des Valens flehten; und man legte diesem geistlichen Führer, der sein Volk durch die Fluthen der Donau in das gelobte Land brachte, den Namen **Moses** bey. — Diese harmlosen Barbaren vermehrten sich im Schutze ruhiger Dunkelheit, und blieben der Lehre des Christenthums getreu. —

Man sieht aus diesen angeführten Stellen, daß der Uebersetzer dem Fluße der Schreibart die Kürze nicht aufgeopfert, vielmehr beyde Eigenschaften verbunden hat. Der Ausdruck, **unbedingtes Vertrauen** möchte wohl nicht der eigentlichste für das implicite seyn. Das **gelobte Land** kann misverstanden werden, als ob Ulphilas die Gothen durch die Donau nach Judäa geführt hätte. Lieber das **verheißne Land**! wenn auch gleich beyde Wörter Synonymen sind. Der Anglicism **harmlos** für schuldlos, von einfachen Sitten u. dgl. sollte nicht

nicht weiter überhand nehmen. Es giebt ohnfehlbar ein gleichbedeutendes deutsches Wort für harmlesf, in welcher Verbindung es auch stehe; und statt dem Worte Barbaren, dem immer ein Begriff von Grausamkeit anhängt, würden wir lieber Wilden sagen. — Uebrigens macht auch die Entstehung der Mönche dieses 37te Kapitel interessant; doch welches Kapitel in diesem trefflichen Geschichtschreiber hat nicht sein vorzügliches Interesse?

Of.

Beyspiele von dem Einfluß des weiblichen Geschlechts in den alten römischen Staat. Aus der Geschichte gesammlet, und nach der Zeitfolge dargestellt von Melchior Habicht, Pfarrer zu Lohn. Frankf. und Leipzig. 1792. 482 Seiten. 8. 12 gr.

Diese Beyspiele sind ursprünglich Beyträge zur Hutterischen Zeitung in Schafhausen gewesen, und nur auf wiederholtes Bitten seiner Freunde habe er sie, sagt der Verfasser, zusammendrucken lassen. Es ist vorliegender Band nur der erste Theil, der bis auf Augusts Zeiten geht, und wir haben noch einen zweyten zu erwarten, der bis aufs Zeitalter Konstantins des Großen reichen soll. Der Titel der Schrift sagt zu viel oder zu wenig, wie man will. Zu wenig, denn es kommen hier viel mehr Frauenzimmer aus dem römischen Staat vor, von denen sich nur sehr uneigentlich sagen läßt, daß sie auf den Staat Einfluß hatten, als solche, von denen man dieß mit Wahrheit sagen kann; zu viel, weil auch bey den letztern diese Seite zu wenig herausgehoben ist. Richtiger würde der Titel etwa heißen: Gallerie merkwürdiger Römerinnen. Gegen die Gabe des Verf. zu erzählen, ließe sich auch manches erinnern. Er erlaubt sich zu viel Provincialismen, ja selbst Sprachfehler, und vorzüglich steif und holpricht sind die Uebersetzungen einiger Reden aus des Livius Geschichte, und einiger Briefe Ciceros, die Rec. wirklich nicht durchlesen konnte, da er doch stets dieselben im Original mit erneuertem Vergnügen las. Nichts desto weniger, und obgleich die Fakta an einigen Orten hätten ganz anders gestellt werden müssen, kann das Buch immer statt so manches geist- und geschmacklosen Romans Frauenzimmern zur Lektüre empfohlen werden,

indem es selbst zur Erweckung guter Grundsätze beytragen kann, da der Verf. diesen Zweck, den er sich vorsetzte, größtentheils im Auge behielt.

Wu.

Middletons römische Geschichte — Ciceros Zeitalter umfassend, verbunden mit dessen Lebensgeschichte. Aus dem Englischen von G. K. F. Seidel. Erster Band. Danzig. 1791. bey Troschel. XX Vorrede. 316 Seiten. 8. 20 gr. Zweyter Band. Ebendas. 1792. 334 S. 8. 20 gr. Dritter Band. Ebendas. 1792. 334 Seit. 8. 20 gr.

Den Werth des hinlänglich bekannten Originals jetzt noch zu beurtheilen, liegt weit außer den Grenzen u. dem Plan unserer Bibliothek. Rec. hat nur über diese neue Uebersetzung eines, etwas Redseligkeit und Weitschweifigkeit abgerechnet, immer noch nützlichen Buches zu urtheilen. Er hat damit die zu Altona 1757 — 59 nach der dritten englischen Ausgabe in drey Bänden erschienene ältere Uebersetzung, die für jene Zeit gar nicht schlecht war, verglichen und gefunden, daß Hr. S. allerdings die Uebersetzung im Ganzen verbessert liefere. Hier und da übersetzt er freyer, und da hat er einigemale kleine Beywörter übersehen, die nicht unnütz da standen. Er hat das Buch in Kapitel getheilt und über jedem den Inhalt kürzlich angezeigt, wodurch die Uebersicht ungleich leichter wird, als sie in der ältern Uebersetzung war. Dem ungeachtet hofft Rec., daß Hr. S. seine Uebersetzung auch mit einem brauchbaren und vollständigen Register der Sachen und Personen versehen werde. Daß er die Stellen, die die ältere Uebersetzung aus Ciceros Schriften als Belege größtentheils wörtlich unter dem Texte lieferte, wegstrich und nur citirt, hat nicht ganz des Rec. Beyfall. Man kann nicht immer Ciceros und anderer Classiker Schriften zum Nachschlagen neben sich liegen haben, und doch will man oft gern sogleich die Stelle im Cicero selbst, mit den Resultaten, die Middleton draus ziehet, vergleichen.

Diese drey Bände begreifen nur zwey Bände und 3½ Bogen des dritten Bandes, nämlich bis 3. B. S. 55. der ältern

Ueber-

Uebersetzung, also bis auf den Zeitpunkt, da Octavius auf den Schauplatz tritt. Herr S. wird seine Uebersetzung in 4 Bände abtheilen, und vielleicht dem vierten Bande eine eigene Abhandlung über Ciceros Verdienste als Gelehrter, hinzufügen.

Tb.

Erziehungsschriften.

B. W. Ambrenbergs Vorträge an seine Schüler. Lesebuch für Jünglinge und Wißbegierige. Prag und Leipzig, bey Albrecht und Kompagnie, 1793. 15 Bogen in 8. 14 gr.

Es sollten billig alle Lehrer auf Schulen, neben ihren wissenschaftlichen Lectionen für Verstand, Gedächtniß und Geschmack, von Zeit zu Zeit die ausdrückliche Gelegenheit ergreifen, an ihre Jugend auch moralische Vorträge, zur Bildung des Herzens und Einprägung guter Grundsätze für das Glück des künftigen Lebens, zur Aufmunterung zum Fleiß und weisen Gebrauch der Zeit, und zur Entfernung jugendlicher Thorheiten und Vorurtheile, zu halten. Wir zweifeln auch nicht, daß nicht jeder Schulmann, der seine Pflicht und die Wichtigkeit seines Amtes fühlt, dieses thun werde, es geschehe nun in förmlichen eigentlichen Reden, oder in gelegentlichen Herzensergießungen, wie es die jedesmalige Veranlassung mit sich bringt. Vorträge dieser Art hat denn auch der Verfasser in seiner Schule, wir wissen nicht, welches Ortes, gehalten, und nun dem Druck übergeben — in welcher Absicht? in eben der, wie ein Prediger geistliche Reden drucken läßt, die ein andrer, der sie lesen soll, eben so gut halten kann, aber nicht in den Druck giebt. Wir wollen dadurch keinen nachtheiligen Seitenblick auf diese Vorträge werfen: wir gestehen vielmehr, daß sie sehr zweckmäßig, gründlich, herzlich, und auch von Seiten des Ausdrucks rein und ohne Tadel sind, und daher gewiß nicht ohne Nutzen werden gelesen werden. Allein wer wird sie lesen? derjenige Lehrer müßte sehr verwahrlost seyn, der bey solchen Vorträgen nöthig haben sollte, sich nach fremden Modellen umzusehn. Jünglingen könnte freylich diese Lektüre sehr heilsam seyn. Allein glaubt er wohl, daß ihre Lesesucht auf seine Vorträge verfallen wird? Doch vielleicht hat der

 Verf.

Verf. beym Abdruck dieser seiner Schulreden hauptsächlich seine gegenwärtigen und künftigen Schüler zum Zweck gehabt. Und wenn er damit nur auf diese wirken zu können glaubt, so hat er immer eine gute Absicht erreicht, die die Herausgabe seiner Vorträge rechtfertigen kann. Es sind derselben zwölf: Anweisung zum jugendlichen Vergnügen, bey eintretenden Schulferien gehalten — erschöpft, unsers Erachtens, den Gegenstand nicht ganz. 2) Nachtheil einer [illegible] Rache, für einen zugefügten Schimpf — bey einer Gährung der beyden obern Klassen gegen einander gehalten. 3) Warnung vor dem Laster der Verschwendung. 4) Warnung vor der unnatürlichen Lustseuche — zu viel und zu wenig. 5) Anweisung zu dem Glück der Zufriedenheit — am Neujahrstage gehalten. 6) Aufmunterung zu Gründung eines guten Rufes in der Jugend. 7) Ueber das thörichte häufige Schwören der alten Griechen — eine sehr unnöthige Declamation, die sich hieher verirrt hat. Der Verf. konnte sich die ganze Untersuchung von den möglichen Absichten, warum Sokrates gegen seine Grundsätze so häufig schwört, oder vielmehr Plato und Xenophon ihn schwören laßen, ersparen; das νὴ Δία und μὰ Δία, war blos eine Folge des Leichtsinns und der Lebhaftigkeit der Griechen, und gehörte zum Sprachgebrauch; man legte sie also dem Sokrates in den Mund, weil es so Mode war, ohne an die Absicht eines Schwurs zu denken. 8) Betrachtungen über einen plötzlichen Todesfall — eines Schülers. 9) Ermahnung zum Fleiß im Studieren. 10) Der Wille Gottes an die Menschen, daß sie Musik lernen, und diese Kunst zu seiner Ehre anwenden sollen — nach Veranlassung des 150. Psalms. Wir pflegen zwar allen jungen Leuten das Studium der Musik zu empfehlen, aber als einen Willen Gottes? — darüber wollen wir doch den Verf. hören. Der Mensch hat Anlage zur Musik: also ist es Gottes Absicht. — Eben so liegt in den Kräften des Menschen die Möglichkeit, und also auch die Anlage, ein Maler, oder auch wohl ein Seiltänzer zu werden — also ist es Gottes Wille, daß er es werde? — Das menschliche Herz werde durch nichts geschwinder und stärker gerührt, als durch Töne, z. B. eines Jammernden oder Fröhlichen — das sind Töne der Natur, nicht der Kunst. Nicht allen Menschen ist es natürlich, eine Folge reiner und wohlgeordneter Töne hervorzubringen: es giebt Menschen, die keine Melodie behalten und nachsingen können. Daß sich übrigens der Verf. die gedrohte Anmerkung über den Nach-

theil

theil der Poeterey auf Schulen S. 179 erspart hat, daran hat er sehr wohl gethan. 11) Wider den Schulstolz. 12) Nothwendigkeit der frühen Herzensbildung.

In der Vorrede schüttet der Verf. noch einige orthographische Vorschläge und Bemerkungen aus, auf die wir, da wir sie, ohne Weitläuftigkeit nicht ausziehen können, deutsche Sprachrichter aufmerksam zu machen, nicht unterlaßen wollen. Sehr wahr ist noch die Bemerkung in der Vorrede, daß der Schulmann immer eine sorgfältig studierte Ermahnung in Bereitschaft, oder auf dem Herzen haben müsse, um sich derselben, mitten in der Lehrstunde, bey sich darbietender Gelegenheit, zu entäußern.

Rg.

J. P. L. Withof's Unterhaltungen mit seinen Kindern. Erstes und Zweytes Bändchen. Duisburg, in Kommission in der Helwingschen Buchhandlung. 1792. 20 Kr.

Die armen Kinder die!!!

Natürliche Moral, in Briefen eines Vaters an seine Tochter. Lemgo, bey Meyer. 1792. 102 Seiten. 6 Kr.

Dieser Titel erinnert an die morale naturelle des Herrn von Meister. Ich wünschte aber, daß Herr Barkhausen — er unterzeichnet sich hinter der Vorrede als den Verfasser dieser Briefe, — mehr als den Titel, daß er auch den Vortrag mit der Meisterschen Schrift gemein hätte; der seinige klingt mir im Ganzen zu gelehrt, zu schulmäßig. Ja ich wünschte, er so wenig als M. hätten jenen Titel gewählt. Verständige Männer, Schriftsteller, die gelesen werden, sollten sich sorgfältig aller Ausdrücke enthalten, die den großen Haufen der Gelehrten und Nichtgelehrten in verjährten Vorurtheilen bestärken können. Ein solches Vorurtheil ist unter andern, daß es eine philosophische, theologische und politische, oder, wenn man lieber will, eine natürliche, übernatürliche und unnatürliche Moral gebe, und doch kann es unmöglich mehr als Eine geben. Eine

ne reine nämlich, denn die angewandte hat natürlicherweise so viel Aeste und Zweige, als es Gegenstände der Anwendung giebt. Es ist hiemit wie mit der reinen und angewandten Mathematik.

S. 17. „Im Grunde ist das richtig, wir sind insgesammt eigennützig, und Selbstliebe ist unstreitig das erste Prinzip aller unserer Handlungen." — Hier wird eigennützig seyn und aus Selbstliebe, als dem Urtriebe, handeln für eins genommen. Aber das ist zweyerley. Die Selbstliebe nämlich schließt den Trieb des Wohlwollens und seine Befriedigung nicht aus, das thut aber der Eigennutz oder die Eigenliebe. Unterscheidet man nicht mit Rousseau die Eigenliebe von der Selbstliebe, so wird man nie weder mit sich selbst noch mit Andern über das erste Prinzip unserer Handlungen recht einig werden können.

S. 22. „Wir haben unstreitig ein gewisses moralisches Gefühl, wodurch wir das Gute und Löbliche, und in welchem Grade es gut und löblich ist, von dem Bösen oft sehr richtig unterscheiden. Woher dieser moralische Sinn? Ist er uns angebohren? Nichts weniger. Er gründet sich vielmehr auf Begriffe, welche wir in frühern Jahren erhalten haben, und auf dunkle Ideen vom allgemeinen Besten." Aber dieser Begriffe, dieser Ideen mußten wir doch fähig seyn, d. h. wir mußten ein Vermögen haben, sie aufzufassen. Ein solches Vermögen aber nennt man einen Sinn, und ein Sinn in dieser Bedeutung muß uns nothwendig angeboren werden. Hr. B. nimmt hier aber den moralischen Sinn für den Inbegriff der Vorstellungen, die wir mittelst dieses Sinnes erlangt haben, mit Einem Worte für das Gewissen, welches auch das moralische Gefühl heißt, und dieses wird uns freylich nicht angeboren, sondern entsteht erst durch Uebung des moralischen Sinnes.

S. 23. „Ueberhaupt kömmt es bey meiner gegenwärtigen Absicht nicht auf haarscharfe Beweise, Erklärungen und logikalische Spitzfindigkeiten, mithin auch nicht darauf an, ob man ausser dem schon angeführten Prinzip der Vollkommenheit noch ein genauer bestimmtes erfinden könne." Ich sollte doch meynen, daß es allenthalben, wo man von einem ersten Prinzip ausgeht oder auf ein solches Prinzip zurückführt — und das thut ja Herr B. hier — auf die allergenaueste Bestimmung

mung dieses Prinzips gar sehr ankomme, und daß man sich von dieser Pflicht nicht lossagen könne unter dem Vorwande, das seyen logikalische Spitzfindigkeiten. Denn ist das erste Prinzip nicht genau bestimmt, so muß ja das, was man daraus herleitet, ebenfalls unbestimmt seyn, und sich unter einander widersprechen. Auch ist Herrn Bs. Unbestimmtheit die Strafe auf dem Fuße nachgefolgt. Man höre nur, was er unmittelbar nach den eben angeführten Worten sagt: „Genug wir haben einen Trieb, uns immer vollkommener zu machen. Diesem Triebe müssen wir mit Hülfe unsers Verstandes eine solche Richtung geben, daß wir vorzüglich darin Vollkommenheit suchen, worin unser Bestes mit dem allgemeinen Besten übereinstimmt." Wie? der Verstand muß erst dem Triebe nach Vollkommenheit die gehörige Richtung geben? Ich dächte, ein Trieb, der diese Richtung nicht hat, wäre ein Trieb zur Unvollkommenheit, und könnte also nicht ein Trieb zur Vollkommenheit genannt werden. Ich könnte mehr dergleichen Bemerkungen machen, wenn es der Raum verstattete. Damit will ich aber dieser kleinen Schrift nicht ihren übrigen Werth und Nutzen abgesprochen haben. Sie empfiehlt Wahrheit und Tugend sehr warm, und das ist kein kleines Verdienst an einem Buche.

Je.

Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern. Ein Buch für die Jugend. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1792. 248 S. in 8. 8 gr.

Der Herausgeber, ein Jugendlehrer, hatte bisher aus Gellerts Fabeln und Erzählungen die lehrreichsten und interessantesten gewählt, um daran dem Gedächtnisse, dem Verstande, dem Nachdenken, der Phantasie, dem Geschmacke, der Moralität und dem sittlichen Vergnügen seiner Kinder Uebung, Bildung, Richtung und Vorschub zu geben. Er fand während dem Gebrauche derselben, zwar für den Weisen keine einzige wahrhaft unsittliche, aber dabey für die Jugend so manche nicht interessante, moralleere und die Phantasie nicht zweckmässig richtende Stelle, daß er dieser Unbequemlichkeit Anfangs durch Auswahl, schriftliche Zusätze und einen Anhang

aus andern Dichtern abzuhelfen suchte. Am Ende hielt ers doch, und mit Recht, für besser, zu jenem Gebrauche eine eigene Sammlung oder einen ganz brauchbaren Gellert zu veranstalten, welcher zugleich das Lehrreichste der Art von Pfeffels, Weisse, Gleims, Meißners, Tiedge's, Lichtwers, Hagedorns, Willamovs Arbeiten für die Jugend enthalten, nach dem Inhalte geordnet und als eine kleine Moral für dieselbe anzusehen seyn sollte. Die kleinen gewagten Abänderungen entschuldigt der Herausgeber recht gut, und sie entschuldigen sich meistens selbst. Sparsam steht hin und wieder ein kurz und gut erläuternder Wink aus der Geschichte oder Mythologie, und die Sammlung verdient zur Kultur der geistigen und sittlichen Fähigkeiten junger Leute mit zu Hülfe genommen zu werden.

Lb.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Schrift und Vernunft für denkende Christen, von Dr. Gottlob August Baumgarten-Crusius, Consist. Assess. und Stiftssuperintendent in Merseburg. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Kummer. 1793. 8. 238 S. Vorrede XXIV. 16 gr.

Eine zweckmässig vollständige Darstellung der Vernunftmässigkeit des Christenthums nach den Begriffen orthodoxer Lutheraner. — Dies ist nach der eigenen Versicherung des Verf. der Endzweck dieser Schrift. In der That ein wichtiges Thema; noch sind wir aber nicht im Stande, mit völliger Zuverlässigkeit über die Ausführung desselben zu urtheilen; denn dazu ist der Verf. in seiner Materie noch nicht weit genug vorgerückt. Indessen wollen wir doch unsere Leser mit dem, was wir vor uns haben, so gut wir können, bekannt machen, und es alsdann ihrer eigenen Entscheidung überlassen, was sie sich auch noch ferner zu versprechen haben möchten. Die erste Abhandlung untersucht die Frage, ob und in wiefern man durch die Vernunft etwas von Religionswahrheiten wissen könne. S. 1—28. Religionsbegriffe, sagt der Verf., gab es zu allen Zeiten und unter allen Völkern; woher nun diese? man antwortet, die Vernunft seye allein ihre ursprüngliche Quelle u.

ihr Maaßstab; dieß bedarf aber erst noch einer genauern Untersuchung. Vernunft heißt entweder die Denk- und Erkenntnißkraft der Seele; diese ist nun zwar Instrument zu aller möglichen Religionserkenntniß, aber nicht ihre Quelle, so wenig das Auge Quelle der durch Sehen erlangten Begriffe ist. Oder man versteht unter der Vernunft gewisse mit der Kraft zu denken und zu erkennen verbundene Begriffe, Regeln und Grundsätze; diese sind nur ursprünglich in der Seele vorhanden, (auch nicht formaliter?) noch aus ihr entsprungen, (also nicht in ihrem Wesen gegründet?) sondern durch eigene oder fremde Erfahrungen, Beobachtungen, Vergleichungen und Schlüsse erst erworben und gesammelt, anfänglich bloß als Hypothesen angenommen, und nachher erst durch Anwendung auf mehrere Fälle in der Erfahrung bestätigt, und zu Prinzipien a priori (also zu nothwendigen allgemein gültigen Grundsätzen?) erhoben. In diesem Sinne ist Vernunft nicht Quelle der Religionserkenntniß so, daß irgend ein Mensch ohne allen Anlaß oder Unterricht von aussen, durch eigenes inneres Denken und Schliessen darauf gekommen wäre, (wer wird doch dieses behaupten?) wohl aber so, daß alle Religionsbegriffe, woher sie auch entsprungen seyn mögen, nach jenen Regeln und Grundsätzen geprüft werden dürfen und müssen; nur daß man sich erst von der Richtigkeit dieser Regeln gewiß versichere; (wie soll man aber dieses, da sie nicht ursprünglich nothwendig, sondern anfänglich blosse Hypothesen sind? durch Erfahrung und Beobachtung? daß man aber richtig erfahren und beobachtet habe, das setzt schon Regeln und Grundsätze voraus, die doch nach dem Verf. erst durch richtiges Erfahren und Beobachten möglich werden;) daß man seine Vernunft nicht für allgemeine Menschenvernunft (also seine allgemeingültige nothwendige Prinzipien nicht für allgemeingültige nothwendige Prinzipien) ansehe, und sie überhaupt nicht zu hoch halte; da Empfindung und Zeugniß oft eben so viel, und Zeugniß Gottes mehr gilt. Am Ende also ist Vernunft gar nicht Quelle der Religion, sondern allein eine Offenbarung, und die Vernunft hat nur auszumachen, ob eine Offenbarung möglich und nützlich, und daß eine vorgebliche Offenbarung es wirklich seye ꝛc. Dies werden auch die folgenden Abhandlungen zeigen. (Wie kun aber freylich die Vernunft dieß alles leisten könne, wenn sie nicht selber Quelle und Maaßstab der Religionserkenntniß ist, dieß sehen wir nicht ein. Sie soll noch vor aller Annahme einer Offenbarung zeigen, daß eine

Offenbarung möglich seye: kann sie dieses, wenn sie für sich nichts von Gott, von seinem Willen rc. weiß? Sie soll zeigen, daß eine vorgebliche Offenbarung eine wahre Offenbarung seye, also muß sie ohne sie wissen, was zu einer wahren Offenbarung gehöre; kann sie aber dieses, wenn sie nicht vorher weiß, was von Gott herkommen kann oder nicht? Diese Schwierigkeiten hätte der Verf. vor allen Dingen hinwegräumen sollen.) Zweyte Abhandlung. Woher hat der Mensch denn also seine ersten Religionskenntniße? S. 28 — 53. Unter den itzt lebenden Menschen hat keiner seine Religionsbegriffe aus sich selbst ohne Unterricht geschöpft; woher bekamen sie die allerersten Menschen? Man träumt einen anfänglich rohen Zustand derselben, aus dem sie sich nach langer Zeit endlich bis zum vernünftigen Denken, und einer reinen Religionserkenntniß erhoben; oder man glaubt, der erste in einem männlichen und vollkommenen Zustand erschaffene Mensch habe durch sich selbst sogleich zur Erkenntniß und Verehrung Gottes gelangen können. Allein dieser Hypothese widerspricht die Beobachtung einzelner Menschen, und die Geschichte aller Völker, die, je roher sie noch waren, desto besser, je cultivirter, desto schlechter von Gott dachten; und die selbst ihre Religionsbegriffe aus Offenbarungen herleiteten. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Gott seine Geschöpfe in einer so wichtigen Angelegenheit dem Ohngefähr überließ, vielmehr zu erwarten, daß er selbst sich ihrer annahm, und sie, da kein anderer Lehrer da war, unterrichtete. Dieß stimmt denn auch mit der biblischen Geschichte überein. Nicht also die Vernunft, sondern die Offenbarung war Quelle der Religion. (Hierüber haben wir unsere Gedanken schon gesagt; der V. scheint den Satz, die Vernunft ist Quelle der Religion, nicht ganz zu verstehen, denn dadurch wird noch nicht geleugnet, daß etwa eine Offenbarung, wenn kein anderes Mittel da war, die in der Vernunft liegenden Religionsbegriffe zu einem deutlichen Bewußtseyn entwickeln konnte oder mußte.) Die dritte Abhandlung beantwortet, nach einer kurzen Geschichte der Verbreitung der Religionsbegriffe, die keines Auszugs bedarf, die Frage: warum die Offenbarung nicht allgemein seye, mit den bekannten Gründen; S. 53 — 93. Wichtiger dagegen ist der Inhalt der vierten Abhandlung S. 93 — 201, ob es vernünftig sey, eine göttliche Offenbarung überhaupt, und die heilige Schrift insbesondere als göttliche Offenbarung anzunehmen? Daß der erste Mensch, sagt der Verf., einer Offenbarung bedurfte, ist jetzt

klar; daß es den Zwecken Gottes gemäß seye, sie mitzutheilen, ist gleichfalls gewiß; daß er es entweder durch äussere Erscheinungen, oder durch Bilder der Phantasie, oder durch unmittelbar gewirkte Empfindungen und Ideen thun könne, ist auch keinem Zweifel unterworfen. Aber wie, und woran konnte man solche Offenbarungen erkennen und unterscheiden? Dieß scheint dem Verf. etwas leichtes zu seyn. Daß man es konnte, ist gewiß, weil die Propheten und Apostel es wirklich thaten — (ihrer Versicherung nach — ist dieß nicht ein offenbarer Zirkel?) wie und woran sie es unterscheiden konnten, das ist uns unmöglich zu sagen, da wir dergleichen etwas noch nie erfahren haben. Die Apostel und Propheten konnten die Merkmale einer Unterscheidung selbst nicht darlegen; (und doch konnten sie göttliche Offenbarungen auf eine zuverlässige allgemein gültige Art erkennen: wir denken aber, allgemeingültige Erkenntnisse müssen auch mittheilbar seyn.) Wir können auch nicht sagen, woran wir süß oder sauer u. s. w. unterscheiden, und doch unterscheiden wirs mit Gewißheit, dadurch, daß wir uns von der Beschaffenheit einer solchen Empfindung das erstemal gewiß versichern, und alsdann alle nachfolgende Empfindungen damit vergleichen und darnach beurtheilen. Eben so auch jene Männer; sie erfuhren das erstemal eine Offenbarung, versicherten sich davon, daß es eine göttliche Offenbarung seye, und kannten nun auf alle künftige Fälle diese Empfindungsart (wie unbefriedigend! Das ist ja eben die Frage, wie sie sich das erstemal davon versicherten? daß etwas eine göttliche Offenbarung seye, dieß ist in Ewigkeit keine Sache der Empfindung, so wie das sauer, süß seyn u. s. w. und wenn es blosse Empfindung wäre, so könnte es keine objective allgemeine Gültigkeit für andere, sondern bloß eine subjective Realität haben). Doch sie erkannten eine Offenbarung daran, daß sie auf einmal ganz unerwartete und ohne höhere Erleuchtung unmögliche und der Gottheit würdige Einsichten bekamen, einen besondern Drang, sie mitzutheilen, in sich fühlten, und dann durch Weissagungen und Wunder sich und andere von ihrem unmittelbar-göttlichen Ursprung überzeugten. (Wir enthalten uns hier aller besondern Bemerkungen. Der Verf. wiederholt das längst Bekannte und Gesagte mit großer Sicherheit, und denkt nicht daran, daß alle diese Merkmale, wenn sie auch als Thatsachen richtig sind, doch noch als Merkmale von dem unmittelbar-göttlichen Ursprung einer Wahrheit oder Lehre grossen Zweifeln unterworfen sind. Eine unerwartet schnell ent-

klar,

standene Einsicht, ein lebhafter Drang sie mitzutheilen — was kann dieß für ihren Ursprung beweisen, und daß sie der Gottheit würdig, und nur durch ihre Einwirkung möglich seye, woher soll ich das wissen, wenn ich ohne Offenbarung von Gott nichts weiß? Weissagungen und Wunder zu eben der Zeit wirklich, da eine neue Einsicht in mir zum Vorschein kommt; woher weiß ich nun, daß diese Aussicht in die Zukunft, diese über den mir bekannten Gang der Natur erhabene Wirkung, in der That übernatürlich, und eine unmittelbare Wirkung Gottes ist, von dem ich noch gar nichts weiß, woher — daß es der Zweck Gottes bey dieser Wirkung ist, mich von der Göttlichkeit der zu gleicher Zeit in mir entstandenen neuen Einsicht zu versichern? Zu dem allen scheint eine neue Offenbarung, und zu dieser ein neues Wunder, eine neue Weissagung und so immer fort nöthig zu seyn; und von dem allem sagt der Verf. nichts, sondern meynt, es sey ganz und gar unsinnig, nur daran zu zweiflen, ob Dogmen durch Wunder bewiesen werden können, da doch alle Grundsätze der Moral, der Politik, der Physik aus Thatsachen und Erfahrungen abstrahirt seyen — als ob dieses nicht etwas ganz anders wäre.) Fünfte Abhandlung. Haben Jesus und seine Apostel Religionsirrthümer absichtlich stehen lassen? S. 201 — 238. Zuerst einige ziemlich deklamatorische Vorerinnerungen, über die Accommodations-Hypothese, daß sie Christum herabsetze, die Schrift nicht mehr als Erkenntnißquelle könne gelten lassen, allen Protestantismus aufhebe, arrogant, inconsistent u. s. w. sey — Hierauf die Widerlegung selbst. Die Frage wird erst weitläuftig bestimmt, und endlich S. 225 so ausgedrückt: „haben Jesus und seine Apostel Irrthümer, die Lehren der Religion zum Gegenstand haben, auch wohl Lehren, die wegen ihres nothwendigen Zusammenhangs mit andern wesentlichen Religionslehren, und wegen ihres Einflusses auf Verstand und Herz, auf Wahrheitserkenntniß, Herzensbildung, Seelenberuhigung und künftige Seligkeit, und vermöge ausdrücklicher Versicherungen der heil. Schrift, Lehren von Wichtigkeit sind, bey denen, die von ihnen unterrichtet seyn wollten, und darum wirklich unterrichtet wurden, nicht nur eine Zeit lang, sondern immer, auch dann, wenn sie den Unterricht für vollendet erklärten, (wo ist dieß wohl jemals geschehen?) so wohl ohne Widerspruch hingehen lassen, als auch nichts gesagt und gelehrt, woraus Widerspruch dagegen ohne Mühe und von selbst herfließt? Ja haben sie gar so sich in ihren Reden geäussert, daß man nach

dem

dem natürlichen Sinne ihrer Reden glauben mußte, und noch glauben muß, sie hätten auch jenen Irrthümern beygepflichtet? (Da hat sich nun freylich der Verf. den Sieg sehr leicht gemacht; denn dieses laut zu verneinen, bedarf es in der That nur eines reinen moralischen Gefühls, und einer kaum mittelmäßigen Kenntniß des Charakters Jesu und seiner Apostel; nur müssen wir bekennen, daß uns wenigstens kein Theologe bekannt ist, der diese Frage jemals bejaht, die Accommodationart jemals so genommen hätte.) Dieß ist eine kurze, und, wie wir hoffen, getreue Uebersicht über den Inhalt dieses ersten Bändchens. Finden sich, sagt der Verf. in der Vorrede, Personen, die Abhandlungen von der Art mit Nutzen und Vergnügen gebrauchen zu können glauben, so soll in einem jeden halben Jahre künftig ein Bändchen von gleicher Bogenzahl nachfolgen, bis ohngefähr in sechs dergleichen Bändchen die sämmtliche christliche Glaubenslehren so durchgegangen sind, wie hier einige der Grundlehren. Hierzu wünschen wir ihm von ganzem Herzen eine dauerhafte Gesundheit, ein ruhiges Gemüth, und einen selbstmächtigen Geist; denn daß er sein Publikum finden wird, daran ist nicht zu zweifeln, wenn auch gleich der Gewinn, den das reine und vernunftmäßige Christenthum von dieser Arbeit zu erwarten hat, so groß nicht seyn sollte.

XI.

Christliche Beruhigungen unter den Leiden und Beschwerden dieses Lebens, von Johann Christoph Heckel, Diakonus der Evangelischen Gemeine zu St. Jakob in Augsburg. Zweyte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. 1792. 664 Seiten. XXIV. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Dieses Erbauungsbuch verdient immer unter der sehr großen Menge solcher Bücher besonders denen empfohlen zu werden, die — und das ist doch immer noch der größte Haufe — auch nicht im geringsten an der Richtigkeit des gewöhnlichen theologischen Systems zweifeln. Wer sich also daran nicht stößt, die Anreden größtentheils nur an Jesum gerichtet, und ihn gleichsam als den vorgestellt zu finden, der allein ihr die

Ober-

Oberaufsicht über die Menschen habe, ihr leiblicher Arzt sogar sey, und von dem die Christen Erhörung jedes Gebets zuversichtlich erwarten können, — der wird allerdings in diesem Buche manche lehrreiche Betrachtung und Winke, in einer guten, oft zwar zu gesuchten, und nicht immer gegen alle Mißdeutungen hinlänglich gesicherten Sprache finden, und so sich erbauen können. Besser würde freylich der Verf. gethan haben, wenn er auch auf die in unsern Tagen gewiß nicht ganz geringe Zahl der Christen Rücksicht genommen hätte, die Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die gewöhnlichen Vorstellungen des Systems hegen. Dies würde sehr leicht haben geschehen können, wenn er geradezu auf Gott, dessen Weisheit, Macht, Güte und väterliche Vorsorge gewiesen, und alle Vorstellungen von gewissen Departements in der Gottheit vermieden hätte. Dabey konnte doch das große Werk der Liebe, das durch Jesum vollbracht ward, ins gehörige Licht gestellt und benutzt werden. Und es ist doch wohl einmal Zeit, sich in den Gebeten und Anreden an Gott die alte Art, sich nur an Jesum zu wenden, abzugewöhnen. Zwar Gedankenlose denken dabey nichts; — und die sollten gar nicht beten; — aber wie leicht kann ein Nachdenkender dadurch irre gemacht, und zu falschen Vorstellungen, ja gar Spöttereyen verleitet werden, z. E. Gott, der Vater feyre nun, da sein Sohn groß worden; mache sichs nun bequem, indem er alle, die etwas zu suchen haben, an diesen seinen Sohn weiset, und was dergleichen mehr ist. Jesus wollte die Menschen zu seinem Vater führen, und man führet sie noch immer ab vom Vater zum Sohn, der doch nach der strengsten Orthodoxie nur ein Drittheil der Einen Gottheit ist. Dadurch, daß der Verf. diesen Fehler nicht vermieden, vielmehr, wie es scheinet, sich con amore in denselben gestürzt hat, ist offenbar der allgemeinen Nutzbarkeit seiner Arbeit geschadet, was in der That zu bedauren ist. — Was nun die Einrichtung des Buchs selbst anbetrifft, so sind es mehrentheils Selbstgespräche über die Leiden dieser Zeit mit den nöthigen Trostgründen. In der ersten Ausgabe waren sie nach den Sonntagsevangelien geordnet, damit sie zur sonntäglichen Erbauung dienen könnten; in dieser Ausgabe aber hat sie der Verf. systematisch geordnet, zum Besten derer indeß, die sie Sonntags benutzen wollen, ein Verzeichniß, wie sie nach Sonntagen zu brauchen sind, angehängt. Das Buch zerfällt jetzt in drey Theile. Im ersten stehn allgemeine Beruhigungen; im zweyten Beruhigungen, welche

sich

sich auf einzelne Leiden und Beschwerden beziehn; und im dritten wird vom christlichen Verhalten unter den Leiden, und dem Gebrauch der Gnadenmittel geredet.

Df.

Das Nöthigste von Gott, der christlichen Religion und der Kirchenverbesserung. Kindern aus gesitteten Ständen, zum Theil auch für Erwachsene nützlich. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1792. 8. 238 Seiten. Mit dem Motto: Gott will, daß allen Menschen durch Erkenntniß heilsamer Wahrheiten geholfen werde. 10 gr.

Der Verf. dieses Buchs mag es recht gut gemeynet haben, aber der gute Wille ist den Kräften nicht gleich gewesen. Er scheint der Meynung gewesen zu seyn, als ob es am leichtesten sey, für Kinder zu schreiben, und Rec. ist der Meynung, daß dazu gerade vorzügliches Talent erfordert werde. In diesem Buche hat er alles eingetragen, was er sich bey seiner Lektüre mag aufgezeichnet haben, aber alles ohne Auswahl, ohne Ordnung, und meistentheils ohne die in Lesebüchern für Kinder so nöthige Genauigkeit. Falsches und Wahres, Orthodoxie und Heterodoxie ist so unter einander verwebt, daß Rec. seinen Kindern dieses Buch nicht ohne Aufsicht möchte zu lesen geben. Und bey dem allen ist die Sprache so voll von Fehlern, und die ganze innere Oekonomie des Buchs so unbequem, daß es nicht zu begreifen ist, wie der Verf. es nicht hat fühlen können, daß er in keiner Hinsicht Beruf zum Schriftsteller hatte.

Zwey evangelische Predigten von Carl Friedrich Richter, königlichem Inspektor und nunmehrigem ersten Prediger bey der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin. Berlin, in der Realschulbuchhandl. 8. 56 Seiten. 4 gr.

Die erste dieser Predigten ist die Antrittspredigt in Berlin, am ersten Weihnachtstage gehalten, und handelt von der Ehre Gottes in der Menschwerdung Jesu Christi. Die

zweyte

zweyte ist die Abschiedspredigt des Verf. am 21sten Sonntage nach Trinitatis voriges Jahres in den königlich preußischen vereinigten Städten Stolzenberg vor Danzig gehalten. 1 Thess. 4, 1. ist der Text und das Thema: Meine Beruhigung und meine letzte Bitte an euch bey der Niederlegung meines hiesigen evangelischen Lehramts. Wenn diese Predigten nicht gedruckt werden mussten, so hätte der Verf. weit besser gethan, sie ungedruckt zu lassen. Rec. hat lange keine so faden mit den langweiligsten Deklamationen angefüllten Predigten gelesen, als diese sind. Für den Druck sind sie wirklich allzu schlecht. Man kann sich nicht genug wundern, daß ein Schriftsteller so wenig kritisches Gefühl für seine eigene Arbeiten hat.

Ao.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Friedrich August Webers Abhandlung vom Gewitter und Gewitterableiter. Dritte Ausgabe. Zürch und Leipzig, bey Ziegler. 1792. 8. 6 Bogen. 6 gr.

Wenn gleich diese Schrift nichts Neues enthält, so muß man es dennoch dem Verfasser sehr Dank wissen, daß er sich die Mühe nicht verdrüßen läßt, das Gute recht oft zu sagen. Da alles, was behauptet wird, mit dem Zeugnisse unserer vorzüglichsten Naturforscher belegt, oder gar aus ihren Schriften wörtlich ausgezogen ist; so erhält diese Schrift, noch neben der Kürze und der Faßlichkeit, einen eigenen Werth, und wir halten es für Pflicht, sie jedem, auch dem Unkundigen, wenn sie sich gegen die Wirkungen des Blitzes in Sicherheit zu setzen wünschen, zu ihrer Beruhigung, zu empfehlen.

Cf.

Abriß einer Naturgeschichte des Meeres. Ein Beytrag zur physikalischen Erdbeschreibung, von Friedrich Wilhelm Otto, Königl. geheimen Secr. und Obervorsteher der lutherischen Hauptkirchen zu

Ber-

[illegible] Erstes [illegible]. Berlin, bey Franke. 1792. 306 Octavs. 14 gr.

Der Herr Verf. erzählt hier in einem lehrreichen und unterhaltendem Tone, was das Meer nach seiner Grösse, seinem Verhältnisse gegen das Land, nach seinem **Becken**, Grund und Boden, nach seinem **Wasser**, z. E. in Ansehung seiner innern Beschaffenheit, nämlich der Farbe, des Geschmacks, der Schwere, des Leuchtens und der Temperatur, ferner in Rücksicht auf seine **Bewegung** sowohl **allgemeine**, als Wellen, Bewegung von Osten nach Westen, Ebbe und Fluth, als **besondere**, z. E. Meeresströme, Strudel, Wasserhosen; dann ferner in Ansehung seiner **Tiefe**, seiner **Ausdünstung**, und seiner **einzeln Theile**, Merkwürdiges darbietet. Neue Ideen haben wir eben nicht bemerkt, aber das Bekannte ist gut gesammlet und in einer zweckmässigen Kürze vorgetragen, so, daß wir es als eine angenehme Lektüre empfehlen dürfen. Ueberall hat der Verf. die Quellen, aus denen er geschöpft hat, getreulich angezeigt. Wir können ihn daher versichern, daß, wenn er auf diese Art fortfährt, andere Gegenstände der physikalischen Erdbeschreibung nach diesem Plane zu bearbeiten, (wie er in der Vorrede verspricht,) seine Bemühung nicht ohne den Dank des Publikums bleiben wird. Das Titelblatt ist mit einer artigen Vignette geziert, und Papier sowohl als Druck gereichen dem Verleger zur Ehre.

Lm.

Der Naturforscher, Halle, bey Gebauer. 8. Sechs und zwanzigstes Stück. 1792. 16 Bogen, 1 Rthlr.

Den Anfang dieses Stücks macht Hr. Superint. Schröter mit seinen conchyliologischen Rhapsodien. S. 1—54. Von den Eyern der Chitonen, welche der Verf. bey der Zergliederung des Einwohners vom marmorirten Chiton zu Hunderten in einem Eyerstocke angetroffen hat: die Merkmale, welche Linné zur Bestimmung der Arten dieser Gattung gebraucht habe, seyen unzulänglich; sicherer die Bestimmung und Eintheilung nach dem schiefwinklichten dreyeckigen Ansatz an beyden Enden der Zwischenschilder, der bey einigen Arten mangle, bey an-

dern flach, niedrig und unkenntlich, zwischen weissen sehr kenntlich und erhaben ist; von einer Schellenröhre aus Guinea, unter deren Sandkörnern sich auch viele Teslinen von verschiedener Schalenthiere fanden; von einer gerunzelten am innern Vorderrande blauen Tesline, von einer vermuthlichen papierdünnen Spielart des Steinbohrers (Mytilus lithophagus); von einigen Abänderungen des bronzirten Schildes (einer Art Napfschnecke); von drey andern neuen Arten der Napfschnecke mit verschlossenem Wirbel, einer ostindischen schillernd blauen, ovalen, flachen, mit spitzigem nach der schmalen Vorderseite hinsehendem Wirbel, größern und kleinern von feinen Querlinien durchschnittenen Ribben, und zerrissenem Rande, einer ovalen gegitterten und braungefleckten mit weissem, spitzigem Wirbel, und einer kleinen grau und weiß gestrahlten und gefleckten, auch grün gedüpfelten feingestreiften Art; von einer rothbraunen Kegelschnecke mit weissen in Bänder geordneten Flecken; von den gedüpfelten Bottgersbohrern, von welchen der Verf. vier Arten, unter ihnen zwo neue hier zugleich abgebildete, aufführt, eine bräunlicht mit kurzem Wirbel, und eine quergestreifte braun geflammte und gestippelte; von den uneigentlichen Kammuscheln, in ihrer Stufenfolge aufgestellt; auch unter ihnen zwo, wie es scheint, neue Arten, die schärfgerippte Blasentasche und die papierne Tasche, von Venus deflorata und Strombus tuberculatus und den zahlreichen Abänderungen beyder; von Strombus Lucifer und den Stumpfen überhaupt. II. Hr. Sekr. Kämmerers Beytrag zur Naturgeschichte der Belemniten, auch durch Zeichnungen erläutert. S. 55 — 68. Die walzen- und kegelförmige seyen Bruchstücke der spindelförmigen; man finde daher gewöhnlich keine Alveolen darinn; dieses wird durch ein schönes Beyspiel eines Belemniten von Mastricht deutlicher gemacht. III. J. Aug. Frölichs Bemerkungen über einige seltene Käfer aus der Insektensammlung des Herrn Hofr. Rudolph in Erlangen S. 68 — 165. Unter diesen Käfern sind mehrere neue Arten, welche der Verf. mit ausführlichen zuerst lateinischen, dann deutschen Beschreibungen versehen hat, so des Schröters (Sygargus), des Graskäfers (Melolontha fusca und crassata aus Amerika, similis aus Sibirien, gracilis, brevipes von S. Lucia, und speciosa aus Kurdun), des Metallkäfers (bicolor und Rudolphi von S. Lucia, und marilandica), des Hister (oblongus), der Melynis (erythrocephala), des Sphaeridium (conicollis aus Deutschland), des Necrophorus (virginicus),

der Chrysomela (punctatissima aus Guinea), der Altica (virginica), des Cryptocephalus (sanguinicollis aus Franken, und sibiricus), des Rüßelkäfers (semilunaris und conicus aus Deutschland), des Prionus (laticornis, von S. Lucia), des Cerambyx (testaceus eben daher), der Lamia (varia), des Stenocorus (truncatus), des Callidium (tomentosum aus Virginien), des Clytus (obscurus aus Maryland), des Elater (testaceus), des Carabus (chrysomelinus), und der Mordella (erythrogastes). IV. Fortsetzung der Auszüge aus D. Königs naturhistorische Gegenstände betreffenden Briefen an Prof. Retzius und andere Freunde. S. 166 — 173. Die Kolumbowurzel komme durch die Portugiesen von Mozambique, die wahre Terra japonika werde in Malakka häufig aus einer Art Ciachona gesotten; die Behannus komme nicht von Moringa: der Milchsaft der Excaecaria sey nicht so scharf und giftig. V. Retzius mineralogische Bemerkungen. S. 174. 175. Smaragdgrüner Feldspat als eine große sechsseitige Säule mit abgestumpften Ecken aus Grönland; Wasserbley in vierzehnseitigen Tafeln, und Schieferspat aus Norwegen. VI. Past. Meineckes zufällige Gedanken und Erläuterungen über die ersten 20 Stücke des Naturforschers in Rücksicht der darin enthaltenen lithologischen und mineralogischen Abhandlungen. S. 176 — 232. Ist freylich von ungleichem Gehalte. Gegen Boulangers und Mussards Meynung von Versteinerungen, und den Folgen, welche sie daraus gezogen haben.

Da.

Mathematik.

Beleuchtungen der interessanten Unterhaltung, welche die Conoide der Hyperbel gewährt, von C. L. Schübeler. Manheim, bey Schwan und Götz. 1792. 1. Heft 5 Bogen. 8. 1 Kupferpl. 2. Heft 7 Bog. 1 Kupferpl. 14 gr.

Herr Schübeler, Senator in Heilbronn, hat durch mehre Schriften schon gute mathematische und philosophische Einsichten gezeigt, und Eifer solchen Kenntnissen Liebhaber zu erwerben. Conoiden heißen ihm die Kegelschnitte. Bey seinem

Selbststudium der höhern Mathematik, [illegible] wohl über ein Jahr beschäftigt, bis er sie nach und nach so fassete, daß er sich ein Genügen dabey leistete. An Freunden, mit denen er sich mündlich darüber hätte besprechen können, fehlte es ihm gänzlich, Liebhaberey an höherer Geometrie ist in seiner Gegend fremd, wie freylich an mehr Orten Deutschlandes. Mathematik belohnt endlich selbst die Verwendung von Kräften und Zeit, mehr als irgend eine andere Wissenschaft. Parabel und Ellipse fand er, (wie begreiflich ist) viel leichter als Hyperbel. Die Werke, welche diesen Gegenstand abhandeln, hat er gebraucht, sich die Sache durch eignes Nachdenken ferner aufzuklären, also, wie sich ohnedem von jemand versteht, der für diese Vergnügungen des Verstandes Empfindung hat, nicht abgeschrieben.

Im gleichseitigen Kegel schneidet er zuerst das Dreyeck durch die Axe, und mit einer Ebene diesem parallel, die Hyperbel. Der Deutlichkeit wegen zeichnet er aber auch schiefe Schnitte, unter Einschränkungen, die er nöthig hält, zu geben Hyperbeln. Wie man schon nach Hrn. [illegible] Anmerkung, in einem kegelförmigen Kelchglase die Kegelschnitte mit Wasser darstellt. Für Parabel und Hyperbel muß man das Glas mit einem Teller bedecken, eine gegebene Menge Wasser giebt eine einzige Parabel, aber nach unterschiedner Neigung des Glases mehr Ellipsen und Hyperbeln. (Bequemer ist, wenn man, wie sich auf Glashütten leicht erhalten läßt, ein Glas braucht, das wirklich einen hohlen Kegel mit seiner Grundfläche darstellt, nur daß oben die Spitze fehlt, und da für das Wasser eine Oeffnung ist). Ellipsen zeigt das Kelchglas, bey seiner Stellung zum gewöhnlichen Gebrauche; der Trinker trinkt immer den Scheitel von der Ellipse weg. (Ein Beyspiel, wie viel Geometrie bey den gemeinsten Begebenheiten vorkömmt, wie viel der Verstand des Mathematikers wahrnimmt, wo des Unmathematischen Sinn nur empfindet.) So viel ist noch ohne Zeichnung verständlich. Nun giebt Herr Sch. eine Zeichnung, die Ebene schief gegen die Grundfläche des Kegels gestellt, weil bey senkrechter Stellung, ein Schenkel der Hyperbel den andern bedeckte. Brennpunkte, Verzeichnung durch Fäden aus den Brennpunkten, Gleichung, und die ersten Folgen daraus. Hr. Sch. theilt seinen Vortrag in Lucubrationen ein, der erste Heft enthält ihrer drey. Im zweyten werden sie fortgezählt die sechs Abscissen vom Scheitel an genom-

Peripherien, [illegible], Tangenten und Normallinien, die Durchmesser. Alles ist nur durch die Analysis endlicher Grössen bewerkstelligt, ohne Rechnung des Unendlichen. Ein Paar dieser Lucubrationen giebt er als Commentar über Stellen der Kästnerischen An. endl. Gr. und die letzte, als Erläuterung zu Hrn. Prof. Trentels Comp. Sect. Con. einem wenig bekannten aber sehr schätzbaren Werke. Ist übrigens immer seinen eigenen Weg gegangen, ohne zu copiren. Daß ein Paar Linien einander sich immer nähern, ohne sich zu erreichen, hatte Hr. Sch. schon in frühern Jahren gehört und gelesen, ohne daß er es glauben konnte, es machte ihm also ungemein großes Vergnügen, davon versichert zu werden. (Vermuthlich las Hr. Sch. zuerst den Satz in Schriften, wo er beygebracht ward, Verwunderung zu erregen, also, das so sehr Begreifliche in ihm verdeckt ward. Daß eine Entfernung die immer abnimmt, aber immer um etwas geringer, nie ganz aufhört, faßt ja jedermann; Wer eine gerade Linie halbirt, und ihre Hälfte wiederum halbirt, und das Viertheil wiederum u. s. f. ohne Ende, kömmt der geraden Linie Endpunkte immer näher, und erreicht ihn doch nie.). Leibnitz habe gesagt: endliche Geister seyen als Asymptoten von Gott anzusehen. Das möge ein Spiel des Witzes seyn, es sey aber doch ein Spiel des ernsthaftesten und edelsten Witzes. (Ohne hie zu untersuchen, was eigentlich L. gesagt hat, liesse sich nach des Rec. Gedanken der von Hrn. Sch. angeführte Ausdruck berichtigen: Wenn, Abscissen auf der Axe der Hyperbel genommen, Zeiten vorstellen, von dem Augenblicke an, da eine Monade menschliche Seele wird, die Ordinaten, die Vollkommenheiten der Seele, so stellt die Asymptote eine Gränze vor, der sich die Seele in Ewigkeit nähert, aber diese Gränze, welcher die Hyperbel näher kommt, als jeder gegebene Abstand, ist nicht die Gottheit, sie geht unter der Gottheit, in einer Tiefe, die, nicht Leibnitz, auch der, der Er itzo ist, angeben kann, nicht der oberste der Seraphinen.

Leonhard Eulers vollständige Anleitung zur Differentialrechnung; aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von Johann Andreas Christian Michelsen, Professor der Mathematik und Physik am vereinigten Berl.

und Cölln. Gymn. Mitglied der Königl. Preuß. Akad. der Wiss. Dritter Theil; Lagarde, 1794. 314 Oktavs. 1 Rg.

Die Grundschrift 10, — 18 Cap. Die letzten neun des ganzen Werks. Unpäßlichkeit Hrn. M. hat die Ausgabe verzögert. Anmerkungen und Zusätze liefert er hier deswegen nicht, weil der Hr. Curator der K. Pr. Ak. Hr. Gr. v. Herzberg ihn in eine vortheilhafte und erwünschte Lage gesetzt hat, wo er was vollständigers leisten kann. Von Hr. M. Eifer, der solcher Unterstützung so werth ist, machen Liebhaber der Mathematik mit Recht sich angenehme Hoffnung.

Hr.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reisen in verschiedne Provinzen des Königreichs Neapel. Von Carl Ulysses von Salis Marschlins. Erster Band. Mit Kupfern. Zürich und Leipzig, bey Ziegler und Söhne. 1793. 442 Seiten. 8. 2 Rg.

Der, schon durch seine trefflichen Beyträge zur Kenntniß des Königreichs beyder Sicilien, rühmlichst bekannte Verfasser macht hier dem Publikum abermals ein sehr schätzbares, und die Erdkunde überaus bereicherndes Geschenk. Er hat sich in diesem Werk bewogen gefunden, Titel und Plan des obenbenannten frühern Werks zu ändern, und theilt in dem gegenwärtigen diejenigen Bemerkungen, besonders über Naturgeschichte und Landwirthschaft, mit, die er in den, durch neuere Reisebeschreibungen in diesem Umfang noch wenig bekannten, neapolitanischen Provinzen sammelte. Swinburne und Riedesel, diese Hauptschriftsteller über jenes Land, deren Beobachtungen aber lange nicht so reichhaltig in den benannten Fächern sind, werden durch des Verf. Werk supplirt und verbessert. Der scharfsichtige und sachkundige Beobachter ist allenthalben kenntlich, und wenn Rec. auch hie und da, in den Urtheilen über die Proceduren der neapolitanischen Re-

gierung, in dem was zur Verbesserung jenes trefflichen von der Natur so gesegneten Landes geschehen sollte und könnte, — aber nicht geschieht, einige nicht ganz unpartheyische Rücksichten zu bemerken glaubt, so ist er doch mehr geneigt, diese dem Wunsch des edelmüthigen Mannes für das Beßre und seinen Hoffnungen, daß durch glimpfliches und gemildertes Urtheil über solche Gegenstände der Landeseinrichtungen mehr, wie durch jene stürmischen und vorgreifenden Zurechtweisungen der Schriftsteller, (welche in unserm Zeitalter zur herrschenden Mode geworden sind) gewirkt und gebessert werde, als gewissen politischen der bescheidenen Freymüthigkeit Zwang anlegenden Absichten zu zuschreiben.

Rec. will aus diesem reichhaltigen und äusserst instructiven Werk eine Skizze seines Hauptinhalts ausheben.

Nach den, zu verschiedenen Zeiten unternommenen, Reisen des Verfassers von Neapel, sind die Beobachtungen und Nachrichten unter einzelne Rubriken gebracht.

1. **Reise in die Provinzen Apulien, Bari und Otranto.** — Sie gieng durch die fruchtbare Ebne der *Campagna felice*, der Terra di lavoro, dieses vielleicht am meisten bebauten, bewohnten und einträglichsten Strichs Landes in Europa. Er enthält auf 1378 Quadratmeilen, 1,210,989 Bewohner, wovon also auf jede Quadratmeile beynahe 879 Seelen kommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist hauptsächlich seinen vulkanischen Bestandtheilen zu zuschreiben. Der Verkauf der Avellanischen Nüsse, (nux avellana), die schon zu Plinius Zeiten in dieser Gegend stark gezogen wurde, bringt allein der Stadt *Avellino* jährlich 60,000 Dukati ein. Um die ungeheure Menge der Meerskörper, welche auf den Appenninen gefunden werden, zu erklären, muß man eine große Wasserfluth zu Hülfe nehmen. — Die ferula communis Linn. wächst an den apulischen Ebenen bey *Ordona* in unübersehbarer Menge. Aus ihren zähen und dicken Stengeln werden Schaafhürden, Stühle und mehrere Sachen zum täglichen Gebrauch geflochten. — Auch hier ist alles blühender Ueberfluß des Bodens. — Der großen (schlecht verwandten) Geldbeyträge des Landes ungeachtet, sind die gemachten Wege durch diese Gegend noch lange nicht vollendet; eine Folge der unverantwortlichen Verwaltungen der zu diesem Geschäft niedergesetzten Commission. — Die Unsicherheit der Wege und die

Schlechtigkeit d. Wirthshäuser schrecken jeden Reisenden zurück. Des V. sehr genaue Nachrichten von dem *Pulo* von Molfetta oder den mineralischen Salpetergruben, bestätigen die Beobachtungen mehrerer Mineralogen, besonders eines Abbé *Fortis* u. Zimmermanns über diesen merkwürdigen u. vielfältig bestrittenen Gegenstand der Naturkunde. Der Salpeter erzeugt sich von selbst in dieser dem Krater eines Vulkans ähnlichen Vertiefung eines Kalkfelsens. Man findet ihn daselbst in vierzig angegebenen Grotten, an den äussern Flächen der Kalksteine, oder unter einer tufartigen leichten Rinde, häufig, in großen Massen u. Stücken unter allerley Gestalten, und um so schöner und reichhaltiger, je weiter er von der unmittelbaren Einwirkung der Luft und der Sonnenstrahlen sich erzeugt. Es finden sich hier Stücke gediegnen Salpeters, von zwey Pfund, und man trifft dieses mineralische Produkt in vierzehn natürlich erzeugten Abänderungen an. Aber dieser Reichthum der Natur wird von der Regierung nicht allein nicht genutzt, sondern es ist sogar in dieser Gegend, auf Veranlassung eines Betrügers, Namens *Targioni*, eine künstliche Salpetersiederey angelegt. (ganz im Geist des verkehrten Verfahrens und der inkonsequenten Maximen der neapolitanischen Regierung!) — Der merkantilische Geist der Einwohner von *Molfetta*, hat diesen dem Hause Spinola gehörigem Ort zu einer blühenden Manufaktur- und Handelsstadt erhoben. — Bey den Unordnungen in Maas und Gewicht, bey der schlechten Zolladministration und dem Verfall der Landwirthschaft, ist es übrigens begreiflich, daß der Handel in den dazu so vortheilhaft gelegnen Küstenstücken von Apulien sich nicht heben kann. Alles dieses und der schlechte Zustand der schönen neapolitanischen Reiche überhaupt liegt in dem Misbrauch des unbeschränkten Zutrauens, das der, mit der Beschaffenheit seiner Provinzen unbekannte, König den Unterstatthaltern derselben schenkt. — Sehr lesenswürdig sind die Nachrichten von den trefflichen ökon. Anstalten des Herzogs v. *Martina*, welcher in jener Gegend große Besitzungen hat. Aeußerst zweckmässig sind die angelegten Schäfereyen, Stutereyen und die Hornviehzucht eingerichtet. Der Kleebau ist bisher dem Herzog mislungen, welches der Verf. als eine Folge des bloß mit dem Lodegianer Kleesaamen, der höchstens nur zwey Jahr dauert, gemachten Versuchs ansieht. — — Die Lage von Tarent (molle Tarentum) auf einem Hügel der Erdzunge des ionischen und adriatischen Meeres, ist eine der herrlichsten in Europa. Die Stadt

zählt

hat jetzt 18,000 Einwohner. — Welch ein Wechsel der
Dinge! zu den Zeiten des Archytas ward die viel ausgedehn-
te Stadt von 300,000 Seelen bewohnt. Der schönen al-
ten Wasserleitung, welche noch jetzt, wie ehemals, der Stadt
Wasser zuführt, steht, so unentbehrlich sie dieser auch ist, das
allgemeine Schicksal eines nahen Einsturzes bevor. — Auch
hier und auf den Hügeln dieser Küste finden sich fossile Meers
produkte aller Art in Menge. — Eine merkwürdige Natur-
erscheinung sind die Salinen, drey Meilen von Tarent. Sie
bestehen in zwey Seen, die gar keine sichtbare Gemeinschaft mit
dem Meer haben. Der größere See trocknet im Sommer
aus, und läßt auf seinem Boden eine beträchtliche Schichte ei-
nes weißen gereinigten Salzes zurück, welches ein königliches
Regal ist, und wovon jährlich über 10,000 Tomoli verkauft
werden. Wenigstens eben so viel wird durch Unterschleif der
Bauern entwendet. — Die beyden Inseln am Eingang des
Hafens von Tarent, beym Thucydides *Choreades*, von den
ältern Dichtern *Electrides*, jetzt *St. Pelagia* und *St. An-
dreas* genannt, haben 4 und 2 Meilen im Umfang, und sind
nur durch einige physische Merkwürdigkeiten noch bemerkungs-
werth. — Die feuchte Luft, morastige Gegend und Unrein-
lichkeit der Bewohner machen das Klima und den Aufenthalt
zu Tarent gefährlich. Das Land hier herum, von dessen Um-
fang und Eintheilung eine Tabelle geliefert ist, wird nicht von
den unthätigen Inländern, sondern von theuer gedungnen aus-
ländischen Tagelöhnern bebauet, und seine Hauptprodukte be-
stehen in Wein, Oliven, Korn (hauptsächlich Waitzen) und
Baumwolle. Von der Kultur und Bearbeitung der letztern
sind von dem Verf. instruktive Nachrichten mitgetheilt. —
Auch wird Schaaf- und Bienenzucht getrieben und schönes Obst
gezogen. — Der Handel ist sehr unbeträchtlich. — — Bey
dem Bischof von *Oria*, in der Provinz Otranto, fand der V.
eine ansehnliche Sammlung von Vasen, — den etruscischen an
Maaß und Form ähnlich — welche man in dieser Gegend aus-
gegraben hat, woraus er schließt, daß sie ehemals in einer ta-
rentinischen Fabrik verfertigt wurden — Die Stadt *Oria*
nährt sich meistens vom Ackerbau, Oelbau, und von dem Han-
del mit Wachs und Honig. Sie hat 6000 Einwohner. —
Die fruchtbare Gegend um *Brindisi* (das einst so berühmte
Brundusium) liegt ganz ungebauet; die Stadt selbst ist
verfallen und öde, und der Aufenthalt daselbst ungesund. Sie
hob sich zu den Zeiten der Kreuzzüge aus ihrem Verfall wie-

[illegible] erhoben und zählte 60,000 Einwohner ([illegible] 9000 und größtentheils Mönche). Ein Plan der Stadt und des Hafens ist beygefügt. Der letztere ward vor einigen Jahren von einem Ingenieur *Pigonati* wieder in Stand gesetzt, er ist aber durch Vernachlässigung schon wieder verfallen, wovon noch eine hauptsächliche Ursache die gewesen seyn mag, daß diese höchst kostspielige Arbeit unzweckmäßig ausgeführt ward. — *Lecce*, die Hauptstadt der Provinz Otranto hat 14,000 Einwohner. Der Verf. fand in dieser Gegend viel Kultur des Landes und eine sich auszeichnende Gastfreyheit der Einwohner. Bey dieser Gelegenheit tadelt der Verf. mit Recht, aber fast mit mehr Schonung als sie verdienen, diejenigen Reisenden und Reisebeschreiber Italiens, welche ein allgemeines Verdammungsurtheil über den Character der Italiener herfahren, ohne die vielen Ausnahmen gelten zu lassen, die ihrer Kurzsichtigkeit unentdeckt blieben. — Rec. ist hierin, aus eigener Erfahrung, mehr des Verf. Meynung, als in der bald darauf folgenden Schutzrede für die heutigen Mönchsklöster (die er am liebsten für Asyle halten möchte) gegen die „höchliche Undankbarkeit" (133) der Fürsten, welche sie ohne Bedenken aufheben: — wenn gleich Rec. allenfalls einzelne gute Seiten einiger weniger der jetzigen Mönchsklöster, in Rücksicht der Volkserziehung, anerkennt, manches Verdienst der Mönche in den Zeiten der Barbarey des Mittelalters zugesteht, und die unbillige Präcipitation mancher Fürsten bey der Aufhebung von Klöstern mit dem Verf. tadelt. — *Gallipoli* treibt, aller sich entgegenstellenden Lokal-Schwierigkeiten ungeachtet, einen ansehnlichen Handel mit Oel, wovon jährlich 150,000 Salmen ausgeführt werden. Hierbey giebt der V. Nachrichten von der Zucht und Pflege des Olivenbaums und von der Oelbereitung, um welche ersteren Dr. *Giov. Presta* sich, durch seine Verbesserungsvorschläge, in dieser Gegend sehr verdient gemacht hat. — *Nardo* ist eine, der Familie Conversanno zugehörige, gewerbreiche Stadt. *[illegible]* — Nach den Baronalrechten dieser Provinz, erbt der König alle diejenigen Baronen, die nach dem dritten Grad keine Verwandte hinterlassen. Dies ist eine Hauptursache des Verfalls dieser Güter, welche nun durch die königlichen Verwalter administrirt werden. — Ueber den Weinbau in der Provinz Lecce, wo die ehemals gute Schaafszucht jetzt sehr abnimmt. Da der Verfasser die Reise über *Matera* und *Gravina* nicht [illegible] selbst [illegible]

[illegible] die [illegible] des [illegible] über diese Gegend hier eingerückt.

2. Reise von Neapel nach Pästum. Auf dieser von so vielen schon beschriebenen Reiseroute, holt der Verfasser noch manche bedeutende und lesenswerthe besonders naturhistorische Bemerkung nach. An der Wahrheit der Erzählung S. 218, die Rachsucht der Büffel betreffend, zweifelt Rec. mit dem V. Das Kloster della Trinita zu *la Cava* hat ein treffliches Archiv von historischen Dokumenten.

3. Reise von Neapel durch einen Theil der Provinz Abruzzo nach *Avezzano*. Merkwürdig ist die Beschreibung des grossen Sees *Celano* und seiner Ufer, in dieser, wegen der schlechten und unsichern Wege, wenig bereisten Gegend. — Eine von einer Gemeinde in Abruzzo der neapolitanischen Regierung übergebene freymüthige Vorstellung über die Nothwendigkeit des Strassenbaues in dieser Provinz, die hier ganz eingerückt ist, giebt einiges Licht (aber wohl schwerlich der sich obstinirenden neapolitanischen Regierung, zur Abstellung jener schändlichen Misbräuche) über den Unterschleif der Kammer, die das von den Unterthanen zum Strassenbau erpreßte Geld an sich hält, oder es auf die sorgloseste Weise verschwendet. — Von der sehr giftigen Otternart, *Coluber Aspis Linn.*, giebt es auf den hohen Kalkfelsen am See *Celano* eine grosse Menge. Sie werden weggefangen und in ganzen Ladungen den Apotheken und Handelsstädten Italiens verkauft. Die Gebürge von *Velino* und *Majella* sind von Alters her wegen ihrer vortrefflichen Heilkräuter berühmt, und zu Avezzano wird gutes Arquebusaden-Wasser davon verfertigt. — Ein schönes Ueberbleibsel aus dem Alterthum ist in Abruzzo der Emissarius des Sees *Fucinus*, den der Kayser Claudius anlegte. So wie mehrere Seen in Italien, z. B. der Albanersee, wuchs auch der See *Fucinus* durch den starken Zufluß seiner unterirdischen Quellen, zu einer ungewöhnlichen Höhe und überschwemmte die Gegend, weil er keinen gehörigen Abfluß hatte. Claudius ließ nun einen Kanal von 3000 Schritt Länge unter dem bergigten Ufer des Sees durchführen, und die alten Schriftsteller erzählen die sonderbaren Feyerlichkeiten, welche von dem Kayser bey Eröffnung dieses Ableitungskanals angestellt wurden. In der Anlage des Kanals aber waren Fehler gemacht, deswegen das Werk nie recht zur Wirksamkeit kam. Die Spuren dieses kolossalen Römer-

[illegible] sind von dem Verfasser mit großem Fleiß aufgesucht und hier davon, so wie von dem See selbst, genaue Nachrichten gegeben. — In neuern Zeiten wurden über den Emissarius, besonders von dem *Abate Lolli*, nähere Untersuchungen angestellt und Vorschläge zu Wiederherstellung desselben gemacht. — Bewundrungs- und beyfallswürdig sind die unermüdeten patriotischen Bemühungen zur Landesverbesserung so mancher edlen Neapolitaner, wovon wir in den neuesten Zeiten, und auch bey dieser Angelegenheit, so manche Beweise durch Nachrichten von dort her kennen. (man lese hiervon z. B. Bartels Briefe nach). Es sind es um so mehr, da noch immer — so schonend auch der Verf. von dem „[illegible] König" und von seinen „thätigen Ministern" (?) spricht — die dortige Regierung in einer Lethargie versunken ist, woraus der immer tiefere Verfall des Landes sie nicht aufzuwecken vermag; und nichts leichter ist, als die durchdachtesten und gemeinnützigsten Vorschläge zur Landesverbesserung bey ihr durch Kabalen zu hintertreiben. — Die Ausführbarkeit des obigen Vorschlags des *Abate Lolli* ist durch die genauesten Untersuchungen von Sachkundigen erwiesen, (der Verf. hat einen auf der Stelle aufgenommenen Plan des Kanals beygefügt) aber an der Ausführung selbst ist sehr zu zweifeln. Zwar ward die so wichtige Arbeit, zu deren Vollendung eine verhältnißmässig geringe Summe von 130 bis 150,000 Dukati erfordert wird, i. J. 1790 auf unmittelbaren Befehl des Königs, unter *Lolli*'s Direktion wirklich angefangen, aber gerieth i. J. 1792, more solito, wieder ins Stocken, und wird nun wahrscheinlich liegen bleiben. — Naturhistorische Bemerkungen über den Abruzzischen Luchs, der in den dortigen Gebürgen in Menge angetroffen wird. — Die beyden zwischen den höchsten Appenninen liegenden Städte Sulmona und Aquila leiden viel von häufigen und starken Erdbeben. Der Verf. äussert hierüber scharfsinnige Vermuthungen. Auf den Gebürgen dieser Gegend trifft man die *pietra fungaja* häufig an, aus welcher eine vortreffliche Art Schwämme hervorwächst. — Entlehnte Bemerkungen über die wenig bekannte Grafschaft *Molise*.

Diesem ersten Theil ist angehängt: 1) ein Verzeichniß von inländischen Konchylien, unter welchen sich viele bisher für ausländisch gehaltne Stücke befinden. 2) Eine schätzbare, und von klassischen Kenntnissen des Verf. zeugende, Auswahl von Stellen, aus den Alten, über landwirthschaftliche Gegenstände

zur

zur Vergleichung [illegible] mit den [illegible] Zeiten [illegible], und zur Erläuterung der Klassiker. Es wäre zu wünschen, daß diese [illegible] Unvollständigkeit der Verfasser selbst [illegible], [illegible] gelehrte Landwirthe zu ähnlichen Sammlungen [illegible], [illegible] die Kenntniß der Naturgeschichte und Landwirthschaft [illegible], so wie die Erklärung der Klassiker [illegible]. Für die Leser möchte es [illegible] gewesen seyn, wenn es dem Verf. gefallen hätte, diese [illegible] in einem besondern Anhang gleich [illegible] die [illegible] Seiten des [illegible] seiner Werke zu sehen.

Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von der Königl. Preußischen Immediat-Stadt Memel. Erster Band. Königsberg, 1790 bey Hartung, gr. 8. 1 Alph. 7 B. 1 Rt.

Der Verf., ein einsichtsvoller Kenner des Memelschen Handels und der Gerechtsame dieser Stadt in Ansehung des Handels, hat sich um diese Stadt ein großes Verdienst sowohl dadurch erworben, daß er die Ungerechtigkeit der Anmaßungen der Stadt Königsberg, welche zum polnischen und zum Seehandel allein berechtigt zu seyn glaubt, nach des Rec. Einsicht aufs stärkste dargethan hat, als auch, daß er eine Menge bisher ungedruckte archivalische Nachrichten bekannt gemacht hat. Des Verf. Styl ist rein, simpel und doch edel; bisweilen erhebt er sich voll Wärme. Dieser erste Band, dem nach des Rec. Wunsch der zweyte Band bald nachfolgen mag, enthält 4 Hefte. Das erste liefert Beyträge zur eigentlichen Geschichte der Stadt. Den Namen Memel hat sie wahrscheinlich von dem Curischen Haff, welches in den alten Urkunden Mummel genannt wurde; wahrscheinlich hieß sie vor Ankunft des Ordens, Kleipeda — noch jetzt nennen die Litthauer und Schamaiten den Ort so — und soll schon in den ältesten Zeiten einen beträchtlichen Handel geführt haben. Selbst der Umstand, daß Memel erst 1252 erbaut worden und bereits 1254 das Lübische Recht annahm, läßt den Verf. vermuthen, daß schon vor der Fundation einer christlichen Stadt eine beträchtliche Menge Einwohner dort vorhanden gewesen sey. Nach Recens. Meynung folgt dies nicht; bey Anlegung neuer Städte wurde damals, wenn sich eine beträchtliche Menge Co-

loni-

[illegible] hätten; [illegible] die Anlage geschah, doch schon [illegible] Rechte eines [illegible] Gerechtigkeiten erhalt. [illegible] Die [illegible] Memel mit ihrem Gebiete gehörte anfänglich zu den Besitzungen des [illegible] Schwerdtbrüder, welche [illegible] und der Bischoff von [illegible] davon besaßen. Von beyden [illegible] gemeinschaftlich [illegible] Mummelsburg erbaut. Die Schwerdtbrüder [illegible] ihren Antheil an dem Schlosse [illegible] Memel [illegible] Gebiet an den Hochmeister des teutschen Ordens [illegible] von Orseln [illegible] dasselbe that auch [illegible] der Bischoff von Curland in Ansehung seines Antheils. Jetzt wurden in dem Gebiete mehrere Städte und eine große Menge Dörfer angelegt. Der Verf. beschreibt nun kurz die merkwürdigsten Schicksale der Stadt. [illegible] beschließen dieß Heft. Das [illegible] Heft enthält Beyträge zur Handlungsgeschichte von Memel. [illegible] vorgefunden [illegible] die Nachrichten von dem Handel dieser Stadt in den ältern Zeiten sind; so wird doch gelegentlich der Schiffe im Hafen erwähnt; doch sind der Stadt Privilegia zum uneingeschränkten Handel und Schiffahrt ertheilt worden. Wahrscheinlich war sie keine Hansestadt, ob sie gleich das Lübische Recht erhalten hat. Memel zog im 16ten Jahrhunderte den Flachshandel an sich, aber die Ausdehnung der Königsbergischen Handlungsbefugnisse wurden für den [illegible] schen Handel äusserst nachtheilig. Als im vorigen Jahrhunderte während des schwedischen Besitzes, der Zwang von Seiten Königsbergs aufhörte, so kam der Handel von Memel in den größten Flor und es waren dort über 100 Kaufleute ansässig; besonders breitete sich der Handel unter dem Schutze des Churfürsten Friedrich Wilhelm, der ihr auch 1657 ein wichtiges Privilegium ertheilte, immer mehr aus. Doch blieb der Memelsche Handel bis 1740 noch immer in einer Art von Mittelmässigkeit; er wurde bis dahin größtentheils mit Holland, Dännemark, Schweden, Stettin und Lübeck geführt; das Commerz hieng ganz von Königsberg ab, und alle Geschäfte wurden mit fremden Gelde betrieben. Erst 1744 [illegible] das Handlungshaus Peter Emanuel Meyer, welches sich durch seine nicht unansehnlichen Fonds von der Königsbergen Abhängigkeit losmachte, den Mastenhandel. Im Jahr 1751 gab ein Zufall zu dem ausgebreiteten Holzhandel, dem die Stadt seinen jetzigen Wohlstand größtentheils verdankt, Veranlassung. Der siebenjährige Krieg brachte an diesem Orte durch verschiedene Lieferungen an die Preußische Armee sowohl, als

an die Russische den Grahnhandel im Gange. Mit dem Handel stieg die Schiffahrt unglaublich schnell. Auch der Amerikanische Krieg gewährte der Memelschen Handlung die größten Vortheile. Die Rhederey und ihr Schiffbau wurde durch diesen Seekrieg eine Quelle großen Erwerbs. Jetzt aber schränken sich die Geschäfte größtentheils auf den Commissionshandel ein, und die Verschiffungen für eigene Rechnung sind seltener geworden. Bey den Handlungsgeschäften geräth Memel mit Liebau und Königsberg vorzüglich in Collision. 23 wichtige Beylagen, welche zur Uebersicht der Memelschen Handlung und Schiffahrt dienen, sind angehängt. Das 3te Heft liefert Beyträge zur nähern Kenntniß des memelschen Hafens. Der innere Hafen oder das sogenannte Portorium begünstigt den memelschen Seehandel besonders; Schiffe, die nur 9 bis 10 Fuß Tiefe brauchen, können die Dange herauf gehen und ihre Ladung bey den Speichern ohne Beschwer einnehmen. Auch gewährt der innere Hafen den Schiffen ein sicheres Winterlager. Auch hier sind vier Beylagen angehängt. Das letzte Heft enthält Beyträge zur nähern Kenntniß der Handlungsstreitigkeiten zwischen Königsberg und Memel. Die Nichtigkeit der königsbergischen Anmaßungen stellt der Verf. durch Hülfe der Geschichte und Diplomen, von welchen 29 hinzugefügt sind, ins hellste Licht; und Rec. glaubt, daß Königsberg nur Sophistereyen, nicht Gründe, diesem werde entgegen setzen können. Mit Vergnügen und Nutzen wird auch derjenige, der bey dieser Handlungsstreitigkeit gar nicht interessirt ist, dieses längste Heft lesen; der widerlegende Ton ist sehr gemäßigt, aber die Sprache der Ueberzeugung redet der Verfasser.

Ps.

Beyträge zur Kenntniß vorzüglich des Innern von England. Aus den Briefen eines Freundes gezogen von dem Herausgeber. Fünftes Stück. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1793. 128 S. gr. 8. 9 gr.

Gegenwärtiges Stück dieser interessanten Beyträge beschäftigt sich fast ausschließend mit Politik. Zuerst theilt der Vf. Betrachtungen über das Betragen und die Gesinnungen der

Regierung (sowohl als des Volks) in Ansehung der französischen Revolution und der Ausgewanderten mit, die er rühmlich und würdig findet. Unter den französischen Emigranten gebe es viele, die unter dem Namen von Flüchtlingen im Lande herumreisen und das Volk wider die gegenwärtige Verfassung einzunehmen suchen. (Indeß möchte es nur doch äußerst wenige Engländer geben, die sich von Fremden, besonders von Franzosen, in politischen Dingen in die Lehre nehmen ließen.) Die Art, wie ein Theil des Volks seine Theilnahme an Frankreichs Schicksal äußerte, war mit unter komisch genug. — Im Nov. 1792 gab es einen lächerlichen Auflauf von mehr als 1000 Menschen in der Borough, dem südlichen Theil von London. Eine zahlreiche Parthey hatte beschlossen, den Herzog v. B. in effigie zu verbrennen. Mit großer Feyerlichkeit und in einer langen Procession trug man ihn gekleidet in seiner Uniform ꝛc. Auf einem Gemeindeplatz außer der Stadt wurde seine Proclamation und sein Verbrechen vorgelesen, daß er ein freyes Volk zu Sclaven machen wolle. Die Figur wurde darauf gehangen und alsdann verbrannt. Die ganze Procession zog hierauf in großer Ordnung und Stille wieder in die Borough zurück, wo man sich sogleich von einander trennte. — Gründlich und lehrreich ist das, was der Verf. über die königl. Proclamation (vom 21 May 1792) wider die Schriften gegen die Regierung und die Verfassung von England sagt. Die neue Pasquillanten-Akte. (Libel-bill.) In der alten P. A. herrschte große Unbestimmtheit und Dunkelheit. Die Pasquill-Processe machten zeither eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Gange der Justiz; hier kam es nicht der Jury sondern dem Richter zu, zu entscheiden, ob ein Buch, Pamphlet ꝛc. ein Pasquill sey oder nicht. Man sagt, die Jury muß das Factum und der Richter das Gesetz ausfindig machen. Dies ist richtig und gut in andern Dingen, wenn man es aber auf ein Pasquill anwendet, so findet man einen Zirkel. Denn was soll die Jury untersuchen? daß A. ein Pasquill gegen B. geschrieben hat? Um aber dieses zu untersuchen, muß sie ja vorher wissen, ob das Ding wirklich ein Pasquill ist? Nein, sagt der Richter, das ist meine Sache; mir liegt es ob, zu entscheiden, ob es ein P. ist oder nicht. Ihr seyd blos hier, die Thatsache zu entscheiden. Aber, was ist die Thatsache? fragte die Jury; die Thatsache ist, ob A. dieses Pasquill geschrieben hat, oder nicht? Auf diesen Zirkel antwortete die Jury ganz natürlich: Wenn ich nicht entscheiden darf,

darf, ob das Werk ein P. ist oder nicht, so kann ich ja auch nicht entscheiden, ob A. das Pasquill gedruckt hat. Aus den vorgelegten Beweisen sehen wir freylich klar, daß A. das Ding gedruckt hat, unser Verdict ist also guilty of printing only (blos des Druckes schuldig). Nun ist das aber ganz und gar kein Verdict, und die Sache ist gerade da, wo sie am Anfange war. Der Richter redete also mit der Jury und suchte sie zu bewegen, ein Verdict zu geben, welches diese bisweilen that, indem sie entweder **Schuldig** oder **Nicht schuldig** entschied. Oefterer aber that sie es nicht, der Richter kann keine Jury zwingen, und so entgieng der Pasquillant seiner Strafe. Nach der neuen Pasquillanten-Akte (die von Fox ins Parlament gebracht und von der Ministerialparthey unterstützt ward) ist nun alles der Jury überlaßen. Die Mehrheit der Rechtsgelehrten ist dagegen, und selbst im Oberhause haben mehrere Lords, der ehemalige und jetzige Großkanzler rc. dagegen protestirt, die Mehrheit der Nation aber freut sich über dieses Gesetz. Freylich finden sich auch hier noch manche Streitigkeiten, allein seitdem dieses Gesetz existirt, sind doch mehrere Pasquillanten rechtmässig zu verdienter Strafe gezogen worden, und dieß wird künftig immer mehr der Fall werden. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. einige wahre und treffliche Bemerkungen über die englische Gerichtsverfassung, über Pasquil'e und Preßfreyheit überhaupt. — Einige merkwürdige Züge aus der engl. Verfassung. Jede englische Grafschaft ist (wie man sagt, schon seit Alfred) in kleinere Theile getheilt die man **Hunderte** (Hundreds auch Wapontakes) nennt, weil ursprünglich jede aus hundert Familien bestand. Diese Eintheilung wird noch heut zu Tage beybehalten, obgleich jetzt in manchem Hundert sich viel tausend Familien befinden. Es ist die Pflicht eines jeden Hunderts, Ordnung in seinem Distrikte zu erhalten, eine gute Policey zu haben, und für jede Gewaltthätigkeit, die durch Menschen ausgeübt wird, muß das ganze Hundert haften. (Irrt Rec. nicht, so existirt eine ähnliche weise Einrichtung unter gleichem Namen auch in Schweden.) So mußten 1780 bey dem Aufruhr in London, 1791 bey dem Tumult in Birmingham die Hunderte, zu denen diese Städte gehören, die von der Jury bestimmte Schadloshaltung erlegen. Jeder Engländer ist verbunden, das Seine zur Ordnung und Policey des Hunderts, zu welchem er gehört, beyzutragen. Daher kommt es, daß jeder Friedensrichter das Recht hat, einen Jeden, der ihm zu Gesichte kömmt, und den

er kennt, d. h. dessen Namen er weiß, augenblicklich zum Constable zu machen, und dieser muß für den Augenblick als Constable handeln, und dem Friedensrichter beystehen. — Die bürgerliche Verfassung und die Gesetze von England wissen nichts von einer Armee noch von militärischer Execution; jene ist der bürgerlichen Obrigkeit untergeordnet. Tödtet bey einem Aufruhr ein Soldat Jemand ohne ausdrücklichen Befehl der bürgerlichen Obrigkeit, so ist es Mord, und der Soldat wird gehangen. S. 72. „Wenn ihr ein Land seht, (sagt der Engländer) in welchem die Armee über Alles gilt, in welchem man „den Officier beständig in seiner Uniform erblickt, in welchem „der militairische Titel und Rang beständig vor dem bürgerlichen den Vorsprung hat, in welchem eine privilegirte Claße „sich ausschließend der Officierstellen bemächtigt; in welchem das „Volk die Armee beständig mit einer gewissen zitternden Ehrfurcht betrachtet; in welchem der General nicht von dem „nämlichen Richter gerichtet wird, unter welchem der Bürger „steht; ein Land endlich, in welchem der Soldat seinen Degen „brauchen kann, ohne von dem bürgerlichen Magistrat vorläufig den Befehl erhalten zu haben; seht ihr ein solches Land, „so saget kühn: hier herrscht willkührliche Gewalt, hier ist das „Volk nicht den Gesetzen, sondern dem Willen eines Einzigen „unterworfen; hier ist keine Sicherheit in der bürgerlichen „Stärke der Nation, keine feste persönliche Freyheit, keine unverbrüchliche Heiligkeit des Eigenthums." — Ueber die Abschaffung des Sklavenhandels. Kurze Uebersicht desjenigen, was bisher in dieser für die Menschheit wichtigen Sache geschehen ist. Die endliche Entscheidung läßt sich nicht mit Wahrscheinlichkeit errathen. Viel Gutes ist schon jetzt dadurch geschehen, daß der bekannte Wilberforce eine Menge heilsamer Verordnungen bewirkt hat, und daß die Sklavenhändler sowohl, als die Pflanzer in den Inseln schon seit einigen Jahren äusserst auf ihrer Huth sind. — — Unruhiger, thätiger und rastloser Geist der Engländer, und daraus entspringende Veränderungen in den Familien, Grundgütern rc. Nirgends, wie in England, haben Fähigkeiten und Talente einen so freyen Wirkungskreis. Der Engländer denkt immer auf etwas Neues. Neue und unbekannte Familien erheben sich in England mit großer Schnelligkeit, und verdrängen die alten, deren Macht auf trägem Besitz und Gefühl ihres Alters beruht. Kein Squire wird drum weniger im Ritterhause geehrt, weil sein Vater oder Großvater ein Käsehändler war. Der Bierbrauer Whitebread, der

der Herrn Coxe (dem Verf. der Reisen durch die Schweiz, Pohlen ꝛc.) dem Hofmeister seines Sohnes, jährlich 800 Pf. St. gab, spielt jetzt eine Rolle in der Opposition und gehört unter die Redner des Unterhauses. Der jetzige Sprecher Addington ist der Sohn eines Arztes, der in einer kleinen Provinzialstadt ein Privattollhaus hält. Dieser, Pitt, und der Staatssekretär Grenville sind zusammen nicht 90 Jahr alt. (im J. 1789.) Jetzt ist in E. die Periode für junge Leute, auch wünscht alles jung zu seyn, und zu scheinen. In der Kleidung weiß man von keinem Unterschied der Alter mehr. Väter kleiden sich wie ihre Söhne, und Männer von 60 — 70 Jahren, wie diese. Das englische Volk ist in einer beständigen Unruhe. In einem solchen Lande müssen sich nach einem langen Frieden unzählige finden, die in der Verfassung etwas abzuändern wünschen. Bekömmt England in den nächsten 10 Jahren keinen Krieg, so müssen große Veränderungen in ihm vorgehen. Die Parthey der Dißenters, welche die englische Kirche haßt, und eine Reform in der Verfassung wünscht, ist gerade diejenige, in der sich am meisten Thätigkeit und Energie findet. Die wichtigsten englischen Manufakturen sind in ihren Händen, und ihr Reichthum nimmt täglich und schnell zu. Ihre Grundsätze sind republikanisch, und sie haßen die Aristokratie. — Ueber die Beschaffenheit einer Reform des Parlements. Rec. erinnert sich nicht, selbst in englischen Schriften, etwas Gründlicheres über diesen seit geraumer Zeit so lebhaft zur Sprache gebrachten Gegenstand gelesen zu haben, als dieser kleine Aufsatz unsers Verf. ist. Er stimmt denen nicht bey, die die ungleiche Repräsentation des Volks im Unterhause für einen der größten Mängel der englischen Verfassung halten, und darinn die Quelle so vieler Uebel, besonders der Uebermacht der Regierung oder des Ministers, finden. Die gegenwärtige Repräsentation ist auf das innigste mit der ganzen Verfassung des Landes verwickelt, und läßt sich nicht anders als mit der ganzen Natur derselben ändern. Altes Interesse würde vernichtet, neues erschaffen, Macht und Einfluß in neue Kanäle geleitet, dem Hof und Oppositionsparthey eine ganz andere Richtung ertheilt ꝛc. Die Folgen davon würde keine menschliche Klugheit voraussehen können. Allerdings finden jetzt sehr große Misbräuche statt, allein es fragt sich: 1) sind sie wirklich dem Ganzen sehr schädlich und leidet die Glückseligkeit des Landes darunter? der Vf. versichert, daß er dieß nie habe finden können, und zeigt vortrefflich, was für ein kindischer,

eitler und ehrgeiziger Wunsch es sey, eine individuelle Repräsentation zu verlangen. Das Beyspiel von Frankreich zeigt, wie wenig die Individuen dabey gewinnen. Bestechungen würden eben so häufig und noch leichter seyn. Die engl. Freyheit beruht auf der Existenz eines Hauses der Gemeinen, nicht auf individueller Repräsentation. Von der andern Seite darf auch der Einfluß des Ministeriums nicht zu sehr eingeschränkt werden, wenn nicht im kurzen eine der französischen ähnliche Anarchie und Factionstyranney einreißen soll. So wie dort, würde auch in E. endlich diejenige Parthey die Oberhand behalten, die am meisten wagte, am gewissenlosesten wäre, und am verzweifeltsten handelte. Mehrere Einwendungen widerlegt der Vf. auf das befriedigendste. 2) Laßen sich die wirklichen Misbräuche abschaffen, ohne daß man Gefahr laufe, das ganze Land in eine Verzuckung zu versetzen, deren Wirkungen und Ende sich nicht berechnen lassen? 3) Welches sind die wichtigen Vortheile, die man durch die Abänderung der Repräsentation zu erhalten hofft? Die Antworten hierauf lese man bey dem Verf. selbst nach. Zum Theil ergeben sie sich schon aus dem bisher Gesagten. — Pitts Reform - Bill (1785.) Sie ward mit 248 gegen 147 Stimmen verworfen. Wie einige behaupten, war dies Pitts eigner Plan, zu welchem jedoch weder Cabale noch ministerieller Einfluß nöthig war. Er konnte jedem Gliede seinen Willen laßen, und im Voraus gewiß seyn, daß die Bill in der ersten Instanz verworfen werden würde. — Zwey neue Schauspielhäuser in London, Opernhaus und Coventgarden. Auch Drürylane wird jetzt von Grund aus neu gebaut. — —

H.

Biblische, hebräische, griechische und überhaupt orientalische Philologie.

Commentatio philologico - critica in locum Esaiae LII, 13 — LIII, 12. Edidit *Chr. Dav. Anton Martini*, Theol. Doct. et Prof. P. Ord. in academia Rostochiensi, Consistorii ducalis Assessor. Rostochii, literis Adlerianis. 1791. 138 S. gr. 8.

Der

Der Verf. tritt in der Erklärung dieses wichtigen Denkmals denen bey, welche darinne eine Weissagung auf den Messias finden, mit dem Unterschied, daß er nicht alle einzelne Angaben bestimmt deutet. Wenn mehrere ältere Ausleger hier deutliche Vorherbeschreibung aller Umstände des Leidens und Todes Jesu antrafen, so bleibt er der Wahrheit näher, daß er den ganzen Sinn dieser Stelle also faßt: Es wird dereinst ein göttlicher Gesandter, ein Liebling Jehovas, zur Rettung der gedrückten israelitischen Nation auftreten, dessen äußere Verhältnisse seine Zeitgenossen zwar nicht durch Glanz für ihn einnehmen, sondern sie vielmehr durch sein Elend von ihm abschrecken werden; der aber durch Geduld und Standhaftigkeit seiner Nation und andern nützen, und endlich nach überstandenem Kampfe, selbst überaus glücklich werden wird. Diese wohlgeschriebene Abhandlung enthält zuerst eine kleine Einleitung, dann eine lateinische Uebersetzung, und endlich ausführliche kritische, grammatikalische und philologische Anmerkungen. Die Uebersetzung ist nach Rec. Einsicht richtig und fließend, nur könnte sie noch mehr dem Original angepaßt seyn. Wenn man auch bey einer bisher so oft bearbeiteten Stelle nicht viele unbekannte Aufschlüsse erwarten darf; so ist doch hier wirklich manches Neue anzutreffen. Als Beleg dieses Urtheils setzt Rec. die ersten drey Verse hieher:

52, 13. En legatum meum ministerio suo feliciter perfunctum, eundemque summa potentia et maiestate ornatum.

14. Quemadmodum eius adspectu *indignabundi* obstupuerunt multi — tanta enim erat faciei omnisque habitus externi deformitas, quanta vix ullius alius hominis —

15. Ita olim aliquando sacro horrore percellet gentes permultas.

Venerabundi coram eo obstupescent reges,
videbunt enim sibi indicta,
cognoscent inaudita.

Die schwierigen Worte v. 15. יזה גוים רבים, von denen noch neuerlichst Herr Stäudlin in seinen neuen Beyträgen zur Erläuterung der biblischen Propheten S. 5. äußerte,

daß

daß sie noch kein Ausleger genugthuend erklärt habe, [illegible] er sie ganz [illegible], erklärt Hr. R. mit Scharfsinn und glücklicher Combination, nachdem er die obwaltenden Schwierigkeiten gut auseinander gesetzt hat, auf die angeführte Weise. Er vergleicht nämlich theils das Arabische [illegible] 1) salus, 2) [illegible], 3) admiratione est, theils ähnliche Worte: [illegible] &c. und die alten Uebersetzungen. Und so bringt er den wirklich schönen, in den Zusammenhang passenden Sinn heraus. Ist gleich nicht alles streng bewiesen und ganz gewiß, wie das der bescheidene Verfasser selbst gesteht, so ist doch jeder Versuch dieser Art schätzbar. Rec., der seine Uebersetzungen immer möglichst, selbst im Wortbau, dem Original anzuschmiegen sucht, würde jene Verse ohngefähr so übersetzen:

> Siehe, es gelingt meinem Knechte,
> Groß, und erhaben, und sehr majestätisch ist er!
> So viele sich auch vor ihm entsetzten,
> (Kläglich ist ja sein Ansehen,
> Ganz entstellt seine Gestalt)
> So vielen wird er doch Ehrfurcht einflößen!
> Vor ihm müssen Könige ihren Mund verschließen,
> Wenn sie, was sie sonst nie vernahmen, sehen,
> Was sie sonst nie hörten, erfahren.

X.

Handbuch zur Erklärung des Neuen Testaments für Ungelehrte. Dritter Theil. Leipzig, bey Crusius. 1793. 1094 S. 8. 1 Rthlr. [illegible]

In den Recensionen der ersten Theile ist der Plan des Verf. und unsere vollkommene Beystimmung, sowohl in Absicht des Plans selbst, als der Ausführung desselben, gegeben. Da der Verf. nach derselben Methode und mit dem nämlichen Fleisse auch diesen Theil ausgearbeitet hat; so begnügen wir uns damit, zu sagen, daß er den zweyten Brief an die Korinther nebst den übrigen Briefen Pauli und den Briefen Petri enthalte. Weder die alte noch die jetzige Leibeigenschaft scheint der Verf. zu kennen, wenn er Philem. 1, 16 sagt, daß die damalige [illegible]

Leibeigenschaft eben kein so großes Unglück gewesen sey, als die jetzige ist.

Dr.

Ueber die historische Erklärungsart der heiligen Schrift und deren Nothwendigkeit. Ein Programm des Herrn Dr. Keil, aus dem Lateinischen übersetzt von Carl August Hempel, des Pred. Amts Candidaten zu Lauchstädt. Leipzig, bey Reinike. 1793. 3 B. in 8. 3 gr.

Da die Programmata und kleinen academischen Schriften so selten, wenigstens früh und einzeln nur selten, durch den Buchhandel bekannt gehörig werden, und da gegenwärtiger Aufsatz wirklich sehr gemeinnützig ist: so kann die Uebersetzung desselben nicht getadelt werden, durch welche derselbe auch denen nützlich werden kann, die nicht in der lateinischen Sprache geübt sind.

Wir wollen mit dem würdigen Verf. nicht über den Unterschied streiten, den derselbe zwischen der grammatischen und historischen Auslegungsart der heiligen Schriften festgesetzt hat. An sich ist dieser Unterschied nur ein Unterschied in den Worten, nicht in der Sache. An sich sollte die ächte grammatische Erklärungsart eines Schriftstellers immer historisch, oder durch Zeugnisse von hinlänglichem Gewichte erwiesen werden. Aber freylich ist die ächte grammatische Erklärungsart nur zu häufig mit der unächten, oder fälschlich sogenannten verwechselt. Nur zu viele glaubten und glauben noch, dann recht grammatisch zu interpretiren, wenn sie alle verschiedenen möglichen Bedeutungen eines Wortes oder Satzes, sie mögen im A. und N. T. gewöhnlich seyn oder nicht, sammlen und mit gehäuften Citatis belegen, und dann unter diesen möglichen Bedeutungen, dem Worte oder Satze diejenige beylegen, welche nach dem Maaßstabe der Erkenntniß unsrer Zeiten ihnen die angemessenste zu seyn scheint; da sie doch eigentlich hätten untersuchen und beweisen sollen, welche Bedeutung der Verf., zu Folge seiner Absicht, des Zusammenhanges seines Vortrages, und seiner eigenthümlichen Vorstellungen und Meynungen, bey diesem Worte im Sinne hatte und gedacht wissen wollte. Nur das heißt eigentlich

grammatisch erklären; jenes hingegen heißt eigentlich dogmatisch erklären, wie viel Handwerk auch dabey mit grammatischer Wortkunde gemacht, und wie gefallend auch der gewählte Sinn für unsre Zeitgenossen dargestellt werden mag. Immer heißt das vielmehr einen annehmlich scheinenden Sinn in die Bibel hineintragen, als den eigentlichen einzigen richtigen Sinn, den die Worte und Sätze der Bibel wirklich haben, herausbringen. Soll die Regel irgend einen vernünftigen Sinn haben, daß jedes Wort und jeder Satz in einer einzelnen Stelle nur eine Bedeutung haben könne, und daß also diese Bedeutung aufgesucht werden solle: so muß dieß historisch, oder vermittelst hinlänglicher Zeugnisse, geschehen. Es ist also eigentlich die historische Erklärungsart, oder die Anwendung der Zeugnisse der Geschichte, von den Begriffen, welche man zu gewissen Zeiten und unter diesem oder jenem Volke mit gewissen Worten und Redensarten verband, ein Theil der grammatischen Erklärungsart, und zwar der vornehmste Theil derselben. Denn unter allen möglichen Bedeutungen, die ein Wort haben mag, sind uns bey der Erklärung eines Schriftstellers, die gerade am wichtigsten, welche das Wort zu der Zeit und unter dem Volke hatte, da der Schriftsteller lebte. Die übrigen zu kennen, ist bey dem Schriftsteller so nöthig nicht, wenn es gleich anderweitig nützlich seyn mag. Nimmt man außerdem alles das zu Hülfe, was von historischen Umständen, unter welchen ein Verfasser schrieb, von der Zeit, dem Orte und der Absicht der Abfassung, und von den diesem Schriftsteller eigenthümlichen Ideen, Meynungen u. s. w. durch Zeugnisse dargethan werden kann: so ist man im Stande, die historische Erklärungsart richtig anzuwenden.

Wichtig aber und nothwendig ist unstreitig die Empfehlung derselben, nicht allein, weil nur durch die richtige Anwendung derselben ein Schriftsteller wirklich erklärt werden kann; sondern auch besonders, weil sie bey der Erklärung der Bibel so häufig vernachlässigt worden ist, und noch vernachlässigt wird, und weil die Auslegung der Bibel dann erst auf feste Grundsätze zurückgeführt werden kann, wenn sie bey allen Stellen derselben richtig angewendet wird. Ist der eigentliche Sinn eines Satzes vermittelst dieser Auslegungsart gewiß gemacht: so kann es um desto sicherer beurtheilt werden, ob dieser Satz eine allgemeine für alle Zeiten und Menschen gehörende Lehre enthalte; oder ob er nur in Beziehung auf die

Vor-

Vorstellungsart jener Zeiten zur Darstellung der Lehre gewählt sey.

Bg.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Werke des Plato. Fünfter Band, enthaltend den Minos, Euthydem, die beyden Alkibiades und den Parmenides. Lemgo, bey Meyer. 455 Seiten. 8. 18 Gr.

Die vier ersten Bände dieser Uebersetzung sind von andern Recensenten unsrer Bibliothek, und namentlich in dem 42. 47. 52 und 79sten Bande derselben, zum Theil auch ausführlich, beurtheilt worden. Sie haben ihr viel Böses nachgesagt, und die angeführten Proben beweisen allerdings, daß sie dem Verf. nicht Unrecht thaten. Der vor uns liegende Band scheint uns indeß, nach den beyden in mehrern Stellen von uns verglichenen Alcibiadessen, besser gerathen zu seyn; wenigstens ist der Sinn seltner verfehlt und der Dialog leichter und geschmeidiger, vielleicht, weil Hr. Klenker mit seinem Plato vertrauter geworden ist, vielleicht auch, weil er einen guten Vorgänger, Herrn Gedicke, dessen Arbeit uns leider! fehlt, in den beyden genannten Dialogen benutzen konnte. Ob Parmenides, ein Dialog voll dialektischer Spitzfindigkeiten, der auch bey weitem nicht so gut gerathen ist, wie die andern, überhaupt genommen, einer Verdeutschung werth war, bezweifeln wir sehr. Wer sich für die Kenntniß dieser Sophistereyen interessirt, nimmt sicher den Griechen und nicht den Deutschen zur Hand, und wird sich auch, wegen der Terminologie, die sich in unsrer Sprache doch nicht verständlich genug wiedergeben läßt, hierzu gezwungen sehen. Noch immer beherzigen unsre Uebersetzer das Nil agere quod non prosit nicht oft und genau genug, und gleichwohl ist diese Beherzigung bey keinem Autor nöthiger als beym Plato.

Fc.

Hesychii Lexicon ex Codice MS. Bibliothecae D. Marci restitutum, et ab omnibus Musuri correctionibus repurgatum. Sive Supplementa ad Editionem Hesychii Albertinam, auctore *N. Schow*. Lipsiae, in officina Weidmannia. 1792. 2 Alph. 5 Bogen Med. Oktav. 2 Rthl. 12 gr.

Hier hat Hr. S. das vorher gethane Versprechen ausgeführt, und der Kritik gewiß einen großen Dienst geleistet, wofür er Dank und Achtung verdient. Nun sieht man überall ganz deutlich, was die einzige Handschrift, aus welcher Hesychius abgedruckt worden ist, hat; was Musurus darinne verbessert hat, und endlich was blos Fehler des Setzers beym ersten Abdrucke war. Daß Musurus bey allem seinem Scharfsinne nicht alles errathen noch treffen konnte, ließ sich zwar vermuthen; aber man kannte die Lesart der Handschrift nicht, und konnte also nicht davon urtheilen, noch es beßer als M. machen, wenigstens nicht mit der Zuversicht, wie es nun möglich seyn wird. Herr S. selbst hat einen schätzbaren Beytrag zur Berichtigung der homerischen Glossen geliefert; zu den übrigen hat er Muthmaßungen beygetragen. Manche Anmerkungen hätten kürzer gefaßt werden, andere wegbleiben können, wenn Hr. S. stets bedacht hätte, daß dieß Buch nicht für Anfänger seyn könne, sondern nur von Männern benutzt werden wird, die in der Kritik wenigstens eben so geübt sind als der Herausgeber. Diesen wird ohne Zweifel das sonderbare Latein des H. auffallen, welches man weder von Rom her noch von Göttingen vermuthen sollte. Rec. enthält sich übrigens aller Auszüge und Anführung von Beyspielen; denn, wie bereits schon bemerkt worden ist, das Buch ist nur für wenige, und diese Leser bedürfen unsrer Lobpreisung so wenig als unsrer Hülfe.

Rk.

Lateinische Chrestomathie für die mittlern Klaßen, aus den klaßischen Autoren gesammelt von Dr. Friedrich Gedike. Berlin, bey Unger. 1793. 22 Bogen. 12 gr.

Der Hr. [illegible] hat sich durch diese Chrestomathie ein neues Verdienst um den Unterricht in gelehrten Schulen erworben. Sie ist als eine Fortsetzung seines so allgemein beliebten lateinischen Lesebuchs anzusehn, und eine zweckmäßige Vorbereitung zu der Lektüre der Autoren selbst. Von allen lateinischen Schriftstellern, welche in den mittlern Classen gewöhnlich gelesen werden, ist keiner für den Knaben unterhaltend genug, der nichts so sehr als Abwechselung wünscht, und, um in beständiger Anstrengung und Aufmerksamkeit erhalten zu werden, sie auch wirklich bedarf. Der Herausgeber dieser Chrestomathie setzte sich daher eine lehrreiche und angenehme Mannichfaltigkeit zum Zweck, welche zum Theil schon durch die Verschiedenheit der Schriftsteller erreicht wird, aus denen er dieselbe geschöpft hat. Den Anfang machen einige Stellen aus dem Julius Cäsar. Auf diese folgen historische Fragmente aus Ciceros Schriften; aus dem Aurelius Victor de viris illustribus; aus dem Eutropius; dem Cornelius Nepos; dem Justinus; dem Pomponius Mela; dem Vellejus Paterculus; dem Valerius Maximus; dem Curtius; dem Sallustius; dem Livius; dem Florus; dem Tacitus; dem Suetonius; dem ältern und jüngern Plinius; dem Seneca; dem Gellius. Die Auswahl aus diesen Schriftstellern ist so getroffen, wie man von den Einsichten des Herausgebers erwarten kann; und über die Wahl der Schriftsteller selbst hat er sich in der Vorrede zu unsrer vollkommenen Befriedigung erklärt. Der Einwurf, daß die Bildung des lateinischen Styls durch die Mannichfaltigkeit der Schriftsteller erschwert werde, kann in keine Betrachtung kommen, wenn man erwägt, daß in dem Alter, für welches diese Chrestomathie bestimmt ist, von Bildung des Styls noch gar nicht die Rede seyn kann. Selbst die Fehler in dem Styl einiger excerpirten Schriftsteller können einem geschickten Lehrer zu mancherley nützlichen Anmerkungen Gelegenheit geben, und man braucht wenigstens nicht zu besorgen, daß die Lesung der aus ihnen entlehnten Abschnitte den Styl des jungen Menschen, der noch keinen Styl hat und haben kann, verderben wird.

In Ansehung des Textes hat sich der Herausgeber an keine Ausgabe streng gehalten, und da, wo er zwischen mehrern Lesearten zu wählen hatte, mehr nach pädagogischen als streng-kritischen Prinzipien gewählt; d. h. er hat oft die leichtere aufgenommen, wenn ihm auch die schwerere richtiger schien. Aus eben

ebendem Grunde hat er bisweilen schwere oder anstößige Stellen, wo es ohne Zerreißung des Zusammenhanges geschehen konnte, weggelassen. Verwickelte Constructionen, geographische und antiquarische Umstände sind in kurzen Anmerkungen erläutert.

Ew.

Romane.

Amalia und Beldorf, von Fr. West. Leipzig, bey Crusius. 1792. 366 Seiten. 8. 1 Rt.

Der Beyfall, womit die drey ersten Bücher dieser Geschichte in dem deutschen gemeinnützigen Magazin aufgenommen wurden, ermunterte ihren Verf. das vierte Buch hinzu zu fügen, das Ganze nochmals auf das sorgfältigste zu feilen, und es hier dem Publikum zu übergeben. In der Vorrede wird versichert, daß der Faden dieser Geschichte, dem ganzen Umfange nach, wahr sey: „Die Phantasie, heißt es, durfte nur geschäftig seyn, in der Nüanzirung und in Erforschung der Beweggründe, durch welche die handelnden Personen wahrscheinlich gelenkt wurden.“ Dies ist nun auch mit vieler richtigen Menschenkenntniß und mit manchen guten und wahren psychologischen Entwickelungen und Bemerkungen ausgeführt. Nur scheint Rec. der verderbliche Schritt bey einem Mädchen, wie diese Amalia ist, nicht genug motivirt, und also etwas überraschend und unwahrscheinlich. Feurige heftige Leidenschaften, zu denen sich Eitelkeit, Leichtsinn und Sinnlichkeit gesellen, finden leicht einen unglücklichen Augenblick, wo sie der Verführung unterliegen. Aber so hat uns der Verf. diese Amalia nicht geschildert, und er sagt in der Charakterzeichnung selbst von ihr: „zwar hatte sie nicht Leidenschaften, welche die moralische Größe im Guten wie im Bösen erzeugen,“ darum muß auch ihr ganzes Verhalten gegen Renfeld, ihren Verführer, der heimliche Briefwechsel mit ihm, u. s. w. dem Leser äußerst auffallend seyn, und das Interesse um vieles schwächen, welches er sonst an dem Falle dieses unglücklichen Mädchens genommen hätte, so sehr auch ihre nachherige Reue ihn wieder mit ihr aussöhnt. Noch wünschte Rec., daß der schärfsten Aufmerksamkeit des Verf. auf seine Sprache, die er in der Vorrede von sich rühmt, manche französische, noch nicht

gnung, gangbare, und auch wohl mit unter sehr entbehrliche Ausdrücke, als S. 13 Z. 10. und S. 25. Z. 11 v. u. Fond von Verstand. S. 13 Z. 7 v. u. Routine. S. 15 Z. 2 v. u. Faineants. S. 16 Konfidente. S. 32 akkreditiret. S. 51 Frivolitäten. S. 52 prekairen. S. 55 Paket (paquet) S. 110 desesperiren. S. 324 Honetetät, u. s. w. nicht entgangen seyn möchten. Auch seine Rechtschreibung hätte dieser Aufmerksamkeit bedurft, als: erfült, bekant, kante, from, schlim, Schrit, sezen u. s. w.

Bfz.

Heinrich der achte, König von England und seine Familie. Ein historisches Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert, versucht von C. D. Voß. Erster Theil. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandl. 1792. 612 S. 8. 1 Rh. 16 gl.

Weil man bisher so oft in den gelehrten Anzeigen seine Unzufriedenheit mit den historischen Romanen geäußert hat; so will der Verf. einen andern Weg einschlagen, die Geschichte zu einer angenehmen Unterhaltung zu benutzen, ohne deshalb der Wahrheit derselben Abbruch zu thun. Seine Arbeit soll unter dem Titel: Historische Gemälde, erscheinen, zu deren Grund und Ausschattirung ihm die wahre Geschichte den Stoff liefern soll. Hin und wieder will er jedoch eigene Abweichungen in der Anordnung der Thatsachen, so wie dichterische Ausführungen und philosophische Entwickelungen anbringen. Wir würden zu umständlich für den Raum dieser Blätter werden, wenn wir eine Vergleichung zwischen dem, was Herbert, Burnet, Hume, Rapin, der brittische Plutarch und gute neuere Geschichtschreiber, die der Verf. benutzt hat, von den Personen, die in diesem Theile vorkommen, gesagt haben, anstellen und zeigen wollten, wo er in seinen Schilderungen abgehe. Wir müssen dieses Geschäfte dem Leser überlassen, und können nur im Allgemeinen so viel bemerken, daß er sich hierinn nicht zu weit von der Wahrheit der Geschichte entfernt und seine Abweichungen und Zusätze aus den wahren Thatsachen derselben entweder wirklich fließen, oder doch höchst wahrscheinlich hergeleitet werden können. Darauf wird er aber auch bey der Fortsetzung des Werks vorzüglich Rücksicht nehmen müs-

müssen; denn, wenn er sich hierin nicht gleich bleiben sollte; so würde er das Uebel vermehren, dem er vorbeugen will. — Dieser Theil enthält einen Zeitraum von 27 Jahren, der erste Abschnitt 18 J., der 2te 6 J., der 3te 3 J. und schließt mit der Hinrichtung der Königin Anna. Er empfiehlt sich durch den merkwürdigen historischen Gegenstand und durch den guten Ton des Vortrags. Wir zweifeln daher nicht, daß der Leser, dem es um eine gute Lektüre zu thun ist, ihm seinen Beyfall schenken, und dem Verf. Glück wünschen wird, den Zweck zu erreichen, wohin er hauptsächlich sein Augenmerk richten will, durch seine Arbeit auf die Gefühle des Herzens mit Nachdruck zu wirken, und den Großen eine heilsame Lektion zu geben, wie sie sich an den Schicksalen ihrer Vorfahren spiegeln sollen, die sich durch Wollust, Eigennutz, Heucheley u. s. w. leiten ließen. — Die Hauptwörter: Geheimnißvolligkeit S. 373 Z. 13, und Abstreiser S. [illegible] Z. 16 finden wir nicht in deutschen Wörterbüchern.

Ka.

Adelheid, Gräfin zu Ravensberg, eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert von J. A. Rothe. Dresden, 1793. 8. 454 S. 20 gr.

Gewiße Autoren machen es dem Recensenten, wenn er auf einer Seite nicht allzu streng, und doch auf der andern gerecht seyn will, doppelt schwer. Man findet zu wenig Fehler an ihnen, als sie schlecht, und doch auch noch zu wenig Vorzüge, als sie gut zu nennen. Von dieser Art ist Hr. Rothe. Er schreibt einen ziemlich richtigen, fließenden Styl; aber nirgends lebhaft, und wenn er zuweilen witzig seyn will, so spürt man nur allzu deutlich, daß es ihm Zwang kostet. Seine Karaktere sind die ganz gewöhnlichen, arme tugendhafte Mädchen, Söhne, die gleich ehelichen, Väter, die es nicht leiden wollen: Waffenträger, die ihre Ritter verrathen, und am Ende es bedauern; tapfre Krieger u. s. w. Von seinen Situationen ist keine einzige neu; einige sind äußerst ausgesponnen, andre so locker durchgeführt, daß man gleich im Anfang sieht, wohin es geht. Mit einem Wort, man findet nirgends zu scharfen Tadel, aber noch minder zum herzlichen Lobe Stoff. Graf Otto heyrathet, in jedem Betracht, gleich im Anfang seine eben erst gefundne Adelheid allzu rasch. Ida stirbt, man weiß nicht,

warum.

warum. Graf Ottos Vater ist gegen eine Frau, die er — wie sonderbar! — als Bettler kennen lernt, und ihr Hochachtung zugestehen muß, allzu strenge, da er sonst ein braver Mann seyn soll; und so geht es immer fort. Ursach und Folgen stehen nicht in gehöriger Verbindung zusammen. Am langweiligsten wird der Verfasser, wenn er Raisonnement einmischen will. Dies so zu verweben, daß man es nicht (wie einst der Prinz von Condé bey Gelegenheit des Rollins sagte,) mit beyden Füßen überspringt, ist ohnedem ein schwer zu erhaltender Vorzug, und schwere Dinge gelingen Hrn. N. gewiß nicht. — Für eine kleine Originalität könnte es ihm angerechnet werden, daß, nachdem er sich vier hundert und funfzig Seiten durch bemühet hat, zwey Grafen zu Weibern zu verhelfen; nachdem endlich (um doch eine Probe von des Verf. Schreibart zu geben!) „ein Mann, der einst geschworen „hatte, daß er nie an dem Sacramente der heiligen Ehe Theil „nehmen wolle, ihnen aus einem dicken Buche erbauliche Sa„chen vorgelesen, und hierauf ihnen erlaubt hatte zu thun, „was ihm verboten war," kurz, nachdem man die Haupthelden und Heldinnen im Hafen des Glücks zu sehen vermeynt; man auf den letzten vier Seiten ganz kurz weg erfährt: Es sey wenige Jahre drauf, in Abwesenheit der beyden Grafen, Feuer im Schloß ausgekommen, und sie hätten bey der Rückkunft ihre Frauen verbrannt, — oder vielmehr gar nicht wieder gefunden.

Guiskarde, Gräfin von Alir, Königin der Bretonen. Leipzig, Prag und Wien. 1793. 8. 280 Seiten. 18 Kr.

Ein äußerst mittelmässiges Produkt mehr in dem schon ohnedem so angefüllten und überfüllten Fache der Ritterromane! Zwar nicht so beschaffen, daß man irgendwo, von innerm Drange genöthigt, ausrufen müßte: Lieber Gott, wie so ganz elend! aber auch nirgends vermögend, eine warme Theilnahme, ein inniges Vergnügen, oder auch nur lebafte Neugier wegen des Erfolgs zu erwecken. Denn die Liebschaften und Entführungen, die Unfälle und Schwierigkeiten sind alle schon so tausendmal da gewesen; die Karaktere so flach, die Verwickelungen so oben hin geschürzt und gelößt; daß man bald sieht: Das ganze Romänchen gieng nicht aus dichterischer Begeiste-

rung,

rung, nicht aus Studium des Mittelalters, nicht einmal aus Wärme der Empfindung, sondern aus bezahlter Arbeitsamkeit hervor — auch fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeiten, die ihren Widerspruch in sich selbst tragen. Z. B. gleich im Anfang tritt ein braves, von allen Unterthanen geliebtes Oberhaupt der Bretonen, Graf Alir, ganz ohne Widerstand ab, weil die Römer — einen allgehaßten König ohne Heer u. s. w. hinschicken: lebt aber ohngefähr ein zwölf bis vierzehn Jahr ruhig in seinem Vaterlande, ohne entdeckt zu werden, und zeugt Söhne und Töchter. Eine dieser letztern — wohl bemerkt, im Walde erzogen! — ist im zwölften Jahre schon eine vortreffliche, des Vaters Wohnung mit vielen schönen Schildereyen auszierende Malerin; die selbst ein königlicher Prinz bewundert. Die Verliebung eben dieses Prinzen in die ältere Schwester, seine anfängliche Ungestörtheit, seine nachmaligen Leiden sind — von dem nämlichen glaubwürdigen Schlage. Sobald der Verf. eine Person nicht mehr brauchen kann, stirbt sie, und meistentheils — doch hoffentlich haben unsre Leser an dem bisher Gesagten genug.

Nd.

Edelwald und Karoline, eine Scene aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Gera, bey Rothe. 1793. 9 Bog. 8. 10 gr.

Besenbinden und Schwefelholzschnitzeln ernähren ihren Mann, wenn man es ein wenig im Großen treibt. Auch giebt es mehr Menschen, die dazu Talent haben, als zum Romanenschreiben. Bey dem Verfasser des vorliegenden höchst elenden Produkts scheint dies der Fall zu seyn, und wir rathen ihm daher, lieber künftighin die gelehrte Autorschaft aufzugeben, und an deren Statt ein nützliches Handwerk zu treiben.

Pk.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Siebenten Bandes Zweytes Stück Siebentes Heft und Intelligenzblatt No. 3. 1794.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Sammlung geistlicher Lieder zur öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung. Auf Veranstaltung der Herren Stände des Marggrafthums Niederlausitz. Leipzig, gedruckt bey Breitkopf und Comp. 1792. 1 Alphab. 13 Bogen, nebst 8 Bogen Gebete und 2 Bogen Register.

Für jeden Freund des Guten ist es eine angenehme Erscheinung, daß sich die Zahl der neuen zweckmäßig eingerichteten Gesangbücher von Jahr zu Jahr mehrt, und daß zugleich die Einführung derselben beym öffentlichen Gottesdienst durch die Wahl guter Maaßregeln an mehrern Orten leichter von statten geht. Der widrige Erfolg in verschiedenen Ländern und Städten scheint die weltlichen und geistlichen Obern behutsam gemacht zu haben, um weder durch unzeitige Nachsicht, noch durch übereilte Anwendung ihrer Autorität den guten Zweck zu hindern. Denn auf beyden Seiten kann leicht gefehlt werden, wie die Erfahrung gelehrt hat. Auch sind die Localumstände von verschiedener Beschaffenheit, so daß an einem Orte die gelindern, und am andern die ernstlichern Maaßregeln wirksamer sind. Dies wohl zu unterscheiden, ist die rechte Klugheit, wie bey andern guten neuen Einrichtungen, also auch in diesem Fall. Die Herren Stände der Niederlausitz, die sich überhaupt bey dieser ganzen Sache von einer sehr ruhmwürdigen Seite gezeigt haben, verdienen auch besonders in dieser Hinsicht den gerechtesten Beyfall und eine kluge Nachahmung

mung bey ähnlichen Unternehmungen. Doch davon hernach. Itzt wollen wir erst das Gesangbuch selbst nach seinem Inhalt und Einrichtung näher kennen lernen.

Die sämmtlichen Lieder, deren Zahl 717 beträgt, sind in drey Hauptabtheilungen gebracht. Die erste enthält Lieder über die christliche Glaubenslehren; die zweyte über die christliche Sittenlehre; und die dritte für besondere Zeiten, Umstände und Personen. Der Unterabtheilungen sind wieder viele, so daß keine wichtige Materie übergangen worden ist. Besonders übertrifft die dritte Hauptabtheilung mehrere andere neue Sammlungen sowohl in Absicht der [illegible] als der Anordnung der Lieder auf verschiedene Zeiten und Fälle. Dies muß allen Freunden der Hausandacht allerdings sehr willkommen seyn. Ueberhaupt [illegible] dies Gesangbuch mit Grunde unter die vollständigsten gerechnet werden; und wider die getroffene Anordnung der Materien wird auch kein Sachkundiger etwas einzuwenden haben; zumahl da dieselbe willkührlich ist, und auf den Hauptzweck keinen sehr grossen Einfluß hat.

Was die Lieder selbst und ihren innern Werth betrifft, [illegible] sie sind von neuern Dichtern, z. E. Gellert, Klopstock, [illegible] u. a. m. verfertigt. Einige darunter scheinen ganz neu hinzugekommen und noch in keiner gedruckten Sammlung befindlich zu seyn. Von den ältern bekannten Liedern hat man auch nicht ein einziges aufgenommen. Dagegen ist jedoch von dem Herrn [illegible] eine besondere Sammlung von den alten noch brauchbaren und zur Liturgie gehörenden Liedern veranstaltet worden, welche neben dem neuen Gesangbuch, so lang es die Umstände erheischen, gebraucht werden kann. Die neuen Lieder sind aber fast durchgängig gut und zweckmäßig, so daß die von den Sammlern angewandte Sorgfalt und Vorsichtigkeit nicht zu verkennen ist. Mehrentheils sind sie so geblieben, wie sie bereits in andern neuen Gesangbüchern stehn: doch hat man unbequeme Ausdrücke auch hin und wieder geändert. Von den christlichen Glaubenslehren der Lutherischen Kirche ist keine übergangen worden; [illegible] wie es auch billig war, solche Ausdrücke und Vorstellungen, welche bloß zur Schulsprache und auf den Katheder gehören, zurückgelassen hat. [illegible]

gnum [illegible]

wir zum Beweis nur ein paar Stellen an. In dem Liede No. 126. Mein Heyland, sieh, im Staube bet ich, o Ewiger, dich an u. s. f. ist gleich die Anrede, „o Ewiger" nicht ganz biblisch, wenigstens gehört die ewige Zeugung ganz unter die problematische und spekulative Materien. Daßelbe gilt von der im zweyten Verse dem Erlöser zugeschriebenen Schöpfung der Welt, wenn es heißt:

Der Himmel und die Erde
Sind durch dein kräftig Wort gemacht.
Auf dein allmächtig Werde
Entstand die Welt in ihrer Pracht.
O unser Herr und Meister,
Du schufst uns, wie das Heer
Der jetzt schon seelgen Geister, u. s. f.

So lange die gelehrtesten Schriftforscher noch über die Auslegung der wenigen Stellen, worin Christo die Schöpfung zugeschrieben zu seyn scheint, streiten, sollte billig diese Lehre zu keinem Glaubensartikel gemacht werden, mithin auch aus Volkspredigten und Volksliedern wegbleiben. Höchstens dürfte man bloß in biblischen Ausdrücken davon reden. — Auch in einigen Passionsliedern finden sich einzelne Ausdrücke, die wohl Verbesserung verdient hätten. So gefällt uns z. E. gleich der Anfang des Liedes No. 139: Als, Herr, dich im Gerichte der Sünden Fluch umgab u. s. f. nicht recht. Ein ähnlicher Ausdruck findet sich im folgenden Liede, da es im dritten Verse heißt: „Wohl mir, der Sohn des Höchsten hat für mich sich richten lassen — Ach, da uns Fluch und Rache drohn, da richtet Gott für uns den Sohn" u. s. f. Die ganze Vorstellung vom Gericht, vor welchem der Sohn Gottes erschienen und in dem der Fluch und die Strafe der Sünde auf ihn gelegt worden, ist bloß dogmatisch, und keinesweges biblisch. Da auch so leicht durch den Gebrauch derselben Mißdeutungen veranlaßt werden können: so wäre es wohl am besten, wenn man sich derselben, besonders in allen Erbauungs- und Volksschriften, gänzlich enthielte.

Wir führen diese Beyspiele an, nicht um zu tadeln, sondern unsere Aufmerksamkeit zu zeigen. Denn der tadelnswürdigen Stellen sind in der That so wenige in diesem Gesangbuch, daß es dadurch an seinem Werth nicht verliehrt, son-

sondern dem ohngeachtet zu den vorzüglichsten neuern Sammlungen gerechnet werden muß. Mit Zuversicht empfehlen wir sie daher den Männern, die an andern Orten neue Sammlungen zu veranstalten haben.

Auch von dem angehängten Gebetbuch müssen wir ein paar Worte sagen. Es enthält dasselbe eine hinreichende Anzahl Gebete, sowohl für den öffentlichen Gottesdienst als für die Privatandacht. Sie sind ebenfalls mit guter Auswahl aus andern neuern Gesangbüchern und aus den Werken eines Feddersen, Sturm, Rosenmüller, Hufnagel, Seiler, Hermes, Salzmann u. s. f. gesammlet; so daß wir die ganze Sammlung ebenfalls als gut und zweckmäßig rühmen müssen.

Es ist noch übrig, daß wir dem Anfangs gegebenen Versprechen zu Folge einige nähere Umstände, die Veranstaltung und Einführung dieses Gesangbuches betreffend, hinzufügen. Rec. findet sich dazu um so mehr berufen, theils weil er darüber sehr zuverläßige Nachrichten, selbst durch Mittheilung einiger Aktenstücke, erhalten hat, theils weil er glaubt, daß das patriotische und kluge Benehmen der niederlausitzischen Stände auch andern zur Belehrung und Ermunterung gereichen kann.

Der Schluß zur Einführung eines neuen Gesangbuchs ward von den Herren Ständen bereits in der Landtagsversammlung zu Lübben auf Johannis 1789 gefaßt. Die Herren Generallieutenants, Grafen von Schulenburg und von Hordt, und der Herr Landrichter von Houward, hatten dazu durch eingereichte Vorschläge die besondere Veranlassung gegeben, und dem letzteren ward es nebst dem Herren Landsyndikus von Stutterheim aufgetragen, mit Zuziehung einiger Geistlichen die Anfertigung des Gesangbuchs zu besorgen. Dies geschahe mit eben so großem und klugen Eifer als Willigkeit. Man wählte den Hrn. Gen. Sup. Gretsel und Rector Suttinger in Lübben, den Hrn. Pastor Heym zu Lieberose und den Zuchthausprediger Heyder zu Luckau zu Sammlern, schaffte ihnen eine zulängliche Anzahl von den besten neuen Liedersammlungen in die Hände, und gab jedem derselben den Auftrag, hieraus nach seiner besondern Ueberzeugung, ohne mit den übrigen Rücksprache zu halten, die besten Lieder für die im voraus festgesetzte Rubriken zu sammlen. Hierauf wurden

den

den von den beyden ständischen Herren Deputirten gemeinschaftliche Zusammenkünfte veranstaltet, und darin die auf solche Art entstandene vier Sammlungen näher geprüft, und aus ihnen nur solche Lieder wirklich beybehalten, die entweder alle oder doch die mehresten Stimmen für sich hatten. Auf diesem Wege und bey der bekannten aufgeklärten und rechtschaffenen Denkungsart der zu dieser Untersuchung gewählten Männer, konnte es fast nicht fehlen, daß nicht eine zahlreiche Sammlung von guten Liedern zusammengebracht werden mußte. Unser oben gefälletes Urtheil bestätiget solches. Auch scheint dieses gewählte Mittel selbst schon um deswillen Empfehlung zu verdienen, weil dadurch am ersten vielen Wortzänkereyen und andern aus der Disharmonie der Sammler entstehenden Schwierigkeiten vorgebeugt wird. Die Sammlung des Gebetbuchs ward zwar zunächst vom Hrn. P. Heyden und Rector Suttinger besorgt, jedoch nachher in der Conferenz eben auf die gemeldete Art in nähere Prüfung gezogen.

Mit nicht minderer Behutsamkeit und Ueberlegung ist man auch bey Einführung dieses neuen Buchs zu Werke gegangen. Die Herren Stände kamen darin überein, durch keine obrigkeitliche Verfügung oder irgend ein Zwangsmittel dieselbe zu befördern, sondern es bloß der Zeit und andern günstigen Umständen zu überlassen, was hierin geschehen könne. Jedoch thaten sie auch, was sich nur irgend durch Anwendung zweckmäßiger Mittel thun ließ, wovon Rec. jetzt nur folgendes anführen will. Sie übernahmen zuvörderst den Verlag des neuen Gesangbuchs selbst, und es stand mithin bey ihnen, den Preis desselben so niedrig als möglich anzusetzen. Um ferner den Debit zu befördern, und die weitere Ausbreitung des alten Buchs zu hindern, schlossen sie mit den Verlegern dieses letztern einen Vergleich, nach welchem sie die noch vorräthigen alten Exemplarien gegen Ueberlassung der neuen sämmtlich eintauschten und an sich brachten, wobey sich jene schriftlich verpflichten mußten, keine neue Auflage des alten Buchs ferner zu veranstalten. Letzteres ist also gar nicht mehr zu haben; vielmehr erfodert das eigne Interesse der alten Verleger und Buchbinder, daß sie den Ankauf des Neuen möglichst befördern. Doch würde dies alles noch zur Erreichung des Hauptzwecks nicht hinreichend gewesen seyn, wenn nicht theils das Zutrauen, welches der gemeine Mann zu den Ständen

her, die Gemüther vortheilhaft gestimmet hätte, und wenn nicht mehrere wohldenkende Kirchenpatronen, und andere bemittelte Männer für den Ankauf und unentgeldliche Austheilung einer großen Zahl Exemplarien des neuen Buchs, unter den unbemittelten Gliedern mehrerer Gemeinen patriotisch gesorgt hätten. Hiezu kam endlich, daß ein großer Theil der Geistlichen von den Vorzügen des neuen Gesangbuchs überzeugt und daher bereitwillig war, den edlen Bemühungen ihrer Obern sowohl durch öffentliche als besondere Belehrung und Ermunterung zu Hülfe zu kommen. Und wenn es gleich auch hier, wie in allen Ländern, nicht an einzelnen Personen fehlte, die, durch Vorurtheil oder Eigennutz geblendet, oder vom falschen Eifer hingerissen, der guten Sache, wenigstens heimlich, entgegen arbeiteten, so war doch ihre Zahl zu gering und ihre Bemühungen zu unkräftig, als daß sie was Großes zur Hinderung jener so wohl überdachten Anstalten hätten ausrichten können. Vielmehr weiß Rec. aus sichern Nachrichten, daß der gute Erfolg selbst die Erwartung der patriotisch gesinnten Stände übertroffen habe; indem das neue Gesangbuch an mehreren Orten, und sowohl in Stadt- und Landgemeinen, mit grosser Zufriedenheit aufgenommen und beym öffentlichen Gottesdienst eingeführt worden ist. An andern Orten ist wenigstens der Anfang gemacht worden, es in den Schulen und bey einigen gottesdienstlichen Handlungen zu gebrauchen. Man hat mithin die erwünschteste Hoffnung, daß dieser Gebrauch immer allgemeiner werden und selbst in die Gemeinen, die noch durch Vorurtheile eingenommen sind, durchdringen werde. Zum Beweise dessen dient der Umstand, daß man sich im ersten Jahre genöthiget gesehen hat, eine zweyte Auflage des Gesangbuchs zu veranstalten, die zwar mit der ersten völlig übereinstimmet, aber noch korrecter ausgefallen ist.

Dieser so günstige Erfolg zeigt sichtbar, wie viel rechtschaffene und kluge Obern vermögen, wenn sie gemeinnützige Anstalten mit Bedachtsamkeit unternehmen und mit Thätigkeit ausführen. Auch sieht man hieraus, daß auch der gemeine ungebildete Haufe nicht so ganz unlenksam sey, wie man gemeiniglich vorgiebt. Wenigstens hat man von den Wenden, die einen großen Theil des platten Landes in der Niederlausitz bewohnen, bisher immer geglaubt, daß sie vor andern in der Bildung und Biegsamkeit zurück wären. Es kommt nur darauf an, daß man die Sache recht angreift, und sich dabey nicht

nicht bloß nach gewissen allgemeinen Regeln, sondern zugleich nach den Localumständen richtet; auch, daß Weltliche und Geistliche im Wesentlichen einerley Absichten haben, und sich einander gehörig unterstützen. Wie viel mehr Gutes würde in der Welt geschehen, wenn jene Klugheit und diese glückliche Uebereinstimmung allenthalben anzutreffen wären!

Schließlich will Rec. nur noch anführen, daß die Herren Stände der Niederlausitz bereits im vorjährigen Landtage den Beschluß gefaßt haben, den baaren Gewinn, welchen sie bey dem Verlag des neuen Gesangbuchs etwan haben mögten und bereits wirklich gehabt haben, zur Vermehrung des schon vorhandenen Fonds zur Einrichtung und Beförderung anderer gemeinnütziger Anstalten anzuwenden. Insonderheit gehört hieher, daß man nicht nur ferner die Anschaffung guter neuer Schulbücher daraus besorgen, sondern auch auf Verbesserung mancher geringen Schullehrer-Besoldungen und auf Errichtung eines ordentlichen Schulmeister-Seminariums Bedacht nehmen will. Der besondere Auftrag zur weitern Ausführung dieser ruhmvollen Absichten ist eben den oben benannten würdigen Männern gemacht worden, welche sich schon um die Einrichtung und Einführung des neuen Gesangbuchs so verdient gemacht haben. Mit Grunde hoffen wir daher auch hierin den glücklichsten Erfolg, und von Herzen wünschen wir dazu den Segen der Vorsehung und den Beystand aller derer, die auf nähere oder entferntere Art dazu mitwirken können.

Doctrinae christianae pars theoretica e sacris literis repetita. Auditoribus suis scripsit D. Gottlob Christianus Storr. Stuttgardt, apud Metzler, 1793. XIV S. Vorrede, 350 Seit. ohne Register, gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Für die Zöglinge des theologischen Seminariums zu Tübingen, welche bis jetzt nach dem Sartoriusischen Lehrbuche unterrichtet wurden, wird die angezeigte Schrift gewiß eine angenehme Erscheinung seyn. Sie hat den unläugbaren Vorzug, daß sie nach den einmal angenommenen Grundsätzen durchaus consequent verfährt; daß sie in den Noten äußerst zweck-

[illegible] auf die bessere [illegible] vermeiden, daß [illegible] alte scholastische Terminologie gänzlich [illegible] an die Sprache der heiligen Bücher anschließt [illegible] endlich von den Gegnern mancher dogmatischen Vorstellungen mit Achtung und Würde spricht.

Der Rec. schätzt die gelehrten Verdienste des berühmten Vf. zu sehr, als daß er sich des Wunsches enthalten könnte, bey diesem allgemeinen Urtheile über den Werth dieser Schrift stehen bleiben zu dürfen. Allein seine Pflicht legt ihm noch die Verbindlichkeit auf, den Inhalt dieser neuen Dogmatik nach der gegenwärtigen Verfassung unserer Theologie zu prüfen und Hrn. Storr die unangenehme Ueberzeugung nicht zu verhelen, daß er mit dem Zuwachse der Religionswissenschaft in unseren Zeiten nichts weniger, als überall, gleichen Schritt gehalten habe, und daß er hinter den zwar vorsichtigen, aber doch verständlichen, Aeußerungen und Winken des seligen Morus gar sehr weit zurückgeblieben sey. Schon in der Vorrede (S. XI.) eifert der Vf. für den Buchstabensinn der heiligen Schriften, der ohne Rücksicht auf Zeitideen und Vorurtheile, ohne Rücksicht auf die Lehrmethode Jesu, der seinen Schülern nicht mehr vortrug, als sie fassen und ertragen konnten, ohne Rücksicht auf die individuelle Denkart der Apostel, die sich von vielen jüdischen Begriffen und Meinungen bis an ihr Ende nicht ganz losmachen konnten, nude et crude in die Dogmatik aufgenommen werden soll. Rerum in sacris literis traditarum, heißt es S. 78, fides pendet ab *auctoritate testimonii*, et quamquam delectamur consensu aliarum rationum cum *divino* testimonio, minime tamen *necesse* est, doctrinam quamque nostra vel necessitatis vel interioris naturae rerum perspicientia confirmari, sed, etiamsi hoc praestare nequeamus, scripturarum auctoritate ducti *non minus ratione* agimus, quam qui locupletibus testibus credunt, quod ita esse pluris rationibus comprobare non possunt. Aber erinnert sich denn Hr. St. nicht, daß gerade diese auctoritas testimonii von jeher so sehr bestritten worden ist? daß die heiligen Schriften A. und N. T. gar viele Stellen enthalten, die sehr menschlich sind, und höchstens nur für ein mittelbar göttliches Zeugniß gehalten werden können? daß der Vernunft und ihren Gesetzen, als der allgemeinen Stimme Gottes an die Menschheit, das unveräußerliche Recht gebühre, jede gegebene Offenbarung zu prüfen, und ihre,

[illegible]; [illegible] von einander abweichenden, Aussagen noch [illegible] Grundsätzen zu erinnern: daß historische Religionssätze allerdings ein sehr schätzbares Mittel seyen, sinnliche Menschen auf reine und geistige Religionswahrheiten hinzuführen; daß aber diese empirischen Data durchaus nach den Regeln der historischen Kritik geprüft werden müssen, wenn sie nicht Schwärmerey oder Aberglauben befördern sollen? daß also die Uebereinstimmung der gebildeten Menschenvernunft mit den Vorschriften einer historischen Offenbarung Gottes durchaus nöthig und unentbehrlich sey? Ohne von diesen, oder ähnlichen, geläuterten Grundsätzen Gebrauch zu machen, beginnt Hr. Sa[illegible] mit den historischen Beweisen für die Göttlichkeit der neutestamentlichen Schriften; begräbt sich und seine Leser unter den Ruinen des Alterthums und unter den Zeugnissen der Kirchenväter; vindicirt die Kanonicität der widersprochenen Bücher des N. T.; (auch des Br. an die Hebräer, ohne jedoch der Zieglerischen Schrift zu gedenken); bezeichnet die nach dem Tode Jesu erfolgte, und bey einer Leitung der Vorsicht nach psychologischen Gesetzen des Denkens und Empfindens sehr natürlich zu erklärende Ausbildung der christlichen Religionskenntnisse der Apostel (S. 44 f.) auf die unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes; beweiset die Inspiration des Lukas und des Sammlers Markus aus dem bedeutenden Umstande, daß dieser ein Freund des Petrus, jener aber ein Gehülfe des Paulus war; eifert für die reine Göttlichkeit des ganzen A. T. (S. 62: uno verbo, sacrae Iudaeorum literae, sive pronunciant, sive doceant, sive narrent, pro veris utique et tanta fide dignis, ut *ipso etiam modo enunciandi tanquam certissimo* niti liceat) und glaubt nun den Schriften seines Lehrbuches unerschütterlich fest gegründet zu haben. Da der Verf. was allerdings gar sehr an ihm gerühmt zu werden verdient, seinen Grundsätzen meistens consequent zu verfahren pflegt: so läßt sich schon aus diesen Bemerkungen auf den Geist des ganzen Lehrbuches schließen. Es wird (S. 93) das Daseyn Gottes aus den Wundern Jesu bewiesen; aus der Wahrhaftigkeit Gottes (S. 108) wird die Gewißheit seiner Belehrungen und Verheißungen in der Offenbarung abgeleitet; die Untrüglichkeit einer umfassenden Leitung der Vorsicht wird (S. 125) aufs Neue durch die Wunder erhärtet, und die Gottheit Christi (S. 147) aus der Taufformel demonstrirt. S. 229 heißt es von Christo: ut *vitiositatis expers* esset, non ex humano patre ortus, sed divina omnipotentia in matre

pro-

procreatus, ideoque *Dei filius* (Luc. I, 35. als ob υἱὸς ὑψίστου, [illegible] Ps. 82, 6. nicht auch von jüdischen Königen gesagt würde!) non humani patris. Wenn werden doch die Theologen einmahl anfangen, die alte Augustinische Grille, von der Fortpflanzung des moralischen Verderbens durch die physische Zeugung, die von der Natur des menschlichen Geistes und der moralischen Freyheit so eingeschränkte Begriffe verräth, und die, weil sie nothwendig auf den Materialismus hinführet, der christlichen Unsterblichkeitslehre gefährlich werden müßte, mit besseren und richtigeren Vorstellungen von dem eigentlichen Grunde der moralischen Schwäche des Menschen, die in der ganzen Individualität seines gegenwärtigen Daseyns auf unserem Disciplinarplaneten aufgesucht werden muß, zu vertauschen? Nicht in dem Körper Jesu, auf dessen Bildung ja auch bey der Ueberschattung des Geistes, die Säfte der sündigen Maria einen unläugbaren Einfluß hatten; sondern in dem, von allen körperlichen Einwirkungen gänzlich unabhängigen λογος, der mit Jesu vereiniget war, ist der Grund seiner übermenschlichen und göttlichen Würde aufzusuchen. Der Rec. wenigstens findet in der unauflöslichsten Verbindung der göttlichen Vernunft und Weisheit mit Jesu, nach den Zeugnissen des Johannes, einen weit leichteren Beweis für die Gottheit Christi, als (S. 226) in den Formeln, „vom Himmel gekommen; vor der Weltschöpfung verherrlicht gewesen seyn," und in andern Königsprädicaten, welche die Apostel auf Jesum übertragen; und zwar vorzüglich deswegen, weil entweder jene Ausdrücke bildlich und von einer idealischen Existenz zu erklären sind, da es bekannt ist, daß die Juden alle wahre Weisheit vom Himmel herabkommen ließen; oder weil sie sich theils auf die Ideen jener Zeit von den Aeonen, theils auf jüdische, von den Aposteln zur Hälfte geläuterte Messiaserwartungen und Begriffe zurückführen lassen. So ist ganz die Formel, „zur Rechten Gottes sitzen," (S. 230) offenbar jüdisch und von morgenländischen Königen und Obrigkeiten erborgt; sie muß deswegen von den kritischen Exegeten erst von ihrem bildlichen Sinne entkleidet werden, ehe sie in die Dogmatik aufgenommen werden kann, welche eine bessere Bestimmung haben soll, als die ist, ein scholastisch-[illegible] Bilderbuch zu werden. Allein die Läuterung biblischer Tropen und die Versetzung in den Geist jenes Zeitalters, für welches doch die Apostel zunächst schrieben, ist nicht Sache unseres Verfassers. Er trägt die Genugthuungslehre, wie man

schon

schon wegen seiner Zeitgenossen, im Briefe an die Hebräer brau-
chen mußte, nach ganz noch im alten Schlage von (S. 254)
Christum nostra causa et vice (!) poenam sustinuisse; und
ohngeachtet es ihm bey seiner reichen Kenntniß der Literatur
nicht entgehen konnte, wie sich die besten Köpfe gegen eine
Lehrbestimmung erklärt haben, die sich mit gesunden Begriffen
von der Gerechtigkeit Gottes und dem Endzwecke seiner Stra-
fen auf keine Weise vereinigen, sondern nur von den Juden-
christen unsers Zeitalters, nach ihrem ältern dogmatischen
Umfange, verfechten läßt: so erinnert er doch ausdrücklich S.
257: neque vero universa illa ratio, quam Deus secutus
est, cum ex Iesu Christi obedientia ac tolerantia salutem
humanam vellet esse suspensam, nititur *errore de neces-*
sitate sacrificiorum ad mitigandam Dei iracundiam [illegible], sed
invat potius *verissimam*, nec hominibus tantum, sed *pu-*
rissimis etiam ac intelligentissimis mentibus (welch ein zu-
versichtlicher Blick in die Geisterwelt!) salubrem opinionem
de sanctitate legis, obedientiae praemia, peccato poenam
annectentis. Eben so bildlich und unentwickelt ist die Erklä-
rung von der Fürbitte Christi, Röm. VIII, 34: (S. 263)
Christum etiam nunc cum *Deo in* coelo *versari* (wer denkt
hier nicht an gerichtliche Unterhandlungen?) nostro commodo.
Wie viel natürlicher und richtiger sagt **Morus** in der vom
Vf. angeführten Stelle: (dissert. p. 302) *Christum adhuc
esse et manere causam salutis nostrae et datorem.* S. 275
wird der 110. Psalm vom Messias erklärt, weil der 2. V.
auf Christum Hebr. V, 5. übergetragen wird; der Umstand,
daß jenes kriegerische Lied auf Jesum gar nicht passe; daß er
nie über Leichen einhergegangen sey und vom Bache am Wege
getrunken habe; kommt, weil dieser Grund bloß vernünftig
ist, bey unserem Vf. gar nicht in Erwägung. Und doch zeigt
Jesus selbst, wenn man anders den Sinn seiner Worte ge-
hörig faßt, Matth. XXII, 42 f. das Inconsequente dieser
jüdischen Exegese. S. 281 heißt es: quaelibet societas ec-
clesiastica curare debet, ut ii imprimis, quorum est do-
cere, *minimum* doceant convenienter doctrinae Christi.
Diese Vorschrift hat allerdings ihre Richtigkeit, sobald das
convenienter doctrinae Christi so viel heißt, als im Geiste
der Religion Jesu und nach seinen Grundsätzen lehren;
wo sich denn von selbst versteht, daß man die Zeitideen, Mei-
nungen und Philosopheme, auf welche Jesus bey seinem Vor-
trage Rücksicht nehmen mußte, sehr genau und sorgfältig von

christ-

christlicher Wahrheit selbst unterschieden dürfe, z. B. die die Lehre von den Dämonen, Besessenen, den Opfern, der Auferstehung, dem Schmauß im Paradiese, der Gehenna u. s. w. Wenn aber der Vf. fortfährt S. [illegible]: ergo etiam christianae societati fas est, *rejicere doctorem*, quem palmario *societatis consilio repugnare constat*, tametsi fieri potest, *ut judicium ecclesiae falsum sit*, et repudiata institutio [illegible] *veritas Christi*, quam servandi constituta est ecclesiam, [illegible] *fidius congruat*, quam recepta doctrinae forma; so weiß man nicht, ob man seinen Augen trauen darf. Kann denn das palmarium societatis consilium ein anderes seyn, als sich von dem Lehrer in der [illegible] christlichen Wahrheit unterrichten zu lassen? ist der Lehrer nicht verpflichtet, Irrthümer, zumahl wenn sie, wie die altdogmatische Lehre von der Genugthuung, offenbar moralisch schädlich sind, zu bestreiten und bessere Ideen an ihre Stelle zu setzen? gebühret irgend einer politischen Macht das Recht, über die Wahrheit einen Vertrag einzugehen, und der Nachwelt Gränzen vorzuschreiben, wie weit sie gehen dürfe, wie das der Fall bey den symbolischen Büchern ist, wenn sie ungelehrte, unwissende und leidenschaftliche Männer zu Auslegern und Verfechtern haben? Haben uns nicht Jesus und seine Apostel ein Beyspiel der Unerschrockenheit in der Vertheidigung der Wahrheit, sey sie unseren zurückbleibenden Zeitgenossen auch noch so unerwartet, gegeben und empfohlen? und hätten nicht, nach diesem Grundsatze des Vf., der noch eine verachtungswürdige Reliquie der römischen Hierarchie ist, selbst die Reformatoren aus dem Schooße der christlichen Kirche ausgestoßen werden müssen?

Es ist uns leid, daß uns Liebe zur Wahrheit und einer unbefangenen Ueberzeugung so oft von den Lehrsätzen des Hrn. D. Storr entfernen mußte. Je weniger es inzwischen dem gelehrten Vf. gefallen konnte, die Aufklärungen eines Döderlein, Eichhorn, Eckermann, Henke, Jerusalem, Niemeyer, Teller u. a. für das bessere System zu benutzen; desto unumgänglicher wird die Nothwendigkeit, es laut zu sagen, daß durch solche Bemühungen angesehener Männer der Verbreitung des vollkommneren moralischen Christenthums, vielleicht wider ihren Willen, große Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Wer-

Versuch einer praktischen Uebersicht der christlichen Religion, von Reichard Gottlob Reiber, Pastor zu Diersdorf im Nimptischen Kreise. Breslau, bey Gutsch, 1793. 190 S. 8. 8 gr.

Es ist für den Freund des Christenthums und der Menschheit gewiß eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß der eigentliche Zweck der christlichen Wahrheit, ihren Einfluß zum Seegen für dieses Leben und für die Ewigkeit zu äussern, in unseren Tagen immer allgemeiner anerkannt, und durch die frommen Bemühungen vieler Edlen und Weisen um eine faßliche Darstellung ihres Inhaltes immer häufiger, auf eine mannichfaltige Weise befördert wird. Je mehr nun eine praktische, auf jedes Menschenbedürfniß und Lebensverhältniß anwendbare Behandlungsart der Lehre Jesu Bedürfniß unserer Zeiten ist; je nothwendiger es wird, nach Absonderung des Außerwesentlichen, der blossen Vorstellungsart und des bloß Zeitmäßigen in den christlichen Religionsschriften immer mehr nach reinem Christenthum zu ringen und die zerstreuten Wahrheiten desselben auf ein ächt moralisches Princip zurück zu führen; je wohlthätiger endlich die Ueberzeugung, daß nichts im Christenthume das bloß müßige Forschen, aber alles das thätige Gutseyn und Besserwerden begünstige, für die Menschheit werden muß; desto willkommener wird auch jeder dahin abzielende Versuch, desto dankenswerther jede dahin einschlagende Bemühung seyn.

Eine der vorzüglicheren Arbeiten dieser Art ist ohnstreitig die vor uns liegende Schrift, deren Vf. schon durch seine in der Vorrede geäusserten religiösen Gesinnungen und noch mehr durch die Empfindungen eines edlen Herzens, welche durch die ganze Schrift verbreitet sind, ausnehmend für sich und für die von ihm vorgetragenen Wahrheiten gewinnen wird. Sein Zweck ist, nach seinen eigenen Worten, „eigentlich christliche Religion, ohne alle theologische Bestimmungen, in einer kurzen Uebersicht für Leser, die sich gern erbauen wollen, darzustellen;“ deswegen handelt er auch in zwey Abschnitten den theoretischen und den eigentlich praktischen Theil des Christenthums ab. In dem ersteren unter der Aufschrift: „er hat uns zuerst geliebt,“ befinden sich kurze Betrachtungen über Gott, Bibel, Dreyeinigkeit, Schöpfung, Erhaltung und

Regie-

Regierung, Sünde, Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts durch Jesum, Heiligung, Vollendung, Ewigkeit, Taufe und Abendmal — eine Summe richtiger und vorzüglich für den gebildeten Leser geeigneter Bemerkungen, von welchen vorzüglich die beyden letzten Aufsätze voll sind. Da sich der Vf. über seine Ueberzeugungen von dem eigentlichen Inhalte des Christenthums selbst auf eine so edle, nachahmungswerthe und duldende Weise erkläret; da seine Schrift ferner zu einem Erbauungsbuche bestimmt ist, das gewöhnlich ein großes und gemischtes Publikum findet, für welches manche speculative Lehren des Christenthums nicht ganz von der bildlichen und populären Hülle ihres Vortrages entkleidet werden dürfen; und da überdies der theoretische Abschnitt nur den kleinern Theil dieser Schrift ausmacht: so würde es unbillig seyn, dem Vf. darüber Vorwürfe zu machen, daß er manche Vorstellungsart gewählt und manche Ideen begünstiget habe, worüber der mehr prüfende, als fühlende Christ kaum mit ihm einstimmen dürfte. Wir rechnen hieher die altdogmatischen Aeußerungen (S. 40) über die Nothwendigkeit, daß Jesus der Sohn Gottes seyn mußte, um unser Erlöser seyn zu können; die gewagte Behauptung, (S. 69) daß die Verdammten Haß gegen Gott empfinden; daß sie sich in Ewigkeit nicht bessern würden; die schlechte Auswahl biblischer Beweise für die höhere Würde Jesu (S. 20) u. s. w. Lehren dieser Art mußten in einem ascetischen Buche in einem minder positiven Tone abgehandelt und mehr von der praktischen Seite dargestellt werden; ein Geschäfte, wo sich der Vf. unter andern Niemeyers populäre und praktische Theologie zum Muster wählen konnte.

Der zweyte Abschnitt mit dem Motto, „laßt uns ihn lieben," umfaßt die Betrachtungen über die Liebe zu Gott (die jedoch nicht sowohl pathologisch als Neigung, sondern vielmehr als praktische Liebe hätte geschildert werden sollen, Joh. XIV, 23. 1 Joh. V, 3.) über Gehorsam, Vertrauen, Gebet, (mit vortrefflichen Bemerkungen über die Erhörung des Gebetes durchflochten) Ehrerbietung, Bekenntniß, Eid, Eidschwur, Gottesdienst, Liebe gegen uns selbst, Seelsorge, Nothwendigkeit einer frühen Bekehrung, Sorge für Leib und Leben, für Gesundheit, Hab und Gut, guten Namen und Vergnügen; über Nächstenliebe, Vaterlandsliebe, Pflichten gegen die Obrigkeit, Feindesliebe, Bande der Natur und Pflichten des ehelichen Standes. — Schon diese kurze Uebersicht des

[illegible] Inhalts zeigt die Reichhaltigkeit und das Interesse einer Schrift, die sich durch Feinheit und Richtigkeit der moralischen Grundsätze, durch richtige Stellung und Subsumtion der subordinirten Materien unter ihren Allgemeinbegriff, durch richtige Verkettung der abgehandelten Materien, durch passende Uebergänge, wirksame Motive, einen herzlichen, sanftandringenden und bisweilen blühenden Ausdruck gar sehr empfiehlt. (Nur zuweilen sind wir auf Unrichtigkeiten in der Sprache und Interpunction gestoßen, z. B. um etwas fordern, für jemanden erscheinen, statt vor u. dgl. m.) Sie kann deswegen als Lesebuch für christliche Familien, als ein Magazin von praktischen Materialien für Prediger, und als ein Leitfaden zum Privat- und Volksunterricht gute Dienste leisten.

[illegible] Ao.

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Land- und Stadtwirth. Erster Band. Erstes bis viertes Quartal. Leipzig, bey Voß und Leo, 1793. Das Quartal 10 gr.

Diesmal eigentlich viertes Heft, oder viertes Quartal, das aus 188 Seiten besteht. Die drey ersten Quartale haben wir bereits angezeigt, so, daß wir hier nicht vom ganzen ersten Bande, sondern nur vom vierten Quartale allein zu reden haben. Es wird nun Zeit, die Herausgeber und Verfasser zu erinnern, daß sie sich nennen, und jeder Abhandlung den Namen ihres Verfassers zusetzen, und sinds entlehnte Schriften, die Quellen nennen mögten. Dies fangen die Leser bereits an, zu verlangen, und da mehrere den Stoff zu dieser Recension — da die Schrift mannichfaltig ist — liefern, haben sie es dem Hauptrecensenten zu erkennen. Auch er muß es für billig ansehen, da im vierten Quartale schon unter manchen werthen Abhandlungen theils bekannte, theils unbedeutende Sachen Platz gewinnen. Beweise, wie sehr es anfängt an ökonomischen Stoff zu fehlen, wenn man nicht zu Ausschreibungen seine Zuflucht nehmen will, wie man leider an

den

den meisten unter den so häufig erscheinenden [illegible] Schriften bemerkt. Aber wo will's auch herkommen. Ich offen, meine Herren!

So viel für die Verfasser, nun für unsere Leser, was sie hier finden.

I. Den Feld- und Ackerbau, Wiesenbau, die Viehzucht u. s. w. betreffende Artikel, und zwar S. 1 — 3: obs wahr, daß die Salze zur Fruchtbarkeit des Erdreichs beytragen; enthält richtige Gedanken, die alle gelesen zu werden verdienen.

S. 4 — 11. Auch ganz wahre Urtheile englischer Landwirthe, über Dung- und Verbesserungsmittel; aber warum nennt man diese Landwirthe nicht?

S. 11 — 18. Bekannte Vorträge, über Fütterung der Schaafe mit Dingen, die an die Stelle des Heues gesetzt werden können. Warum ist der Verf., oder die Quelle, nicht genannt? Dem Anschein nach eine schlesische Abhandlung. Es kommt darunter die bekannte und kaum für Lämmer zureichende Laubfütterung, besonders über das überall schon angewandte Erbsenstroh vor. Warum nicht auch das Wickenstroh und dann das herrliche Buchwaizenheu, wenn letzteres in der Blüthe gehauen worden, da es doch auf geringern Feldern allgemeiner angebauet werden kann? Und da es von großen Landwirthen in Böhmen, worunter wir die gräflich Woraczizki'schen Herrschaften auszeichnen, [illegible] zu diesem Behufe anstatt Kleeheu, erbauet wird, so ist es sehr empfehlbar.

S. 19 — 29. Da haben wir dann etwas, über Spekulationen der Landwirthe, Vorschläge zu neuen Versuchen im Acker- und Wiesenbaue, der Viehzucht u. s. w. und deren Folgen, zu lesen; das jeder, der sich der Neuerung zu sehr ergiebt, mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachten, jedoch darum nicht alles beym Alten lassen, sondern die gemäßigte und goldene Mittelstraße gehen sollte.

S. 30 — 40. Für die Liebhaber mag die Beschreibung des westphälischen Bauerhofes schon angenehm seyn, im Ganzen aber nicht für Leser dieser Hefte, zumal man von vielen Gegenden dergleichen Einrichtungen, die hier vorkommen, kennet. Z. B. haben Schlesien und andere Länder nicht

auch

mich solche Baumgärter, die eben so, wie S. 95, Schulzwe- zeyen genannt werden, obgleich der Eigenthümer kein Schulm- meist ist. Bey dieser Schrift ist der Hr. Prediger Müller zu Schwelm genannt, aber nicht gesagt, obs Originalauf- satz oder Auszug sey.

S. 40 — 45. Auch wieder allgemein bekannte Sachen, über die Ackerbeete, deren Einrichtung und Zweck. — Mills soll (nach S. 45. im 2ten B. seiner practischen Feld- wirthschaft, Leipziger Uebersetzung 1764. S. 333) den Beweis liefern, daß Felder, nach der neuen Feldwirthschaft in Beeten mehr Getraide tragen als andere, die nur in gleich weit von einander stehenden Reihen mit dem Säepflug be- stellet werden.

S. 46 — 49. (Vom Hrn. de Suntiers.) Vortheil aus dem Bau der sibirischen Wicken. Ists Uebersetzung oder Auszug? Bey der Benennung des Verfassers sollte sich jeder Autor angewöhnen, auch das Buch und die Stelle anzuzeigen, damit belesene Oekonomen, denen dergleichen bekannt vor- kommt, nicht erst lange nachsinnen müssen, wo sie es gelesen, und umständlicher nachzuschlagen Ursache haben.

Nun folgt: II. Gartenbau, und darunter

S. 50 — 82 Cultur der Ananas. Nur für große Güter und Gärtner kann diese Abhandlung dienen, die aber dergleichen entweder schon als eigene Artikel haben, oder in Gärtnerbüchern suchen. Warum also uns geringern Land- und Stadtwirthen, die wir keine Ananas bauen können, diese Hefte dadurch vertheuert? Bessere Auswahl von allge- meinen brauchbaren Gegenständen bitten wir, zu treffen, meine Herren! Wir überschlagen daher diesen Gegenstand, ohne wei- tere Auszüge, ganz.

S. 83 — 89. Haben die Gewächse eine ihnen eigen- thümliche Wärme, und wie vertragen sie in unsern Erdstrichen den Frost des Winters? Von Hr. J. Sene- bier, Bibliothekar zu Genf; man sagt aber nicht, obs Uebersetzung und woher sie genommen sey. Liebhaber mö- gen sie lesen, und die S. 89 versprochene Fortsetzung davon im künftigen Hefte suchen, wenn sie es noch kaufen wollen.

S. 90 — 97. Von vielfältiger Vermehrung der Ge- wächse in den Gärtnereyen. Dies wünschten wir Land- wirthen in den ohnehin besonders ausgegebenen Gartenschriften

überlassen zu sehen. Übrigens ist alles, und was Hr. Duhamel S. 97 sagt, auch bekannt.

S. 98 — 133. Ueber die Cultur des Caperstrauchs. Was sollen wir deutsche Landwirthe damit thun? Beckmann sagt uns dergleichen in seiner Vorbereitung zur Waarenkunde rc. (m. s. dessen erstes Stück 1793, S. 110 — 121) wohin es auch, oder allenfalls in ein botanisches Werk, aber nicht hieher für uns deutsche Landwirthe in der Stadt und auf dem Lande, gehöret. Wir begnügen uns mit der gemeinen ökonomischen Botanik, und bauen uns einländische Capern, besonders dazu die indianische Kresse, die auch Beckmann (a. a. O. S. 120) von deren unentwickelten Blumen empfiehlt: und sie sind herrlich, wenn man sie nach Kapernart bereitet, wie es Beckmann auch deutlich lehrt.

S. 134 — 137. Cultur des Mahalebbaumes. Bekannt, obgleich nicht unter diesem fremden Namen, zum [illegible]zienholze für Tischler- oder Schreinerarbeiten. Warum nicht diesem Linnéischen Prunus Padus lieber einen deutschen Namen gegeben, wie z. B. in Succow's und Löwe's ökonom. botanischen Werken: Traubenkirsche oder Ahlkirsche? Zumahl er unter diesen Benennungen wild in Büschen, und gepflanzt in Englischen Gärten, angetroffen wird.

III. Abhandlungen und Nachrichten von Gegenständen aus allen Fächern der Oekonomie. Hier ist:

S. 138 — 147. a.) Zubereitung der Tafelessige; b.) wie man in Frankreich tapirte Birnen zubereitet; c.) Kirschen in Brandtewein einzulegen; d.) Dintenflecke aus leinenem Zeuge zu schaffen; e.) Talg- und Fettflecke aus Büchern und Kupferstichen zu tilgen. Alles dieses hätten wir den Verfassern gern geschenkt, da man es genüglich in solchen Sachen geeigneten Schriften findet: das letzte ist vom Hrn. Deschamps entlehnt. Wo beschrieb er es denn?

S. 148 — 151. Die Asche als Düngungsmittel beym Acker- und Feldbau. Ist denn Acker und Feld nicht einerley? Bey Wiesen leistet sie ja die besten Dienste, also sollte es heißen: und Wiesenbau. Wem ist aber dergleichen unbekannt? Es wäre uns schon das, was S. 8 von Asche gesagt ist, genüglich gewesen: zumahl ohnehin bey keinem der Gewährsmann genannt ist. Warum noch immer so im Dunkeln, meine Herren? Hintern Vorhang hervor, wenn wir Schwachen es glauben und leben sollen!

S. 152 — 154. Ueber die Entstehung der Trespe. Ja wohl ein bekanntes Unkraut, nur zu bekannt, und eben so alles, was hier davon gesagt wird, besonders von Verwandlung des Waizens in Trespe. Da darf man nur in der Bunzlauer Monatsschrift 17[illegible]. S. 33[illegible]. noch mehr aber Riems Monatsschrift 178[illegible]. S. 169 — 20[illegible]. nachschlagen, wo Verwandlung des Roggens in Trespe in der letztern klar widerlegt wird. Also glaubt man nicht nur irrig die Verwandlung aus Korn, sondern auch des Waizens in Trespe?

S. 155 — 160. Nachtheiliger Einfluß des Hecheln des Hanfes auf die Gesundheit? Ists ein Originalaufsatz und von wem? Wir werden künftig über dergl. Aufsätze, wenn sie auch noch so gut sind, ohne Gewährsmann nichts mehr sagen. Daß der Staub vom Hecheln schwachen Lungen Husten verursache, ist bekannt; daher sich auch die Weiber — selbst beym Flachsbrechen — den Mund verbinden, um wenigstens nicht so viel davon zu verschlucken. Hier wird angerathen, den Kopf, [illegible] fleißig abzuwaschen. Aber wer spühlt nicht Flachs und Hanf schon aus andern Gründen fleißig ab?

S. 161 — 162. Verfertigung des Kirschwassers. Woher? gehört eher in ein Aquavitbuch.

S. 163 — 166. Bereitung getrockneter Pflaumen. Ist zwar wieder ein für den eigentlichen Stadt- und Landwirth nützliches Verfahren, das aber beyde auch schon so gut kennen, und aus Uebung praktisch lernen, wie es hier beschrieben ist; zumahl man es schon an mehrern Orten gelesen hat. Woher nahmen es die Verfasser?

S. 167 — 169. Verfertigung des — Springwassers. Das ist von Mayblumen, die nach Tournefort Lilium Convallium und nach Linnee Cavallaria majalis heißen. Alles sehr bekannt, besonders an Orten, wo die Mayblumen den Namen Springauf haben.

IV. Abhandlungen und Nachrichten über Gegenstände der Wissenschaften, Künste und Handwerker, und zwar:

S. 170 — 188. 1) Saffior; 2) Verzinnen des Kupfers; (vom Hrn. Märki) 3) Ueber Indigestion; 4) Bestandtheile der Porzellainerde oder des Petunse-Feldspaths. Wer das alles zu wissen nöthig hat, suchts bey Grasmann Saffior-

 lau,

kau, und in andern Schriften, die man aus Leihbibliotheken genüglich erhalten kann. Also hätte dieses Quartal zum Besten der Käufer — freylich nicht zum Vortheil im Honorar für die Herausgeber — um die Hälfte kürzer werden können: welches zur Dauer dieser Hefte zu wünschen wäre; damit die Verleger nicht zu früh damit aufzuhören, Lust gewinnen!

Dr.

Oekonomische Abhandlung von der Schweinszucht. Frankfurt, in der Jägerschen Buchhandlung. 1792. 18 S. in 8. 2 gr.

Der Verf. soll, einer authentischen Versicherung nach, Hr. Hoek, gräfl. Iburgscher Reg. Sekretair zu Meerholz seyn: er dedicirte diese kleine Anfangsschrift schon vier ökonom. Gesellschaften, Bern, Cassel, Leipzig und Zelle S. 3; wie vielen wird er dann die wichtigern Werke erst widmen? denn wirklich hat der Vf. (der sich als einen Praktiker darstellt, da er den Theoretikern in der Vorrede die Nase zu rümpfen entbietet) in der That nichts weniger vor, als: „auch die übrigen Gegenstände der deutschen Landwirthschaft auf eben diese Art, wie hier die Schweinszucht, nämlich in konzentrirter Darstellung der durch die Erfahrung bewährter Grundsätze von dem Feldbaue und der Viehzucht, mit Hinweisung auf die besten Schriften, in einzelnen Abhandlungen zu bearbeiten und dadurch dem Publikum nach und nach ein wohlfeiles Handbuch der Landwirthschaft, welches zwischen den magern Kompendien und zwischen den weitschweifigen Kommentarien das Mittel halte, in die Hände zu liefern." Dies sind die Worte des Verfassers; gerade als wenn wir dergleichen nicht schon genug von Praktikern, mehr noch von Theoretikern im Ueberflusse erhalten hätten? Mögte er doch diese Arbeit der kompendiösen Bibliothek des Hrn. Rath André in Gotha überlassen, da er darin schon einen guten Anfang und Fortgang gemacht hat. Rec. muß dies dem Hrn. Vf. ohne Scheu, als Praktikus, mit gerunzelter Stirne sagen, denn als Theoretiker würde er nur die Nase rümpfen dürfen!

B.

Rechts-

Rechtsgelahrheit.

Io. Bapt. Aloys. Samhaber, Episc. Bamberg. et Wirceb. a consil. aul. etc. de universali judicis directorio in augustissimo camerae imperialis tribunali per utriusque praesidis consortium restricto. Erlang. ap. Palm. 1792. 80 Seiten in Quart. 6 gr.

Der Verf. erzählt hier die Schicksale, welche das kammergerichtliche Directorium von 1495 bis zum Reichsschlusse von 775, vorzüglich in Rücksicht der Concurrenz der Präsidenten, gehabt hat. Eine sehr mühsame Untersuchung! die den Leser aber auch befriediget. Es ist dadurch die Geschichte eines er wichtigsten Momente in der innern Verfassung des Cammergerichts weit besser, als es vorher noch geschehen war, in as Licht gesetzt. Der Vf. geht auf die Quellen, und weiß einen Gegenstand in den ersten Keimen aufzusuchen, und ihn hne Sprung und Revolution sich ganz von freyen Stücken ntwickeln zu lassen. Hier ist ein kurzer Auszug:

„Bey Errichtung des Kammergerichts dachte man nicht n den Umstand, daß ein beständiges Collegium zu seiner Ornisation auch nothwendig eines collegialischen Directoriums dürfe. Man hatte nur Richter und Schöppen vor Augen, ie zwar zu dem gemeinschaftlichen Zwecke der Justizpflege; aber ch unabhängig von einander arbeiteten, und bey ihrer sehr vorbergehenden und wandelbaren Verbindung unter einander urch kein collegialisches Band zusammengehalten wurden. In der ersten Kammergerichtsordnung liegt bey allem, was m Kammerrichter gesagt wird, die altdeutsche Idee von m Verhältniß zwischen Schöppen und Richter zum Grunde, nd es ist interessant, das ganze Kammergericht in seinen ern Zeiten aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten. Es giebt iese Vorstellungsart zu vielen lehrreichen Parallelen Gelegenheit. Eine vorzügliche Veranlassung, von dieser Grundidee bzuweichen, und eben dadurch manches, unter andern auch en Punct der Direction, der Natur eines auf immer formirn collegialischen Gerichts gemäßer einzurichten, gab das Beyiel der römischen Rota. Seit der Ordnung von 1500 spreen alle Gesetze um desto bestimmter von der Direction des

Kammerrichters, so theuer sie sind. Der Visitationsabschied von 1531 nennt den Kammerrichter „das Haupt, durch welches alle Sachen und Händel, vermöge der Ordnung, dirigirt und geschafft werden, an dem also hoch und viel gelegen.“ Kaum aber hatte sich die kammerrichterliche Direction etwas formirt, so entstand im Gefolge des Reichsabschieds von 1530, nach welchem das Kammergericht in drey beständige Senate abgetheilt werden sollte, das Bedürfniß einer Unterdirection für einen jeden abgesonderten Senat. Sie fiel den Beysitzern vom Grafen- und Herrenstande zu. Denn nur diese konnten die Repräsentation des Kaysers, die in einem jeden Senate verlangt wurde, übernehmen, und hatten auch schon von jeher die Direction des Ganzen, auf den Fall, daß der Kammerrichter behindert wurde, geführt. Bey diesem Amt der Unterdirection behielten sie noch eine geraume Zeit ihren Namen, Beysitzer, bey. Präsidenten hießen sie zuerst im Visitationsabschied von 1550 §. 9. Dann verschwindet diese Benennung wieder bis 1562. Von da an wird sie aber allgemein. Balemann, Harpprecht und Ludolf haben bey ihren Untersuchungen über den Ursprung des Präsidentendirectoriums mehr auf den Namen als auf die Sache Rücksicht genommen. Daher nennt Ludolf das Jahr 1562. (Rec. billiget es nicht, daß der Vf. diese Unterdirection der Präsidenten als eine Einschränkung des Directoriums des Kammerrichters angesehen hat.) — Diese Unterdirection, die sich durch ihre Subordination und Localität hinlänglich unterscheidet, gab die erste Veranlassung, daß die Präsidenten in dem Directorium des ganzen Kammergerichts mit dem Kammerrichter, dem bisherigen alleinigen Inhaber dieser Gewalt, allmählig in Concurrenz traten. Der entscheidende Termin ist hier, wie Harpprecht richtig bemerkt, das Jahr 1570, in welchem sie von den Relationen und andern Assessorengeschäften befreyet und von ihnen ganz abgesondert wurden. Die folgenden Visitationsrecesse drücken sich immer bestimmter aus, und setzen immer etwas hinzu. Der Visitationsabschied von 1713 kommt zwar sehr in die Quere, indem er erst dem Cammerrichter befiehlt, in allen wichtigen Sachen mit den Präsidenten zu communiciren, gleich darauf aber hinzusetzt, es bleibe dem Ermessen des Kammerrichters anheim gestellt, ob eine Sache wichtig sey, oder nicht. Es scheint, als wäre hierdurch die Concurrenz der Präsidenten zum Directorium so gut als vernichtet. Allein es ist dennoch wohl beym Alten

zu

zu lassen. Denn die Visitatoren hätten, ihrem Auftrage nach, kein Recht, gewisse und klare Reichs- und Kammergerichtsgesetze aufzuheben. Es kann das also auch ihr Wille nicht gewesen seyn. Sie wollten wohl nur die Fälle der Concurrenz unter einem andern Gesichtspuncte zusammenfassen und sie von den Pflichten eines guten und gewissenhaften Richters abhängen lassen. Sie wurden dadurch zu einem Inbegriffe erhoben, da sie vorher nur immer einzeln ausgedrückt waren, und erzielten dadurch in der That eher eine Ausdehnung als Einschränkung. Dazu kommt, daß ein jedes Arbitrium, welches die Gesetze einem Richter beym Urtheilen, oder, wie es hier der Fall ist, beym Dirigiren, beylegen, so beschaffen seyn muß, daß die Rechtsanalogie nicht veranlaßt werde, damit sich nicht die Gesetze in Widersprüche verwickeln." (Rec. will das Resultat in den eigenen Worten des Vf. zusammenfassen: „verum mentio recessus visitationis eo redit: pendere nimirum de se quidem ex judice prudente arbitrium, num quae causa sat gravis et ardua sit, ut communicatis cum utroque praeside rationibus, statui de ea oporteat; ast in illo eam simul poni fiduciam, quod officii sui suaeque conscientiae seu religionis rationem unice habiturus; nec gravitatem causae levitatemve ex privatorum affectuum dictamine, et finibus haud satis rectis ponderaturus sit. Quo ipso judicis religio satis adstringitur, ne ad illimitatam in regundo augustissimo imperii tribunali ejus fidei commisso potestatem unquam adspirare posset. Sed quod rei caput est, judici camerae si quidem magis privatis affectibus, nam utilitati publicae, aequitati et veritati obtemperare, neque officii sui ad praesidis habitum ex illis magis, quam hisce momentis dimensurare vellet, in ipso recessu nostro enunciatur, eum graves desuper rationes futurae visitationi redditurum. Igitur certum manet, judicis cameralis arbitrium in ea re, de qua sermo nobis est, satis adstrictum. Cur vero causarum cum praesidibus communicandarum accuratior determinatio in lege ipsa haud facta fuerit, rationem in eo duntaxat positam videri, quod singulos casus strictim enumerare atque secernere nimium difficile, imo pene impossibile futurum fuisset. Quo tamen non obstante unum alterumve in eadem lege circa judicis arbitrium expressius determinatum reperitur. Caeterum ex ipso recessus tenore colligitur, eum non minuendae, sed servandae praesidum autoritati studere.") „Es ist also

 für

für keine Aufhebung der Verordnung des Visitationsabschieds von 1713, sondern nur für eine nähere Anwendung auf namentliche Fälle zu halten, wenn der Reichsschluß vom 1775 einige Sachen ausdrücklich anführt, über welche, ihrer Wichtigkeit wegen, der Kammerrichter allemahl mit den Präsidenten Rücksprache nehmen soll, und es folgt aus diesem allen, daß bey beyden Fragen, wann und wie die Concurrenz der Präsidenten zum Directorium Statt habe? noch immer auf die Gesetze und Ordnungen vor dem Visitationsabschied von 1713 zurück zu gehen sey, indem so wenig durch diesen als durch den Reichsschluß von 1775 in der Hauptsache an dem Alten etwas geändert ist. Aus diesem Gesichtspuncte und mit diesen Hülfsmitteln muß denn noch jetzt das rechtliche Verhältniß zwischen dem Kammerrichter und den Präsidenten in der Theorie bestimmt werden." (Der Vf. thut das in den §§. 12, 13, offenbar wohl etwas zu kurz, wenn man auf die Weitläuftigkeit und Fruchtbarkeit der historischen Prämissen Rücksicht nimmt, welche zur Einleitung voraus geschickt sind. Der §. 13. geht so noch fast ganz ab, da er sich nur mit der Subtilität beschäftiget, daß den Präsidenten, bey aller Concurrenz dennoch kein wirkliches Corregimen eingeräumt werden könne. Vorzüglich hätte es sich der Mühe verlohnt, die Rechtsresultate auf wirklich vorgekommene Fälle anzuwenden, die dem Vf. nicht schwer werden konnten, in der Geschichte des Kammergerichts aufzufinden.)

Hierin besteht der Hauptinhalt dieser lehrreichen Abhandlung. Schade, daß der Vf. durch Absonderung der juristischen und historischen Belegstellen und mancher fremdartigen Einschaltungen, desgleichen auch durch eine leichtere und gefälligere Verbindung der Ideen, und durch eine mehr in die Augen fallende Anordnung verschiedener Parthien, nicht etwas mehr für ihre Form gesorgt hat.

Cr.

I.) H. E. Rumpel, von der nothwendigen Veränderung der Gesetze.

II.) C. W. Wehrn, über die Strafgerechtigkeit. Erfurt, 1792. 38 S. 4. 5 gr.

Beydes Vorlesungen, in der Churmaynzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gehalten.

I.) „So

I.) „So nothwendig," sagt der Vf., „von Seiten des „Volks die Beobachtung, und von Seiten des Gesetzgebers „die Beybehaltung der Gesetze ist: so sehr erfordern doch diese „eine Abänderung; 1) wenn sie ihren Absichten kein Genüge „leisten, 2) sich bloß auf zufällige Umstände beziehen, und „diese sich verändert haben, 3) wenn Sitten und Volkscha„rakter, noch mehr aber die ganze Staatsverfassung und Re„gierungsform, nicht mehr in der vorigen Lage sich befinden." Der Vf. hat diese Puncte, mit Anwendung auf unsere deutsche Reichsverfassung, näher ausgeführt. Rec. würde noch einen, und zwar den vorzüglichsten Grund der Aenderung hinzugefügt haben, nämlich 4) die Ungerechtigkeit eines bisherigen Gesetzes. Wenn der Vf. bey dieser Gelegenheit Erhards treffliche Schrift über das Ansehen der Gesetze zu Rathe gezogen hätte: so würde er vielleicht grade diesen Punct vorzüglich einer weitern Ausführung würdig befunden haben. Enthält das Gesetz nur die kleinste Verletzung der Rechte des Menschen und Bürgers, so muß jede andere Rücksicht weichen. Ein solches Gesetz kann ein ehrliebender Souverain keinen Augenblick bestehen lassen. Denn wird er wohl nur einen Augenblick Usurpateur oder Tyrann seyn wollen? oder wenigstens nicht lieber freywillig in die Gränzen des Rechts zurückkehren, als sich der Gefahr aussetzen, durch äußere Verhältnisse noch dringender dazu genöthiget zu werden?

II. Erst müssen die Gesetze gerecht seyn, ehe es der Ausspruch des Richters seyn kann. Beydes hat der Vf. mit einer rühmlichen Freymüthigkeit sehr gut entwickelt. Abschreckung anderer durch öffentliche Bestrafung des Schuldigen ist zwar Hauptendzweck der menschlichen Strafgesetze, aber doch immer nur ein solcher Hauptendzweck, der nach der Gerechtigkeit dem entwickelten und ausgeglichenen Grade der moralischen Schuld des zu bestrafenden Subjects untergeordnet seyn muß. Dies sollte doch wohl billig Gesetzgeber und Richter immer mehr zu den gelindern Strafen geneigt machen, je größer die Schwierigkeiten sind, wenn es darauf ankommt, in vorkommenden Fällen den eigentlichen Grad der Imputation zu bestimmen. Um über die Sittlichkeit einer menschlichen moralischen Handlung zuverlässig urtheilen zu können, müßte man wohl die individuelle Organisation des Körpers, ihren Einfluß auf den Geist des Handelnden, den Gang seiner Ideen, die Grade seiner Leidenschaften, kurz, die ganze Kette der Ursa-

 chen

chen und Wirkungen bis zur Vollbringung der That [illegible]. Wir [illegible] hiebey auf andere das, was in uns und nicht in ihnen liegt, bezogen und angewandt. Wirklich scheint der höchste Grad menschlicher Uebertretung nicht das, was man Bosheit nennet, im philosophischen Sinne zu seyn.

Sf.

Dr. Ernst Christian Westphals System der Lehre von den einzeln Vermächtnißarten, und der Erbtheilungsklage. Ein von ihm selbst ganz ausgearbeitet hinterlassenes Werk. Mit vorausgeschickter Biographie des seel. Verfassers von Hrn. Inspektor, und Oberpastor Westphal in Halle. Leipzig, 1793. (Ohne die Biographie von 3 Bog. und Verzeichniß des Inhalts und der erklärten Gesetze) 520 Seit. 8. 1 Mk. 16 ßl.

Die voranstehende Biographie des seel. Westphals und seines liebenswürdigen moralischen Charakters ist von dem auf dem Titelblatt genannten Hrn. Insp. W. Seine Verdienste aber, als eines Rechtsgelehrten, sind von einem ungenannten ehemahligen Zuhörer und nachherigem Freund desselben kurz, aber sehr richtig beschrieben; er gehörte zwar nicht zu denen Gelehrten, welche durch hervorstechende, glänzende Talente in ihrer Wissenschaft Epoche machen, aber den Ruhm, daß er ein grosser, und sehr nützlicher Gelehrter war, verdient er mit allem Recht; mit letzterer Beschreibung ist zugleich eine Anzeige sämmtlicher im Druck erschienenen Schriften des seel. Westphals verbunden, von welchen er die vorliegende ganz ausgearbeitet hinterlassen hat. Um mit dem Werk selbst unsere Leser bekannt zu machen, so beruht der Plan desselben darauf. Im Vermächtnissen ist die vermachte Sache entweder genau oder nicht genau bestimmt; auch sind sie ferner darin unterschieden, daß der Erblasser dem Erben die Auflage entweder schlechthin oder um ihn dadurch zu etwas zu zwingen, gethan hat; und endlich darin, daß die vermachte Sachen von unterschiedener Natur sind. Aus dem ersten Grund der Verschiedenheit entspringen legata speciei und generis, welche entweder legata optionis s. electionis sind, oder nicht; aus dem zweyten ent-

stehen

stehen die legata poenae nomine sollen. [illegible] vermachte Sachen entweder unkörperliche Dinge und Gerechtsame, oder körperliche Sachen sind, so betreffen sie im ersten Fall Grunddienstbarkeiten, Unterhalt, Jahrgeld, Schulden erlassen, Heyrathsgut und Peculium; in diesem Fall Vorrath und Inventarienstücke, Hausrath, Gold, Silber, Putz, Schmuck u. s. w. [illegible], und besonders Kleidung. Diese Gegenstände werden in der Ordnung nach einander abgehandelt, und in der gewöhnlichen Manier des Vf. ausgeführt; immer werden die Gesetze wörtlich in der Grundsprache angeführt, und meistens erläutert; Schriftsteller aber, sowohl theoretische als praktische, fast ganz bey Seite gesetzt. Nach Rec. Gefühl sollten dergleichen Schriften, welche, wie diese, bloß Römisches Recht enthalten, welche so vieles haben, was nur dem eigentlichen Gelehrten, nicht aber dem praktischen Juristen brauchbar ist, in welchen so vieles vorkommt, was den Römern eigen ist, wenigstens für uns nicht leicht anwendbar ist, wie die besondern Bedeutungen unzählich vieler bey den Vermächtnissen vorkommenden eigenen Ausdrücke, alles was hier von Sclaven (der Vf. nennt sie immer Knechte) enthalten ist; in keiner andern, als der lateinischen Sprache geschrieben werden; wer derselben nicht fähig ist, liest und versteht gewiß auch dieses Werk nicht; in deutscher Sprache aber ist es für den Ausländer unbrauchbar. Uebrigens findet sich in diesem Werk manche gründliche Erklärung von Gesetzen; manche Erläuterung der vorzüglich in der Lehre von Vermächtnissen oft schwer verständlichen Römischen Ausdrücke; nur wäre zu wünschen, daß der Vf. mit mehr Ordnung, Klarheit und Deutlichkeit sein Werk geschrieben hätte; denn so wie es ist, scheint er ohne allen Plan und Ordnung jedes einzelne ihm vorgekommene Gesetz über jeden Gegenstand in einer ganz zufälligen Ordnung hingeschrieben, und seine Erklärung beygesetzt zu haben; anstatt daß er zuerst die Theorie von jeder Art Vermächtnisse in einer guten Ordnung darstellen, mit Gesetzen bestärken und diese erläutern sollte. So hat der Vf. in §. 2. kaum das Allernöthigste vom legato speciei, generis, electionis s. optionis und alternativo in siebzehn Zeilen gesagt, so folgt in §. 3. schon der Satz, daß, wenn einem ein genus, und dem andern eine darunter begriffene species vermacht werden, der erstere auf die besonders vermachte Sache keinen Anspruch machen könne, und zu dessen Erweis wird die weitläufige l. 41, §. 3. D. de legat. 3 angeführt, welche doch, wie der

Vf.

Vf. [illegible], welche sowohl von [illegible] als [illegible] generali handelt. Daß sich gegen die [illegible] Worterklärungen, welche dieses Werk enthält, manches zu Grund einwenden lasse, ist nicht zu zweifeln, wie z. B. der Vf. mit der sehr wichtigen Einschiebung des [illegible] sehr freygebig ist. (S. S. 126. S. 127. und S. 202 [illegible]) allein der Raum gestattet uns nicht, uns hierüber weiter einzulassen.

Romane.

Carl Pilgers Roman seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Ein Beytrag zur Erziehung und Cultur des Menschen. Zweyter Theil. Berlin, 1793. in der akademischen Kunst- und Buchhandl. 402 S. in 8. 1 Rh.

Der zweyte Theil dieses sogenannten Romans hat die nemlichen kleinen Flecken und großen Vollkommenheiten, welche wir bereits bey Anzeige des ersten Theils angemerkt haben. Die Sprache, die Methode der Darstellung ist hier, wie dort, oft mit zu vielen Bildern überladen, fällt bisweilen in völlig unnöthige, poetische und schwärmerische Ausdrücke, und hat nicht immer den vollendeten Grad der Reinheit, den man wohl bey einem solchen Schriftsteller erwarten sollte. — Da hingegen dürfte seit vielen Jahren wohl schwerlich ein Roman dieser Art erschienen seyn, welcher so viel gesunde Vernunft, so feine und scharfsinnige Beobachtungen über das menschliche Herz, so viel wahre und große Lebensphilosophie, so viel interessante Entwickelungen und Darstellungen einzelner Gefühle und Situationen, als gegenwärtiges Werk, enthielte, welches bekanntlich von einem unsrer aufgeklärtesten Männer herrühret. Freylich bleibt es uns immer noch unbegreiflich, wie grade ein solcher Mann, der so viel an der reinen Ausbildung seiner Begriffe gearbeitet hat, so genau das Reelle von dem Nichtreellen zu unterscheiden weiß, und so vertraut mit dem Geist der Sprache zu seyn scheint, dennoch bisweilen an einem schwülstigen Styl Gefallen finden kann, obgleich dieser zweyte Theil weniger, als der erste, an diesem Uebel laborirt. Die

Geschich-

Geschichte des Romans selbst läuft in diesem Bande ununter-
brochen fort; wir können aber hier so wenig, wie bey Anzeige
des ersten Theils, einen weitläuftigen Auszug aus dem merk-
würdigen Leben des Vf. machen, da es mit einer Menge psy-
chologischer Reflexionen fast überall durchwebt, dieser Bemer-
kungen wegen eigentlich geschrieben ist, und billig in seinem
ganzen Zusammenhange gelesen werden muß. Wir wollen
uns daher nur auf die Anzeige des Hauptsächlichsten einschrän-
ken, um unsre Leser auf den Werth des Ganzen aufmerksam
zu machen. Gleich Anfangs kömmt die Berichtigung einer
Stelle im ersten Theil dieser Lebensgeschichte vor, wo der Vf.
gesagt hatte, daß er der Liebe alles verdanke, was Gutes an
ihm sey. Er widerruft diese Meinung, und behauptet dage-
gen ganz richtig, daß wir wahre moralische Güte keinem an-
dern Wesen, als allein uns selbst, zu verdanken haben könn-
ten und dürften, und nimmt daher mit eben dem Rechte, ge-
gen Hrn. Schillers Hypothesen, an, daß die gepriesene, ganz
reine, uneigennützige Liebe ein sehr verdächtiges Ding sey, wel-
ches mehr in der Phantasie ihrer Vertheidiger, als in der
wirklichen Welt existire, worin der Vf. gewiß Erfahrung und
Philosophie auf seiner Seite hat. Dann folgt eine freundli-
che Warnung, und ein guter Rath, daß Jünglinge, (nicht
auch Mädchen?) die eines guten Schicksals werth sind, und
einem ernsten Zwecke entgegen arbeiten wollen, sich vor frü-
her, ernstlicher Liebe hüten sollten. Eine sehr wohlmeinende
Warnung, die hier mit den triftigsten Gründen unterstützt
wird. Aber welcher lebhafte junge Mensch wird sie, wenn er
einmahl liebt, und dem allgewaltigen Zauber einer der feurig-
sten Leidenschaften nicht mehr widerstehen kann, befolgen?

Die Sorglosigkeit, mit welcher der Vf. seinem academi-
schen Leben fast ohne alle Aussicht einer Unterstützung entge-
gen gieng, ist ein nicht seltener Zug in dem Charakter junger
Leute, weil sie überhaupt nicht gern sorgen, und sich aus
Mangel der Erfahrung gewöhnlich alles leichter und besser vor-
stellen, als es ist. Bey einigen jungen Leuten gränzt diese
Sorglosigkeit an den höchsten Leichtsinn, welches ohnstreitig
bey dem Vf. der Fall war, und welche Erscheinung er sehr
richtig aus dem Reitz dunkeler Gefühle erklärt. Warum
sich der Vf., als er Student werden will, und damahls schon
so gute Talente hatte, von einem gemeinen Soldaten eine Sup-
plik an den Prinzen machen ließ, ist unbegreiflich; äußerst

naiv

[illegible] hingegen die Schilderung seines Seelenzustan-
des, als er die Bittschrift seinem prinzlichen Mäcen übergiebt,
wobey ihm fast gerade so zu Muthe war, als weiland dem Rit-
ter Zimmermann, da er die Treppe zu Friedrich dem Großen
hinan stieg. — Sehr treffend ist die Bemerkung S. 61:
daß sich unsre Seele nach und nach einen unangenehmen Ge-
genstand, bey dessen deutlicher Vorstellung sie vor sich selbst
nur an Werth verliehren würde, in einem Schimmer von
Dunkel und Licht anzuschauen gewöhnt, und daß die Eitelkeit
endlich durch ihren Zauber die Täuschung vollenden hilft, so,
daß in der Reihe von Begriffen sich allmählich ein Begriff
hervor thut, der manchmahl ganz das Gegentheil von der
Wahrheit aussagt, und der nun der stärkste und herrschende
wird, und die übrigen völlig verschlingt. Das Wirkliche
schwimmt über in die Phantasie, und trügerisch nehmen wir
den einst, zuletzt angeschaueten Gegenstand in dem Schlum-
mer mit auf; kein Wunder daher, wenn wir mit demselben
erwachen, und ihn wachend weiter fortsetzen. Sonst wäre
es ja schlechterdings nicht möglich, wie die Selbsttäuschung
so weit gehen könnte, daß man etwas am Ende ganz ehrlich
gethan zu haben vermeinen könne, was man doch nicht gethan
hat." Solche Caricaturen von weiblichen Excellenzen, wie
S. 72 u. f. geschildert werden, giebt es an den meisten Hö-
fen, und in allen Classen der großen Welt. Irren wir nicht;
so hat der Vf. die Methode und den Ton, sie zu schildern,
aus Knigge's Schriften entlehnt, welcher bekanntlich in die-
ser Kunst ein großer, obgleich auch bisweilen ein boshafter
Meister ist. Zu allgemein und also falsch ist die Behauptung
S. 98, daß die ganze Ausbeute, die man von etlichen Uni-
versitätsjahren macht, in Absicht wissenschaftlicher Ausbildung,
gewöhnlich nicht viel mehr betrage, als daß man gelernt hat,
wie man nicht studiren müsse. Der Vf. hat doch gewiß
den Unterricht wenigstens einiger guten Lehrer in Halle ge-
nutzt. — Uebrigens geben wir ihm darin gern Recht, was
er von den vielen Fehlern des academischen Unterrichts und des
gewöhnl. Studirens selbst sagt. Leider! wird es diese Fehler geben,
so lange es Universitäten giebt, oder so lange diese keine bessere
Form und Einrichtung erhalten. Der jugendliche Briefstel-
ler, gerichtet vom männlichen Censor, dürfte wohl den wenig-
sten Lesern gefallen, da er für einen Andern wenig Interesse
hat. Die Stelle S. 151 giebt einen Beweis von des Vfs.
höchst stürmischen Einbildungskraft, so wahr auch die Bemer-

kung

tung ist, daß man bey grausigen Empfindungen über seine ei-
gene Stimme erschrecken kann. Höchst drollig, und in man-
chem Betracht sehr lehrreich ist die Geschichte seiner ersten Pre-
digt, die auch den ernsthaftesten Misanthrop zum Lachen brin-
gen wird.

Noch interessanter werden aber viele Leser die feinen Selbstbeobachtungen finden, welche der Vf. über seinen Umgang mit einem buhlerischen Landmädchen macht, welches darum nicht über ihn siegen konnte, weil ihn eine viel wärmere (wozu der abgedroschene Ausdruck der Empfindsamkeit, heilige?) Liebe an ein viel schätzbareres Weib anschloß, der in mehrern Stellen dieses Werks das schönste Denkmal der Dankbarkeit errichtet wird. Das innige Andenken an diese edle Seele, und der reuige Gedanke, daß er ihr in den Armen jener ländlichen und wollüstigen Dirne leicht hätte untreu werden können, mochte den Vf. wohl dahin bringen, daß er so unartig die Briefe des Mädchens verbrannte. „Der Unwille über mich selbst, bemerkt er ganz richtig, gieng ohnvermerkt auf das arme Mädchen über.“ — Eine Erscheinung in dem Gebiet unserer Empfindungen, die so manchen andern Umtausch derselben vortreflich erläutert, wenn unsre Eitelkeit uns vor uns selbst verhüllt. Kläglich, sehr kläglich war die Lage des Vfs., da ihn in Halle eine tiefe Armuth drückte; allein wie viele Musensöhne mögen sich nicht in ähnlichen Situationen befinden, obgleich wenige das überfeine Gefühl, und den subtilen Stolz des Vfs. haben dürften. Uebrigens contrastirt seine diesmahlige ängstliche Besorgniß wegen der Zukunft sehr mit dem vorigen Leichtsinn, als er auf die Academie gieng. Vieles ist hier wohl — der schönen und hinreißenden Schilderung wegen gesagt, denn dieser Theil des Werks enthält ohnstreitig die schönsten und rührendsten Stellen, so wie das Nachfolgende manchen liebenswürdigen Zug eines liebenswürdigen Herzens enthält. — Aber hart, sehr hart ist die hingeworfene, — wahrscheinlich in einem Augenblick von Geistesabwesenheit erzeugte Frage: was ist Weibern die Seele? Wie viel sollte der Vf. darum geben, wenn er diese Stelle wieder zurück nehmen könnte, da sie so vielen schönen Stellen seines Buchs, worin er dem andern Geschlecht die gerechtesten Lobsprüche ertheilt, gradezu widerspricht, und da er, laut seines eigenen Geständnisses, den Weibern vorzüglich seine moralische Bildung zu verdanken hat! Der Abschnitt: Geistererschei-

nung;

nung; Deserteurs; [illegible] nach Leipzig u. s. w. enthält manche verborgene Falte des menschlichen Herzens, und zeigt, daß bey bessern Menschen nicht selten der Muth in Gefahren in dem Verhältnisse zunimmt, in welchem jene steigen. Über den Abschnitt S. 355, der uns gerührt, aber auch zu gerechtem Unwillen gereizt hat, sagen wir nichts, — da dem Vf. sein eigenes Gewissen selbst so viel darüber sagt. Er hätte das ganze Benehmen gegen seinen alten würdigen Vater mit wenig Worten aus einem mißverstandenen Stolz erklären können, der den Vf. zur Unzeit überraschte, so wie dieser Stolz überhaupt, verbunden mit zu verfeinerten Gefühlen, die Ursache von so manchen Schwächen seines Herzens wurde. Folgende Stelle können wir bey Anzeige dieses Buchs nicht übergehen, weil sie einen Beweis abgiebt, wie richtig der Vf. sieht, wenn er nicht im Allgemeinen spricht. „Der größte Hause der Weiber ist mehr zum empfangen, als zum geben; und, wenn mans recht genau nimmt, auch das wohl nicht einmahl. Denn sie sind vieler Ideen und Empfindungen unfähig, ohne welche sich manches durchaus nicht verstehen, noch rein und ständig genießen läßt. Daher denn auch das viele Nichts, womit sie sich beschäftigen, und womit sie wiederum beschäftigt seyn wollen. Daher das Jagen nach Zerstreuungen des Tages; das Unvermögen, das Große, das über das Alltägliche sich weghebt, zu fassen; der Leichtsinn, womit sie sich selbst und andern die Ruhe so bald verkümmern; und daher die unendlichen Tracasserien und Mißverständnisse, bey der geringsten Veranlassung. Den Weibern muß alles erklärt werden, selbst — daß sie Weiber sind. In diesen Worten liegt meist der Grund, warum der, welcher am schlechtesten erklärt, am besten bey ihnen fortkommt. Die wenigsten können sich mit Ruhe in den Gesichtspunct stellen, woraus der Mensch den Menschen, nach seinem eigentlichen Zweck und Werth, betrachten muß. Form ist vielen mehr, als Sache; das schöne Wort liebet, als das wahre; und der gleißende Wicht, der ihnen mit Anstand die Hand zu lecken und, mit dem Ritter im Belt Weber zu reden, den Kuzen zu streichen, d. i., ihre Thorheiten, Schwächen und Launen gut zu heißen, versteht, nicht selten willkommner, als der grade Biedermann mit allem festen Verstand und aller errungenen Herzensgüte. Daher, junger Mensch, willst du dich selbst erhalten, dich zu höhern Zwecken hinan arbeiten, im gutem Einverständnisse mit dir selbst leben, suche — das Weib; aber

meide

meide die Weiber. Das edlere Weib, das allein jenen Namen mit Ehren trägt, wird, bist du selbst edel, dir die Erde zum Paradies umzaubern und dich zu großen Empfindungen begeistern; aber der große Haufe der Weiber ist größtentheils nur interessant durch das, was sie nicht sind, und was sie zerstöhren. Sie wollen deine besten Kräfte in Beschlag nehmen, um, wie einst Omphale, mit deiner Stärke zu spielen." u. s. w.

Am Ende dieses Werks, welches wir allen denen, die Menschen kennen und Menschen studiren und erziehen wollen, mit gutem Gewissen empfehlen können, und welches auch ohne alle fernere Lobpreisungen bey so manchen einzelnen Flecken dennoch seinen eigentlichen Werth behält, kündigt der Vf. die Fortsetzung seines Lebens unter dem Titel: Carl Pilgers pädagogischer Roman, an, der, so viel Rec. die Lebensgeschichte des Vf. kennt, in vieler Rücksicht sehr interessant werden muß, und bey dem keiner der mitspielenden pädagogischen Acteure etwas zu fürchten hat, sobald er sich reiner Absichten und einer edlen Denkungsart bewußt ist, — ob wir gleich nicht zweifeln, daß der Vf. nach seiner großen, bisweilen übergroßen, Offenherzigkeit manches berühren wird, was manchen befremden könnte. — Doch die Todten und Stummen verantworten sich nicht!

Za.

Philipp und Jakobine, oder: Eine Hand wäscht die andre. Ein Beytrag zur Geschichte der Dorfprediger. Breslau und Leipzig, bey Gutsch. 1792. 340 S. 8. 1 Rg.

Die Geschichte zweyer Liebenden, welche endlich mit einander vereinigt werden, aber nicht lange dieses Glück genießen, da der Gatte als Prediger das Opfer einer ansteckenden Krankheit wird. Auf dem Titel heißt die Geschichte: ein Beytrag zur Geschichte der Dorfprediger, und beym Anfange: ein Beytrag zur Geschichte der Perücken, ein sehr sonderbares qui pro quo. Der Vf. versichert in der Vorrede, daß mehrere seiner Arbeiten, bey welchen er, wie er sich hier ausdrückt, hinterm Schirm gestanden, wie das auch jetzt der Fall ist, günstig aufgenommen sind; dann müssen sie, nach des Rec.

Ueberzeugung, manche Vorzüge gehabt haben, die der gegenwärtigen fehlen. Denn wenn gleich dieser Roman plan und ganz gut geschrieben ist: so zeichnet er sich doch eben nicht unter der großen Menge seiner Brüder aus, besonders sind die Digressionen höchst unbedeutend. Noch hat der Vf. sehr abentheuerliche Namen gewählt, als: Magensafe, Zeidelbär, Zimmermandel, Schlichtebrey, u. s. w. S. 60. Z. 14. widdern st. wittern, S. 91 und 92, will der Ausfall auf den Vorschlag des Dr. Faust in Bückeburg nicht viel sagen. S. 98. Z. 1 v. u. Gefahren laufen, sagt man nicht, sondern Gefahr laufen. S. 143, so viel sich Rec. erinnert, hat der verstorbene Bahrdt in Halle nie eigentliche theologische Collegia gelesen. S. 237. Z. 4. Theekesselchen, ein niedriger akademischer Ausdruck, der gewiß nicht allgemein verstanden wird. Das Buch ist in einer poetischen Epistel dem Oberkonsistorialrath und Direktor Böttiger in Weimar gewidmet.

Bir.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Odeum Friedrichs des Großen, herausgegeben von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. Berlin, bey Nauck. 1793. 130 S. 8. 12 X.

Dieses Buch enthält den Abdruck einiger der vorzüglichsten Gedichte auf Friedrich II., die schon bekannt sind. Ihre Verfasser sind: Ewald von Kleist, Ramler, Gleim, Schubart, Willamov, Fischer, Stägemann, Hagemeister und Eulogius Schneider. Der Herausgeber hat biographische Fragmente von diesen Dichtern angehängt, worin manche gute kritische Bemerkungen und literarische Nachrichten verwebt sind. In der Vorrede giebt er eine Erklärung vom Titel des Buchs, die zugleich als Probe seiner starken und originellen Schreibart hier einen Platz verdient. „Odeum nenne ich diese Sammlung deswegen, weil auch selbst diese, in gewisser Rücksicht klassischen, Dichtereyen, doch wenn man sie außer ihrer Classe würdigt, noch manche Flecken im Einzelnen und noch öfter weit häßlichere Fehler in der Anlage und

in

in der Ausführung an sich tragen, und deswegen in Rücksicht auf ihren erhabenen Gegenstand und auf unsere höher gespannte Forderungen mehr Vorsängereyen als regelmässige Gesänge, mehr das Getön des schüchternen Durchrauschens der Saiten, als die Harmonie kühn gewagter und besonnen entlockter Töne, und eben deswegen nur Vorspiele der Barden sind; des Hörens und Beyfalles dann schon würdig, wenn sie, im Vorsprunge zum Tempel des Dichterkampfes gespielt, bessere und würdigere Nachspiele erzeugen, welche alsdann des Odeums und seiner Barden vergessen machen."

Rec. kann sich hier nur auf den Anhang einlassen, da die Würdigung der Gedichte selbst nicht hieher gehört. Die Biographien sind sehr mager an Thatsachen und Begebenheiten, theils weil der Vf. nicht mehr aufzuzeichnen hatte, theils und hauptsächlich, weil es sein besonderer Zweck war, außer der mitgetheilten Bildungsgeschichte einiger, über die Talente, Dichtercharaktere und Verdienste aller im Odeum genannten Dichter zu urtheilen. Wie viel hierzu erfordert werde, scheint Hr. B. nicht zu fühlen. Er nennt zwar diesen Anhang, der den besondern Titel; Deutschlands Barden im Odeum Friedrichs des Großen, führt, einen Versuch. Jedoch ist derselbe sehr anmaßend, selbstgenügsam und diktatorisch, und in einem schwülstigen und gesuchten Style abgefaßt. Von Ramler, dessen Verdienste er übrigens nicht verkennt, meint er: er sey nicht ein eben so herrlicher Philolog und Kritiker der Alterthumswissenschaften, als er ein herrlicher Dichter ist. Was müßte R., — setzt er hinzu, — auch als Dichter für uns geworden seyn, wenn er in die griechische Literatur mehr eingeweiht und zu den römischen Dichtern als ein solcher Eingeweihter hingetreten wäre! Er hätte uns sicher andere Uebersetzungen und Erklärungen des Horaz, Martial und Catull geliefert, und nie hätte er seine höchst eigene Mythologie ans Licht gebracht!" Rec. läßt es dahin gestellt seyn, ob die Behauptung wegen der griechischen Sprache richtig sey, oder nicht; allein wer hat denn die römischen Dichter, und namentlich den Horaz, besser übersetzt als R., den man daher den deutschen Flaccus nennt? — Vielleicht waren einige der andern Dollmetscher mehr in die griechische Literatur eingeweiht; allein sind ihre Uebersetzungen im Ganzen deshalb besser? Wozu daher hier der herabwürdigende Ton? —

„Als Umbildner fremder Gedichte hat R. die laut sprechendsten Verdienste. Dessen ungeachtet hätte Hr. K. die Verbesserungen bey Logau, Kleist u. a. m. lieber unter dem ungeänderten Texte gesehen.“ Er setzt hinzu: „An solchen originellen Männern gefallen auch selbst die Flecken, und man duldet es kaum, wenn man nur ein wenig historisch, literarisch gesinnt ist, daß selbst der vertrauteste Freund mit dem Hauche seines Mundes, noch weniger, daß der Fremde mit mitleidloser Feile sie zu tilgen sucht.“ — Stand denn Kleist etwa in einem zu entfernten Verhältnisse mit R.? Hat er nicht selbst an R. Gedichte geschrieben? Erwähnt nicht sogar Hr. K. S. 91 des herzerhebenden Umgangs beyder Männer? — Nach Jördens Nachricht hatte Kleist ja die Gedichte seinem Freunde Ramler zur Ausfeilung zugesandt. Wegen der Freyheit, die sich R. nimmt, fremde Dichter zu verbessern, muß man ihn selbst in den von ihm herausgegebenen Sinngedichten von Logau, Lpz. 1791, nachlesen, wo er sich über diesen Punct erklärt.

Von Schulämtern urtheilt Hr. K., „daß sie nur subalternen Geistern angemessen seyn können.“ Ramler hat 42 Jahr ein Lehramt verwaltet, und Hr. K. etwa 6 Jahr. Wer wird hier nicht die Superiorität des Geistes bewundern, der so früh seine eigene Größe fühlte, und einen neuen Geschäftskreis antrat, der ihm in der Folge für leichtere Arbeiten einen schwerern Lohn, und für nicht so verdienstliche Bemühungen mehr Ausbeute an äußerer Achtung und Zuträglichkeit verheißt!! (S. Kochs Abschiedsrede von seinen Schülern.) Der würdige Halberstädter Fischer soll als Schullehrer in einem fast entwürdigenden Lebensverhältnisse seyn. — Rec. bittet den Vf., die Fischerschen Einladungsschriften zur Schulprüfung von 1784 und 1785, und zwar nur den Anfang zu lesen, wenn er sich überzeugen will, daß dieser vortreffliche Mann von seinem Stande ganz anders urtheilt.

Bey Hagemeister scheint er die Niederlegung der Lehrerstelle am Schindlerschen Waisenhause zu billigen, „weil seine Vorgesetzten es nicht dulden konnten, daß er seine Lektionen nicht mit dem Schlage der mechanischen Uhr mechanisch anfieng und schloß; sondern oft außer der festgesetzten Zeit das so Versäumte in eigentlich peripatetischer Manier einholte; oder daß er, statt im dumpfigen Schulzimmer zu unterrichten,

im

(Im Frühling und Sommer einen reitzenden Garten zum Unterrichtsorte, einen grünen Baum zum Katheder (stand denn Hr. H. auf dem Baume?) und die beschatteten Rasen unter demselben zu Schülersitzen wählte; oder daß er endlich, wenn der Pfarrer des Quartiers einschläfernd und unjugendlich predigte, und die grimmige Winterkälte ihm und seinen Kindern die Glieder schüttelte, während des Vortrags mit den Seinigen aus der Kirche stürmte;" u. s. w. Nun werden neuere Pädagogen doch nicht mehr über die Freuden des Schulmannes reden, oder Vorsteher von Schulanstalten gewisse Stunden zum Unterricht festsetzen; nun wird Becker in Gotha den Schulstand nicht mehr so ehrenvoll schildern und erheben, da wir hier eines Bessern belehrt sind. Zwar wünscht der Vf. in der Folge selbst, daß es besser gewesen wäre, wenn sich Hr. H. mehr an Stätigkeit, philosophische Besonnenheit und an jede Tugend gewöhnt hätte, deren Uebung man vom Manne der Kraft mit Recht fordern könne. Allein dies beweiset nichts, als daß manche Raisonnements hier undurchdacht und widersprechend sind. — Daß Kleist eigentlich in der Elegie Stärke habe, und er dazu vorzüglich bestimmt gewesen sey, wird nicht erwähnt. Rec. führt nur zum Beweise das Gedicht an Doris und die Sehnsucht nach Ruhe an. Von den Bildnissen Kl. hätte das von Kohl in Wien 1789 gestochene nicht übergangen werden dürfen. Es befindet sich vor der Wiener Aufl. von Kleists Werken von 1789. — Stägemann ist nach S. 126 im Jahre 1732 geboren und 1773 ins Schindlersche Waisenhaus gebracht. — Ein 41jähriger Zögling!! — Jedoch will Rec. dieses als Druckfehler ansehen, die außer den angezeigten Verbesserungen in Menge sind. Bey dem eleganten Aeußeren hätte wohl Sorgfalt für Korrektur angewandt werden können. Jedoch der Vf. klagt sehr über Beschränktheit seiner Zeit, so wie über Mangel des Schreibraums. — Manches bleibt unverständlich, z. E. der Aufruf an Stägemann, S. 127: „Friedrich und seines Gleichen sind deines Enthusiasmus werther als jede Amanda!" Dies versteht nur der, welcher weiß, daß viele seiner Gedichte in den Berl. Musenalmanachen an Amanda gerichtet sind.

Ad.

Probe einer Verdeutschung von Popens Versuch über den Menschen. Nebst einer Uebersetzung der Kriegs-

Kriegslieder des Tyrtäus, von Friedrich Heinrich Bote. Berlin, 1793. 24 S. gr. 8. 4 gr.

In der Vorrede nennt Hr. Oberconsistorialrath Gedicke den Vf. einen hoffnungsvollen Jüngling und einen seiner fleißigsten Schüler. Durch diese Versuche, die anfangs nicht für den Druck bestimmt waren, zog er Hrn. Gleims Aufmerksamkeit auf sich, der ihn zur Fortsetzung seines Studirens mit dem ihm eignen Eifer und Freygebigkeit unterstützte. Auch gab Hr. G. die Kosten zum Druck dieser Versuche zur Aufmunterung des jungen Vfs. her. Hr. Gedicke glaubt, man sey nach dieser Probe berechtigt, dereinst bey reifern Jahren eine vollständige Uebersetzung des vortrefflichen Lehrgedichts von dem Vf. zu erwarten; und auch wir stimmen diesem Urtheil bey. Einzelne Stellen sind Hrn. B. ungemein geglückt. Wir wünschen und erwarten nur, daß er in Zukunft mehr Sorgfalt auf die Versification und den Reim wenden, die Härten, Hiaten, die Verse ohne Abschnitt, so wie die niedrigen oder doch prosaischen Ausdrücke, die hier noch häufig vorkommen, vermeiden werde. Bey den ungemeinen Schwierigkeiten, mit denen die Uebersetzung jedes Popischen, und vorzüglich dieses Gedichts, verbunden ist, hat Hr. B. immer schon viel geleistet, und gewiß wird er uns einst eine viel bessere Verdeutschung desselben liefern, als die bekannte, für ihre Zeit gar nicht schlechte, von Kretsch ist, die er nicht zu Rathe gezogen zu haben scheint, ob sie ihm gleich hier und da gute Dienste hätte leisten können. S. 10 hat Hr. B.

> Wie gut, daß dir ein schärfrer Blick gebricht,
> Du sähest ein Insekt, und sähst den Himmel nicht.
> Bey feinerem Gefühl durchschauerte Todesbeben
> Und steter Schmerz dein traurig Leben.
> Aus deiner Stirne Feuchtigkeiten sprützend
> Stürbst du an Duft, auf einer Rose sitzend!!!

> Say what the use who finer optics gio'n,
> *T'inspect* a mite, not *comprehend* the heav'n?
> Or touch, iz tremblingly alive all o'er,
> To smart and agonize at ev'ry pore?
> Or quick effluvia darting thro' the brain,
> Die of a rose in aromatic pain?

Kretsch, viel weitschweifiger, aber zugleich auch viel richtiger:

Und säh er (der Mensch) hundertmahl im Kleinern alle Züge
Der feinsten Körperwelt, und überschaute gleich
Im Tropfen eine See, und auf dem Blatt ein Reich:
Was wär es, wenn zugleich des Himmels hohe Bögen
Dem abgekürzten Blick auf ewig sich entzögen?
Wie wenig nützte dir ein zärteres Gefühl?
Empfinden würdest du zwar mehr, doch allzu viel,
Wenn jeder kleine Druck dich zu erzittern zwänge,
Und Schmerz und Todesangst durch jedes Schweißloch dränge;
Wenn der vom Rosenstrauch empor gestiegne Duft
Geschwungen in dein Hirn aus der durchwürzten Luft
Dich schmerzlich tödtete — —

Wie glücklich Hr. B. dagegen in andern Stellen ist, können folgende Verse beweisen. S. 5:

Der kranke Geist von seiner Heymat fern,
Fest eingeengt in dieses Erdenleben,
Wie gern mag er von hier hinweg, wie gern
Zu jener heitern Zukunft überschweben.
Der arme Indier, sieh, wie er ungelehrt,
Gott in den Wolken sieht, und ihn im Sturmwind hört!
Nie lehrt ihn Wissenschaft, voll Stolz, der Sonne Bahn
Hinab zu irren, nie schwebt er hinan
Zur Milchbahn! doch Natur hat Hoffnung ihm geschenket,
Daß hinterm Berg, auf den sich Wolk' an Wolke senket,
Im Thal er sich den schönsten Himmel denket;
Ein freyes Land, versteckt in einem Wald,
Ein beßres Eyland, rings von sichrer Flut umschallt,
Wo Sclaven noch einmahl ihr Stammland wieder schauen,
Wo Christen, goldverhitzt, nicht Scheiterhaufen bauen.

(Dieser Vers ist nicht grammatisch richtig. Es müßte heißen: Wo nicht (oder keine) goldverhitzte Christen Scheiterhaufen bauen.)

Der Trieb zu seyn scheint ihm nur anzustammen.

(Auch hier giebt die Wortfolge nicht den richtigen Sinn: Nur der Trieb zu seyn rc. müßte es heißen: To Be, contents, his natural desire.)

Er wünscht nicht Engelschwingen, Seraflammen;

Und hoffet, da sein Gott, wie stolz entfernt er denkt,
Den schönen Himmel allen schenkt,
Daß dort ihm, so wie hier, bey seinem stillen Heerde,
Sein treuer Hund Gesellschaft leisten werde.

An einigen Stellen hat der Vf., vermuthlich aus Mangel genugsamer Kenntniß der englischen Sprache, den Sinn des Originals ganz unrichtig gefaßt; z. B. S. 5: „Der Himmel läßt uns hier die Hoffnung

Daß stets das Glück dem Menschen lächeln soll —
Hope springs eternal in the human breast
Man *never is*, but always *To be* blest —

Tyrtäus ist in Hexameter und Pentameter übergetragen, und auch diese Arbeit ist im Ganzen alles Lobes werth. S. 18:

— Die muthig ins Schlachtgewühl, in die vordern
Reihen sich drängten, den Fuß neben einander im Streit,
Fielen nur selten und einzeln, und hinter sich Völker erretten
Aber dem Feigen entflieht jegliche Kraft, mit dem Muth.
Zahllos ist — wer nennt sie? — die Schmach des entrinnenden Feigen;
Zahllos die Schande des Manns, der im Gefechte nicht focht.
Schändlich ists, wenn ein Krieger das schreckliche Schlachtengetümmel
Fleucht und zischenden Speer hinten im Rücken ihn trifft;
Schändlicher nichts, denn ein Todter im Staub, im Rücken die Lanze,
Welche der Flüchtigen jüngst klirrend zur Erde gestürzt.
Muthig schreitet als Helden hervor, und am Boden gewurzelt,
Stehet dann fest und beißt zornig die Lippen im Kampf,
u. s. w.

Der Zusatz, zornig, ist überflüßig und gegen den Sinn des Dichters. Nicht für Zorn sollen die Krieger in die Lippe beißen, sondern um desto fester und unerschütterlicher zu stehen. Ein schöner und wahrer Zug: man beißt wirklich in

die

die Lippen, oder doch die Zähne zusammen, wenn man seine ganze Kraft anwendet, sich gegen etwas zu stämmen, seinen Platz zu behaupten u. s. w.

Ga.

Chemie und Mineralogie.

Ueber die neuern Gegenstände der Chymie. Zweytes Stück, vorzüglich über das Wasserbley und den daraus entstehenden blauen Carmin. Von J. B. Richter, der Weltw. Dr. Breslau und Hirschberg, 1792. Bey Korn. Mit fortlaufenden Seitenzahlen von 97 — 149. gr. 8. 4 gr.

Der Vf. hat in diesen Blättern noch einen kleinen Nachtrag von seinen Bemerkungen zu den bereits im vorigen Jahre erschienenen geliefert. Als er die bekannte Wasserbleysäure mit vegetabilischem Alkali gesättigt, und diese mittelsalzige Lauge mit gesättigter salzsauren Zinnauflösung vermischt hatte, erhielt er eine sehr schöne lockere hellblaue Farbe, der er den Namen blauer Carmin beygelegt hat. Diese Benennung ist aber nicht zu billigen, weil diejenige Farbe, die schon unter diesem Namen bekannt ist, himmelweit davon unterschieden ist.

Das beschriebne Verhalten der Wasserbleysäure gegen die Metalle werden alle Leser mit Dank erkennen.

Die vorgeschlagne Abscheidung des Mineralalkali aus dem Glaubersalze durch zugesetzten mit Alkali gesättigten Weinstein ist zwar an sich lehrreich, aber in Rücksicht der Nützlichkeit muß sie andern bekannten Scheidungsarten weit nachstehen.

Von zuckersaurer Kalkerde, die in Zuckerraffinerien zufällig entstanden, häufig vorkomme, wird die Abscheidung der Zuckersäure, auf folgende Art anzustellen, vorgeschlagen: zwey Theile zuckersaure Kalkerde sollten mit drey Theilen luftsauren fixen Alkali und acht Theilen Wasser vermischt, zur Dicke eingekocht und ausgelaugt werden. Alsdann wird die Lauge mit Essig gesättigt, Bleyzuckerauflösung damit niedergeschlagen, der Niederschlag ausgesüßt, und daraus mit zugesetzter Vitriolsäure die Zuckersäure, durch Hülfe der Krystallisation, ausgeschieden.

Diesem folgt die eingeschlagne Scheidungsmethode der Johannisbeerensäure, die 1) aus reiner Citronensäure, 2) aus einer der Holzsäure gleichenden Säure, 3) aus schleimigter zuckerartiger Materie, und 4) aus wenigem Alkali und Erde zusammengesetzt seyn soll.

Zur Reinigung der Alaunerde von Vitriolsäure ist angegeben, diese Erde mit alkalischer Lauge zu einem Teige zu machen, diesen alsdann auszutrocknen, auszuglühen, mit Wasser auszulaugen, mit Salzsäure die überbleibende Erde aufzulösen und den vitriolischen Gehalt mit aufgelößter salzsaurer Schwererde abzuscheiden, die übrige Flüßigkeit endlich mit reinem Alkali zu fällen.

An der Schwererde hat der Vf. auch die Eigenschaft bemerkt, daß sie im Feuer die Luftsäure schwer fahren lasse, indem 1 Unzen durch das heftigste Feuer nicht mehr als 70 Grane verlohren hatten.

Ein Silberamalgama mit einer zusammengesetzten Silber- und Quecksilberauflösung abgedunstet, und mit Schwefelblumen vermischt, hat bey gelinder Wärme das verstopfte Glas zerschlagen.

Km.

Tabellarischer Versuch einer französisch-deutschen Nomenclatur nach Girtanner, Hermbstädt und Scherer frey bearbeitet, von J. C. W. Remler. Leipzig, bey Schwickert. 1793. Ein Bog. in gr. Fol. 8 gr.

Eine zur Uebersicht der neuern Nomenclatur sehr bequeme Tabelle. In Rücksicht der deutschen Ausdrücke folgt der Vf. meistens Hermbstädt.

Oz.

Versuch einer Lithologie des Vesuvs, von Ritt. Jos. Gioeni, aus dem Italien. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von L. v. Fichtel. Wien, bey Stahel. 1793. 8. 1½ Bogen über ein Alphab. 1 Rthl.

Sicherlich die beste mineralogische Beschreibung, die wir bis jetzt vom Vesuv haben; der Vf. ist mit der Wissenschaft und ihren neuern Fortschritten bekannt, hat den Vesuv und die ganze Gegend um ihn herum Jahre lang mit aufmerksamen und unbefangenem Blicke beobachtet, und, vielleicht ohne etwas von Bergmann's Warnung zu wissen, die Klippe glücklich vermieden, an welcher so manche Beobachter feuerspeyender Berge anstoßen, ihnen mehr zuzuschreiben, als sie gethan haben. Gerade das, was wir an ihm vorzüglich schätzen, verargt ihm der Uebers., der, als ein Sohn des Vf. der mineralogischen Bemerkungen von den Karpathen, (A. D. Bibl. B. 108. S. 189) dem vulkanischen Feuer weit mehr Spielraum einräumt, als irgend ein anderer unter den neuern vernünftigern Mineralogen und Geologen, der nicht begreifen kann, wie G. sich durch einen Machtspruch Bergmann's bewegen ließ, gemeine und weiße Granaten, Chrysolithe, Schörl, Zeolith, Glimmer, Feldspath für ursprüngliche Foßilien zu erklären, da sie doch offenbar Geburten des Feuers seyn. Der Vf. spricht zuerst von feuerspeyenden Bergen überhaupt, auch von erloschenen, und ihren Produkten, unter denen er auch die Platina (von der es doch nun erwiesen ist, daß sie ein selbstständiges Metall enthält) und den Alaun aufzählt, und es dem seel. Ferber verdenkt, daß er unter den Erzeugnissen des Vesuvs noch der Hyacinthen erwähnt; (wahre Hyacinthen sind es nun freylich so wenig, als die Chrysolithe des Vf. wahre Chrysolithe, dieses Olivine, jenes Vesuviane.) Von dem Alter der Alaunwerke in Lipari, Ischia, am See Agnano (jenes nennen schon Diodor und Plinius, diese waren bereits im dreyzehnten Jahrhunderte im Gange) bey Miseno und Pozzuoli. Vom Vesuv insbesondere, seiner Gestalt, der Zeit seiner verschiedenen Ausbrüche; er seye nach und nach aus der Ebene, und, nach aller Wahrscheinlichkeit, aus dem Meere, welches sie bedeckt, hervorgestiegen. Der Vf. theilt die Foßilien desselbigen in ursprüngliche, die nach Bergmann und Kirwan geordnet sind, in Laven, in Gläser und Bimssteine, und in Breccien und Tuffe; unter jene zählt er Kalksteine, Marmor, Mergel, Hirnstein, Quarz, (nebst den oben gedachten parasitischen Steinarten) die man oft in den größten Höhen in Geschieben und Blöken, nicht mit den Laven vermengt, noch bey ihren äußern Strömen, sondern in Dammerde, antrifft, welche schon früher da war; sie sind nach dem Vf. wahrscheinlich bey dem Ausbruch des Vesuvs, welcher

Pom-

Pompeja überschüttete, ausgeworfen worden; er glaubt, daß, die vom Feuer unangegriffene Stoffe auszuwerfen, dem Vesuv unter allen Vulkanen eigen sey. In solchen ursprünglichen Steinen fand der Vf. weiße eisenfreye Granaten, und folgert daraus, daß sie nicht erst durch das Feuer des Vulkans Farbe und Eisengehalt verlohren haben. Die Laven theilt der Vf. in dichte, (nur in Beziehung auf die übrige so genannte) löcherichte, schlackenartige und glasichte; die erstern finden sich im Mittelpunkt der Feuerströme, und geben die Bestandtheile der Felsart, von welcher sie abstammen, noch unverletzt zu erkennen. Zu ihrer säulenförmigen Bildung sey der Beytritt des Wassers nicht durchaus nöthig; denn der Vf. habe dergleichen Säulen auf der Spitze des Aetna angetroffen; überhaupt machen sie den ganzen Aetna von unten bis oben aus. Dichte Verglasungen sind auf dem Vesuv selten, noch seltener auf dem Aetna, häufig auf der Insel Ischia und den liparischen; (daß diese von einem Vulkan kommen, läßt sich wohl nicht bezweifeln, daraus folgt aber noch nicht, daß aller Obsidian durch das Feuer eines feuerspeyenden Bergs gebildet sey. Hat nicht auch das Feuer eines Erdbrandes eine solche verglasende Kraft?) in den neuern Ausbrüchen hat der Vesuv auch keinen Bimsstein erzeugt. Nun die Laven, zuerst diejenigen die Glimmer enthalten, unter ihnen eine Art, die zugleich Granaten und Hornfels hat, und den Magnet anzieht und zurückstößt; dann solche mit Chrysolithen; (Olivinen) Laven mit Schörl (unter welchem G. auch Strahlstein, Basalt und Hornblende begreift) Laven mit Granaten, unter welchen der Vf. auch die weiße begreift; Laven mit Feldspath. Und nun Verglasungen: zuerst dichte, dann fadenartige, worunter der Vf. den Bimstein mit seinen mancherley Spielarten begreift; zuletzt löcherichte. Ferner Breccien, Steinchen, Pozzuolanerde, vulkanischer Sand und Asche. Zuletzt vulkanische Stoffe, welche durch die Einwirkung der Luft verändert sind, vulkanische Tuffe und Einsinterungen.

Die Uebersetzung ist ein rühmlicher Beweis von dem Fleiß und Kenntnißen des Hrn. v. F. Hier und da schien uns doch der Sinn des Originals nicht deutlich ausgedruckt; wenn z. B. der Vf. sagt: geschützt gegen den Druck der äußern Luft, so heißt es in der Uebersetzung, S. 63, gedeckt vom Druck etc. Auch verstehen wir nicht, wie der Uebers. vom Trapp sagen kann, er habe einen würfelichten Bruch, oder gegen Bergmann

man läugnen kann, er komme wie in abgesonderten säulenförmigen Stücken vor; eben so wenig sehen wir, wie der Uebers. S. 97. den Vf. so sehr misverstehen konnte, daß er sich bey doch offenbar bloß durch Wasser zusammengeführten Kalk- und Mergeltuffe nicht erinnern wollte. Sehr richtig erinnert übrigens der Uebers., daß der Vf. öfters micaceo gebraucht habe, wo der lateinische Schriftsteller micans gebraucht hätte; aber diesen Ausdruck hätte der Uebers. nicht mit dem allgemeinen deutschen Worte glänzend geben, sondern die bestimmte Art des Glanzes mit schimmernd bezeichnen sollen. Entzundene statt Entzündete, gemischter statt vermengt, Flüßbarkeit statt Schmelzbarkeit, seltsam und Seltsamkeit statt selten und Seltenheit u. dgl. sind Provinzialismen, die man dem angehenden Schriftsteller gern zu gute hält.

Abf.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben, nach Akten und andern sichern Quellen, von dem Vf. des Kostanzer Hans. Stuttgart, bey Erhard und Löfflund. 1793. 8. 600 Seit. ohne Vorrede und Einleitung zu 1½ Bog. 1 Rk. 4 gr.

Es enthält dieses Werk die Geschichte eines Staatsübels, das zwar alt genug ist, aber doch niemals in Schwaben gänzlich hat können ausgerottet werden. Es ist zwar auch in andern Ländern zu finden, der Vf. aber schränkt sich deswegen auf Schwaben ein, weil er nur von diesem Lande eine genaue und vollständige Nachricht zu geben im Stande ist. Er ist eigentlich darauf ausgegangen, von den schwäbischen Jaunern und Vaganten einen Totalbegriff beyzubringen, ohngefähr so, wie es Grellmann mit den Zigeunern gethan hat. Leicht war seine Arbeit nicht, und er ist so billig, es selbst einzusehen, daß noch nicht alles durch ihn hat erschöpft werden können, was zur vollständigen Kenntniß und charakteristischen Darstellung jener schädlichen Menschen gehört. Indessen hat er allen Fleiß angewandt, und an manche Oerter hingeschrieben, von welchen

er, weil das Aufsuchen manchem zu lästig war; keine Antwort erhalten hat. Die Quellen, deren er sich bedient hat, sind mündliche und schriftliche Nachrichten von sachkundigen Beamten, herausgekommene gedruckte Jaunerlisten, mehrere Inquisitionsakten, archivalische Urkunden, Verhandlungen, Rescripte und Patente des schwäbischen Kreises sowohl als einzelner Kreisstände. Das Meiste von dem, was die innern Verhältnisse, das Verfahren, die Lebensart der schwäbischen Jauner und Bettlergesellschaft betrifft, hat er dem berüchtigten Kostanzer Hans und andern gewesenen Mitgliedern jener Gesellschaft zu danken, deren er während seiner Amtsführung schon eine große Anzahl kennen gelernt. Und wer konnte es besser thun, als Herr Pfarrer Schöll, der bey dem Ludwigsburger Zuchthaus als Pfarrer angestellt ist, ein sehr würdiger Mann, der durch moralische Besserung des Costanzer Hans selbst und so vieler andern Menschen so ganz eigene Verdienste um jene Anstalt und um die Menschheit selbst sich erworben hat, und sein beschwerliches Amt mit einer so gewissenhaften Treue versieht, daß ihn jeder gutdenkende Menschenfreund schätzen muß. In der Einleitung schildert er die Jauner als Leute, welche aus dem Betteln und Stehlen ein ordentliches Handwerk machen, dabey planmäßig verfahren, und die feinsten Kunstgriffe gebrauchen, in einem kleinen Bezirk ein stehendes Heer von vielen Tausenden formiren, wenn sie zu einer Gesellschaft vereinigt sind, die mit zusammengesetzten Kräften zur Erreichung ihres Zwecks arbeiten, unter den täuschendesten Gestalten vor den Augen des Publikums sich verstecken, und den sichern Bürger da berauben, wo er es am wenigsten befürchtet; die nicht erst seit kurzem, sondern Jahrhunderte schon vorhanden sind, und durch so viele angewandte Mittel nicht haben unterdrückt und vertilgt werden können. — Diese Leute, Landstreicher, Diebe, Bettler und Zigeuner halten sich in Schwaben in außerordentlicher Menge seit einer langen Reihe von Jahren auf, schwärmen unter hunderterley Masken herum, und besteuren das Publikum aufs unbarmherzigste. Unglaubliche Summen werden von ihnen erhoben, viele einzelne Personen, viele Familien zu Grunde gerichtet, und physische und moralische Uebel verbreitet, über die man erstaunen muß. So viele Nachrichten von ihnen auch ins Publikum gekommen seyn mögen, so kennt man doch dieses Gesindel weder so allgemein noch so genau, als man sollte. Es fehlte bisher immer noch an einer Untersuchung, die sich über

das

as Ganze der schwäbischen Jaunerey und Betteley verbreitete. Und doch — muß jeder biedere Schwabe es wünschen, daß ie schädliche Rotte, die schon so lang in Schwabens Eingeweiden wüthet, und wenn gleich immer verfolgt, doch nie ausgerottet worden ist, einmahl von Grund aus vertilgt werde. Es ist der Mühe werth, daß man diese Einleitung des patriotisch gesinnten Hrn. P. Schöll ganz durchlese, um ein Uebel kennen zu lernen, das eine wahre politische Pest für Schwaben ist. Beyde, sowohl Diebe, als Bettler dieser Art, heißen in ihrer Gesellschaftssprache Jenischer, d. i. Leute, die nirgends keine Niederlassung haben, so wie sie in der Canzley- und Volkssprache den Namen von Vaganten u. Strolchen führen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß jene nehmen, diese sich geben lassen. Manche sind Amphibien, und verbinden das Stehlen mit dem Betteln, so wie es überhaupt mehrere Schattirungen unter ihnen giebt.

Das erste Cap. dieses Buchs handelt von den verschiedenen Klassen der schwäb. Jauner. Die Ableitung des Wortes Jauner, Gauner, ist ungewiß, der Vf. gebraucht es in der Bedeutung, in welcher es herumstreichende Diebe von Profession bezeichnet. In der Jenischen Sprache heißen sie Tschor, Kochumer, Cannover. Er theilt sie in zwo Klassen ein, von welchen die erste diejenige begreift, die im eigentlichen Verstande stehlen. Diese sind entweder Stubenräumer, Jenisch Schrendefeger, die in Baurenhäusern Nachtquartier suchen, dann die Stuben plündern und sich frühe davon machen; oder Scheinspringer, anderwärts Jomakener genannt, Schrenzirer, Kuttenschieber, Eskoker, Kohu in Niederdeutschland genannt, welche bey Tage unbemerkt in die Häuser schleichen, und geschwind nehmen, was sie vorfinden; oder Marktdiebe, Jen. G'schockgänger; oder Sackgreifer und Beutelschneider, jenisch Bimuther, Kisler; oder Kochmooren, parforce Mooren, Blatter-Achpröschen, welche Einbrüche mit Gewalt, auch mit Ermordungen begehen; oder Betuchte, d. i. stille Kochumer, welche nächtliche Diebstähle in der Stille begehen, ohne Gewalt, außer wenn sie ertappt werden. — Die zwote Klasse begreift diejenige, welche ihren Diebsabsichten einen gewissen Anstrich geben, dahin gehören 1. die Marktschreyer und Quacksalber, jen. Felinger, welche betrügerische Arzneyen verkaufen, Hexen- und Geisterbeschwörer, Schatzgräber. Die Felinger sind entweder Staats-Felinger, die in einem

einem vornehmen Aufzuge, oft mit eigener Equipage, [illegible] ten, oder gemeine Felinger, welche meistens den Namen von Scharfrichtern, Freyleuten oder Schindern führen, es auch zum Theil wirklich sind. 2. Die falschen Spieler, jen. Freyschupper; 3. die Falschmünzer, jen. Keisser; 4. die falschen Geldwechsler, jen. Marktkitzler, Margediser. Manche treiben mehrere dieser Handwerker, und meistens treibt sie die Noth, mehrere Arten von Diebstählen deshalb zu treiben, weil sie von einem sich nicht genug nähren können. Neigung, Anlage, Umstände veranlaßen sie, zu einer oder der andern Klasse zu treten. Der Beherzte, Handfeste und Unternehmende wird Nachtdieb, auch Straßenräuber, wie dies hauptsächlich der Fall mit den Bayern ist, die auf schwäbischem Boden das Diebshandwerk treiben.

Zweytes Capitel, von der Abkunft und den Gesellschafts- oder Spitznamen der Jauner. Nicht alle Jauner in Schwaben sind Landeseingeborne. Es finden sich bey ihnen Bayern, Tyroler, Schweizer, Elsasser, Pfälzer, Franken, Sachsen, Böhmen, Oesterreicher, Savoyarden und Franzosen. Die Ausländer machen im Durchschnitt ⅓ aus; am häufigsten erscheinen Bayern, Schweizer, Franken und Elsasser. Auch sind Juden unter den schwäbischen Jaunern, deren Anzahl aber jetzo bey weitem kleiner ist, als ehedem. Die Einheimischen wie die Fremden sind entweder geborne Jauner, d. h. Abkömmlinge von Eltern, die schon Jauner waren, oder solche die erst Jauner geworden, wozu manche Veranlassungen seyn können. Soldaten und Soldatenkinder sind eine starke Quelle der Vermehrung solcher Jaunergesellschaften. Die Zahl der gebornen Jauner zur Anzahl der erst gewordenen verhält sich wie ⅔ zu ⅓. Von den 3 Fünftheilen der Gewordenen fallen 2 auf diejenige, die von den Bettlern, und 1 auf die, welche aus dem Bürgerstand übergetreten sind. Jeder Jauner hat außer seinem Geschlechtsnamen noch einen Gesellschaftsnamen, den ihm seine Cameraden beygelegt haben, indem viele derselben seinen wahren Namen gar nicht wissen. — **Drittes Capitel**, von der Anzahl der Jauner in Schwaben. Der Vf. bringt eine Summe von 2176 heraus. Die Gründe dieser Berechnung muß man im Buche selbst nachlesen. Unter dieser für Schwaben so äusserst lästigen Anzahl sind 700 stille Nachtdiebe, beynahe eben so viele Felinger, 150 Freyschupper, 300 Marktdiebe, 100

Beutelschneider, 100 Falschmünzer, 50 Kochemoren, 50 Schrenzfeger; 30 Schrenziver. — Viertes Capitel, von den Ursachen der Existenz und Subsistenz der Jauner, oder: warum giebt es so viele Jauner in Schwaben? Die ersten und vornehmsten Ursachen sind die natürliche Beschaffenheit, und noch mehr die politische und religiöse Verfassung dieses Landes. Das Land ist fruchtbar und hat viele reiche Leute; der Schwarzwald und die Alp sammt dem Welzheimer Wald bieten ihnen genugsame Sicherheitsplätze an, wo sie sich aufhalten und verstecken können. Die politische und religiöse Verfassung von Schwaben kommt ihnen sehr zu statten. Die vielen Processionen verschaffen ihnen erwünschte Gelegenheit zum Rauben und Stehlen. Hin und wieder wird ihnen selbst von Klöstern und Geistlichen Vorschub gethan; die beichtenden Jauner — denn selten ist ein Jauner, der das Beichten ganz unterläßt — werden an manchen Orten absolvirt; die Gefangenen, wenn sie ausbrechen, finden in manchen Pfarrhäusern und Klöstern Schutz. Weitere Ursachen sind 1. die älteren und neueren Kriege, besonders am Oberrhein. Die erste Grundlage derselben sind desertirte Soldaten. Selbst im Laufe der Kriege hat sich ihre Anzahl immer außerordentlich vermehrt. 2. wird das schwäbische Diebswesen durch die Menge der herumziehenden Bettler genährt, aus welchen die brauchbarsten von den Jaunern selbst angeworben werden. Hiezu trägt 3. auch die Menge anderer arbeitsloser, unglücklicher Leute vieles bey, welche nirgends eine Heimath haben, und den Jaunern gern beytreten. Auch die Menge der ausländischen Jauner hilft 4. zur Vermehrung und Unterhaltung der schwäbischen, zu welchen sie aus Bayern, Franken, der Pfalz und Elsaß auswandern. Hiezu kommt 5. der Schubb aus Oesterreich und Bayern, der auch der Wiener-Schubb genannt wird. Oesterreich treibt nämlich seit 1781 des Jahrs zweymahl, im Sommer und Herbst, die Landstreicher zusammen und liefert sie mit einer sichern Bedeckung an die bayerische Gränze, wo sie denn Bayern übernimmt und in Schwaben absetzt. Ferner 6. werden sie auch durch die Menge von Freunden und Beherbergern genährt, die sie in ganz Schwaben, und hauptsächlich auf dem Schwarzwald und der Alp haben. Man darf sicher in jenen Gegenden mehr als hundert Häuser rechnen, die ihnen offen stehen, und es ist nicht zu viel, wenn man für ganz Schwaben etliche hundert Diebsherbergen annimmt. Hier eröffnet uns der Vf. Scenen, die

in andern Ländern sich nicht ereignen können, und giebt aber-
all die Ursache solcher Phänomene an. Auch der Mangel an
gehöriger Wachsamkeit und Thätigkeit bey manchen Beamten
befördert das Bestehen der Jauner. Das Benehmen der Be-
amten verdient freylich Entschuldigung, wenn man hier liest,
welch ein mühsames Geschäft eine solche Inquisition für einen
Beamten ist, bey welcher noch sehr oft die Rücksicht eintritt,
daß er die Finanzen, die lange und viele Inquisitionen nicht
aushalten können, zu schonen hat. Auch sind sehr oft die auf-
gestellten Hatschire, die Stadtpatrouillanten, die Dorfschulzen,
Dorfwächter, Straßenbereuter viel zu nachläßig, stehen oft
mit den Jaunern in gutem Vernehmen, schmausen mit ihnen
in den Wirthshäusern, lassen sich mit Geschenken von ihnen
abfangen u. dgl. Die Jauner sind auch so fein, und so künst-
lich vermummt, daß sie in einer guten und unschuldigen Ge-
stalt erscheinen, daher auch mehr als gemeiner Scharfsinn er-
fordert wird, sie zu entlarven. Hiezu dienen ihnen die Pässe
und Attestate, mit welchen sie die Obrigkeit leicht hintergehen.
Sie haben unter sich Leute, die sich trefflich darauf verstehen,
falsche Briefschaften in der Form von ächten auszufertigen.
Dies sind die sogenannten Stappler. Aber auch außer ihrer
Gesellschaft sind viele wegen gewisser Finanzoperationen bereit-
willig, sie mit Pässen zu versehen. Es ist kaum glaublich,
welch ein Unfug mit solchen Pässen getrieben wird. Auch
hier muß man den Vf. nachlesen, um zuverläßige Begriffe von
dieser schwäbischen Landplage zu bekommen. Wie vieles wäre
da noch zu bessern! — **Das fünfte Capitel, von den
Hauptsammelplätzen und Niederlagsorten der Jauner
in Schwaben**, ist wieder sehr belehrend. Diese sind haupt-
sächlich der Schwarzwald, die Alp und der daran stoßende
Welzheimer Wald. Hier können sie wegen der vielen Wal-
dungen, Thäler und Höfe, und wegen der entlegenen Ort-
schaften am leichtesten sich verstecken, am unbemerktesten um-
herstreichen, am leichtesten sich den Hofbauern furchtbar und
wichtig machen, und bey ihnen Aufenthalt und Schutz sich
verschaffen. Zum Glück für sie stoßen auch gerade hier meh-
rere ungleichartige Staaten und kleine Gebiete zusammen.
Hier ist, so zu sagen, ihre Heimath. Von hier gehen sie in das
übrige Schwaben aus, hieher kehren sie von Zeit zu Zeit zu-
rück. Im Frühling, Sommer und Herbst sind sie auf dem
Striche, den Winter hingegen bringen sie meistens in jenen
waldigten und gebürgigten Gegenden zu, weil sie dort neben

der

der Sicherheit auch warme Stuben bey den Bauern und Gehöften umsonst bekommen, und Speck und Fleisch überall in der Nähe aus den gefüllten Schornsteinen und Kammern holen können. Im März brechen sie auf, und am Ende Octobers kommen sie zurück. — Die Jauner auf der Alp und dem Schwarzwald machen gewissermaaßen zwo besondere Horden aus, von welchen jede ihren besondern Bezirk hat. Der Bezirk der Wälder, d. i. der Jauner auf dem Schwarzwald ist der südliche Theil Schwabens, von den südlichen Gegenden Wirtembergs an bis tief in die Schweiz hinein, und von den Ufern des Rheins bis an den Bodensee und die Alpengebürge hin. — Der Bezirk der Alpjauner erstreckt sich von den östlichen Gränzen Wirtembergs an bis an die westlichen von Bayern, und von dem Rieß bis an das obere Viertel des schwäbischen Kreises. Die auf der Alp sind gewöhnlich und im Ganzen genommen minder schädlich als die Wälder, weil jene nicht so viele Einbrüche begehen, wie diese. — Das sechste Capitel, vom Verfahren und den Kunstgriffen der Jauner bey ihren Diebereyen, enthält manche nützliche Bemerkungen vom Charaktere und der Feinheit der Jauner, die wir übergehen, wiewohl es uns schwer fällt, von einem Vf. etwas zu übergehen, der mit so vieler Menschen- und Sachenkenntniß, philosophischer Ordnung, Genauigkeit und Bestimmtheit schreibt. Uebrigens ist dieses eines der interessantesten Capitel, wo Geschichten von Exjesuiten, von geheimen Gesellschaften von Felingern gestiftet, vorkommen, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Die Geschichte mit der Weimarschen Bibel, welche 7 Bücher Mosis habe, ist ganz zuverläßig, welches Rec. selbst bezeugen kann. Welch ein Verdienst erwirbt sich der Vf., daß er solche Betrügereyen förmlich entlarvt! Mögte doch diese Enthüllung auf den betrogenen gemeinen Haufen recht viele heilsame Wirkung thun! Sonderbar ist es, daß auch hier die Jesuiten mit spuken! S. 129. Das siebente Capitel, von ihrem Verfahren mit dem Gestohlnen. Den Wirthen, die sie bewirthen, gestehen sie immer im Verkauf der gestohlnen Waaren gewisse Vortheile zu. Nie lassen sie sich den wahren Werth einer Waare bezahlen. Eben dies macht, daß sie immer gefällige und verschwiegene Freunde genug finden, auf die sie sicher rechnen können. Besonders giebt es deren in den Reichsstädten und ihren Gebieten viele. So ist z. B. Schwäbischgemünd ein wichtiger Marktplatz für die Diebswaare der Alpjauner. Die vielen

Brennhäfen, die sie den Bauren auf dem Welzheimer Markt stehlen, werden alle nach Gemünd, und die auf den Schwarzwälder Thälern geraubt werden, nach Lahr zu Markte gebracht. Man hat Beyspiele von Standespersonen, die ihnen Dosen, Uhren, Pistolen und andere Pretiosen abgekauft haben.

Achtes Capitel, von ihren Anstalten und Maaßregeln zu ihrer Sicherheit. Das Hauptsächlichste ist, daß sie eine Maske annehmen, die den Jauner in ihnen verbirgt, und ihnen das Ansehen unverdächtiger und ehrlicher Leute giebt. Die Maske aber, hinter die sie sich verstecken, ist ordentlich irgend eine Profession, die sie entweder wirklich treiben, oder nur zu treiben vorgeben, eine solche Profession, die mit einer herumstreichenden Lebensart vereinbar ist. Sie sind Scheerenschleifer, Hafenbinder, Keßler, Pfannenflicker, Kammengießer, Korbmacher, Bürstenbinder, Bücherbeschläger, Schnallen- und Glockengießer, Sägenfeiler, Bohrermacher, Abdecker und Scharfrichter, Kümmig- Oel- Kräuter- Wurzeln- und Pulverhändler, Kamm- Leist- und Zweckschneider, Hechelspitzer, Tabackspfeiffenmacher, Hirschwürzer, Drucker, Spielleute — hauptsächlich aber ist Krämerey ihre Sache, und zwar stellen sie nicht nur gemeine Krämer vor, die schlechte kurze Waare führen; sondern sie handeln auch mit den feinsten Zitzen und Musselinen, mit den kostbarsten Silber-, Galanterie- und Seidenwaaren, welche sie meistens bey Kaufleuten und Fabrikanten in großen Städten, z. B. in Ulm, in Augsburg, in Gmünd und in der Schweiz, für baare Bezahlung aufkaufen, zum Theil aber auch von ihren Cameraden als gestohlne Waare erhandlen, oder selber stehlen. Manche von ihnen haben einen Verlag von mehrern tausend Gulden, und beziehen damit die Messen, wohin sie oft im glänzendesten Aufzuge, gleich den vornehmsten Handelsleuten, auf der Post fahren. — Manche treiben ihre Profession nur selten, manche arbeiten nur im Winter auf ihrem Handwerk, wie z. B. die Bücherbeschläger, Schnallen- und Glockengießer u. a., unter denen sich die Falschmünzer befinden, und dienen im Sommer als Vieh- oder Feldhirten, oder sie verdingen sich bey den Bauern auch zu Heu- Erndt- und andern Feldgeschäften. — Sie versehen sich sorgfältig mit Pässen. — Eines der schlauesten Mittel, das erst seit einiger Zeit, und zwar besonders von Falschmünzern, gebraucht wird, ist das,

daß sie irgendwo in Kriegsdienste treten, gegen Caution, die sie stellen, Urlaub nehmen, und dann unter dem Charakter beurlaubter Soldaten, als Keßler, Schnallengießer, Scharfrichter umher streichen und ihre Dieberenen verüben. — Neuntes Capitel. Verhalten bey Streifen, Gefangennehmungen, Gefangenschaften, Verhören, Verurtheilungen und Hinrichtungen. Streiffen hilft sehr wenig, wie man aus dem, was der Vf. anführt, deutlich ersieht. Beweise von ihrer Schlauigkeit findet man hier überall, welche wir nicht weitläuftig anführen können. Uebrigens ist, was der Vf. über die Methode erinnert, die man bey Verhören der Inquisiten zu beobachten habe, den Beamten und Richtern sehr zu empfehlen. Man bekommt hier manchen Aufschluß von der Denkart, dem Point d' honneur, der Moralität der Jauner. — Zehentes Capitel, von dem gesellschaftlichen Verhältnissen und Verfassung der Jauner. Sie leben gewissermaaßen im Stande der Natur, und ihre Verfassung ist die einer ganz freyen und unabhängigen Horde. — Das gleiche Handwerk, das sie treiben, die gleiche Denkungsart, das gleiche Interesse, das sie haben, vereinigt sie zu einer Gesellschaft. — Sie haben alle eine gewisse Vorliebe für einander. — Näher noch halten die zusammen, welche von einem Bezirk — und dann wieder die, welche von einer Classe sind. — Jeder hat seine gewisse Kameraden, in deren Gesellschaft er herum streicht. — Doch bilden sie keine Gesellschaft, deren Mitglieder durch enge Bande und durch eine gewisse gesetzliche Verfassung zu einem politischen Ganzen verbunden wären. Sie haben keine Oberhäupter, keine stehende Befehlshaber oder Anführer, keine Corporationen. Keiner ist dem andern unterworfen — jeder thut was er will — alles geschieht nach Verabredungen und gemeinschaftlicher Uebereinkunft, und so werden auch alle Rollen bey Ausführungen ausgetheilt. — Je mehr einer sich durch Klugheit, Muth und Stärke auszeichnet, desto größern Werth hat seine Freundschaft und Kameradschaft. Oft aber währt ihre Verbrüderung kaum einen oder etliche Tage. — Man muß sie sich als ein Aggregat mehrerer vereinigter kleiner Haufen vorstellen, die jeder für sich in Schwaben herum schwärmen. — Eilftes Capitel, von dem ehelichen und Privatleben der Jauner. Jeder Jauner, so bald er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, oft im 15. und 16ten Jahre schon, steht mit einer Person des andern Geschlechts in ehelicher Gemeinschaft.

Das gehört gewissermaßen zu ihrer Existenz und Subsistenz. — Eine Dirne, die ihnen gefallen soll, muß eine gute Anlage zur Jaunerey und eine gewisse Fertigkeit darin haben, d. h. sie muß schlau, wachsam, aufgelegt und geschickt zum Stehlen, zum Ausspioniren und zur guten Bedienung eines Beyschläfers seyn. — Ein Mann verläßt ohne Bedenken sein Weib, und lebt mit einer andern in ehelicher Verbindung. Ein Weib trennt sich eben so unbekümmert von ihrem Beyschläfer und wirft sich einem andern in die Arme, der um sie buhlt und ihr gefällt. Für Schande wird es zwar bey ihnen gehalten, wenn ein Lediger mit einer Verheyratheten sich verbindet; aber auch darüber geht man weg. Es werden ehebrecherische, ja blutschänderische Ehen ohne Bedenken eingegangen. Ein Jauner nimmt mehrere Schwestern nach einander zu Weibern, ein Vater seine Tochter zur Beyschläferin. Auch aus Vielweiberey und Vielmännerey machen sie sich wenig. Die Copulation ist ihnen eine sehr gleichgültige Sache. — Das neue Paar verlobt sich öffentlich, man kommt in einer Diebsherberge zusammen, hält da eine Mahlzeit, zu der mehrere Jauner aus der Freundschaft geladen werden. In der Nacht vor oder nach der Hochzeit wird irgendwo eingebrochen, damit die Eheleute etwas zusammen bringen, was zu ihrer Haushaltung erfordert wird. Aber an zärtliche Liebe der Verbundenen, an Hausfrieden, an Treue ist da gar nicht zu gedenken. Nichts ist unter ihnen gewöhnlicher als Händel; das gute Vernehmen aber ist auch gleich wieder hergestellt. Die Ehe ist bey ihnen nichts weniger als eine unauflösliche Verbindung. Bekommt ein Jauner zu viele Kinder, so schickt er Mutter und Kinder fort, weil sie ihm zu lästig sind. Manchmal tauschen sie auch die Weiber gegen einander aus, und geben noch etwas auf; z. E. einer gab einen Pudel, ein anderer fünf Gulden auf. Ihre Kinderzucht ist ganz jaunerisch. Die Jaunerinnen gebähren leicht, und sind in ein Paar Tagen nach dem Wochenbette schon wieder auf dem Marsche. Die Taufe ihrer Kinder versäumen sie nie. Das zwölfte Capitel, vom Charakter und den Sitten der Jauner; überlassen wir dem Leser zum Nachlesen, der manches Sonderbare zu seiner Unterhaltung da finden wird. — Das dreyzehnte Capitel, von den Fertigkeiten der Jauner, rühmt solche Eigenschaften, die, wenn sie zu einem andern Zwecke verwendet würden, vortreffliche Dienste thun könnten. Sie haben Leibesstärke, Gewandheit, Beharrlichkeit, kommen in der Schnelligkeit des

Lau-

Laufens einem Pferde gleich, sind im Springen und Schwimmen zum Erstaunen geübt; sie haben einen raffinirten Verstand, verstehen die Landesgeographieen mit vorzüglicher Kenntniß; haben eine gewisse Jaunerstatistik in ihrer Gewalt, besitzen eine seltene Verschlagenheit, verbinden aber auch damit Verstellungskunst und Lügenhaftigkeit, Beredtsamkeit, Gegenwart des Geistes. — Das vierzehnte Capitel, von der Religion der Jauner, giebt uns manche schätzbare Nachricht. Sie bekennen sich der Regel nach zur katholischen Religion; diejenige, welche der Lutherischen oder Reformirten, oder auch der Jüdischen Religion zugethan sind, machen eine Ausnahme von der Regel. Man darf immer hundert Katholiken auf einen oder zween Lutheraner, Reformirte und Juden rechnen. Die von andern Religionen sind allemahl Uebeläufer aus dem Bürgerstand. Die meisten verlassen auch nach ihrem Uebertritt ihre väterliche Religion, wozu sie aber kein Mensch nöthigt; denn Intoleranz ist nicht die Sache der Jauner. — Sie fühlen ganz kein Bedürfniß, keine Begierde, sich von dem Wesentlichen der Religion näher zu unterrichten. Uebrigens verrichten sie Morgens und Abends, und sonst ihr Gebet, und sind fast alle mit einem Rosenkranz versehen; sie besuchen den Gottesdienst so fleißig als die andern, gehen alle Sonntage richtig zur Messe, aber lauren auch auf Beute. In eben derselben Absicht erscheinen sie auch bey Processionen und Wallfahrten. Sie beichten mit unverhohlenem Bekenntniß ihre begangene Diebereyen, und communiciren pünktlich wenigstens auf Ostern, um Absolution zu bekommen, durch die sie sich dann auf einmahl aller ihrer Frevelthaten entledigt glauben. — Das funfzehente Capitel, von der Sprache der Jauner, ist für Beamte und Rechtsgelehrte brauchbar. Sie heißen sie die jenische, die ihnen wesentliche Vortheile verschafft. Sie haben aber auch eine Zeichensprache, welche man bey dem Vf. nachsehen kann, der sich so ganz in diese Sache hinein studirt hat. — Das sechszehente Capitel, von den Kennzeichen der Jauner, nennt nur zwey derselben, welche aber mehr einen Verdacht begründen, als daß sie ganz untrüglich wären. — Das siebenzehnte Capitel, von ihren Glücksumständen und Schicksalen, übergehen wir. Sie sind unglücklich und fühlen es selbst. — Das achtzehnte Capitel, von Gesundheit, Krankheit, Tod und Begräbniß der Jauner. In freyer Luft genießen sie eine feste Gesundheit. In langwierigen Gefangenschaften und

in Zuchthäusern leiden sie sehr an [illegible]. In Krankheiten warten sie einander getreulich ab; sie gebrauchen aber keinen Arzt und keine Arzneyen, und überstehen oft die schwersten Krankheiten. Uebrigens stirbt einer, so ist er den andern ganz gleichgültig. — Im neunzehnten Capitel wird vom Schaden gehandelt, den die Jauner dem Staate verursachen; eine Sache, die sehr leicht zu begreifen ist, der aber, so wie er vom Vf. berechnet wird, zu erstaunlichen Summen steigt (S. 330.) Am Ende erzählt der Vf., was für Maasregeln und Anstalten man bisher zur Ausrottung und Verbesserung der Jauner angewandt habe, und trägt im letzten Kapitel seine eigene Vorschläge von der Möglichkeit der Ausrottung der Jauner vor. Er gesteht die Schwierigkeiten ein, und wünscht neben her eine Totalreform der Zuchthäuser. Seine Vorschläge zu prüfen, ist nicht die Sache eines Recensenten, sondern der schwäbischen Kreisstände. Im Allgemeinen können wir nur so viel sagen, man hebe die Ursachen des Uebels, so wird man das Uebel selbst heben. Ein geordnetes und zuverlässiges Finanzsystem, und noch mehr ein festes und geordnetes Militaire wird vieles leisten. So lang man aber in diesen beyden Fächern immer mehr zurück kommt, und dem einreissenden Verfalle nicht entgegen geht, so wird es immer eine traurige Erfahrungswahrheit bleiben: Wer nichts hat, von dem wird auch genommen, was er hat. Ein Regiment guter Husaren in die gefährlichsten Distrikte verlegt, wird immer gute Dienste thun, und davon hat bereits Baden die Erfahrung gemacht. Aber wenn man auch Soldaten gebraucht, so ist für den Staat erst noch die Frage: was soll man aber mit den aufgefangenen Jaunern anfangen? Der patriotische Vf. will sie aus guten Gründen auf Lebenslang eingesperrt wissen, das die Jauner allein fürchten. Er misräth es, Jaunerkinder in bürgerliche Waisenhäuser, wenn sie mit Zuchthäusern verbunden sind, aufzunehmen. Sie laufen nach der Confirmation ihren Meistern gemeiniglich davon und werden wieder Jauner, und bringen noch überdies viel moralisches Uebel unter andere Kinder.

Im zweyten Theile handelt der Vf. besonders von den Bettlern oder Landstreichern, von den verschiedenen Classen der Bettler, und wie sie ihr Handwerk treiben. Sie heissen in der jenischen Sprache Jascher, Schnurrer, auch Jalser. Mit ihrer Classifikation können wir uns nicht abgeben, und verweisen auf das Buch selbst. So viel ist klar, daß man hohe

hohe Ursache hat, mit seinen Almosen sparsam zu seyn, und daß unzeitiges Mitleiden gewiß übel angebracht ist. Daß sie dem Lande schädlich sind, daran wird wohl niemand zweifeln. Wie man aber dem Uebel abhelfen solle, darüber hat man schon viele Vorschläge gemacht und Versuche angestellt, welche mehr oder weniger Nutzen nach der jedesmahligen Lage und den Kräften eines Landes geschafft haben. Im Anhange, von den schwäbischen Zigeunern, werden insonderheit solche Angaben und Bemerkungen beygebracht, durch welche sich die schwäbischen Zigeuner von andern, so wie sie Hr. Grellmann beschreibt, unterscheiden. So mancherley die Belehrung war, die wir diesem Buche und dessen verdientem Vf. zu verdanken haben, so können wir doch nicht bergen, daß wir manchmahl eine etwas gedrängtere und minder ermüdende Schreibart gewünscht hätten. Indessen bleibt es immer ein Hauptbuch in diesem Fache.

Ayb.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhunderte bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmahl mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Fr. Schiller, Professor der Philosophie in Jena. Zweyte Abtheilung, vierter Band. Jena, bey Mauke. 1792. gr. 8. 410 und XXX S. 1 Rk. 3 gr.

Dieser Band enthält das 13te bis 18te Buch, und umfaßt die Jahre 1602 bis 1604. Der Herausgeber setzt die Uebersicht der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen, in den Jahren 1568 und 1569 fort. Diesem Bande ist der Maria von Medices Bildniß vorgesetzt.

Aio.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrtengeschichte, nebst Beyträgen zur Men-

schenkenntniß überhaupt. Herausgegeben von G. Wilh. Böhmer. Zweyten Bandes drittes Stück. 1793. 12 Bog. 8. 12 gr.

Vermuthlich wird dies die letzte Lieferung von diesem Magazin seyn. Der lebhafte Antheil, den der Herausgeber an der mißlungenen Verpflanzung des französischen Freyheitsbaums auf den deutschen Rheingefilden genommen, hat wohl für seine fernere Laufbahn und ganze übrige Lebenszeit eine große Revolution zur unvermeidlichen Folge. Vom Inhalt dieses Stücks zeichnen wir als erheblich aus: Den Hirtenbrief des Bischofs vom Niederrhein, Fr. Ant. Brendels vom 22 Apr. 1791. Die zwischen Leibniz und Landgrafen Ernst von Hessenrheinfels gewechselten Briefe und ein Gutachten über die Zuläßigkeit der Ehe mit der Stieftochter.

Fo.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Wilhelm Gilpins, M. A. Domherrn zu Salisbury und Predigers in Boldre im New-Forest — Bemerkungen, vorzüglich über malerische Naturschönheit, auf einigen Reisen durch unterschiedene Gegenden von England und Schottland aufgesetzt. Aus dem Englischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers. Zweyter Theil. Leipzig, bey Junius 1793. 419 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Dieser zweyte Band der übersetzten trefflichen Reisebemerkungen Gilpin's enthält 1. die im ersten Band abgebrochne Reise auf dem Fluß Wye und durch verschiedene Gegenden von Südwallis, im Sommer 1770 — 2. Die i. J. 1789 von dem Vf. herausgegebene Reise durch verschiedne Gegenden von England, vornehmlich aber durch die Hochlande von Schottland. — Die Anmerkungen des Uebers. geben auch in diesem Theil einige nöthige Erläuterungen und Zusätze. „Treffende und ohne Wortprunk entworfene Schilderungen von

Aus-

Aussichten, belebte Darstellungen großer Naturscenen wechseln auch in dieser Reise des Vf., durch die merkwürdigen schottischen Hochlande, mit Zügen aus der alten und neuen brittischen Geschichte und aus dem Leben merkwürdiger Personen, mit philosophischen Beobachtungen und artistischen lehrreichen Bemerkungen über verschiedne Gegenstände der Kunst, besonders der Landschaftmalerey, sehr unterhaltend ab. — Im 19ten Abschnitt der letztern Reise ist der Auszug aus einem zu Glasgow, nach einer alten Handschrift, gedruckten Buch, unter dem Titel: Feuds and conflicts among the scottish clans, gut gewählt, um die alten rauhen Sitten der schottischen Hochländer zu schildern. — Schauderhaft ist die in einem der vorhergehenden Abschnitte mitgetheilte Erzählung von dem Mord der Familie Macdonalds in Glencoe im Jahr 1692, welche sich dem Act of settlement, König Wilhelms I. nicht hatte unterwerfen wollen, und deswegen mit seinen unschuldigen Hausgenossen, wahrscheinlich mit Vorwissen des Königs, auf seinem eignen Schloß meuchelmörderisch umgebracht ward. — Der 20ste Abschnitt enthält einige Charakterschilderungen der jetzigen Hochländer und das Gedicht Robert Burn's, des Landmanns Sonnabendabend überschrieben, stellt ein angenehmes Gemälde des ländlichen und häuslichen Lebens dar. — Doch hätte Rec. von dem scharfsinnigen Vf. etwas Ausgeführteres über die so originellen Sitten und Lebensart der merkwürdigen Bewohner des schottischen Hochlandes, erwartet, als hier und hie und da weiterhin einzeln mitgetheilt ist, da dieser Gegenstand in dem Gesichtskreise eines Reisenden, der die Natur schildert, liegt. — — Paul Jones, der bekannte Abentheurer, war in dieser Gegend zu Kirkudbright geboren. Wegen eines Vergehens gerichtlich verfolgt, floh er, und trat als Kaperkapitain in amerikanische Dienste. Seine erste Streiferey war gegen seine eigene Vaterstadt gerichtet. Er landete nämlich unter englischer Flagge in der Bucht, und ließ in der Nähe der Stadt das Silbergeschirr vom Schloß des Lord Selkirks rauben — ein Zug seines Charakters, wodurch er sich bey seinen Mitofficieren verächtlich machte, die sich mit ihm zu dienen weigerten. Nach geschlossenem amerikanischen Frieden aber gab er seinen Raub, ohne daß auch nur ein Stück daran fehlte, dem Eigenthümer zurück. Er starb vor einigen Jahren in Dürftigkeit zu Paris. — Die schottische Landschaft, und besonders das Hochland, ist im Ganzen arm an malerischen Gegenständen, z. B. an

Waldungen. Auch blumigte Wiesen und Saatfelder trifft man nur selten an. Imposant sind die ungeheuern Massen der Berge. — Die hie und da zerstreuten schottischen Tannen sind der malerischen Steinfichte (Pinie) in Italien sehr ähnlich. In abwechselnden Gestalten ihrer Umrisse erscheinen die schottischen Seen, aber ihre Ufer sind kahl. Die Flüsse sind größtentheils rauschende Bergströme, ihre Betten ausgewühlte Felsen, aber auch ihre Ufer sind mehrentheils unbeholzt. Die alte Tracht der Hochländer ist malerisch und gleicht dem alten römischen Costume. Sie setzen einen hohen Werth in diese Nationaltracht, die ihnen durch einen Parlamentsschluß vom Jahr 1784 wieder erlaubt ward, da sie ihnen vorher zu tragen verboten war. Sie besteht in einem Mantel von einem einfachen großen Stück Tuch, welches sie malerisch umzuschlagen wissen. Darunter tragen sie mehrentheils ein breites Schwerdt, einen Dolch und ein Paar Pistolen, — und auf dem Kopf ein Baret mit Federn. — — Der Hauptgegenstand dieser malerischen Reisebeschreibung erlaubt keinen umständlichern Auszug. Den Freunden solcher Darstellungen ist die Lectüre dieses, auch noch von mehrern oben bemerkten Seiten interessanten Werks zu empfehlen. Am meisten aber wird es freylich denjenigen Leser unterhalten, der die beschriebenen Gegenden selbst kennt; weil, bey aller ungemeinen Kunst des Schriftstellers, der todte Buchstabe das Leben solcher Naturscenen doch nie täuschend anschaulich darzustellen vermag.

Ko.

Journal von und für Franken. Sechsten Bandes 4. 5. und 6tes Heft. 1 Rh.

1) Historische Skizze des Bauernkriegs im Hochstift Würzburg. Ein dankenswerther Beytrag zu einer detaillirten Geschichte dieses traurigen Krieges. Auch hier sieht man aus den dem Bischof übergebnen, fast durchaus billigen, Artikeln oder Foderungen der empörten Bauern, was billige Beurtheiler längst eingestanden haben, daß der ganze Aufstand und die darin verübten Grausamkeiten bloß Folgen des unerträglichen Despotismus der Fürsten, des Adels und der Geistlichkeit, und des lange unterdrückten, aber durch Luthern wieder angeregten Gefühls unterdrückter Menschheit, gewesen sind. Im Stifte Würzburg sind dadurch 16000 Menschen umge-

[illegible]gekommen. Und nachdem bereits alle [illegible] Bauern aufgerieben waren, durchzog der Bischof (Konrad heißt der Ehrenmann) vom Scharfrichter begleitet, sein ganzes Bisthum, um noch alle des Aufruhrs verdächtige Bauern hinzurichten. Gerade wie vor einigen Jahren ein anderer Bauernstand nicht Abstellung billiger Beschwerden gegen die Froheerpressungen des Adels, sondern Zuchthausstrafen zur Folge hatte. Durchaus falsch aber ist es, daß Graf Wilhelm zu Henneberg mit den Bauern gemeine Sache gemacht habe. Man sehe davon die wahren Umstände im Spangenberg. 2) Beytrag zur Lebensgeschichte des seel. Dr. Joh. Friedr. Glasers (zu Suhl) aus einem eigenhändigen Brief desselben an eine (akademische) Excellenz, durch deren Empfehlung der schwache Mann Mitglied der Akademie der Naturforscher zu werden wünschte: und weil er denn befürchtete, daß ihm seine Herkunft (er war eines Scharfrichters Sohn, und seine Mutter eine Scharfrichterstochter) Schwierigkeiten machen könnte, so stellt er vier Doctoren aus seiner Scharfrichterfamilie auf, und rühmt, unglaublich schwach, daß er an adelichen Tafeln [illegible] worden sey u. s. w. Man erkennt in dem Brief, der billig ungedruckt hätte bleiben können, ganz den schreibseligen von sich eingenommenen Mann, der Glaser war. 3) Von dem Aufenthalte und den Besitzungen der Grafen von Nassau in Franken — mit einigen Urkunden; ein diplomatischer Aufsatz eines sehr fleißigen Mannes, der von Liebhabern ganz gelesen werden muß. 4) Neueste Geschichte der Mineralquellen zu Bocklet, von Dr. Goldwiz zu Kißingen. Der Bockleter Brunnen ist in Franken sehr beliebt, und wird auch in der Nähe, statt des Selterwassers, zu Wein getrunken. Der itzige Fürstbischof ließ 1784 ein neues Brunnengebäude aufführen, und 1785 die mehreren Quellen, die sonst zusammengefaßt waren, jede besonders fassen, so daß nunmehr 9 Quellen entstanden, die der Vf. besonders beschreibt. Die vornehmste heiße die Ludwigsquelle, der der Vf. sehr viele Kräfte zuschreibt; auch daß sie die aus dem frühzeitigen Misbrauch der Zeugungsglieder entstehenden Uebel heile, die Schwachheit der Männer stärke rc. 5) Die Höhe des Fichtelgebirges im F. Bayreuth. — Des Ochsenkopfs 36[illegible]; des Schneebergs 3680; und der Quelle des Mayns, [illegible] Schuhe über der Meeresfläche.

3tes Heft. Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege in und um Kizingen, aus einer handschriftlichen Chronik.

Alle

[illegible] Beyträge dieser Art sind mit Dank anzunehmen, da sie durch mehrere Beyspiele von Toleranz und Grausamkeit Materialien zu einer detaillirten Geschichte des 30jährigen Krieges liefern, dergleichen wir im Grunde noch nicht haben. 2) Vom Rangau, ein Beytrag zur Geographie Frankens in den mittlern Zeiten — ein Auszug aus einigen Programmen des sel. Rect. Diez zu Windsheim. Ein dankenswerther Beytrag zur mittlern Geographie, den wir Diplomatikern [illegible] bekannt zu machen brauchen. Der Vf. zeigt, daß er vom Radenzgau verschieden war, (welchen Irrthum alle vorhergehenden Schriftsteller, selbst das Chron. Gottwic. hatten, Hr. [illegible] aber zuerst aufgedeckt hat) und seinen Namen von einem kleinen Bach, Ramach, bey Windsheim, führe, bestimmt seine Gränze und die darin gelegene Castra und Städte, wohin auch Windsheim und Anspach, nicht aber Schwabach gehören; welche letzte Verneinung uns jedoch keinen hinreichenden Grund zu haben scheint. 3) Einige Nachrichten aus dem Pappenheimischen — die Einführung eines neuen Gesangbuchs und der allgemeinen Beichte betreffend. Des itzigen Grafen, Friedrich Wilhelms, evangel. Religion, Vater, Friedrich Ferdinand, der schon 1773 die Regierung dem ältern Sohne, Joh. Friedr. Ferdinand, katholischer Religion, abgetreten hatte, und 1792 als ein Greis von 90 Jahren gestorben ist, ist, nach seinem Willen, nicht in dem gräflichen Erbbegräbniß, sondern auf dem gemeinen Gottesacker begraben worden. 4) Zur Berichtigung einer Stelle aus Fabers Nachrichten von Sonnenfeld. Ein bambergisches, ganz evangelisches, nahrhaftes Dorf, Michlau, ist ein Filial eines katholischen Pfarrs zu MarktGraiz, der daselbst predigt, tauft, copulirt und Leichensermonen hält: auch die Kinder dieses Dorfs lernen bey einem kathol. Schulmeister den Lutherischen Katechismus; die Einwohner aber haben die Freyheit, in einem benachbarten evangel. Ort, nach ihrer Wahl, Predigten zu hören, welches jetzt in dem hildburghausischen Ort, Sonnenfeld, geschieht.

Aus dem 6ten Heft finden wir nichts auszuzeichnen, als den ersten Aufsatz: 2) Topographisch-statistische Nachrichten von der Stadt Wertheim — von Rect. J. Fr. Neidhard daselbst. Sie liegt 49° 44′ N. B. und 30° 34′ Länge an dem Mayn und der Tauber. Das Bergschloß steht größtentheils noch unzerstöhrt da. In der Pfarrkirche haben

haben die Katholiken, deren doch in allen nur 115 unter 3373 Seelen sind, neben der fürstlichen Hofkapelle, 1651, das Simultaneum ertrotzt. Die Stadt ist eine der vier Münzstädte des fränkischen Kreises, und hat 520 Feuerstellen und (1792) 73 Juden, hatte bis 1549 die Stapelgerechtigkeit, die ihr von Maynz entzogen worden ist. Der gute Werthheimer Wein wächst auf zweyen längst dem rechten Ufer des Mayns gelegenen Bergen, Remberg und Wettenburg. Der an den Ufern der Tauber gebaute, ohngefähr ⅓ des Ganzen, taugt nichts. Alle zur Stadt gehörigen Weinberge betragen 654 Morgen, zu 180 Nürnberger Quadratruthen. Nach einer Mittelzahl der letzten 14 Jahre werden im Durchschnitt auf ein Jahr 245 Fuder gebaut, und 2469 Fuder, am Werth 466901 Gulden, sind ausgeführt worden, wovon 2 p. C. dem Rath bezahlt werden. Ueber 50 Fuder werden jährlich von Wirthen und Bürgern ausgeschenkt. Einen andern Nahrungszweig geben der Stadt die Maynschiffahrt, die den vierten Theil der Bürgerschaft beschäfftigt, aber itzt, nach angelegter Chaußee über den Speßart, abnimmt; imgleichen eine Weinsteinraffinerie, Kattunfabrik, Brandtweinbrennereyen und Eßigsiedereyen. Die Abgaben der Bürger bestehen in Schatzungen und einer unabänderlichen Bed. Die ersten, 25jährlich, jede von 15 Kr. vom Hundert, und die Hälfte von baaren Gelde, betragen 4500, die zweyte 2500 Gulden. Der Wasserzoll trägt der Herrschaft itzt gegen 8000, vorher bis 12000 Fl. Stadt und Schloß sind seit 1362 böhmisch Lehn. In den letzten 12 Jahren war die Zahl der Gebornen 1234, und darunter 50 Todtgeborne und 16 Paar Zwillinge.

Aus dem Umschlag sehen wir, daß dieses Journal vorläufig mit diesem sechsten Band geschlossen ist, und daß man so viel neue Subscribenten auf die Fortsetzung desselben nach dem bisherigen Plan erwartete, als nöthig sind, um die Druckkosten bestreiten zu können. Wir dächten aber, da nach dem bisherigen Plan die Subscribenten nicht zu, sondern abgenommen haben: so sollte man dessen Beybehaltung nicht zur Bedingung der Fortsetzung machen. Wir wünschen dem Journal, wegen mancher guten Aufsätze, deren Bekanntmachung es veranlaßt hat, eine lange Dauer. Nur sollten die Herausgeber für die Zukunft eine strengere Auswahl treffen, sich nicht an die Folge der Monate binden, und sich hauptsächlich auf Geschichte, Statistik, Diplomatik, Topographie, phy-

sische Geographie und vermischte Nachrichten, die fränkischen Kreislande betreffend, einschränken: dann, sollten wir glauben, würde ein nützliches Institut Beyfall und Unterstützung finden.

Mir.

Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde. Für Geographie-Freunde. Herausgegeben von T. F. Ehrmann. Drittes Bändchen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1793. kl. 8. 374 Seiten. 16 gr.

Der Herausgeber fährt in diesem Bändchen fort, wenig bekannte kleine Aufsätze für die Freunde der Geographie aus der Dunkelheit und Vergessenheit ans Licht zu bringen. Es enthält 10 Beyträge, von welchen allein 9 zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde von Afrika gehören. Nur der erste Aufsatz betrift theils Südamerika, theils Ostindien, und der Herausg. hat aus den noch nicht übersetzten Essais historiques sur l' Inde des de la Flotte. 12. Paris 1769, dessen Reise nach Ostindien und besonders nach den Suluhinseln, übersetzt. Der zweyte Aufsatz enthält des Laskar Jsuf Nachrichten von dem Königreiche Magadoxo auf der Ostküste von Afrika, aus dem Universal-Magazin 1730 übersetzt. 3) Beschreibung der Insel Mozambik, nach Bucquoy, nebst des Ludwigs von Barthema Nachricht von Mozambik; dieser Italiener machte im 16ten Jahrhunderte weite Reisen und beschrieb sie selbst in italienischer Sprache; dieser Auszug ist aus einer alten deutschen Uebersetzung, die Hieron. Magiser 1610 zu Leipzig mit Kupf. herausgegeben hat. 4) Jakob Franks Beschreibung des Landes von Rio de Lagoa (eine weite Bay auf der Ostküste von Afrika unterm 26° S. Br.) und seiner Einwohner. Seine Reisenachrichten — er war zwischen 1756 und 1760 daselbst — sind der deutschen Uebersetzung der Reisebeschreibung des Bucquoy angehängt. Der fünfte Aufsatz ist besonders interessant; er giebt von dem gegenwärtigen Zustande der französischen Besitzungen auf der Westküste von Afrika Nachricht und ist aus dem Berichte, welchen der Deputirte Queslin 1792 der französischen Nationalkonvention vorgelegt hat, genommen. 6) Kurze Beschreibung der Insel Madagaskar,

nach

nach Rochow. 7) Kurze Nachrichten von der Ostküste von Afrika, vorzüglich aus Dos Santos und andern spanischen und portugiesischen Berichten, im Anhange zu Le Grands Ausgabe von P. Hieron. Lobo's Reisen a. d. Franz. übersetzt. 8) Nachrichten aus dem Königreich Sennaar, im innern Afrika, ein gedrängter Auszug aus Bruce. 9) Allgemeine Beschreibung und Specialgeographie von Habessinien, nach Alvarez, [illegible] Poncet und Bruce; [illegible] von dem [illegible] als eine Probe von seiner Ausgabe der Reisen des Lobo [illegible]. 9) Nachricht von den Makossen, einem kleinen Volke auf der Westküste des Kafferlandes in Südafrika; aus [illegible] Reisebeschreibung [illegible], welcher, der Religionsverfolgung zu entgehen, aus Frankreich entflohen, nachher 1688, als Kammerdiener eines englischen Schiffkapitains, [illegible] nach Ostindien und wurde, da er mit einem Boote nebst andern Matrosen ans Land gefahren war, von dem Schiffe, das ein Sturm verschlug, auf der Westküste des Kafferlandes zurück gelassen; er mußte unter diesen Kaffern so lange bleiben, bis er von einem holländischen Schiffe abgeholt wurde, das vom Kap aus dahin geschickt worden war. Seine Reisebeschreibung war französisch geschrieben, und kam deutsch übersetzt [illegible] Leipzig in 8 heraus. — Wenn gleich der Werth dieser Aufsätze sehr verschieden ist, so können sie doch eine lehrreiche Unterhaltung verschaffen.

Pe.

Kriegswissenschaft.

Abhandlung von der Eintheilung, Bespannung und Transport des Geschützes auch andrer Fahrzeuge, nicht minder der Artilleristen, Schirrbediente, Knechte und Pferde, bey Kriegeszeiten in der königl. preußischen Armee, desgleichen theoretischer Unterricht derer im Jahre 1780 bey der preußischen Artillerie angewiesenen Hülfsmittel, welche man sich während dem Marsch bey zerbrochenen oder sonst schadhaft gewordnen Fahrzeugen bedienen kann, nebst Anweisung von Bepackung der Vor-

raths

[illegible] Affuiten mit denen zum Vorrath dienenden Sachen etc. Mit 4 Kupfern von H. W. Saueracker, Prem. Lieut. beym Holländ. Artill. Corps. Breda, bey von Bergen. 1793. 8 Bog. gr. 8. Mit latein. Lettern gedruckt. 1 Rh. 10 gr.

Im Eingange seines Werks versichert uns der Hr. W. S.: „Der größte Held, den je die Welt aufzuweisen gehabt, (Friedrich II.) habe sein alles mit einem Blick übersehendes Auge vorzüglich auf seine Artillerie gerichtet." Diese Behauptung war uns ein wenig neu. Ferner sagt H. S.: „Daß die preußischen Artillerie-Bedienten Studia besitzen, und mit allem Geschütz, sowohl im freyen Felde, als Belagerung umzugehen wissen, darf und wird kein Kenner des Metiers in Zweifel ziehen." Sollen Artilleriebediente hier so viel bedeuten als Artillerieofficiere, so sind wir überzeugt, daß viele geschickte Männer darunter sind; aber daß alle so beschaffen seyn sollten, wie er sagt, daran müssen wir allerdings aus guten Gründen zweifeln; besonders daran, daß sie alle Studia haben sollten. Wenn man das glauben sollte, müßte Hr. Saueracker selbst nicht geschrieben haben. Wenn gegenwärtiges Buch ein Schirrmeister geschrieben hätte, so würde es wohl nicht leicht anders ausgefallen seyn. Das beweiset hier, der abgeschriebene Titel schon; woraus man glauben sollte, es würde auch von der Bespannung und vom Transporte, des Artilleristen, Schirrbedienten, Knechten und Pferden gehandelt. Im Buche selbst schreibt Hr. S. in die, von die, bey die, zu die; dagegen aber richtig immer, auf das, durch den. In den [illegible] findet man S. 19: Draggonders, an zwanzig Orten bald Affuite, bald Affuyte; bald avanciren, bald avanciren. S. 15 steht: 190 Futtersäcke vor jedes Pferd [illegible]. S. 44: Muß man es (nämlich einem Pferde) zuvor [illegible] zu fressen geben. So schreibt gewiß kein Mensch, der nur einige Studia besitzt. Allein nicht nur der Styl, sondern auch der Inhalt zeigt an, daß alles, was eigentliches Studium heißt, dem Vf. mangelt. Es ist darin weder Plan noch Zusammenhang, sondern Hr. S. mochte in seinen aus dem preußischen Dienste mitgebrachten Papieren etwas haben, woraus er glaubte ein Büchelchen zusammen stoppeln zu können: das behauptete er mit dem, was er von dem Artillerie-

rie

riefuhrwesen im Preußischen so eben wußte, in der Ordnung, wie es ihm einfiel, und flickte seine vorräthigen Papiere da hinein, wo es ihn gut deuchtete. Auf die Art ist sichtbarlich diese Schrift entstanden, aus der derjenige, der eine Artilleriebrigade revidiren sollte, etwa einige brauchbare Erinnerungen schöpfen könnte; aus dem auch einige nützliche Notizen über das Fuhrwesen gesammlet werden können; und worin endlich ein Grübler hier und da einige Kenntnisse über den Zustand, wenigstens des ehemaligen preußischen Artilleriefuhrwesens finden kann, die ihm Vergnügen machen werden; als z. B. die Verordnung, die Friedrich der Große deshalb nach dem Bayerschen Erbfolgekriege an die Artillerie ergehen ließ. S. 53 ff. Wer wissen will, wie weit des Vf. theoretische Kenntnisse reichen, der lese nur S. 58 den 52. §., wo die Vorzüge beschrieben werden, den der Deichselwagen vor einem Gabelwagen hat; und wo gerade der einzige, der sich auf Theorie gründet, nämlich der, daß Pferde um so weniger ziehen, je weiter sie von der Last weg gespannt sind, fehlt. Eben so untheoretisch ist auch der Vergleich zwischen dem zwey- und dem vierrädrigen Fuhrwerke ausgefallen, der gleich darauf folgt. Welcher Mensch, der nur einen Begriff von dem hat, was in ein Buch gehört oder nicht, wird in ein Werk vom Artilleriefuhrwesen einen Aufsatz über die Eigenschaften eines schönen Pferdes einrücken? Bey der Artillerie sucht man wahrlich keine schöne sondern nur gute Pferde. Allein im ganzen Buche ist kein Schatten weder von Ordnung noch von Vollständigkeit, noch von Theorie. Also wollen wir uns auch nicht länger dabey aufhalten. Das Beste ist, daß vermuthlich der Vorrath von den aus dem preußischen Dienste mitgebrachten Papieren und Erinnerungen bey dem Vf. bald erschöpft seyn wird, und dann wird es sich mit seiner Schriftstellerey auch wohl legen. Denn zu dieser hat er wahrlich nicht die geringste Anlage, so ein brauchbarer Officier er sonst immer seyn mag, welches wir ihm deshalb gar nicht absprechen wollen, denn das sind zwey ganz verschiedne Dinge.

Bemerkungen über das Geschütz, in Rücksicht auf die Infanterie überhaupt, und auf die Kolonne insbesondere, nebst einigen Auszügen aus dem Versuch der Artillerie und deren Beantwortung.

aus dem Französischen des Herrn (du) Menil-Durant, übersetzt durch A. A. Königsdörfer. Mit beygefügten Noten über obige Bemerkungen. Dresden, 1792. bey Walther. gr. 8. 11½ Bogen. 12 gr.

Wir haben schon mehrmahlen von dem lächerlichen Eigendünkel vieler französischen Kriegsschriftsteller geredet, die nicht nur die tiefe Schlachtordnung der Alten wieder einführen wollen, da doch eben die Wirkung des Geschützes ihre Abschaffung bewirkt hat; sondern die auch dieses der französischen Nation ausschließlich anrathen, und es l'Ordre François nennen, um dadurch nach einem sehr lächerlichen Vorurtheile zu verstehen zu geben, daß die französische Nation eigentlich tapfrer sey, als alle übrigen. Unter diesen Schriftstellern behauptet Hr. Menil-Durand eine vorzügliche Stelle. Er hat ein größeres Werk geschrieben, worin er ein neues taktisches System angiebt, mit tief gestellten Truppen, die er Plosionen nennt. Zu diesem Werke ist das gegenwärtige eine Art von doppeltem Anhange, worin er beweisen will, daß die Artillerie für tiefe, zumahl nach seinem System gestellte, Truppen lange so gefährlich nicht sey, als man dafür hält. Seine Argumente hier aus einander zu setzen, ist uns unmöglich. Es würde uns viel zu weit führen, und sich der Mühe nicht lohnen. Sie bestehen in sonderbaren Berechnungen, die auf sehr willkührlich angenommene Grundlagen beruhn. Z. B. ein Korps von der und der Stärke hat drey Stunden dem Feuer ausgesetzt gestanden, und hat so und so viel verlohren, das thut per Minute so viel. Folglich wird meine Plosion, die so stark ist, per Minute so viel verliehren. Nun braucht sie so viel Minuten, um zum Feind zu gelangen, folglich wird sie den angegebnen unbedeutenden Verlust leiden, der sie nicht hindern kann, an ihn zu gelangen, und ihn, der in dünner Stellung steht, über den Haufen zu werfen. Das ist aber eine sehr grundlose Angabe. Wenn ein Korps drey Stunden lang der Kanonade ausgesetzt ist, heißt das denn, daß diese drey Stunden lang unaufhörlich auf dasselbe kanonirt worden sey? Sind die Kanonenschüsse in der Zeit zu gleichen Intervallen geschehn? Kommt es nicht lediglich darauf an, zu wissen, wie viel Kanonenschüsse sind darauf geschehn? ob in drey Stunden, oder in drey Minuten, das thut zur Sache nichts. Und von wel-

chen Kriegsbegebenheit ist, denn noch dazu ein Beyspiel entlehnt? Von den Grenadiers von Frankreich in der Schlacht bey Minden: Die standen, wie bekannt, am rechten Flügel der Contadischen Armee, bey der großen Batterie zu Mahlbergen. Nun aber schossen die Alliirten bey dieser Schlacht natürlich besonders auf die französischen Batterien, denn sie griffen an, und wollten das Feuer aus jenen, weil es ihnen im Vorrücken beschwerlich fiel, dämpfen. Also trafen dieses Korps nur die verlohrnen Schüsse, die nicht in die Batterie schlugen; und doch, weil das Feuer so lange währte, verlohren sie so viel dabey. Was würde nicht geschehn seyn, wenn man die ganze Zeit absichtlich auf sie gefeuert hätte? Man sieht also hieraus, auf welche zerbrechliche Grundlagen alle Schlüsse des französischen Schriftstellers gebaut sind. So viel über die Bemerkungen ꝛc. die den ersten und kleinern Abschnitt des Werks ausmachen. Diesen hat Hr. Königsdörfer, der Uebersetzer, eine recht gute widerlegende Bemerkung am Schlusse beygesetzt. Nur berührt er gar zu kurz dasjenige, was eigentlich den Hauptpunct ausmacht. Daß man nämlich nicht bloß die wahre Wirkung des Feuers berechnen muß, sondern diejenige, die es auf die Einbildungskraft des Soldaten macht, von der im entscheidenden Augenblick alles abhängt. Sechzig Mann in einer Minute todt geschossen, werden ein vorrückendes Bataillon zum Laufen bewegen; da hingegen ein dreyfacher Verlust in ein Paar Stunden, wenn es fest auf dem Platze steht, und die Officiere mit den bravsten Unterofficiers zusammen halten können, kein Wanken darin hervorbringen wird. Dies ist der Umstand, worauf man bey der Frage von der tiefen und dünnen Schlachtordnung allein sehn muß. Hr. K. begeht noch zwey Fehler; den einen als Uebersetzer; indem er die Grenadiers de France französische Granatirer nennt. Französische Granatirer, sind alle Granatirer in französischen Diensten. Das Korps der Grenadiers de France war aber ein aus allen Granatirern der Armee auserwähltes Korps, das mit Recht für den Kern der französischen Infanterie gehalten wurde: und dadurch verliehrt des Vf. Argument noch mehr an seiner Stärke; denn was dies Korps aushielt, kann unmöglich als der Maßstab dessen angesehn werden, was jedes andere aushalten würde. Ferner widerlegt Hr. K. den Vf. daher, weil er diese seine französische Granatirer bey dem Broglioschen Korps stehn und agiren läßt, welches sie nicht thaten. Sie standen, wie wir gesagt haben,

Kk 3 und

und bliesen ein sehr mörderisches Feuer aus. Einige Offiziere stellten dem Marquis de St. Pern vor, er möchte es doch ein wenig zurück ziehen, um das schöne Korps nicht so entsetzlich zusammen schießen zu lassen. Darauf antwortete dieser tapfre Befehlshaber: „Das könnte ich wohl; allein dann würde man „sagen, wir wären schön, und wir wären nicht gut." Die Auszüge aus dem unter uns genugsam bekannten Werk des Du Puget: Versuch über die Artillerie, nebst den Widerlegungen des Menil-Durand, machen den zweyten und größern Theil des gegenwärtigen Buches aus, sind aber von keiner großen Bedeutung. Ueberhaupt hätte das ganze Werkchen füglich unübersetzt bleiben können. Wer indeß den Streit über die tiefe und dünne Schlachtordnung von Grund aus studiren will, der muß es allerdings mit Aufmerksamkeit lesen. Von der Uebersetzung können wir, aus Mangel des Originals, nicht gehörig urtheilen. Grobe Fehler sind uns nicht aufgefallen.

Fu.

Vermischte Schriften.

Erinnerungen aus dem Jahr 1790 in historischen Gemälden und Bildnissen von D. Chodowiecki, D. Berger, Cl. Kohl, J. F. Bolt und J. S. Ringck. Von Georg Forster. Berlin, in der Voßischen Buchhandlung. 1793. 238 Seit. 8. 2 Rt. 12 gr. Der Text allein 16 gr.

Bisher hat man in Deutschland fast allein die Kupfer der Taschenbücher zur Darstellung merkwürdiger historischer Begebenheiten gebraucht. Der geringe Umfang und das unbequeme Format derselben legten den Künstlern manche lästige Fessel an, und gaben diesen Kunstwerken überhaupt ein kleinliches und mesquines Ansehn. Es ist doch also wenigstens Ein Schritt vorwärts gethan, daß man ein gewöhnliches Oktav gewählt hat. Wenn unser Publikum dereinst auf solche edlere Zweige des Luxus mehr Geld verwenden kann oder will; so wird man gewiß auch zu Quart und noch ansehnlicherem Format fortschreiten, und sich nicht mehr bloß auf kleine Bilderchen einschränken, in denen, gewiß nicht zum Vortheil der Kunst, Chodowiecky nur zu glücklich gewesen ist.

Zuerst

Zuerst von den zwölf historischen Blättern! Nr. 1. Der Engländer Mesham empfängt die französische Bürgerkrone. Bey einem im Jan. 1790 entstandenem großen Brodmangel brach in dem Städtchen Vernon ein heftiger Tumult aus, wobey ein gewisser Planter, der die daselbst für Paris angelegten Kornmagazine verwaltete, zweymahl in Todesgefahr gerieth. Ein junger Engländer, der zufällig anwesend war, rettete ihn mit Gefahr seines eignen Lebens, wofür er von der Commüne von Paris mit der Bürgerkrone und einem Degen beschenkt ward. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, in welchem der damalige Präsident derselben, der berühmte Bailly, ihm beydes überreicht. In dem Gesichte desselben sieht Hr. Forster sehr viel, weit mehr als Rec. finden kann. Bailly hat eine ziemlich linkische Stellung; auch wäre es wohl natürlicher, daß er ihm mit der linken Hand den Degen darböte und mit der rechten die Krone aufsetzte, als umgekehrt, so wie hier. Nr. 2. Kayser Joseph II. erfährt den Tod der Erzherzogin Elisabeth auf dem Sterbebette. Das Komische, das der Künstler in der Darstellung dieser traurigen Scene angebracht hat, thut eine sehr üble Wirkung. Joseph hat hier eine wahre Armensünderphysiognomie, eine emporstehende Schlaf- oder vielmehr Sanbenitomütze auf dem Kopfe. Auch die Tanzmeisterstellung des Cavaliers, der die Trauerpost überbringt, vermehrt das Burleske, das hier so sehr am unrechten Orte ist. Freylich soll Joseph sich in seiner letzten Krankheit sehr schwach und kleinmüthig gezeigt haben — entschuldigt das aber den Künstler? Was Mitleid, höchstens Achselzucken verdient, verdient darum nicht gleich so bittern Spott. Res sacra miser est. — Nr. 3. Scheinbare Vereinigung der Parteyen in Brabant. Ein vortreffliches Blatt! Welch ein Ausdruck in den Gesichtern und Stellungen der Brüßler Freywilligen, an deren Spitze der nichtswürdige v. d. Noot (ein Gesicht, bey dem man ausruft: ja, so muß ein Noot aussehn!) dem Herzog von Ursel den Judaskuß giebt. Nr. 4. Der Philosoph von Ferney segnet den jungen Großsohn Franklins. Warum wohl Voltaire so caricaturenmäßig mit einem schrecklichen Kinn und so verzerrten Zügen vorgestellt werden mußte! Franklins Kopf hat viel gemeines und kraftloses. Nr. 5. Gustav III. hält eine Rede nach dem Siege [illegible] [illegible]. Gustavs Gesicht ist ohne Ausdruck, [illegible] [illegible], den Mund offen, zum Zeichen, daß er spricht! Die Physiognomien der Officiere um ihn her sind

sind auch ganz unbedeutend. Wie weit bleibt hier der Künstler unter dem Bilde, das jeder sich in seiner Phantasie von einer solchen Scene macht! **Nr. 6. Friedrich Wilhelm II. bey dem Brande von Breslau.** Wie leicht hat sich der Künstler die Ausführung gemacht! Nur von zwey Arbeitern sieht man das Gesicht. Schon ein andrer Rec. hat sehr richtig bemerkt, daß auf diesem Blatte die Gebäude, nicht die Personen, die Hauptsache zu seyn schienen. **Nr. 7. Französischer Enthusiasmus auf dem März- oder Föderationsfelde.** Wieder Caricatur. Eine Menge Figuren durch einander gewirrt, die aber sämmtlich, bis auf drey, die Gesichter abwenden. Ueberhaupt ist dies kein Süjet für ein so kleines Blatt. **Nr. 8. Desilles patriotischer Tod in Nancy.** Viel Dampf und halb unsichtbare Figuren, die Hauptperson nur zum dritten Theil sichtbar, im Hintergrunde. „Dem Desille scheint die Kanone aus dem Leibe zu wachsen". **Nr. 9. Menschenfreundliche That eines deutschen Fürsten.** Maximilian Franz, Churfürst von Cölln, begegnete bey Frankfurt einer schwachen Weibsperson und half ihr eine schwere Last aufheben. Die Hauptfigur kann nach dem Leben gemacht seyn, als freyes Produkt der Kunst betrachtet ist sie nicht zu loben. **Nr. 10. Ritterschlag bey der Kayserkrönung in Frankfurt.** Wieder ein Süjet, aus dem, zumahl auf einem so engen Raum, nicht viel zu machen war. Die seltsame Krönungstracht thut einen sehr übeln Effekt, so wie der monströse Degen, mit welchem hier der Ritterschlag ertheilt wird. **Nr. 11. Krönungsfeyer des Ungarischen Königs.** Man muß sehr in der Laune zu loben seyn, um dieses sehr mittelmäßige Kupferchen so meisterhaft zu finden, als **Hr. Forster.** **Nr. 12. Dämpfung des sächsischen Bauernaufstandes.** Daß die Idee in der Ausführung verunglückt, und das Costume der sächsischen Armee gar nicht beobachtet worden, hat schon ein Rec. in der Leipz. gel. Zeitung bemerkt. (Alle diese 12 Nr. sind von **Chodowiecky** erfunden und gezeichnet; Nr. 1. 2. 4 und 6 sind von **F. Berger** und die übrigen von **S. Ringck** gestochen.)

Die zwölf Portraits in Medaillons, zwey auf einem Blatte, stellen vor: 1) **Benjamin Franklin.** 2) **John Howard.** 3) **F. E. Graf von Herzberg.** 4) **W. Pitt.** 5) **Laudon.** 6) **Potemkin.** 7) **Honoré Gabriel Mirabeau.** 8) **Heinrich v. d. Noot** (von **D. Berger** gesto-

hen.) 9) Joseph II. 10) Leopold II. (von Cl. Kohl in Wien.) 11) Catharina II. und 12) Gustav III. (von Bolt.) Ueber die Aehnlichkeit dieser Portraite kann Rec. nicht urtheilen, als Kunstarbeiten verdienen sie aber ohne Ausnahme Lob.

Hr. Forsters historisch = philosophisch = politischer Commentar über diese genannten Begebenheiten, berühmte und berüchtigte Personen, enthält sehr viel gründlich Gedachtes und schön Gesagtes: doch laufen auch deklamatorische und phantastische Stellen mit unter. Mit einem großen Aufwand schöner Worte wird hier und da etwas sehr Gemeines und doch nur halb Wahres gesagt. Wir zeichnen einige Stellen zur Probe aus.

S. 45. „Wir Deutsche genießen das unschätzbare Glück, bey allen Auftritten jenseits des Rheins unbefangene, parteylose, gleichgültige Zuschauer, mithin desto ruhigere Beobachter bleiben zu können.“ So schrieb Hr. Forster 1791, und wie handelte er 1792? Da hielt er es nicht allein für gut und nützlich, da half er selbst Hand anlegen zum Versuch: „Das ehrwürdige gothische Denkmal unserer Reichsverfassung „zu entzünden, seine zierlich geschnörkelten Thürmchen, seine „schlanken Säulenbüschel und schaurigen Spitzgewölbe in die „Luft zu sprengen, und uns mit dem Feuer und Schwefel „der politischen Wiedergeburt zu taufen.“ Da hatte er alles vergessen, was er hier (S. 79.) so wahr und schön schreibt: „Es ziemt dem deutschen Charakter nicht, mit schwerfälliger „Nachahmung unserer leichtsinnigen Nachbarn ein enthusiastisches Vive la Constitution! anzustimmen, und sie gleich „darauf wieder zertrümmern zu wollen; wir dürfen vielmehr „zugeben, daß unsere Verfassung, wie alles menschliche Beginnen ihre Mängel hat, wobey sie aber noch geraume Zeit „bestehen kann, und wenn wir unsern wahren Vortheil kennen, auch noch bestehen wird. Eine gewaltsame Auflösung „dieses so fest zusammengefügten Baues, wenn er gleich aus „heterogenen Materialien entstanden ist, würde ganz Europa „erschüttern; er muß von der Hand der Zeit eines natürlichen „Todes sterben, so wird der Schutt mit weggeräumt, und „man baut nach modernen Regeln leichter, heller, lustiger — „und der Himmel woll' es! auch besser.“ Eben so schön ist die Stelle S. 9[illegible] u. s. w. zum Lobe der Fürsten Deutschlands.

Schwerlich dürfte Hr. F. die Zustimmung aller seiner Leser zu dem erhalten, was er über den vorigen Kayser sagt: (S. 119.) „Das Schiff, an dessen Ruder er gerufen ward, „trieb im Sturm mit vollen Seegeln, und Klippen und Un„tiefen lagen drohend umher. Der weise Steuermann mußte „suchen, dem Winde den Vortheil abzugewinnen, und so das „Schiff dem sichern Hafen zuzuführen; nur der Furchtsame „konnte gleich alle Seegel einziehen und den Anker auf offener „Rhede auswerfen wollen. Beynahe 200 auf den Krieg ver„wendete Millionen, und köstlicher, unersetzlicher, als diese, „das Blut und Leben von hundert tausend Kriegern und an„dern Unterthanen willig geopfert, um Oesterreichs Waffen„ruhm zu verherrlichen, und an den Türken die Schmach des „Belgrader Friedens zu rächen, warf ein Federstrich in Rei„chenbach ohne Vergeltung in den Abgrund der Politik. — „Leopold, im verführerischen Glanze der Kayserwürde, um„ringt von einem reichen, mächtigen, üppigen Adel, vergaß „der ehemahligen Strenge gegen sich selbst; der Hof, den Jo„sephs rauhe Tugend (?) zur Einöde umgeschaffen hatte, ver„wandelte sich wieder in den Wohnsitz rauschender Freuden, „und die Stunde kam, wo die am Scheideweg Verlassene den„noch wieder ihren Alcides mit Rosenketten band. Leopold „wollte das Heil seiner Staaten, allein unter den unzähli„chen Projektmachern, die sich zu ihm drängten, wußte kei„ner das Arkanum, ihm den Druck so vieler Kronen zu er„leichtern; er konnte nicht mehr mit gleich gutem Erfolg zwan„zig Millionen Menschen von verschiedenen Zungen, wie jen„seits der Alpen eine Million Florentiner — behorchen, und „sein frühzeitiger, unerwarteter Tod riß seine Unterthanen „aus der Verlegenheit, einer beunruhigenden Zukunft entge„gen zu sehen."

Vortrefflich ist der Aufsatz über Franklin. Im Jahr [illegible] sagte er dem Hn. [illegible] zu Paris: „Wir kämpften dreyßig „Jahre zu früh." Seine Abneigung gegen alles, was Blut kostet, lag dieser Ueberzeugung zum Grunde; denn es war in seinem Verstande klar entwickelt, daß Vernunft und Tugend allein, auch ohne Blut, dereinst die Unabhängigkeit errungen hätten. Howard. In England hat dieser große Menschenfreund zum Theil schon seinen Zweck erreicht. Das Elend der Eingekerkerten ist an vielen Orten sehr erleichtert worden. Neue, gesunde Gefängnisse nach seinem Plan stehen schon in

mans

mancher Englischen Stadt, und die Irrländer, ein edles, frey werdendes Volk, haben seinen dringenden Vorstellungen Gehör gegeben, und Zucht- und Besserungshäuser angelegt, wozu er das Vorbild aus den vereinigten Niederlanden entlehnte. Hier hat man mehr Achtung für die Gesundheit, das Leben und die Sittlichkeit des einzelnen Bürgers, als in Ländern ohne wahre Verfassung; z. B. in Rußland, wo in Petersburg 1788 in den Hospitälern mehr als siebenzig tausend! Matrosen und Rekruten starben. Howard, der dies bezeugt, war ein Mann voll Wahrheitsliebe, der nichts ohne die genaueste Prüfung niederschrieb. **Laudon.** Er starb mit dem halb unmuthigen Scherz, daß ein friedfertiger Monarch ihn zu entbehren wisse. Die Folgen einer Unverdaulichkeit verursachten seinen Tod; aber eigentlich war es die Rückgabe von Belgrad, die er nicht verdauen konnte. **Potemkin.** (Ein sehr interessanter Artikel.) Jeder Tag im Leben dieses Barbaren war mit Zügen der Geringschätzung gegen seine Mitgeschöpfe bezeichnet, und nur zu oft ward das Spiel, das er mit ihnen trieb, ihnen tödtlich. Einst erwähnte jemand über seiner Tafel eines rußischen Kaufmanns in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang wäre, daß er bis über den Gürtel hinunter reichte. „Den möchte ich sehen," rief das Fräulein von ***. Kaum war das Wort über ihre Lippen, so schickte Potemkin den Befehl an die Polizey, den Kaufmann zur Stelle zu schaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man sich des Mannes wieder. Der Fürst erkundigte sich mit einem schrecklichen Tone; allein die Antwort lautete: „er sitzt schon seit 5 Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat." Der zitternde Greis ward nun herein gerufen, dem Fräulein von *** vorgestellt, gehörig beguckt und entlassen. Als er wieder in sein Haus trat, war sein Weib, aus Kummer und banger Besorgniß um ihn, gestorben, und sein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet. Unglückliches Land! schreckliche Verfassung, in der ein solcher Tyger ungestraft wüthen kann!) Ueber die Reise der Kayserin nach der Krim, S. 177: „Vorkehrungen, die nur dem Despotismus möglich „sind, giengen diesem kayserlichen Siegeszuge vorher, und „ließen überall die schauderhaften Spuren von Potemkins „Menschenverachtung zurück. Aus der Wüste, die im Kreise „von 300 Meilen keinen Baum hervorbringt, stieg Cherson „prangend mit Pallästen und wimmelnd von Kaufleuten aus „allen Nationen empor. Ganze Distrikte im Innern des Reichs

denkt, darüber haben ganz andre Köpfe, und in einer ganz andern Sprache schon längst, oder vielmehr von je her, das denkende Publikum aufmerksam zu machen versucht. Ein Beobachter, der so schief wie in folgender Stelle wahrnehmen kann; „Hochmüthig zu seyn, dazu gehört schon ein gewisser „Grad von Bildung, von Vorzügen und Erhabenheit," — oder: „Bosheit ist bekanntlich fast immer mit Kleinmuth „und Schüchternheit verbunden:" — der endlich, um sein Werkchen aufzustutzen, es mit den Autoritäten eines Bährdt, Lauckhart, Eulogius Schneider u. dgl. belegen zu müssen glaubt, ein solcher Schriftsteller hätte ganz füglich mit dem Prädikat eines schlechten in aller Kürze abgefertiget werden können. Nur deshalb wurde Rec. ein wenig umständlicher, weil der Vf. mit seinen Aufklärern auch nach Danzig und Berlin gewandert seyn will, also die Fortsetzung seiner feinen Arbeit befürchten läßt, und eben deswegen zur Warnung der Lesewelt im voraus etwas kenntlicher gemacht werden mußte.

Fz.

Eulogius Schneiders Leben und Schicksale im Vaterlande. Frankfurt, 1792. Bey Fleischer. 8. 4½ Bog. 4 gr.

Der Vf. erzählt in diesen wenigen Bogen auf eine unterhaltende Art die Schicksale seines Helden, der sowohl durch seine literarische Produkte, als auch durch seine erlittene Verfolgungen und bestandene Abentheuer die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich gezogen hat. Ob man gleich in diesen Bogen wenig mehr von dem Helden dieser Geschichte erfährt, als man hin und wieder in Journalen zerstreut antrifft; so ist es doch angenehm, hier einigermaßen etwas Ganzes zu finden, und das hin und wieder Zerstreute, auf eine gefällige Art zusammen gefaßt, mit einem Blick zu übersehen. Eulogius Schneider (Johann Georg ist sein Taufname) wurde im Oktober des Jahrs 1756 zu Wipfeld, einem kleinen fünf Stunden von Wirzburg in Franken gelegenen Dorfe, geboren. Seine Eltern waren von niedrigem Stande und arm, dabey war sein Vater kein guter Hauswirth, und gerieth daher mit seinen vielen Kindern bald in die bitterste Armuth. Unter diesen Umständen wurde seine erste Erziehung dem Zufall überlassen, und der Kaplan seines Dorfes, ein Mönch aus einer

nahen Abtey, nahm sich des Knabens an, und unterrichtete
hn sorgfältiger, weil er Fähigkeiten an ihm bemerkte. Nach
inigen Jahren kam er auf das Gymnasium nach Wirzburg,
wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde. Hier lebte er in
der bittersten Armuth, doch gelang es ihm endlich, in das
Juliusspital aufgenommen zu werden, das er aber nach eini-
gen Jahren, wegen seiner ausschweifenden Lebensart, wieder
verlassen mußte. Nun überließ er sich seinem Hange zur zü-
gellosesten Freyheit, und stürzte sich durch seine lüderliche Le-
bensart in das bitterste Elend. Plötzlich entschloß er sich eine
andere Laufbahn anzutreten, und ließ sich in das Noviziat der
sogenannten braunen Franziskaner zu Bamberg aufnehmen.
Anfangs schien er das Mönchsleben lieb zu gewinnen, aber bald
wurde es ihm verhaßt, da er so manche Verfolgung von sei-
nen Mitbrüdern auszustehen hatte, denen sein heller Kopf und
seine Liebe zur Dichtkunst Aergerniß und Thorheit war. Den
unversöhnlichen Haß der Mönche zog er sich vollends durch
eine Predigt über die christliche Toleranz zu, die er am
Tage der heiligen Catharina zu Augsburg hielt. Jetzt dachte
er aber auch darauf, wo möglich, sich seiner Fesseln zu entledi-
gen, und es gelang ihm durch die Unterstützung des churfürstl.
trierschen Statthalters zu Dillingen, und Weihbischofs von
Augsburg, Barons von Umgelter, als Hofprediger des
regierenden Herzogs von Würtemberg angestellt zu werden.
Nun sah er sich den Klauen der Mönche entrissen, und be-
mühte sich, sich in der Gnade des Herzogs zu befestigen, und
dadurch seine Stelle daurend zu machen. Allein es wollte
ihm damit nicht recht gelingen. Ein schöner Zug während sei-
nes Aufenthalts in Stuttgardt ist, daß er den größten Theil
seines Einkommens dazu verwendete, seine arme Eltern und
Geschwistrige zu unterstützen. Im Jahr 1789 erhielt er den
Ruf nach Bonn, und wurde als Professor der griechischen
Sprache und der Grammatik am Gymnasium angestellt. Hier
zog er sich bald durch seine Unklugheit mächtige Feinde zu.
Anfangs warnte ihn der Kurfürst, und bat ihn, nicht jeden
seiner Gedanken dem Publikum zum Krame zu tragen. Al-
lein des Fürsten Warnen und Bitten war vergeblich, und die
Stimme seiner Freunde hörte er auch nicht.

Da die Akten seiner Schicksale in Bonn in mehreren
Journalen vollständig abgedruckt sind, so wollen wir sie hier
nicht wiederholen. Kurz [illegible] Schneider war genöthiget,

Bonn

[illegible] zu verlassen, und flüchtete sich nach Straßburg, um bey den Menschen zu finden, was er in [illegible] lange vorher gefunden haben würde, wenn er seine [illegible] zu herrschen könnte.

G.

Anekdoten und Charakterzüge. Aus der wahren Geschichte für Liebhaber des [illegible] und ernsthafte Leser. Ein Nachlaß von D. C. Fr. Bahrdt. Germanien, 1792. 8. 136 S. 9 gr.

Die bekannten Briefe der Madame d' Orleans, Charlotte Elisabeth, (Herzog Philipp I. von Orleans Witwe und des berühmten Herzog-Regentens Mutter) enthalten unter einer großen Menge wichtiger Anekdoten und ernster charakteristischer Züge doch auch nicht wenige, theils zweydeutige, theils wohl gar schmutzige Stellen. Grade bey diesen nun gab der verstorbne Dr. Bahrdt in den letzten Tagen seines Lebens sich die Mühe, sie auszuziehen, noch einige andre aus der Privatgeschichte des Marschall v. Richelieu beyzumischen, und sie mit Parallelen und Nutzanwendungen auf gegenwärtige Zeiten zu begleiten. Leider ist dieses nicht der einzige und nicht der größte Mißbrauch, den er mit seinen trefflichen, und oft auch nützlich gewesenen Geisteskräften trieb. Aber bedauren muß man diese Entweihung wenigstens; ärgern muß man sich, wenn er uns als einen Nachlaß, in Augenblicken, die er selbst für seine letzten (S. 136) erkennt, noch Dinge auftischt, die man kaum dem niedrigsten Buchmachergesellen, kaum einem Abraham von St. Clara vergeben würde. Sollte man dies allzu strenge geurtheilt finden, so lese man nichts, als die eilfte Anekdote, (S. 14) zurück mit den Schweinehunden! überschrieben, und man wird wahrscheinlich mit dem Rec. einstimmig denken. Daß auch mancher ganz leidliche Einfall sich mit hinein verlohren, mancher Stachel trifft, kurz hier und da ein einzelner, obschon sehr kleiner Strahl von Bahrdts Geiste mit einfleußt, entschuldigt die größern Flecken und die durchgängig herrschende Unsittlichkeit keinesweges.

L.

Neue
Allgemeine Deutsche
Bibliothek.

Siebenten Bandes Zweytes Stück Achtes Heft
und Intelligenzblatt No. 4. 1794.

Vermischte Schriften.

Historische, philosophische und literärische Schriften, von D. H. Hegewisch, Professor zu Kiel. Erster Theil. Hamburg, bey Bohn. 1793. 360 S. in gr. 8. 1 Rthl.

Unter philosophischen Aufsätzen versteht der Verf. hier solche, ie sich auf Politik beziehn, und daher allerdings in das Ge- et der Philosophie gehören. Die meisten der in diese Samm- ng aufgenommenen Abhandlungen sind übrigens schon aus rschiedenen unserer besten Zeitschriften bekannt. Doch hat Hr. . nicht unterlassen an einigen Stellen auch diese zu ändern, d hier und da zu vermehren. Mit was für neuen Stücken an die Sammlung bereichert habe, findet Rec. nirgend an- gegeben. Da von nicht weniger als achtzehn Aufsätzen die ede ist, und Hr. H. unter die guten Schriftsteller gehört, enen es nicht um prunkreiche Deklamation, sondern um treue arstellung erheblicher Thatsachen, so wie deren Veranlas- ng und Folgen zu thun war: so ist an keinen dem Leser ge- gthuenden Auszug zu denken, ohne dabey die Gränzen zu berschreiten, in welche durch täglich zunehmende Schreibsucht ch unsre A. d. B. eingeschränkt wird. Da Rec. indeß sich erzeugt hat, daß unter allen vorliegenden Abhandlungen es nie des Lesens unwerthe giebt: so glaubt solcher wenigstens der Kürze anzeigen zu müssen, über was für Gegenstände an hier Belehrung antrifft. Dieser kann der Leser sich desto illiger überlassen, da sie in einem Vortrage ihm angeboten ird, der durch Bestimmtheit, Simplicität und Anstand sich

empfiehlt, und eben durch Entfernung aller sophistischen Kunstgriffe und fremden Blümchen, zum voraus für einen Schriftsteller einnimmt, der, seiner Sache gewiß, dergleichen Hülfsmittel füglich entbehren zu können glaubte.

Die erste Sammlung eröffnet der Aufsatz über ein Atheniensisches Psephisma oder Volksdecret, gewisse Verbindungen mit den Sidoniern betreffend. — Ist No. XXIV. im zweyten Theil Marmorum Oxoniensium der Ausgabe von 1763., verspricht den Sidoniern Handelsvortheile, scheint etwa 30 Jahr vor Alexanders asiatischen Feldzügen abgefasset zu seyn, und ist von Seiten der Athenienser nicht ohne Hinterlist gefertiget, und bis jetzt noch nicht näher beleuchtet worden. Bemerkungen über den bis dahin also fortdauernden Handelsverkehr zwischen Phöniziern und Griechen. II. Ist es recht, daß wir die Algierer, Tunetaner und Tripolitaner Seeräuber nennen? nebst einigen Anmerkungen über die bisherigen Vorschläge, die Europäische Schiffahrt gegen diese Völker sicher zu stellen. — Verneinend beantwortet, weil das religiöse Vorurtheil, mit sogenannten Ungläubigen keinen Frieden machen zu dürfen, letztere zu diesem fortdauernden Kriege ja genöthiget hat. Ob die übrigen Vorschläge des Vf., durch eine Blokade nämlich des mittelländischen Meers, und durch beygebrachte Neigung zu friedlichern Beschäfftigungen diese Afrikaner weniger gefährlich zu machen, wohl ausführbar seyn dürften, ist hier zu erörtern der Platz nicht. III. Ueber die vermeinten seeräuberischen Unternehmungen der sogenannten Nordmänner oder Dänen wider die Franken, im neunten und zehnten Jahrhundert. — hier in ein ganz anderes Licht gestellt, und für offne Feindseeligkeiten, die dem Völkerrechte gar nicht entgegen waren, aus sichern Belegen erklärt. — IV. Ueber die Einführung der christlichen Religion in Schweden. — Den Dänen wollte man das Christenthum aufdringen; den Schweden empfohl es sich selbst durch die Beschaffenheit seiner Lehren; ein auch für den Geschichtsforscher so wichtiger Umstand! den Hr. H. überaus lehrreich benutzt hat. Das Leben des h. Anscharius war seine Quelle, und der treffliche Lagerbring ist, wo es nöthig schien, zu Rath gezogen worden. V. Ueber die Kalmarische Union: — als eine Erscheinung in der Politik betrachtet, die zwar ihr rohes Zeitalter nicht verläugnet, keinesweges aber die einseitige Beurtheilung verdient, womit man über die grosse, zum Grunde liegende Idee bisher abgesprochen hat. VI.

Geschichte

Geschichte der Paulicianer. — Aus Gibbons historischem Werke, wo es das 54ste Capitel ausmacht, musterhaft übersetzt. Vermuthlich nahmen die Paulicianer, eine um die Mitte des 7ten Jahrhunderts bey Samosata in Asien entstandne Sekte, blos aus Vorliebe für den Apostel Paulus, dessen Briefe ihnen zur vorzüglichsten Richtschnur dienten, diesen Namen an. Sie scheinen in der That das damalige Christenthum seiner ursprünglichen Reinheit wieder um ein großes näher gebracht, und eben dadurch den Saamen zu einer dereinst allgemeinern Reform ausgestreuet zu haben. Daß ihre Lehrsätze nach und nach sich entstellten, versteht bey Geschichte menschlicher Vernunft sich von selbst; auch, daß ein so einfacher und geistiger Glaube nicht die Sache des unartigen Zeitalters seyn konnte, und daher heftigen Verfolgungen ausgesetzt war. Doch über alles dieses muß Gibbon selber nachgelesen werden. Rec. begnügt sich, hier noch anzuzeigen, daß eben diese Uebersetzung, so wie der unter No. IV. angegebne Aufsatz die Veranlassung sind, daß Hr. H. seine vermischten Schriften anderswo als in Sachsen hat müssen drucken lassen. Der Leipziger Censor nämlich erlaubte sich Aenderungen und Verstümmelungen, die nicht entschuldiget werden können. Hr. H. hat sich hierüber an das Publikum in einer besondern Schrift von 64 Oktavseiten gewendet, die in der Ostermesse 1793. erschien, und zur Ueberschrift führte: D. G. Hegewisch an Deutschlands Patrioten, (6 gr.) worauf wir jeden für Denkfreyheit nicht gleichgültigen Schriftsteller ebenfalls verweisen müssen. Was das sehr unphilosophische Benehmen Gibbons selber gegen Priestley betrifft, worüber Hr. H. sich noch in dem Vorberichte dieser Sammlung erklären zu müssen glaubt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß nichts als die mit Menschheit leider! so innig verwebte Eigenliebe die einzige Veranlassung dazu gewesen. Gibbon war von P. nicht ohne Grund bey mehrern Aeußerungen widerlegt worden. Mehr brauchte es nicht, den sonst respektabeln, über diesen Punkt aber, wie Rec. aus vieljähriger persönlichen Bekanntschaft sagen darf, ungemein kitzligen Mann gegen seinen Gegner ungerecht und einseitig zu machen. VII. Nachrichten von den französischen Parlamenten. — Schon im Jahr 1788., und also vor Zerstöhrung dieser Gerichtshöfe geschrieben; aber auch jetzt noch allen denen willkommen, die aus eigner Erfahrung wissen, wie schwer es einem Ausländer wurde, von diesen mit Anomalien aller Art

verchflochtenen Tribunalen, sich deutliche Begriffe zu verschaf-
fen. Dieser Aufsatz, wie auch nicht zu vermeiden war, ist
der längste von allen, und über drey Bogen stark.

Die zweyte Sammlung fängt mit einem kleinen politi-
schen Roman, Minos betitelt, an, worin der Verf. die Han-
delsfreyheit in Schutz nimmt; doch aber nicht unbedingt, und
nicht, ohne diejenigen Fälle zu erörtern, wo der Vortheil ei-
niger Weniger dem Besten des Ganzen nachstehen muß. Von
Monopolien ist also in Kreta nichts zu hören; desto ange-
legentlicher hingegen wird daselbst für volle Kornmagazine ge-
sorgt. Scharfe Bestimmungen über Geld und Menschen.
Nützliche Anlage von Gewerb oder Industriecollegien. II.
Ueber den richtigen Begriff vom Gelde. — Bestreitung des
Grundsatzes: das Geld sey der allgemeine Maasstab des
Werths der Dinge. Ein Ausdruck, der höchstens als Bild
zur Erläuterung der Begriffe zuzulassen sey. Selbst das Bank-
geld habe keinen festen unveränderlichen Werth, und über-
haupt gebe es keinen solchen Maasstab im eigentlichen Sinne.
Nur die nothwendige, die unentbehrliche Nahrung eines Men-
schen an einem Tage, oder in einem Jahre, zu Gelde be-
rechnet; oder in solchen Ländern, wo Getraide die Haupt-
nahrung des für Lohn arbeitenden Menschen ist, der Getrai-
depreis, könne dem Begriff eines solchen Maasstabes einiger-
maaßen entsprechen. Daß ein mit so vieler Bestimmtheit zu
Werke gehender Schriftsteller sich nicht epitomiren lasse, ohne
seine Gedanken- und Schlußreihe sehr unschicklich zu unter-
brechen, erhellet schon aus der Natur des Gegenstandes; und
eben diese Bewandniß hat es mit Nummer III., unter den
wahren Grundsatz der Handelsgesetzgebung, und über die Ver-
breitungsmittel, das Handelsverkehr unter allen Völkern
zum möglich höchstem Grade zu erweitern und zu beleben. IV.
Neue Betrachtungen über den nämlichen Gegenstand. —
scheint einer der neu hinzugefügten Aufsätze zu seyn. Unter
andern erklärt der Verf. sich darin über Güte und Wohlfeil-
heit der Waaren, als die beyden einzigen rechtmäßigen und
am Ende wirksamsten Mittel, für ganze Nationen wie für
einzelne Kaufleute und Fabrikanten, ihren Waaren den mög-
lich größten Absatz zu verschaffen. Widerlegung der mehr
Beyfall als sie verdient findenden Behauptung, daß der erhö-
hete Preis der Lebensmittel den Ackerbau befördert habe. V.
Ueber die Kolonien der Griechen. — Nur ein Paar Aus-

sichten

ichten in dieses noch wenig besuchte Feld der Geschichte und
alten Statistik. Hier blos mit Rücksicht auf die Vortrefflich-
keit des Griechischen Nationalcharakters, wo ihre Combina-
tionsgabe, Betriebsamkeit und Frugalität, in Handelsgeschäf-
ten besonders hervorleuchten. Die erstaunliche Menge der
von ihnen gestifteten Pflanzstädte; die praktische Klugheit bey
Anlegung derselben; die immer zunehmende Bevölkerung der
Griechischen Plätze, woraus eine so zahlreiche, oft wiederhol-
te Auswanderung allein sich erklären läßt; die Anhänglichkeit
der Kolonien an ihr Mutterland, dessen Verfassung größten-
theils beybehalten wurde; der auch hier fortblühende ächte und
lebhafte Geschmack an Wissenschaften und Künsten: aus allen
diesen und viel andern Wahrnehmungen mehr, ergiebt sich ein
für die Geisteskultur der Griechen so rühmliches Resultat, daß
der von ihnen erreichten Superiorität die Geschichte schwer-
lich ein zweytes Beyspiel liefern dürfte. VI. Ueber den rich-
tigen Begriff vom Gelde; über die Wichtigkeit des Geldes
in Absicht auf Nationalreichthum; und über die Schwierig-
keit, in Ländern, wo der schwere Münzfuß üblich ist, den
leichten einzuführen. VII. Schreiben an Hrn. Prof. Büsch:
über die Möglichkeit und Nützlichkeit eines allgemeinen Münz-
fußes. — Schon die Ueberschrift auch dieser beyden Num-
mern zeigt die Schwierigkeit an, einen dem Ganzen nicht
nachtheiligen Auszug in der Kürze zu geben. Wer indeß sich
überzeugt hat, oder überzeugt zu seyn glaubt, daß Geld un-
möglich für Synonym des Reichthums gelten könne, wird
unserm Verf. — und auch Rec. macht sich dieses zur Pflicht —
für beyde Aufsätze Dank wissen. Was über den Schlag-
schatz, den der Verf. abgeschafft zu sehen wünscht, S. 293.
f. gesagt wird, scheint so gut motivirt zu seyn, als Rec.
wenigstens es bisher noch nirgend angetroffen hat. VIII.
Über das gemeinschaftliche Handelsinteresse der deutschen,
nicht zu Oesterreich und Preußen gehörigen Reichsländer. —
Die Einheit des deutschen Reichs zeigt sich zu Wien, zu Wetz-
lar und zu Regensburg; in Hinsicht nämlich auf Justiz und
Politik. Daß sie auch am Rhein, an der Elbe und der We-
ser, das heißt in der Sphäre des Handels, sichtbar seyn möchte,
wäre nicht weniger zu wünschen. Unser Verf., wie andre
redliche Leute mehr, hatte gehofft, daß ein so wichtiger Ge-
genstand auch die neueste Wahlkapitulation beschäfftigen würde.
Noch wichtigere, oder wenigstens dringendere Gegenstände,
haben uns für jetzt um Erfüllung dieser Wünsche gebracht, und

ob die Entwickelung des großen Schauspiels, das Europa eine neue Gestalt zu geben droht, dem deutschen Handel vortheilhaft ausfallen werde, mag der Himmel wissen! Hier die Hauptzüge eines Entwurfs, wie diese beabsichtigte Einheit auch im Handel zu erreichen seyn möchte: zum Theil wenigstens; denn auf eine totale, läßt bey dem besondern Handelsinteresse Oesterreichs und Preußens, und bey so überwiegender Gewalt dieser Mächte, nicht mehr sich Rechnung machen. Daß ein so patriotischer Traum, auch nur in einzelnen Theilen, mehr als bloße Möglichkeit seyn möge, werden alle Leser wünschen. IX. Auszüge aus den Debatten der Französischen Nationalversammlung über die Einführung der Geschwornen. — Dieses, die Englische Criminalverfassung von allen andern in Europa unterscheidende Rechtsmittel, haben die Neufranken ebenfalls auf ihren Boden verpflanzen wollen. Nach mancherley Debatten geschah solches auch; mit dem erheblichen Unterschiede jedoch, daß die Zeugenaussagen zuerst gerichtlich niedergeschrieben, aber den Geschwornen nicht mitgetheilt werden; sondern daß die Geschwornen blos nach dem, was beym mündlichen Verhör vorgeht, entscheiden sollen. Was in der Nationalversammlung im December des Jahrs 1790. für und gegen dieses Decret nicht ohne Wärme verhandelt worden, muß bey unserm Verf. nachgelesen werden, als welcher diese Debatten in einen lehrreichen Auszug zu bringen gewußt, und mit den nöthigen Erläuterungen aus der Englischen Verfassung versehen hat. Wie es mit Befolgung dieses Decrets aber wohl jetzt in dem unglücklichen Frankreich aussehen mag!! X. Vom Herkommen und langem Besitz, als Grundsätzen des Naturrechts. — Nur drey Blätter, aber desto reichhaltiger. Der Verf. dringt auf Abschaffung beyder; nicht aber durch Krieg, den leidigen Antipoden der wahrhaft glücklichen Gesellschaft. Recht und Unrecht Undinge, wenn sie nicht auf lebende Menschen sich beziehn: Präscription und Observanz aber unter trüben Rechtsquellen die trübste! — Schade, daß die ersten Bogen der gewiß nützlichen Sammlung durch zum Theil garstige Druckfehler entstellt worden sind!

F.

Schriften von Karl Viktor von Bonstetten. Herausgegeben von Friedrich Matthisson. Zürich, bey Orell und Comp. 1793. VIII. und 343 S. in 8. 20 gr.

Die erste Stelle in dieser Sammlung nehmen, dem Ort und Range nach, die Briefe über ein Schweizerisches Hirtenland ein. Sie sind schon einzeln im deutschen Merkur und Schweizerischen Museum abgedruckt, in dieser Bibl. aber noch nicht angezeigt worden. Nach des Rec. Urtheil enthalten sie eine vortreffliche und musterhafte Darstellung des politischen, physischen, sittlichen und ökonomischen Zustandes eines kleinen Ländchens, des sogenannten Saanenlandes im Canton Bern, dergleichen es nur wenig ähnliche geben dürfte. Einzelne Auswüchse von Enthusiasmus, einzelne gezwungene, oder falsche Gedanken benehmen diesen übrigens auch von Seiten des Vortrags so empfehlungswürdigen Briefen wenig von ihrem Werthe. In diesem verbesserten Abdruck sind sie mit zwey neuen Briefen vermehrt worden. Im ersten zählt der Verf. die landesherrlichen Verordnungen, diese Hirtengegenden betreffend, auf, die fast ohne Ausnahme im Verboten von Aus- und Einfuhr bestehen, und von denen einige dem Lande den größten Nachtheil gebracht haben. Der zweyte rührt von dem berühmten Johann Müller, jetzigen Mainzischen Staatsrath, her, und liefert eine kurze Geschichte dieses Ländchens. Wir können uns nicht enthalten, verschiedenes aus diesen vortrefflichen Briefen auszuzeichnen, um diejenigen Leser, die sie noch nicht kennen, aufmerksam zu machen. Das Saanenland besteht aus sechs Quadratmeilen, dreyzehn Thälern und acht Kirchspielen, die von eben so viel tausend Menschen bewohnt werden. Jede Viertelmeile hat ihr eignes Klima, und füglich kann Saanenland in diesem Betracht ein Compendium von Europa genannt werden. Die Thäler, durch welche der Saanestrom pfeilschnell sich ergießt, enthalten in fünf Geschossen (Etagen) die Verschiedenheiten, die der Himmel zwischen Dauphiné und Hamburg hervorbringt; vom Grunde der Thäler aber bis auf die Gipfel der Gletscher ist fühlbar, was der Himmel von Hamburg bis Nova Zembla bewirkt. In Sitten und Kleidern ist hier das Volk so verschieden, als das Land an Früchten und Luft. Die Reichen im Saanenthale, die obersten Vorsteher des Volks, be-

gleiten mit Weib und Kindern die Heerde nach dem Berge, melken die Kühe, und halten diese alten Sitten für Ehre, da die Obern im Dorfe Roßiniere sich solcher Arbeiten schämen. Starke Hagel und fürchterliche Donnerwetter sind im Sanenlande selten; nicht leicht aber verfließt ein Jahr ohne Erderschütterung. Die Witterung in den Alpenthälern ist überhaupt beständiger als im ebenen Lande. Ihre Sommer sind kühler, die Winter wärmer; und den Herbst kennen sie so wenig wie die alten Germanier. Die Laubkäfer (oder Maykäfer) sind so selten, daß der größte Theil des Volks ihr Daseyn in der Natur nicht kannte, ehe der Rath von Bern eine Verordnung wider diese Thiere ergehen ließ. Als in der Kirche zu Rötschmund das Käfermandat vorgelesen ward, glaubten die Bauern Hanneton bedeute einen jungen Esel. Stachelschweine und Eichhörnchen sind nicht selten, Füchse sehr gemein. Wölfe und Bären, deren Ausrottung noch im Jahr 1655 ein Gesetz erforderte, sind jetzt, wie das wilde Schwein, gänzlich unbekannt. Gemsen waren sonst häufiger. Sie sind roth im Sommer, im Winter dunkelbraun: die Haut ist am Rücken viel zärter als am Bauch. Sie gatten oft mit Ziegen, am Ende des Aprils werfen sie zwey Kleine, die sich zähmen lassen. — Jährlich verändert jede Familie fünf oder sechsmal ihre Wohnung. Jede Woche begegnet man Hausvätern, die mit Weib und Kindern, ihrer Heerde, dem Käsekessel und einigem hölzernen Geräth nach einer neuen Wohnung ziehen. Vor Einführung des Käsehandels wurde das Land gepflügt, jetzt ist kein Pflug mehr im ganzen Sanenlande. Die Volksmenge ist im Verhältniß zum Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens ansehnlich. In England werden viele Gegenden gelehrter angebaut, und doch findet man selbst in der Ebene Heiden. Zu Sanen sind Wüsten, die unzugänglich schienen, in Wiesen verwandelt, und in fürchterlichen Wäldern schöne Gärten hervorgebracht worden. Gesetze thun viel; Geist noch mehr, Sitten das meiste. Der Mittelpreis eines Morgen (arpent) Wiesenlandes ist 1000 Pfund (Livres) in entlegenen, schattigen Gegenden nur 500, nah an Dörfern hingegen 2000 Pf. Luft und Kräuter sind in den Alpen dem Vieh so zuträglich, daß oft eine Kuh bis 1800 Pf. wiegt, und mit 33 Reichsthalern bezahlt wird. Ja neulich ward ein 2200 Pf. schwerer Ochse mit 109 Rthlr. bezahlt. Schlechte Kühe, die man groß und beleibt haben will, bespringen den Stier nicht vor dem vierten Jahre. Der Verf. ist sehr genau.

das Verbot der Ausfuhr der Butter. Sehr wahr ist, was er S. 72. sagt: Ein immerwährendes Ausfuhrverbot ist zweckwidrig, weil man in theuern Zeiten in die Unmöglichkeit gesetzt wird, die wahre Wohlthat eines solchen Verbotes zu genießen. „Ewige Ausfuhrverbote sind entweder unnöthig oder schädlich.“ „Ich kenne Republiken, die sehr oft die Ausfuhr aller Nahrungsmittel verbieten; sie gelangen zu ihrem Zweck, und alle Lebensmittel sind bey ihnen wohlfeil; allein das Geld wird desto theurer, und diese Staaten sind die ärmsten von allen.“ — Die meiste Milch erhält man, wenn bey der vollen Reife des Grases der Himmel mit Wolken bedeckt ist; niemals fettere Milch als nach einem leichten Schnee im Sommer, die schlechteste und am wenigsten bey großer Hitze. — Vom Kaffee wird ein so starker Verbrauch gemacht, daß es fabelhaft scheinen könnte. Nach der Heuerndte pflegen sich beyde Geschlechter auf zwey oder drey Tage bey einer Hütte auf dem Gipfel des nächsten Berges zu versammeln; die Mädchen bringen Kaffee, Zucker und Milch, die Jünglinge Musik und Wein. Der Kaffee wird mit vielem Rahm in dem großen Käsekessel gekocht, ganze Zuckerhüte werden hineingestürzt. Auf dem Gras um denselben her sieht man die Gesellschaft aus hölzernen Löffeln den so zubereiteten Trank genießen. Hochzeitfeste, zu welchen bis 40 Personen gebeten werden, dauern bisweilen eine ganze Woche, wobey den ganzen Tag Caffee, Thee (mit Zimmt und Safran,) Wein mit Spezereyen und Zucker aufgetischt wird. Holz zum Häuserbau wird gemeiniglich von dem ganzen Dorfe herbeygeführt; hiebey werden viele Schüsseln Caffee getrunken. Ein Mann aus der Ebene bat einen Freund von Sanen auf Sonntag Morgen zum Caffee, dieser kam als zur Kirche geläutet wurde, trank acht Tassen, stand eilfertig auf, und entschuldigte sich, daß er nicht Muße habe, heute Kaffee bey ihm zu trinken. Auch bey Abendbesuchen wird er den Gästen vorgesetzt. Viele Bauern trinken ihn täglich zweymal, die Armen, welche keinen Zucker haben, mit Salz. Von dem häufigen Coffeetrinken rührt wahrscheinlich die Häßlichkeit der Weiber in Sanen her. — (Im Fürstenthum Neufchatel gewinnen sechsjährige Mädchen, wenn sie jährlich 300 Tage arbeiten, 150 Livres, d. i. sechse mehr, als der Sold eines französischen Musketiers beträgt; ein Junge ohngefähr so viel als ein Grenadier.) Herrliche Züge von der Sitteneinfalt und Herzensgüte dieses guten Völkchens. Diebe hatten eine Hütte ausgeleert, und

wurden auf der That ergriffen. Die Hausmutter und ein Verwandter blieben bey ihnen, der Mann hohlte die Gerichtsdiener. Als diese kamen, saßen die Diebe bey Tische und wurden von der Frau bedient. „Die guten Leute, sagte sie, hungerten gar sehr.“ Die Heyrathen sind bey diesen Hirten der wichtigste Zeitpunkt im Leben, vor denselben ist sehr vieles, nachher aber nichts erlaubt. Am ersten Sonntage des Aufgebots bleiben die Verlobten aus der Kirche, am zweyten erscheinen sie sehr weiß gepudert, in den schönsten Kleidern, der Bräutigam mit einem Degen geziert. Alsdann wird eine ganze Woche in Mahlzeiten zugebracht. Oft wird, besonders wenn Witwen heyrathen, ein Schariwari vorgestellt: d. i. es werden bey Nacht mit großem Geschrey die Reise von und nach dem Berge und alle Handarbeiten im Dorfe, durch die Jünglinge, welche die Hirten und Heerden machen, vorgestellt. Bey einem solchen Schariwari zu Rötschmund stand ein junger Bursche auf den Achseln zweyer andern, und trat so mit einem langen Stabe durch das Dorf. Er nannte sich der König, und die, auf denen er stand, nannten sich seine Unterthanen. Ein Einfall, der den Begriff schildert, den diese Hirten sich von einem Könige bilden. Die Hirten lesen in ihrer glücklichen Muße sehr gern angenehme Bücher, wie Sebast. Münsters Cosmographie, andere die Chroniken der Thaten ihrer Väter. Von den preußischen Schlachten haben sie mit unbeschreiblicher Begierde, mit einem Interesse wie von denen bey Sempach und Laupen gehört und gelesen. Zu Ehrenstellen, die sie von ihrem Hirtenleben zerstreuen, müssen die meisten genöthigt werden, und fast alle ihre Dörfer sind von der demokratischen zur aristokratischen Form übergegangen; denn (sagt der Verf., ein Adlicher!) unter allen Regierungsverfassungen ist nicht leicht eine unnatürlicher, als die Demokratie, d. h. gleiche Gewalt bey ungleichen Kräften. (Das wäre der wesentliche Charakter der Demokratie?) —— Hr. v. B. schrieb diese Briefe 1779. als Stadthalter des Landes Saanen (französisch, Joh. Müller übersetzte sie in das Deutsche.) Er sah alles oft und viel mit eignen Augen, und zog die genauesten Erkundigungen ein. Möchten doch alle Städte- und Landebeschreiber diesem Beyspiele folgen!

II. Fragmente des Tagebuchs einer Reise durch das Bisthum Basel und die Gebirge von Neufchatel. Im August 1784. Die Einwohner in den Thälern des Jura

nd gut und höflich, und ihre Häuser reinlich, obgleich unter
ihren nenne keine Schornsteine haben. Der protestantische
Theil des Bisthums Basel ist ungleich wahlhabender, als der
atholische. Der Abt des Klosters Belleley der Kute hat ein
öffentliches Seminarium errichtet. Funfzig Knaben von 5 bis
5 Jahren lernen hier deutsch, französisch, latein, die An-
fangsgründe der Mathematik, etwas Philosophie, Historie,
Geographie. Besonders werden ihnen vernünftige Religions-
grundsätze beygebracht. Auch haben sie Meister im Fechten,
Zeichnen und der Musik. Kurz, dies ist die beste Erziehungs-
anstalt in der ganzen katholischen Schweiz. Die Pension ist
sehr mäßig und kommt monatlich nicht über 30 Liv. zu stehen.
Die Zöglinge sind Franzosen, Deutsche, Schweizer und un-
ter diesen auch einige Protestanten. Pruntrut ist ein wohl-
gebauter, gut bepflasterter Ort, sie hat nicht über 100 Ein-
wohner. Die Gegend umher ist sehr vernachläßigt, doch der
Viehhandel beträchtlich. Der wenige hiesige Adel lebt, um
rechte lange Weile zu haben, ganz abgesondert von den übri-
gen Einwohnern. Der Bischof sagte dem Verf., in seinen
Staaten zähle man 60000 Einwohner. Neufchatel. Frey-
heit und Toleranz und in ihrem Gefolge Industrie haben diese
an sich unfruchtbare Gegenden zum Wohlstand erhoben. Man-
che Orte sind kaum 3 Monate ohne Schnee. Für 6 Liv. wird
jeder Fremde als Insasse aufgenommen. Hier werden in der
ganzen Schweiz allein alle Religionen geduldet. Die Bevöl-
kerung und die Zahl der Häuser steigt täglich. Der Verf.
besuchte den berühmten Jacques Droz. An der großen
Deutlichkeit, womit er spricht, und der Einfalt seiner Ma-
nieren erkennt man den Mann von Genie. Er findet alles,
was er gemacht hat, sehr simpel und unbedeutend. Damals
war er 62 Jahr alt. Seine Mutter bestimmte ihn für die
Theologie, allein es fielen ihm einige mathematische Bücher
in die Hände, und er folgte dem Drang seines Genies. Sein
Sohn war in seinem 21sten Jahre schon so groß, wie er,
und hatte bereits seinen Dessinateur verfertigt. Er erzählte
dem Verf. von seinen Reisen durch Spanien. Es war ein
Glück für ihn, daß der verstorbene König wirklich Talente für
die Mechanik besaß, und seine Arbeit so gleich begriff, sonst
wäre Droz als ein Zauberer verbrannt worden. Auf der Uhr,
die er dem Könige gegeben, befand sich die Vorstellung einer
Schäferey. Wenn die Uhr schlägt, so nimmt der Schäfer
eine Flöte, und fängt an, eines seiner 6 Stücke zu blasen,

und

und sein Hund gehe zu ihm hin, ihm zu schmeicheln." Der König war ganz bezaubert. Droz sagte zu ihm: "Sire, diese Artigkeit des Hundes ist eines seiner kleinsten Verdienste; Ew. Maj. wagen es nur, einen Apfel aus dem Korbe zu nehmen, der neben dem Schäfer steht, und Sie werden auch die Treue des Thieres bewundern müssen." Der Hund sprang nach seiner Hand, und bellte so stark, daß des Königs Hund anfieng, mit zu bellen, und der ganze Hof das Kreuz zu schlagen, als wenn der Teufel in diesem Uhrwerk verborgen läge. Der Minister des Seewesens hatte allein das Herz zu bleiben. Der König befahl ihm, den kleinen Neger zu fragen: wie viel Uhr es sey? Der Minister fragte ihn; aber der Neger gab keine Antwort. Hierauf sagte Droz, es komme daher, weil der Neger das Spanische noch nicht verstehe. Der Minister redete ihn französisch an, und der Neger antwortete. Man hielt es auch jener nicht länger aus, lief aus dem Zimmer und schrie: E il Diavolo! Droz war im Begriffe, sich und seines Landes Glück zu machen, als der König starb. Er hatte bereits das Privilegium erhalten, Uhren in Spanien zu verkaufen, dadurch wären die Thäler von Neufchatel zu einer einzigen Stadt geworden.

III. Der Einsiedler, eine Alpengeschichte. Diese Erzählung verräth mehr den praktischen, denkenden Kopf, als den Dichter. Die Idee ist schön, das Gewand der Allegorie aber nicht sehr glücklich erfunden und angepaßt. Der Zweck der Erzählung ist, zu zeigen, daß Ordnung in Gedanken und Handlungen die ächte Quelle alles Großen und Edlen sey.

IV. Ueber Tod und Unsterblichkeit. Mehr für die Phantasie und Empfindung, als für den prüfenden Verstand. Der Verf. gesteht, daß er von den neuen Metaphysikern wenig gelesen, weil sie ihm gewöhnlich gleich auf den ersten Seiten angeeckelt. Wir wissen nicht, welche Schriftsteller er hier im Sinne hatte; aber so viel wissen wir, daß Hr. v. B. von diesen wichtigen Gegenständen nicht mehr versteht, als irgend ein metaphysischer Grübler, wenn er gleich eben so entscheidend und diktatorisch spricht. S. 245. „Unsterblichkeit, ja sie ist, so wahr wir leben. Sie ist wahr in der Natur, sie ist allenthalben, wo Wirklichkeit im Wesen ist. Die Natur ist. Genug! Seyn und Sterben sind Widersprüche. Vernichtung [illegible] eben so wenig begreiflich, als Schöpfung

da also Vernichtung nicht möglich ist, so frage ich: wo ist der Tod? u. s. w." Was der Verf. Neues gesagt zu haben glaubt, zeigt sich jedem nur irgend geübten Auge bald als sinnreiche Wortspielerey.

V. Ein Spatziergang. Warnt für der Furcht vor der Zukunft.

VI. Idyllen. Moralisch-philosophische Rhapsodien in poetischer Prosa, nicht Idyllen, nicht Poesie.

Ga.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten über verschiedene besondere Materien und Veranlassungen, von D. J. C. Piper, Professor der Theologie und Prediger zu St. Jakobi in Greifswald. Leipzig, in der Gräffischen Buchhandlung. 1792. 606 Seiten. Zweyter Band: Nebst einem Anhange einiger Predigten, welche bey Gelegenheit des an Gustav dem dritten verübten Königsmordes gehalten worden. Ebendaselbst, 1793. 664 S. in 8. 1 Rk. 8 gr.

Nachdem wir die zwey starken Bände durchgängig gewissenhaft geprüft, lautet das Resultat der Prüfung: sehr mittelmäßig. Mit diesem kurzen Urtheil würden wir uns bey den immer enger werdenden Grenzen der Allg. d. Bibl. begnügen, wenn nicht Stand und Amt des Verf. uns zu einiger Weitläuftigkeit nöthigten. Denn was erwartet man nicht von einem Professor der Theologie, zumal wenn er Prediger ist, und sogar als Prediger vor dem ganzen deutschen Publikum auftritt! Und wie rechtmäßig sind diese Erwartungen! Von wem soll der angehende Prediger lernen, wenn er es nicht von seinem Lehrer kann? Wie soll er ein guter Prediger werden, wenn er an seinem Lehrer ein, höchstens, mittelmäßiges Muster hat. — Der Verf., der ohne alle Vorrede diese seine Predigten in die Welt schickt, scheint zwar daher zu glauben, sie werden sich selbst empfehlen: allein, leider! finden wir die Hauptsätze größtentheils so allgemein, und die Ausführung so

dürf-

dürftig und doch dabey so überspannt, und voll schwankender, verworrener Begriffe, daß wir sie am allerwenigsten als Casualreden empfehlen können. Wir würden mehrere Bogen füllen können, wenn wir alle Beweise für unser Urtheil aus vorliegenden Predigten hersetzen wollten; müssen uns aber eben deswegen auf einige wenige einschränken.

Wir sagten erstlich: die Hauptsätze sind zu allgemein. Denn zu einer guten Casualpredigt gehört offenbar, daß der zu einer Predigt Gelegenheit gebende Fall zur Belehrung, Ermunterung u. s. w. benutzt wird; aber der Verf., der doch als Professor hierin Muster seyn sollte, und wahrscheinlich seyn wollte, denkt gar nicht daran. Bey Gelegenheit der Geburt des Kronprinzen z. E. handelt er von der Leitung der Vorsehung bey unsern traurigen und fröhlichen Begebenheiten über 1 Thess. 4, 13—18., und zwar 1) wie sie uns in der Trauer gesinnt seyn lehre, und 2) was sie uns bey der Freude für heilsame Vorschriften ertheile. Ersteres lehrt er auf mehr als sechs, letztres auf vier Seiten, und nun erst am Ende kommt er auf die Geburt des Kronprinzen, und redet davon und vom Schluß des Kirchenjahrs, den er damit verbindet, auf 2 Seiten. Fast gewinnt es im Anfang der Predigt das Ansehn, als halte er die Geburt des Kronprinzen für ein Leiden, da er von den Leiden so weitläuftig spricht, und vom Kronprinzen auch nicht einmal in der langen Einleitung, ein Wort. Wie viel Nützliches und Belehrendes konnte aber nicht bey solcher Gelegenheit gesagt werden! — Der Königsmord Gustavs, wie viel Stoff zu nöthigen Belehrungen, zumal in unsern Tagen, bietet der nicht dar! den aber der Verf. gar nicht zu benutzen verstanden. Denn in den 5 Predigten des Anhangs, die doch nach dem Titel auf den Königsmord Bezug haben sollen, redet der Verf. 1) von der apostolischen Feyer der Auferstehung Jesu, wo er am Ende nur ganz beyläufig davon redet, daß die Osterfeyer des Jahres durch Gustavs Ermordung gestört sey, und etwas weniges hinzusetzt. 2) Von der Freude der Weltmenschen und der Traurigkeit der Frommen in Vergleichung mit einander, wo fast gar nichts von Gustavs Ermordung vorkömmt; 3) daß Gott ein Freund und Wohlthäter der Frommen sey; 4) die Klage eines gerührten und dankbaren Volks über den Verlust eines hochverdienten Königs; und endlich 5) die ernstliche Stimme Gottes an den Sünder. — Also in 5 bey dieser

Gele-

Gelegenheit gehaltenen Predigten nur ein passendes Thema, nämlich in der vierten, der Leichenpredigt; und in einer Pre- igt sogar gar nichts von Gustav. Wir glauben nunmehr unsre erste Klage bewiesen zu haben, und übergehen also die übrigen Beweise.

Wir sagten ferner, die Ausführungen wären dürftig. Zum Beweise wollen wir hier nur die zweyte Predigt des er- ten Theils anführen, die am Martinitage über die Spuren er göttlichen Vorsehung bey der Reformation gehalten ist. Welch ein reichhaltiges, nutzbares Thema, aber wie wirds ier behandelt! Der Verf. wählt den Text: Offenbahrung Joh. 14, 6—13. und sagt dann: „Zuerst wollen wir eine Erläuterung des Textes voranschicken; und dann über die wunderbare göttliche Vorsehung in der Reinigung seiner Kir- he einige Bemerkungen machen.“ — Ists nicht schon feh- erhaft, im Hauptsatz mehr zu versprechen, als in der Abhand- ung geleistet wird? Erst wird Abhandlung eines wichtigen Themas und dann nur einige Bemerkungen zu machen ver- prochen. Aber noch mehr, die Erläuterung des Textes, die gar nicht hieher gehörte, wenn nicht der Verf. darin eine deutliche und bestimmte Voraussagung der Reformation ge- funden hätte, nimmt die wirklich größere Hälfte der Predigt ein, daher er sich denn auch endlich genöthigt sieht zu sagen: Wir würden nicht fertig werden, m. Z. und eure Aufmerk- samkeit ungewöhnlich aufhalten müssen, wenn wir noch mehr Beweise der Vorsehung Gottes beybringen wollten.“ — Hät- te doch der Verf. seine apokalyptischen Grillen von der Kanzel gelassen, so hätte er Zeit gewonnen, sein Thema besser, und ohne Ermüdung seiner Zuhörer auszuführen.

Endlich sagten wir oben, daß der Verf. sehr häufig über- spannt, schwankend und verworren geredet habe. Bey dem Beweise dieser Klage sind wir wirklich sehr verlegen, wie wir uns kurz genug fassen wollen, da der Reichthum an Beweisen groß, und die Klage gegen einen Professor der Theologie auffallend ist. Indeß werden ja, hoffentlich, unsre Leser an dem genug haben, was wir kürzlich hier berühren werden. Zuerst ein Beyspiel aus dem ersten Theil, und zwar aus der nächsten Predigt am Greifswaldschen Thurmfest, über die Epistel am Sonntag Septuagesimä. Am 13ten Februar 1650 warf ein heftiger Sturm den Kirchthurm unmittelbar nach dem Nachmittagsgottesdienst nieder, so daß zwar kein

Mensch

Mensch dadurch erschlagen, die Kirche aber so stark beschädigt ward, daß sie erst in drey Jahren wieder hergestellt werden konnte. Deswegen ist ein jährlicher Gedächtnißtag — der Verf. nennt es Fest, als wenn es eine erfreuliche Begebenheit gewesen wäre — gestiftet, an welchem der Verf. hier seiner Gemeinde auch folgendes zu sagen weiß. S. 98. „Die vornehmste Absicht bey der Stiftung solcher Gedächtnißtage ist, die Gerichte Gottes, die ehemals die Väter betroffen haben, für die Nachkommen lehrreich zu machen." — Also, wenn ein Thurm vom Wind umgeworfen wird, so ist das ein Gericht Gottes? — „Dies veranlaßt uns, mit einigen Gedanken über die nutzbare Anwendung der Gerichte Gottes, die unsre Vorfahren betroffen haben, eure Andacht gegenwärtig zu unterhalten. — Wir wollen besonders drey dahin gehörige Stücke mit wenigem berühren. 1) Das erste ist: daß Christen den Ursachen der göttlichen Strafgerichte nachdenken. 2) Gott für die gnädige Milderung seiner Gerichte danken. 3) Drittens die Mittel lernen, künftig dergleichen schweren Verhängnissen zuvor zu kommen." — Im ersten Theil sagt er von jener Begebenheit S. 101. „Doch — giebt es gewisse Fälle, wo man mit großem Recht erkennen muß, daß unser Unglück durch unsre Sünden verursacht ist, besonders wenn eine natürliche Verbindung zwischen dergleichen Plagen und unsern Vergehungen statt hat, und solche Strafen nach vorhergegangenen großen Lastern über die Menschen verhängt werden. Damit wir nur bey der Veranlassung dieses heutigen Gedächtnißtages stehen bleiben, was ist gewöhnlicher und schändlicher, was kann die göttliche Gerechtigkeit mehr zur Ahndung reitzen, als die Verachtung und Entweihung des öffentlichen Gottesdienstes? Man besucht entweder das Heiligthum des Herrn gar nicht, und verwirft mit dem schnödesten Widerwillen alle Gelegenheiten, wo man unterrichtet und gebessert werden könnte. Oder man geht zu den Vorhöfen des Herrn nicht in der lautern Absicht, durch die Worte des Lebens erleuchtet und gewonnen zu werden; die öffentlichen Versammlungen werden blos als Schauplätze der Neubegierde und der Pracht angesehen, und man nimmt aus den Vorträgen selbst nur Veranlassung zum Spott und Tadelsucht derer, die" (gehört etwa der Verf. auch zu denen?) „nicht nach unserm Sinn sind. Oder man setzt auch ein falsches heuchlerisches Vertrauen auf die blos äußerliche Feyer des Gottesdienstes, schränkt das

ganze

nze Christenthum nur auf die zur gewissen Zeit beobachteten
ebräuche ein, trennt die öffentliche Verehrung Gottes von
r häuslichen Frömmigkeit, und glaubt alle Pflichten der
eligion erfüllt zu haben, wenn solchen Tagen nur ihr Rech
schehen sey. Wenn dann nun der Allsehende und Al
heiligste solche Misbräuche ahndet, wenn er dem
turm und Feuer gebietet, solche entweiheten Woh
ungen zu verwüsten, wenn er gleichsam sein Haus
lässt, weil er lauter gezwungene Verehrung sehen
uß, woran die Herzen so wenig Antheil haben; wer
llte hiebey nicht auf diese natürliche Ueberlegung ge
then: Unsre Vorfahren, oder wir haben es verschul
t, daß uns die so schlecht angewandten Gelegenhei
n eine Zeitlang geraubt wurden. Wollen wir es
cht schätzen, daß er seinen Gnadenthron oder den
uchter des Evangelii so nahe vor unsern Thüren
nsetzen? können wir uns denn darüber wundern,
ß er uns durch die Entziehung dieser Wohlthat be
eisen will, wie wir derselben unwürdig waren?
iese Betrachtung muß nothwendig noch einen andern Ge
nken erwecken. Dauren nämlich alle die obengenannten
isbräuche noch fort, verhärten wir uns gar gegen die Schlä
der göttlichen Züchtigungen, die unsre Vorfahren oder uns
troffen haben, was ist uns Bürge dafür, daß nicht
e Verhängnisse gewisse Vorboten noch größerer Un
ücksfälle werden können? Seine Stürme, seine
immen sind noch immer, wie ehemals, die Diener
ner Gerechtigkeit, die auf seinen Wink bereit ste
n. — Alles dieses sind keine erdichtete
chreckbilder, es sind ungezwungene Fol
n, die wir mit dem Worte Gottes und
r Erfahrung übereinstimmend finden."
Um [illegible] willen! welche Vorstellung von Gott! Es soll
nichts mehr zur Ahndung reitzen, als Verachtung des öf
lichen Gottesdienstes, oder gar, Tadel solcher heiligen
chaderenen, wie wir so eben gelesen haben? Gott kann also
izt werden? — kann so gereizt werden, daß er seinen
n an ein unschuldiges Gebäude ausläßt, gleich einer thö
ten Mutter, die statt dem Kinde die Unbehutsamkeit vor
alten, den Erdboden schlägt, auf dem es fiel; — daß er
Blitz und Sturm nur darum gebeut, in eine Kirche zu
en, sie zu zerstöhren? Und das glaubt der Verf. gewiß zu

wissen, so daß es keine erdichtete Schreckbilder sind. — Wie möchten wir fragen: Ist's Wunder, daß denkende Köpfe an der positiven Religion sich stoßen, wenn Lehrer des Christenthums, wenn sogar Professoren der Theologie sehr [illegible] unanständige Begriffe von Gott ausbreiten? Und wie sollen ist das heutige Urtheil über Greifswalds ehemalige und jetzige Bewohner? — Aber wir müssen auch aus dem zweyten Theil eine Stelle hersetzen. S. 106. „Welche Gnade war es, daß bey einem so gefährlichen Einsturz nicht ein einziger unter den Trümmern begraben ward! Wie, wenn eine ganze Versammlung mitten in ihrer Feyer des Gottesdienstes erschlagen, Lebendige und Todte mit einmal verschüttet wären, wenn sich ihre Lobgesänge in Aechzen und Winseln geendigt hätten, und die ganze Stadt mit Trauren und Angstgeschrey über die Leichen ihrer Väter, ihrer Brüder und Freunde erfüllt worden wäre? Wer kann es uns sagen, ob Gott nicht damals auch um eines einzigen Gerechten willen, der noch eine Stunde zuvor sein Heiligthum mit Wohlgefallen gesehen hatte, den übrigen alle verschont habe? Wie weise und gütig war nicht die Schickung Gottes, nur durch eine erträgliche Verwüstung seines Tempels diese heilige Stätte den Einwohnern aufs neue schätzbar zu machen, und, daß ich so rede, das eingeschlafne Feuer der Andacht nach diesem Sturm wieder zur hellen Flamme in einigen Gemüthern anzufachen. Aber Gott verlangte eine länger dauernde Dankbarkeit, als die nur auf ein Geschlecht von Menschen, und auf einen so kurzen Zeitraum eingeschränkt bleiben sollte. Er hat durch unsre Väter, die er dazu erweckte, ein Gedächtniß stiften lassen, der gnädige und barmherzige Herr. Da wir noch mehr als hundert Jahren noch den Nutzen von jener Errettung genießen, sollte er von uns nicht auch den Dank erhalten, und zwar nicht weniger von den Nachkommen, als von denen, die damals die Wirkungen seiner Allmacht gesehen haben? In einer jeden vormaligen Erhaltung unsers Landes, unsrer Stadt und unsrer Kirchen, ist auch unsre Wohlfahrt mit eingeschlossen. Hätte er damals seinen Leuchter an der heiligen Stätte völlig zerbrochen, wo würde für die Nachkommen, da die öffentlichen Mittel zu milden Stiftungen immer geringer werden, das erquickende göttliche Licht, das auf demselben brannte, und das für uns heute noch scheint, geblieben seyn?" — Wir enthalten uns jeder Bemerkung, die sich bey dieser Stelle von selbst aufdrängt, und fragen nur

des

en Verf., wie denn durch des Thurms Umsturz der Leuchter n der heiligen Stätte hätte völlig zerbrochen werden können? lber! wir besinnen uns in einer andern Predigt gefunden zu aben, daß ein wahrer Gottesdienst nur in der Kirche gehal-n werden könne. Die Stelle ist zu merkwürdig; sie steht n zweyten Theil der Predigten, in einer andern Thurmfest-redigt, S. 365. „O! wie anbetenswürdig ist die unerforsch-che göttliche Weisheit in der Weltregierung, welche die wohl-eilen und sparsamen Zeiten vor den theuren und verschwendri-hen, die Zeiten der frommen und dabey freygebigen Einfalt or den Zeiten der Aufklärung und des zum allgemeinen Wohl kargen Unglaubens vorangehen ließ! Wie hätten wohl Re-gion und Staat jetzo bestehen können, wenn ehemals nicht allen den Anstalten wäre ein dauerhafter Grund gelegt orden, denen wir jetzo in der bürgerlichen und geistlichen Verfassung unsre Ordnung und unsern Flor zu danken haben? Wenn wir noch weitere Riesenschritte in dem Unglauben und der Abneigung von der Religion thun werden, als bisher die Augen fällt: so wird, wenn etwa Tempel ein solches nglück der gänzlichen Verheerung treffen sollte, das Land-olk, was noch christlich denkt, in den Scheunen oder auf n Feldern, der Bürger in den Städten aber in Privathäusern oder öffentlichen Herbergen zur Anhörung des göttli-en Wortes zusammenkommen müssen! Wie wenig haben ch so leichtsinnige Gemüther dieses alles erwogen, welche e Feyer solcher Gedächtnißtage wegen Rettung oder Wieder-erstellung öffentlicher Gebäude nicht nur selbst [illegible] ha-n, sondern auch allen denen, die noch Sinn und Gefühl r Religion und Ordnung haben, verdächtig zu machen sich rühmen! Ehemals mußten die Menschen die Gebäude erhal-n; jetzt erhalten die Gebäude dagegen die Menschen im Wohlstande. Ich will so viel sagen: In jenen Zeiten, wel-e wir jetzo die finstern nennen, und ihnen in Vergleichung it uns Barbarey zuschreiben, mußte lediglich der rege Eifer r Einwohner alle solche öffentliche Anstalten und gottesdienst-he Gebäude theils aus allgemeinem, theils aus Privatver-ögen erhalten, und die Quellen ausmachen, woraus solche nentbehrliche Einrichtungen ihre beständige Zuflüsse nehmen n. In unserm aufgeklärten Jahrhundert [illegible] diese Quellen, denen es an Nahrung fehlt, zu ver-ocknen; so daß wir nunmehr kaum das zu erhalten n Stande sind, was jene fromme, jene [illegible]

 gef-

[illegible] und Thätigkeit so schnell und allgemein, so groß und herrlich zur Wirklichkeit darstellte. — Ach, lasset sie uns doch ehrenwerth halten, unsre öffentlichen Werkstätte der Religion, der Gerechtigkeit und Weisheit, nicht blos um ihrer Zierde, Bequemlichkeit und Kostbarkeit willen, sondern weil sie es nur eigentlich sind, die Religion, Anstand und Ordnung noch aufrecht erhalten; weil sie noch die einzigen Zufluchtsörter für die ersterbende, verscheuchte und verlassene Andacht sind; weil mit ihnen auch zugleich die Stiftungen für die Lehrer und Diener der Gemeine unzertrennlich zusammenhängen, und durch ihre Erhaltung allein ihren ungestörten Gang behalten. — Wehe der Stadt, wehe dem Lande, wenn ein unglücklicher Zufall sie vernichtete! wie wäre es möglich, daß der Staat hier zutreten, und den Verfall hemmen könnte, der mit seiner eignen Unterhaltung kümmerlich genug zu thun hat? O segnet ihr späten Enkel die Asche eurer Voreltern, daß sie Tag und Nacht so rastlos auf milde Stiftungen sannen, daß selbige aus Kirchengütern ein Heiligthum machten, das der weltliche Arm nicht antasten noch plündern konnte." — Die leidige Aufklärung, die doch auch gar nicht glauben will, daß todte Gebäude von Stein und Holz, die wir Kirchen nennen, „es eigentlich sind, die Religion, Anstand und Ordnung noch aufrecht erhalten," also mehr ausrichten, als die Stimme der Wahrheit; die sich sogar einbildet, es müsse die Zeit kommen, daß man nicht mehr frage, wo ist Jerusalem? wo ist Garizim? und daß ein wahrhaftiger Anbeter auch in der Scheune, oder auf dem Felde, oder in Privatgebäuden und Herbergen Gott wahrhaftig verehren könne und müsse; die sogar stolz genug ist, sich den Zeiten des Mittelalters, dem Mönchthum vorzuziehn, und vermessen genug, aus der Kirchengeschichte älterer und neuerer Zeiten beweisen zu wollen, daß — um des Verf. Worte zu brauchen — „der weltliche Arm die milden Stiftungen oft angetastet und geplündert hat," wie manche Unwürdige davon schwelgten und schwelgen, ohne dem Staat auf irgend eine Weise zu nützen, als etwa — die bürgerliche Canalje durch Bastarde zu vermehren; daß also der vom Verf. geführte Beweis für Gottes Vorsehung unstatthaft sey. — Aber wir eilen, indem wir feyerlich gegen jeden Misverstand, als wünschten wir das Einreißen der Kirchen, protestiren, zum dritten Theil der Predigt, nämlich zu den Mitteln, wodurch eine [illegible]

ne Kirche vor Einsturz bewahren kann. Wir würden ihn
n: bauet nicht so hohe Thürme; legt Blitzableiter an; laßt
e Gebäude nicht baufällig werden, und seht zu dem Ende
ssig nach, oder der Verf. sagt S. 110. „Lasset ab vom Bö
n, lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Ver
ückten, schaffet den Waisen Recht, und helfet der Wittwen
Sache.“ — Wer wird nicht diese Pflichten seiner Gemeinde
nschärfen müssen; wie aber dadurch verhindert werden könne,
ß nicht einmal ein Sturm einen, vielleicht zu hohen oder
ufälligen, Kirchthurm umwerfe, oder ein Blitz eine Kirche
zünde, vermögen wir nicht zu begreifen. Oder ob denn
elleicht auch nicht ein einziger Gerechter in einer solchen Stadt
er Gemeinde seyn müsse, „der noch eine Stunde zuvor
ttes Vaterherz hätte rühren können, die übrigen alle zu
schonen?“ — Zu solchen lieblosen falschen Urtheilen leiten
enbar solche Vorträge. — Aber es ist Zeit, nun noch ein
ispiel aus dem zweyten Band zu geben, zum Beweise, daß
r Verf. sich auch hier gleich geblieben ist. Wir wählen dazu
zwanzehnte am Charfreytage über Jesaia 53.: da hebt der
nf. S. 199. so an: „Niemand — kann läugnen, daß die
Angedenken Gedächtniß der allerwunderbarsten Begebenheit
eiligt sey, die sich jemals, seitdem Himmel und Erde aus
m Nichts hervorgegangen sind, zugetragen hat. Die Un
uld stirbt, und der Sohn Gottes im Fleisch überliefert sich,
Ausführung ewiger göttlicher Rathschlüsse, endlich selbst
blutgierigen Händen seiner Mörder zum allerschmerzlich
und verachtungsvollsten Tode.“ — Wir dächten, das
gma von Christi Menschwerdung wäre in aller Rücksicht
h viel wunderbarer. — „Die Menschen sind sonst ge
hnt, Begebenheiten der Freude und des Schreckens durch
dächtnißtage aufzubehalten, und sie den künftigen Zeital
n zum unvergeßlichen Andenken zu empfehlen. Und was
n wohl merkwürdiger seyn, was ward für Himmel und
e durch außerordentliche Zeichen in der Natur feyerlicher,
der große Versöhnungstag der ganzen Welt? Wer diesen
ohne Gefühl des Zitterns und Schreckens vor der Straf
echtigkeit der ewigen Majestät über die Sünden der Welt,
den Bürgen so entstellt hat, und ohne Erstaunen über die
begreifliche Erbarmung der göttlichen Liebe, die durch den
Jesu den Begnadigten den Himmel wieder eröffnet hat,
diesen Tag, sage ich, in Lüsten und Sicherheit zubringen
n, von dem können wir nicht anders urtheilen, als er

 müsse

[illegible] die Wahrheit dieser großen Begebenheit läug-
nen, aber auch im verkehrten Sinn schon dahin gegeben seyn,
und sich selbst dieser außerordentlichen Wohlthat nicht mehr
werth achten." — Ist denn, einen Tag ohne Zittern und
Schrecken, und einen Tag in Fasten und Gebethe zubrin-
gen, einerley? Christus erlösete die, die aus Furcht des Todes
im ganzen Leben Sklaven seyn mußten; und wir sollen noch
einen ganzen Tag im Gefühl des Zitterns und Schreckens
vor Gottes Strafgerechtigkeit zubringen? Das reime, wer
das kann. — „Man bedenke nur, mit welcher heiligen Ehr-
furcht vormals das Versöhnungsfest im alten Bunde gefeyert
ward; wenn der Hohepriester auf das Versöhnopfer seine Hän-
de legte, die Missethat des ganzen Volks darauf bekannte;
darauf mit dessen Blute in das Allerheiligste gieng, und sie-
benmal gegen den Gnadenstuhl der Bundeslade sprengte.
Ganz Israel stand indeß mit Augen und Händen, die betend
gen Himmel gerichtet waren, in den Vorhöfen versammelt,
und wartete mit sehnsuchtsvoller Andacht auf die glückliche Vol-
lendung seines an diesem Tage so beschwerlichen Amtes. Aber
was war dieses Schattenwerk des Levitischen Gottesdienstes
gegen das, was der Mittler des neuen Bundes geleistet hat?"
— Eben darum findet ja jetzt die Furcht nicht mehr statt, die
damals herrschte. — „Er vergoß sein theures Blut nicht sie-
benmal, als er für die Menschen vor Gott im Heiligthum er-
schien; sondern in unzähligen Strömen am Oelberge, bey sei-
ner Geißelung, bey seiner Krönung mit Dornen, bey der
Durchgrabung seiner Hände und Füße am Kreuz; ja noch
nach seinem Tode, als ihm seine Seite mit einem Speer ge-
öffnet ward." — Man höre die neue, wichtige, fruchtbare
Entdeckung: Jesus vergoß sein Blut nicht siebenmal, sondern
— wenn wir recht zählen können, — fünfmal. Das ist
doch recht erbaulich! Schade nur, daß es der Bibel und selbst
dem widerspricht, was der Verf. unmittelbar darauf selbst
sagt. Er kömmt dann auf sein Thema: „Jesus als das gros-
se Versöhnopfer der Welt;" aus welcher Abhandlung wir noch
ein paar Stellen hersetzen müssen. S. 205. „Sehet, wie er
sich für die Menschen, (deren Sünden er trägt, wie der Text
sagt) vor dem Allerhöchsten darstellet! Er geht, um für sie zu
leiden, in den Oelgarten Gethsemane, nachdem er zuvor durch
sein hohepriesterliches Gebet sich hiezu bereitet hatte. Hier
will er sich nun nicht wie Adam im Paradiese vor dem richter-
lichen Anblick Gottes verstecken; sondern reißt sich getrost von

[illegible] Jüngern los, und tritt, mit der angerechneten Schuld [illegible] ganzen Welt belastet, dem furchtbaren Gott entgegen. [illegible] werden im Himmel die Gerichtsbücher aufgethan; da hö[illegible] er das strenge unerbittliche Urtheil; da fühlet er unnennba[re] Strafen für die Missethaten einer Sünderwelt, und em[pfi]ndet sie so, daß seine ganze Menschheit darüber erschüttert [wi]rd. Er zittert und zaget, bittet: Vater, ists möglich, [üb]erhebe mich dieses Kelchs! ringt mit dem Tode, schwitzt [Bl]ut, und liegt in Ohnmacht da." — Der Verf. muß wohl [] Augenzeuge schon damals gewesen seyn, da er so viel Din[ge] weiß, wovon die Bibel nichts sagt, oder — er schwärmt.

S. 208. "Lasset uns nun auf ihre, (der Versöhnung) hin[rei]chende und allgemeine Gültigkeit sehen. Als Jesus dort [im] Oelgarten gefangen genommen ward, sagte er zu der be[wa]ffneten Schaar: Suchet ihr denn mich, so lasset diese [näm]lich die Jünger) gehen. Und so rief er auch allen unsern [gei]stlichen Feinden, so rief er dem ganzen Anhang der Hölle [zu.] Als alles auf ihn einstürmte, sprach er in dem göttlichen [Ge]richte: „Werde ich als der Bürge angesehen und gestraft: [so] lasset die Menschen gehen, sie sollen frey seyn! Von mir [a]ber mag die strenge Gerechtigkeit alles fordern, auf mich [fa]lle sein ganzer Zorn, ich will die anklagende Handschrift [de]s Gesetzes am Kreuz zerreißen, daß sie abgethan und auf [e]wig vertilgt sey. Der Tod mag alle seine alten Ansprüche [a]n die Sünder verdoppeln; genug ich will dem Starken, [G]ewapneten seinen Harnisch nehmen, und den Raub aus[th]eilen. Tod, ich will dir ein Gift, Hölle, ich will dir [ei]ne Pestilenz seyn. Aber die, welche sich mein Verdienst [wü]rdig zueignen, sollen frey ausgehen.""

Aber wir brechen ab, und überschlagen, was wir uns [noc]h angezeichnet hatten, denn wir wollen uns nicht an Zeit, [Pa]pier und der Geduld der Leser versündigen, daher wir auch [nic]hts von der schiefen Beurtheilung der Weltmenschen und [W]eltmoral, nichts von seiner Engelstheorie, auch nichts von [den] manchen fehlerhaften innern Einrichtungen verschiedener Ge[sän]ge und Predigten sagen wollen. Das System des Verf. [erh]ellet überdem aus dem Angeführten zur Gnüge, worauf [wi]r uns aber mit Fleiß nicht eingelassen haben; weil der V. [es] darin zu suchen gefällt; Orthodoxie in [illegible] [illegible] und Jedermann schon im Voraus als [illegible]

 ten

zur Menschen vollkommener, der nicht so denkt, wie ich." Das Gesagte wird, wie wir uns schmeicheln, hinlänglich beweisen, daß ohne aufs System zu sehen, die Predigten zu den sehr mittelmäßigen, wir würden sagen, schlechten gehören, wenn nicht einige bessere, wenigstens stellweis bessere Predigten vorkämen. Denen zum Besten, die sich aus denselben erbauen wollen, sagen wir nur noch, daß im ersten Theile 34, und im zweyten Theil 36 Predigten stehen, meistens über gewöhnliche Tage und Vorfälle, als Bußtage, Dankfeste, Aposteltage, Passionszeit, Hochzeit, Leichenreden u. dgl.; einige aber über besondere Fälle, als wir schon oben bemerkt haben, und über einige für Greifswald vorzüglich wichtige Tage. Von letztrer Art sind im ersten Theile 1) die fünfte am Rugischen Brandfeste, und 2) die sechste am Greifswaldischen Thurmfeste, die wir oben näher angezeigt haben. Im zweyten Theile 1) die ein und zwanzigste, auch eine Thurmfestpredigt, woraus wir eine Stelle oben angeführt haben; 2) die dreyßigste am Perusifest; (dies ist eine Art Hamansfest, zum Andenken eines Kaiserlichen Kommandanten, Namens Peruß, zur Zeit des dreyßigjährigen Kriegs, der die Einwohner sehr hart drückte, aber — auch dafür bey der Ankunft des schwedischen Königs gleich im ersten Gefecht, da er sich zu weit gewagt hatte, erschossen wurde;) und endlich 3) die ein und dreyßigste, „am Michaelisfeste, bey Gelegenheit „der von Greifswald abgewandten Brandenburgischen Bela„gerung über Matth. 18, 1—11. Ermunterung zur Gottseligkeit aus der Lehre von den Engeln."

Df.

Die natürliche Gleichheit der Menschen und die Verschiedenheit der Stände und des äußern Glücks unter denselben. Zum Besten der Abgebrannten in Rethem. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1793. 52 S. in 8. 4 gr.

Unter diesem Titel sind zwey [illegible] Predigten mit Genehmigung der Verlagshandlung [illegible] abgedruckt. Die Absicht dabey ist, den Umlauf sehr wichtiger und nützli-

chen

er Ihren zu befördern, und durch den [illegible] die Abge-
rannten in Rethem zu unterstützen. In beyden Hinsichten
ünschen wir reichen Absatz.

Ao.

Arzneygelahrheit.

Dr. F. J. Hofers, Hochfürstl. Augsburgischen Hofraths, der Anatomie und Chirurgie öffentl. Lehrers, — Lehrsätze des chirurgischen Verbandes. Dritter Theil, welcher die chirurgischen Verrichtungen der obern und untern Gliedmaßen enthält. Mit 9 Kupfertafeln. Erlangen, bey Palm. 1792. 310 S. in gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Mit diesem Theile, — welcher seinen Vorgängern auch an Weitläuftigkeit und großen Kupferaufwand völlig ähnlich ist. — beschließt der fleißige Verf. dieses sein Werk über den chirurgischen Verband. Daß in diesem letzten Bande die Bandagenlehre der Extremitäten abgehandelt werde, ersehn unsre Leser schon aus dem Titel.

Db.

D. Georg Christoph Conradi, Stadtphysikus in Northeim, Taschenbuch für Aerzte, zur Beurtheilung der Aechtheit, Verfälschung und Verderbniß der Arzneymittel. Hannover, in der Hellwingischen Buchhandlung. 1793. 157 S. in 8. 10 gr.

Ist des Verf. Manuale zum Gebrauche bey Physikatsangelegenheiten, ausgehoben aus van den Sande, Hahneman, u. dgl. also in so weit nicht ganz zu verachten; aber auch, wie alle Excerpte, ziemlich flüchtig gefertigt. In der Vorrede eine kleine Aufdeckung der Apothekerschelmereyen, wie sie wohl allenthalben und öfters vorkommen, und von Seiten der Obrigkeit ungeahndet bleiben.

Df.

Dr. Heinrich Callisen's Königlich Dänischer (n) Justizrath (s) u. s. w. Zusätze zu seinen Grundsätzen der heutigen Chirurgie. Zum akademischen Gebrauche verfaßt. Aus dem Lateinischen übersetzt. Dritter und letzter Theil. Wien, bey Hörling. 1792. 382 S. in 8. 20 gr.

Es ist aus Hrn. Callisens System der neuern Wundarzneykunst dasjenige hier zusammengetragen, was darin mehr gesagt worden ist, als in den vorher herausgegebnen Grundsätzen der heutigen Chirurgie enthalten war. „Damit die Besitzer des letztern Werkes durch die Anschaffung dieses Supplementbandes das System zu kaufen enthoben seyn könnten, „deren ökonomische Umstände nicht durchgängig erlauben, ein Werk, das nur in der Form einer Abänderung, in der Wesenheit aber nur um ein Drittheil einer Verbesserung (Vermehrung) fähig war, für 7 Fl. neu anzukaufen, und das nämliche ältere, bey weitem aber nicht unbrauchbare, Werk zu verwerfen, und da bereits anderthalb Auflagen von der Uebersetzung der ersten Ausgabe in den Händen des Publikums sind, so hielt der Verleger den Wunsch der Besitzer der ersten Ausgabe für gerecht, in einem einzelnen Bande alles das zu erhalten, was Hr. Callisen in seiner neuen Ausgabe hinzugesetzt hat, und so entschloß er sich vorzüglich zum Behufe jener Wundärzte in den österreichischen Erblanden, welche die zwey erstern Auflagen bereits besitzen, diesen dritten Band unter dem Titel: Zusätze, nachzuliefern," laut der Vorrede — und an der doppelt starken Auflage desselben ansehnlich zu profitiren.

Gk.

Beyträge zur Geschichte der Angusturarinde, gesammelt und herausgegeben von F. A. A. Meyer. Göttingen, bey Dieterich. 1793. 71 S. in 8. 4 gr.

Der Verf. handelte in seiner Inauguraldissertation, die wir zu seiner Zeit (113. Bd. S. 396.) angezeigt haben, von der Angusturarinde. Er lieferte darauf im vorigen Jahre medi-

zini

nische Versuche (Leipzig. 8.) die sich größtentheils mit demselben Mittel beschäfftigten. Auf diese Art wurde er, wie er selbst sagt, für Deutschland der Geschichtschreiber dieses Mittels, und liefert nun als solcher die vorliegenden Beyträge, die aber nicht von großem Belange sind. Den größten Raum nehmen ein: des Wundarztes Wilkinson zu Sunderland Bemerkungen über die Angusturarinde, aus Simmons medical facts and observ. Vol. II. ausgezogen. Die bekannten Kräfte jener Rinde werden hier bestätigt. — Hierauf folgen Zusätze zu des Verf. vorgedachtem medizinischen Versuche: 1) Zusätze zur Litterärgeschichte der Angusturarinde. 2) Zusätze zu den Bemerkungen über die Wirkungen jener Rinde, aus Murrays Arzneyvorrath, aus Frizens Annalen, und aus Privatnachrichten. — Zuletzt von der Brucea antidysenterica, wo der Verf. zeigt: daß die Angusturarinde nicht von dieser Pflanze komme. — Zur Arzneymittellehre sind diese Bogen immer ein guter Beytrag, so wenig auch das Schreiben derselben, Mühe und Anstrengung gekostet hat.

Arw.

Romane.

Wilhelmine Sterner, oder das braune Maal. Eine Schweizergeschichte in zwey Theilen. Erster Theil. Berlin, bey Schöne. 1793. 280 S. in 8. 2 Theile 1 Rg. 16 gr.

Eins der Schilder, welches der Verf. dieser sogenannten Schweizergeschichte vor sein Werk gesetzt hat, nämlich die Dedikation an eine gewisse Minna, ließ uns nicht viel Gutes von ihm erwarten. Denn in dieser Dedikation werden dem Mädchen die übertriebensten Schmeicheleyen gesagt, — ein Ton, welcher schon so viel Böses in der Welt gestiftet hat, und welchen sich kein ernster kluger Mann weder heimlich noch öffentlich erlauben sollte. Indessen enthält das Buch selbst manche interessante Scene und fein gesponnene Intrigue aus dem menschlichen Leben, und der Wunsch des Verf., daß es dem Einem und dem Andern ein Paar frohe Stunden machen möchte, wird gewiß nicht unerfüllt bleiben, ob es gleich

mit der versprochenen Reinheit der Sprache durchaus ganz seine Richtigkeit hat, indem uns mehrere Flecken derselben aufgestoßen sind. Hie und da fällt der Verf. auch sehr ins Unnatürliche und Unwahrscheinliche, — zwey Dinge, die sich in keinem Romane, noch weniger in einer Geschichte finden sollten, wenn man nicht mit dem letztern Worte spielen will. Unnatürlich kommt es uns vor, daß Therese in der nämlichen Nacht, da ihr das Kind geraubt wird, dasselbe verlohren zu haben, träumt, — daß sie ihren Mann, der sie zärtlich liebt, für untreu hält, weil er einen Tag länger auf seiner Reise verweilt, — daß jede Nachbarin, um Theresen von ihrem Unglück zu retten, gern ihr eignes Kind hingegeben haben würde, — daß die Landbewohner, Eduards Nachbarn und Nachbarinnen zu viel feine Bildung und Grundsätze haben, — daß ein stilles unschuldiges Mädchen beym ersten Gefühl ihrer Liebe — Bäume umarmt, — daß Eduard, je näher er Theresen kommt, ihr Herz schneller und höher schlagen siehet u. s. w., der gehäuften, durch einen zu sonderbaren und zu erkünstelten Zufall geleiteten Umstände, worauf dieser ganze Roman gebauet ist, nicht zu gedenken. Der Verfasser wünscht in der Vorrede, daß er manchen Zug der Seele in seinem Buche näher entwickeln möchte; wir finden ihn aber bey dieser Entwickelung nicht immer auf dem rechten Wege, und sein Buch ist ein neuer Beweis, daß man ein angenehmes Werk schreiben könne, ohne die Menschen genau studirt zu haben. Bey dem Gemälde der Gräfin ists dem Verf. so wie manchen Malern gegangen, die zu viel Züge der Aehnlichkeit in ihr Machwerk hineinbringen wollten, und es eben deswegen verzeichnen. Wenigstens bedauern wir den Hrn. Autor von Grund der Seele, wenn er je die Bekanntschaft eines so abgefäumten Weibes gemacht haben sollte, wie er seine Gräfin schildert, und rathen ihm wohlmeynend, bey Ausarbeitung des zweyten Theils seines Buchs ja genau auf sich Acht zu geben, weil er, einigen Schilderungen nach zu urtheilen, leicht in Gefahr laufen könnte, die Gesetze des Anstandes zu beleidigen. Höchst weitschweifig und ermüdend ist die Schilderung der Geburtstagsfeyer Theresens, und der [illegible?] langweilige Witz des sechszehnten Capitels, welches überschrieben ist: das Gewitter schlägt ein, und die höchst wichtige Nachricht enthält, daß der Graf seine Frau Gemahlin durchprügelt, weil sie ihn zum Hahnrey gemacht hat.

Qk. [illegible]

Ildefon

Wesen, ein Lebens- und Sittengemälde aus ächten Quellen geschöpft. Halle, bey Hendel. 1793. 190 S. in 8. 10 gr.

[U]nd diese ächten Quellen sind? — das Gehirn eines höchst [s]chten Kopfs, dessen Arbeit sehr wahrscheinlich das elendeste [P]rodukt der letztern Messe ist. Langweilige Erzählungen und [B]eschreibungen der größten Kleinigkeiten, die in dem Leben [ei]nes Helden vorkommen, wechseln mit trivialen Anmerkun[ge]n und matten Witzeleyen ab, und dies alles ist in ein Ge[w]and gehüllt, welches nicht schlechter seyn kann. Es scheint, [da]ß der Verf. aus der Schule des alten Ludimagisters Orbi[lius], dessen erbärmliche Unterrichtungsmethode er schildert, un[mi]ttelbar selbst abstammt. Nicht auf jeder Seite, sondern [fas]t in jeder Zeile stößt man auf unrichtige Wortfügungen, auf [gr]ammatikalische Sünden, auf verschrobene Redensarten, und [üb]erhaupt auf einen bis zum Eckel affektirten und verhunzten [S]tyl, nach welchem zu urtheilen der Verf. noch ein unwissen[der] Schulknabe seyn muß. Neu gemachte Wörter, wie z. B. [ver]muthmaßen, vermundarten, Aberglaubereyen, Verweichen, [...]ßsagen, zu Halse liegen, Bücherlernerey u. s. w. kommen [in] diesem Meisterstück eines schlechten Buchs überall vor, und [ver]mehren nur noch den Eckel, den man bey Lesung desselben [em]pfinden muß, da der Verf. diese abscheuliche Sprache für [die] Sprache des Witzes zu halten scheint.

Qk.

[V]ersuch einer Beantwortung der Frage: ob die jetzi[ge] Modelektüre, die Lektüre der Ritterromane, mehr Schaden oder Nutzen nach sich ziehe? von L** C**. Wittenberg, in der Kühneschen Buchhandl. 1791. 43 S. in 8. 3 gr.

[D]er Verf. beantwortet die Frage zum Vortheil der Ritter[ro]mane, und wünscht, daß der Geschmack am Lesen derselben [ni]e so bald wieder abkommen möge. Wenigstens zieht er sie [de]n empfindsamen weit vor, weil (wie er sagt) ihre Begeben[hei]ten, wegen der Entfernung der Zeit und der Sitten von [den] unsrigen, nothwendig ein minder lebhaftes Interesse für

uns

[illegible] haben müssen, und folglich die Leidenschaften [illegible] Köp-fe, und des schwächern Geschlechts nicht so stark erregen können, als Auftritte aus unserm Zeitalter; und denn, alle mögliche Theilnahme vorausgesetzt, doch keine Nachahmung zu fürchten sey; als die entweder lächerlich oder gar unmöglich seyn würde. So wie diese Lektür nun dem Herzen weniger gefährlich sey, so sey sie auch dem Verstande nützlicher, und bereichere ihn mit Kenntnissen aus den Zeiten unsrer Vorfahren. — Dies ist nun wohl alles nicht unrecht: aber auch Ritterromane können unsre Leidenschaften reitzen, und müssen es, wenn sie gut geschrieben seyn sollen. Interesse im höchsten Grad, das heißt: Erregung der Leidenschaften, ist ja das was man von einem Genieprodukt fodert, ist sein größtes ästhetisches Verdienst. Wir geben also zwar zu, daß die Ritterromane zu unvermerkter Verbreitung historischer Kenntnisse aus dem Mittelalter ganz bequem sind; wünschen aber doch mehr Romane, die aus unsrer wirklichen Lage geschöpft, theils uns lehren wie wir besser werden und besser machen sollen, ohne uns zu tief ins Land der Ideen hineinzuführen, wo überall Seitenwege nach dem Reiche der Unmöglichkeit gehen: theils uns, wo Bessern nicht thunlich ist, und dem weggehauenen Berghöker der ganze Berg nachstürzen würde, mit dem irgend leidlichen Gegenwärtigen zufrieden machen.

Zu.

Schubfächer, herausgegeben von Fritz Rosenthal. 1stes und 2tes Fach. Dessau, bey Müller und Comp. 1793. 18 B.

Rec. hält es aus Erfahrung für ein übles Zeichen, wenn der Verf. durch einen auffallenden Titel seine Waare zu empfehlen gedenkt. Diese Ahndung betrog ihn auch im gegenwärtigen Falle nicht. Denn er fand nichts von dem, was ein gutes Geistesprodukt haben muß, weder Erfindung noch Ausführung, weder Sachen noch Ausdruck, weder logische, noch auch sogar grammatische Richtigkeit, weder was nützen, noch auch was belustigen könnte. Das Büchelchen besteht aus prosaischen und poetischen Aufsätzen, wovon die letztern wider die sonstige Gewohnheit sich besser lesen lassen, als die erstern, obgleich auch sie nicht über das Mittelmäßige sich erheben.

Kurz,

Kurz, es kann höchstens nur eine Lektüre für diejenigen abgeben, welche lesen um gelesen zu haben, oder um ihre Denkkraft zu schonen, welches jedoch, wie man sagt, keine geringe Klasse unsers Lesepublikums seyn soll. Männer, welche Geistesnahrung suchen, werden, wofern sie unversehens eins dieser Schubfächer herausziehn, es so bald, als möglich, wieder hineinschieben. Zum Beweise dessen, was wir so eben gesagt haben, mag gleich der Anfang dienen:

„Zuvör etwas von diesem Büchlein, meinem Vater und mir.

Es giebt Tapeten, Fidibus, Papilloten u. s. w. alles Sächelchen die gelesen wurden, und noch gelesen werden; warum sollten Schubfächer sich nicht auch lesen lassen? Daß ich das Enthaltene unter dem Enthaltenden verstehe, wird der Leser sehr leicht einsehn. Wollte der Himmel, daß er neugierig in jedes Fach gucken möge, gleich den Kauflustigen Schönen, wenn eine Galanteriekrämerin ihr blau und rothes Kästchen aufschnürt! — Wollte der Himmel! daß er in diesen Blättern eben das finden möge, was jene in dem Kasten findet. Glück zu, lieber Leser! — — Auf den Tapeten giebts mancherley zu sehn, gereimtes und ungereimtes, lustiges und trauriges, wies dem Maler einfiel, seinen Pinsel zu wenden. — Auf einer Seite erblickt man die Schlacht bey Roßbach, die Flucht der Franzmänner, und das panische Schrecken auf ihren Gesichtern über den Verlust der papiernen Manchetten, gegen über den Vater Abraham am Opferaltare, mit einer Schlüsselbüchse, oben den Engel mit Haarbeutel und Stiefeln und Spornen, der Eau de Lavande auf die Pfanne gießt — auf der andern Cicero und Fulvie, im Hintergrunde Catilina, mit einer langen, langen Nase, gegen über Sancte Maria, nebst dem heiligen Häuschen zu Loretto,“ u. s. w. Ohe, iam satis est, werden unsere Leser denken. In der That ist es auch genug, um zu bestimmen, welche Weisheit und Witz sie von dem Verf. zu erwarten haben.

Rf.

Rechts-

Rechtsgelahrtheit.

Pastorets Betrachtungen über die Strafgesetze. Aus dem Französischen. Herausgegeben und mit einem erläuternden und berichtigenden Commentar, auch einigen Anmerkungen versehen, von Christ. Dan. Erhart, Dokt. und Prof. der Rechte zu Leipzig, u. s. w. Erster Band. Leipzig, bey Voß und Leo. 1792. 332 S. und 20 S. Vorrede und Inhalt. in 8. 1 Rg. 6 gr.

Es muß immer eine Freude für uns seyn, wenn wir sehen, daß ein Produkt des Auslandes, das für uns ein besonderes Interesse hat, durch einen sachkundigen Mann auf deutschen Boden verpflanzt, und den Händen der Fabrikarbeiter entzogen wird. Dies günstige Schicksal hat denn auch Pastorets Buch des Loix pénales erfahren, der jedermann unter uns aus der zwoten französischen Nationalversammlung als ein denkender Kopf bekannt seyn wird. Er schrieb es zwar noch vor der Revolution, gab es aber erst 1792. mit einigen den Zeitumständen angepaßten Veränderungen heraus. Dies Buch verdiente allerdings unter uns durch eine Uebersetzung bekannter zu werden. Denn außer manchen, mit unter neuen, Bemerkungen über die Natur und den Zweck der Strafgesetze, die sich auf Erfahrung und reife Bedachtsamkeit gründen, von welcher Seite dies Buch auch für den theoretischen Kriminalisten Interesse haben wird, enthält es ein treues Bild von den Misbräuchen und Greueln, die unter der ehemaligen Verfassung im peinlichen Verfahren herrschten, in welcher Rücksicht das Buch dienen kann, um eine Parallele mit der deutschen Gerichtsverfassung zu ziehen, und die Vorzüglichkeit dieser lebhaft zu fühlen. Dieser erste Band besteht aus zwey Theilen, wovon der erste 11, und der zweyte 5 besondere Kapitel mit mehreren Abschnitten enthält. Dem Ganzen fehlt es indeß an Vollständigkeit und gehöriger Planmäßigkeit, und es ist mehr als eine Sammlung systematisch geordneter Bemerkungen über die Strafgesetze anzusehen, daher der Herausgeber auch den Titel: Betrachtungen wählen zu müssen geglaubt hat, (gewiß sehr zweckmäßig) um dadurch

[illegible] ... [illegible] richtige Rich-
ung zu geben.

So viel von dem Buche selbst. Auf die nähere Ausein-
ndersetzung und Beurtheilung dieses fremden Produkts kön-
en wir uns hier nicht einlassen, da dies außer dem Gebiete
nsrer Bibliothek liegt. Wir schränken uns daher nur auf
ne Anzeige dessen ein, was der deutsche Herausgeber dabey
'leistet hat.

Hr. Prof. E. hat sich durch die Herausgabe dieses Buchs,
nd besonders durch die Art, wie er dabey verfahren, ein
ues Verdienst um die Rechtswissenschaft erworben. Ueber
e genaue Richtigkeit der Uebersetzung können wir zwar, aus
Mangel des Originals, nicht urtheilen, indeß liest sie sich wie
n Original. Der Herausgeber hat nun dies Werk überall
it kurzen Noten bereichert, die Berichtigungen, Widerle-
ngen und Erläuterungen mancher von dem Verf. vorgetra-
nen Sätze enthalten. Da sich aber diese Bemerkungen bey
schiedenen Materien zu sehr würden gehäuft, und der Text
Noten geschwommen haben, und der Herausgeber über-
n die Nothwendigkeit fühlte, manche Materien planmäßig
behandeln: so entschloß er sich, die vornehmsten Abhand-
ngen auf einen besondern Commentar zu versparen, welcher
n zweyten Bande beygefügt, oder als ein dritter Band be-
ders erscheinen wird. Diesen müssen wir nun erst abwar-
, und wir können uns im Voraus viel Gutes davon ver-
echen. Uebrigens hat er auch die Citationen berichtiget und
mehrt. Als Anhang zum ersten Capitel des 2ten Theils
er die Urtheile der berühmtesten deutschen Criminalisten,
Hommels, Sonnenfels, Sodens, Globigs und
sters, Gmelins, Sturz, Barkhausens und **Run-
ls**, über die Todesstrafen theils ganz, theils im Auszuge
em ersten Bande beydrucken lassen.

Alles dies, besonders der noch zu erwartende Commentar,
d diesem Werke einen entschiedenen Werth vor dem Ori-
ale geben, und es wird im deutschen Gewande erst völlige
auchbarkeit und Vollständigkeit erhalten, die der deutsche
ß schon so manchen Produkten des Auslandes mittheilte.
öchten doch die ausländischen Schriftsteller, besonders die
eren Franzosen, die so oft mit lächerlichem Eigendünkel
auf deutsche Gelehrsamkeit und Gelehrte herabsehen, dies
mal recht beherzigen! Ma.

Deutsche Staatskanzley, von Dr. Joh. Aug. Reuß, Herzogl. Wirtemberg. Reg. Rath u. s. w. Theil XXX. Ulm. 1793. 311 S. in 8. 12 gr.

I. Abschnitt. Komitialbegebenheiten des J. 1790. bis zu Kaiser Leopolds II. Regierungsantritt. II. Abschn. Fortgesetzte Aktenstücke, die Beschwerden des Bischofs von Strasburg gegen die Französische Nationalversammlung betreffend. III. Abschn. Dergleichen, die ähnlichen Beschwerden des Fürstbischofs von Speyer betr. IV. Abschn. Fortsetzung von der gewaltsamen Ankündigung des Königl. Preußischen Regierungsantritts in den Brandenburgischen Fürstenthümern in Franken. V. Abschn. Von den neuesten Irrungen über das Kreisdirektorium in dem Fränkischen Reichskraise. Im VI. Abschn. aus Veranlassung des S. 248. befindlichen Rescripts, welchemnach „mit der hohen Fraisch-Obrigkeit in Gemäßheit der mit so vielen R. Ständen gemein habenden und gar füglich aus dem deutschen Staatsrecht zu behauptenden Grundsätzen die Landeshoheit verbunden werden könne," — hat der gelehrte Herausgeber über diesen angeblichen Rechtssatz eine Prüfung angestellt, welche gelesen zu werden verdient. Man findet darinnen über die immer noch so problematisch scheinende **Entstehung der Landeshoheit** im D. R. auch dieses berühmten Publicisten Meynung in den Grundideen angeführt, welche nach des Rec. voller Ueberzeugung in so weit ganz richtig und für das D. Territorialstaatsrecht von den wichtigsten Resultaten ist, daß, was die monarchisch geformten Lande betreffe, (für die Entstehung der Landeshoheit in den Bezirken der Reichsunmittelbaren Städtischen Munizipalitäten läßt sich die Analogie bald finden,) die Landeshoheit sich **entweder** in ehemaligen Kronamtsbezirken **oder** in Eigenthums- (besser: **Land**eigenthums oder vielmehr: Grundherrlichkeits-) Bezirken gebildet habe," daß „in jenem Fall der Umfang der ehemaligen Kronbeamten, Herzogen, Grafen, Voigten, z. E. Landvögten, Kastenvögten u. s. w. zur Ausübung verliehenen königlichen Hoheitsrechte, der **Grund der sich daraus nach und nach entwickelnden Landeshoheit:** — im andern Fall es der mit dem Leib- und Gutseigenthum verbundene wichtige Umfang von Rechten des Adels (des nachher sogenannten hohen Adels) und selbst der gemeinen freyen Glieder der Nation, (aus deren Ueberbleibseln der nachher sogenannte niede-

[illegible] Adel [illegible] Eigenbehörigen (Leibei- gene) und Bauern [illegible], wie das wirkliche [illegible] Eigenthum, selbst bey solchen, die sich der Abhängigkeit [illegible] einem Höhern nicht hätten erwehren können, und sogar [illegible] den gemeinen freyen Gliedern der Nation die Niederge- richtsbarkeit oder Vogtey der Hintersassen, wie mehr, oder minder Rechten bewirkt habe; [illegible] dasselbe sich bey solchen, die [illegible] unmittelbare Abhängigkeit vom König zu behaupten ge- wußt hätten, besonders dem hohen Adel, sogar zur Landes- hoheit ausgedehnt habe; daß nicht selten mehrere [illegible] Gründe zusammengekommen, und dann ihre Wirkung um so [illegible] geworden seyn, als z. E. bey Herren, edlen Herren oder sogenannten Dynasten, die [illegible] war bald ganz kläglich Eigenthum und Beneficien des Königs [illegible] mit einander zu vermengen gewußt hätten, daß man nicht mehr habe unterscheiden können, was zu dem [illegible] dem Andern gehöre; daß selbst Privilegien, wenn sie beson- ders zugleich auf Gerichtsbarkeit gegangen, nicht wenig zur Landeshoheit beygetragen hätten, wie [illegible] mehreren Fürsten ertheilte Privilegium, nach welchem die Vasallen und Diener ihrer ausschließlichen Gerichtsbarkeit (?) [illegible] wiesen werden, manchen Vasallen, der außerdem vielleicht unmittelbar geworden wäre, zum Landsassen [illegible] und noch weit mehrere dazu gemacht haben würde, wenn nicht [illegible] Entwickelung folgender Zeiten zum Glück der Vasallen entge- gen gestrebt hätte.“

Hieraus zieht nun der Herausgeber die wichtige Folge, daß man davon, daß der Blutbann allein, ohne Mitwirkung anderer Rechte, Privilegien und Verhältnisse (z. B. [illegible] Verbindung) Landeshoheit gewirkt hätte, gewiß sehr we- nige Beyspiele werde auffinden können, u. s. w. Zunächst könnte freylich diesen anmaßlichen Königl. Preußischen Grund- sätzen das Grundgesetz des W. Fr. entgegen gehalten werden, das klar und deutlich verordnet, daß aus dem bloßen Blut- bann eine Folgerung [illegible] juris terri- torii, als eines Bestandtheils desselben keineswegs Statt ha- ben solle. Aber dann verdiente der Blutbann, als ein Kai- serliches und Reichsregal betrachtet, immer noch in ein helle- res Licht, besonders im Verhältnisse gegen die Grundherr- schaften der Reichsstände gestellt zu werden. Gegen diese, als eine privatobrigkeitliche Gewalt, die Regalien betrachtet,

 konn-

[illegible] des Königs und Reichs ge-
[illegible] allem [illegible] die Hoheit des Landes, und sofern
sie dem benachbarten Fürsten und nicht dem reichssäßigen
Grundherren verliehen waren, die Landesfürstliche Obrigkeit
genannt werden: und doch ist es nun einmal unwidersprech-
lich richtig, daß darum und dadurch noch kein rechtmäßiger
Anspruch auf die ganze Fülle der bürgerlichen Oberherrschaft,
welche wir bey [illegible], unter der jetzigen Landeshoheit
verstehen, gemacht werden konnte. Im übrigen bleiben bey
des Verf. ziemlich richtigen Vorstellung von der Entstehung
der Landeshoheit — immer noch einige nicht unerhebliche
Fragen, wie dies und jenes zugegangen sey, unbeantwortet,
und lassen damit zur vollständigen Erörterung [illegible]
beträchtliche Lücken. Auch steht es dahin, ob je Fürsten mit
einer ausschließlichen Gerichtsbarkeit über ihre übrigen
reichssäßige Vasallen und Diener privilegirt worden seyen?
— Ferner haben wohl die freygebohrnen Grundherren über
ihre Ministerialität oder Vasallenschaft ihre Reichsunmittel-
barkeit verlieren können: aber daß sie hier und da erst unmittelbar
geworden wären, und es erst hätten werden können, scheint
mit der Analogie unsers ältern Reichsstaatssystems nicht zu
stimmen zu seyn. Rec. ist vielmehr der Meynung, daß die
Reichsfreyheit [illegible] unmittelbare Folge von der [illegible]
Grundherrlichkeit gewesen sey, und daß der heutige reichsun-
mittelbare Adel es nur darum sey, weil er sich nicht habe von
Andern landsäßig machen lassen.

Fr.

Vollständige Erläuterung des gemeinen Deutschen und Sächsischen Prozesses. Zweyter Theil, welcher die Grundsätze von der Duplik, Triplik und Quadruplik, vom Beschluß zum Urthel, und der Versendung der Akten, von der Beförderung des Urthels und der Eröffnung desselben, vom Ungehorsam der Partheyen im ersten Verfahren, von Fristgesuchen, von der Abfassung der im Prozeß vorkommenden Schriften, von der Verfahrungsordnung in Rücksicht auf Vorbereitungssachen,

Neben

Nebensachen und verbundene Sachen; von der Abfassung der verschiedenen rechtlichen Erkenntnisse, welche im ersten Verfahren vorkommen, vom Beweise überhaupt, von der Abfassung der Beweisartikel und Fragestücke enthält. Leipzig. 1793. 584 S. in 8. — Dritter Theil, welcher die Grundsätze von der Glaubwürdigkeit, der Produktion, der Vereidung und Vernehmung der Zeugen, vom Ungehorsam der Partheyen und Zeugen bey dem Zeugenbeweise, von der Beweiskraft der Urkunden, von dem Gesuch um die Vorlegung derselben, von der Antretung des Urkundenbeweises, von der Anerkennung und eidlichen Ableugnung der Urkunden, vom Ungehorsam der Partheyen bey dem Urkundenbeweise, von der Natur des Eides, von der Antretung des Beweises durch den Eid, von der Eidesleistung, der Zurückgebung des Eides und der Gewissensvertretung, vom Ungehorsam der Partheyen bey dem Beweise durch den Eid, vom Beweise durch den Augenschein, Kunstverständige und Schätzer, durch Zugeständniß, Vermuthungen und Schlüsse, von den verschiedenen rechtlichen Erkenntnissen, welche im Pro- und Reproduktionsverfahren vorkommen; von der Abfassung und Eröffnung des Zeugenrotels, von der Ausführung des Beweises und Gegenbeweises, und von der Abfassung des Endurthels enthält. 1793. 648 S. in 8. 3 Rg. 16 gr.

Dieser ausführliche Titel, welchen wir sorgfältig mit der ganzen Orthographie des Verf. abgeschrieben haben, überhebt uns der genauern Anzeige dessen, was unsere Leser in jedem dieser Theile zu suchen haben, und in der Hauptsache haben wir nur unser bey dem ersten Theil gegebenes Urtheil zu wiederholen. Wir wollen nur einige Bemerkungen beyfügen.

 Bey

Bey der Duplik hätten die Fälle abgesondert abgehandelt werden sollen, da entweder allein über eine verzögerliche oder zerstörliche Schutzrede bis zur Duplik gehandelt, oder auch die Litiscontestation geschehen ist, und darüber weiter gehandelt wird. Im §. 48. von Inrotulation der Akten wird auch die Lehre von Verwahrung derselben in Archiven und Registraturen abgehandelt. Ob die Lehre von den Fristen, ihrer Verlängerung, und dem Ungehorsam der Partheyen nicht schicklicher im ersten Theil mit der Lehre von der Citation und den Communikationsdecreten verbunden worden wäre, darüber ließe sich wohl mit dem Verf. rechten; übrigens wird die Lehre vom Ungehorsam der Partheyen, von Relationen und andere mit Formularien, welche von Cruidersdorf und andern, wie es auch der Verf. bekennt, abgedruckt sind, erläutert; ob aber ein solches Plagium erlaubt, ob es nicht eine Art von Nachdruck sey, verdiente wohl seine Erörterung. Die Erkenntnisse, welche bey jeder Art von Verfahren vorkommen, hätten jedesmal dem Verfahren selbst gleich beygesetzt werden sollen. Der Verf. zeigt zwar viele Kenntnisse in allgemeinen Schriften über den Prozeß; allein Schriften über einzelne Theile des Prozesses, oder über einzelne Rechtsfragen finden wir äusserst selten angeführt.

Ag.

Bildende Künste.

Das Seifersdorfer Thal. Von W. G. Becker. Dritter und vierter oder letzter Heft, mit 20 Kupferplatten. Dresden, bey dem Hofkupferstecher Schulze. Zusammen 11 Bog. in 4. 3 Rthl.

Hr. B. endigt in diesen letzten Heften die romantische Beschreibung des Seifersdorfer Thals und seiner Anlagen; Tempel, Hütten, Denk- und Grabmäler, wovon mehrere, durch das Lokal und die Wald- und Wasserpartien begünstigt, glücklich situirt zu seyn scheinen. Er giebt ferner — zur Ausfüllung der Bogen — Nachrichten von den Feyerlichkeiten, unter welchen dieses und jenes Denkmal errichtet ward, und streuet Auszüge ein. Der Auszug aus Marmontels Werken, *la bergere des Alpes*, — doch wohl bekannt genug? —

fällt

[illegible] Aufwand des Drucks und Papiers, wodurch sie zu theuer bezahlt werden, da der Leser, wie Hr. B. meynt, diese Geschichte nicht kennt oder sie vergessen hat, sie ja im Original oder in Uebersetzungen wohl wenigstens zu finden weiß. — Die in dem Thal errichteten und hier beschriebenen Denkmäler, Tempel [illegible], Grotten, Bild- und Grabsäulen, sind theils den Besitzern selbst, theils einigen deutschen Gelehrten, griechischen Göttern, Philosophen, und Alpenschäfern und Schäferinnen gewidmet. Unter den vielen — sehr vielen und sehr [illegible] — Inschriften, gefiel Rec. die an dem Sarkophag [illegible] verstorbenen Bruders des Grafen — manibus patris, [illegible], [illegible] — [illegible] um und um auch mit [illegible] Devisen begleitet ist; und in eben dieser Hinsicht gefiel ihm das Denkmal Hirschfelds in dem Garten des Thals am besten, weil es — gar keine Inschrift hat. — Rec. [illegible] bey der Anzeige der ersten Hefte [illegible] über dergleichen Ab[illegible] geäußerte unmaßgebliche Meynung, und setzt [illegible], daß die meisten in diesen Heften enthaltenen Kupferblätter mit Geschmack gearbeitet sind, und im Ganzen der artistische Theil dieses letzten Heftes besser als die ersten [illegible] ist. — Eine chorographische Karte von dem Thal, [illegible] am Schluß der Beschreibung zu finden hoffte, fehlt [illegible] Uebersicht des Plans der ganzen Anlage und zur Vollständigkeit dieser Beschreibung wäre es doch gut, wenn sie noch nachgeliefert würde.

Hr.

Weltweisheit.

Erläuternder Auszug aus den kritischen Schriften des Herrn Prof. Kants auf Anrathen desselben. Von Mag. Jacob Sigismund Beck. Erster Band, welcher die Kritik der spec. und pr. Vernunft enthält. Riga, bey Hartknoch. 1793. 483 S. in 8. 1 Rh. 4 K.

So viel auch schon über die Critik der specul. und praktischen Vernunft geschrieben worden ist, so fehlt doch immer noch sehr

viel daran, daß man auch nur über dem Wortverstand dersel=
ben völlig im Klaren wäre. Ein Auszug also, der auch nur
dies eine auf eine ganz befriedigende Art leistete, ein Auszug,
der den wahren Sinn des tiefdenkenden Verf. in einer allge=
mein verständlichen Sprache darlegte, und das kritische Sy=
stem ohne die kritische Terminologie nach seinem eigenthümli=
chen Gang und Zusammenhang vollkommen deutlich machte,
würde unsers Erachtens ein sehr verdienstliches Werk seyn,
und weit mehr, als alle bisherige Streitigkeiten zu einer rich=
tigen Beurtheilung der Sachen selber beytragen. Wir freu=
ten uns daher nicht wenig, als wir die obenangezeigte Schrift
in die Hände bekamen, denn der Titel und die Vorrede ließen
uns hoffen, unsern Wunsch wenigstens einigermaaßen erfüllt
zu sehen. Allein wir müssen es nur gestehen, unsere Erwar=
tung wurde getäuscht. Der Verf. liefert uns zwar einen sehr
getreuen vollständigen und selbstgedachten Auszug aus der
theoretischen und praktischen Vernunftkritik, und beweißt da=
mit, daß er sich mit dieser Philosophie recht wohl bekannt ge=
macht habe; hingegen wahre Aufklärungen oder Erläuterun=
gen dessen, was noch nicht klar und verständlich genug ist,
suchten wir vergebens. Durch das ganze Werk hindurch herrscht
überall eben dieselbe Art der Verbindung und der Darstellung.
Wo die Critik deutlich ist, da ist es gemeiniglich auch der Aus=
zug, wo hingegen jene den Leser durch einen dunkeln schweren
Gang aufhält, da wird er auch hier nicht besser fortkommen.
Nur die Einleitung gleich im Anfang, und dann die tr.
Aesthetik scheinen hievon eine Ausnahme zu machen, indem
sich der Verf. hier nicht so ängstlich, wie sonst, an sein Ori=
ginal anschließt, sondern mehr seinen eigenen Weg fortgeht.
Ob aber dadurch die Einsicht in die Critik viel gewonnen ha=
be, daran zweifeln wir, vielmehr scheint uns durch seine Vor=
stellungsart die Lehre von der Sinnlichkeit und ihren Formen
um vieles schwieriger und dunkler worden zu seyn, als sie es
vorher war. Zum Beweise hievon mag folgendes dienen:
S. 2, 3. soll der so wichtige Unterschied zwischen analytischen
und synthetischen Urtheilen deutlich gemacht werden; allein die
Sache bleibt immer noch Schwierigkeiten unterworfen. Ana=
lytisch heißt ein Urtheil, wenn das Prädikat schon im Subjekt
gedacht, und eben deswegen mit dem Subjekt auf eine allge=
mein gültige und nothwendige Art verbunden wird; synthe=
tisch, wenn das Prädikat nicht schon im Subjekt gedacht, und
doch mit demselben, also durch einen andern Grund, verbun=

en wird. Das hat nun keine Schwierigkeit, wenn ein sol-
es Urtheil a posteriori ist; aber wie ein solches Urtheil je-
als ein Urtheil a priori seyn könne, das sehen wir nicht ein,
enn in diesem Fall müßte, in sofern das Urtheil synthetisch
, das Subjekt auch ohne das Prädikat gedacht werden kön-
en, folglich das Prädikat nicht nothwendigerweise mit dem
Subjekt verbunden seyn, in sofern es aber ein Urtheil a priori
, müßte das Prädikat dennoch nothwendigerweise mit dem
Subjekt verbunden seyn, und also könnte das Subjekt nicht
hne das Prädikat, und das Prädikat müßte immer schon in
em Subjekt mitgedacht werden. Daß man immer Beyspiele
us der Mathematik oder Physik anführt, von Urtheilen, die
fenbar synthetisch und doch a priori seyn sollen, damit ist
rwahr die Sache nicht abgethan, denn durch Beyspiele kann
ine Unmöglichkeit in eine Möglichkeit verwandelt werden,
aher können sie auch als keine Beweise gelten. Ueber dieses
ber werden diese Beyspiele immer so gebraucht, daß entweder
us dem Begriff des Subjekts oder des Prädikats etwas will-
ührlich hinweggelassen wird, da denn freylich das Prädikat
icht mehr in dem Denken des Subjekts enthalten ist. Wir
ehmen den Unterschied zwischen analytischen und synthetischen
rtheilen gleichfalls an, und wissen auch, daß es synthetische
rtheile a priori giebt; aber wir glauben, daß dieser Unter-
chied, wenn er [illegible] auf eine andere Art erklärt
werden müsse, nämlich so, daß in einem analytischen Urtheil
as Subjekt nicht ohne das Prädikat, und das Prädikat
icht ohne das Subjekt, in einem synthetischen hingegen, wenn
, a priori ist, das Subjekt zwar nicht ohne das Prädikat,
ber doch das Prädikat ohne das Subjekt, und wenn es a
osteriori ist, ein jedes ohne das andere gedacht werden kann.
S. 8. 9. sucht der Verf. den Unterschied zwischen einem Be-
riff und einer Anschauung durch eine neue Erklärung deut-
ch zu machen: „Begriff, sagt er, ist eine Vorstellung, die
rem Inhalte nach nicht durchgängig bestimmt ist, z. E. der
egriff eines Menschen überhaupt, wo es unbestimmt bleibt,
b es ein Mann oder Weib u. s. w. ist; Anschauung hingegen
eine in Ansehung eines gegebenen Inhalts durchgängig be-
immte objektive Vorstellung. Eine objektive Vorstellung ist
ne solche, wodurch ein Objekt gedacht wird, verschieden von
mpfindung, die bloß subjektiv ist; Anschauung aber muß ei-
en gegebenen Inhalt haben; daher ist Vorstellung von Gott,
b sie gleich durchgängig bestimmt zu seyn scheint, keine An-

 schau-

schauung, da ihr Inhalt gemacht ist.“ Hier herrscht eine große Verwirrung: vors erste ist ein Begriff auch eine objektive Vorstellung, sonst wär er Empfindung, als objektive Vorstellung aber muß er durchgängig bestimmt seyn, sonst wär er nicht Vorstellung seines Objekts. Dagegen beweißt das Beyspiel des Begriffs von einem Menschen überhaupt nichts; dieser Begriff ist durchgängig bestimmt, wenn er nicht mehr und nicht weniger vorstellt, als was zu einem Menschen überhaupt gehört, nun gehört das eben zu einem Menschen überhaupt, daß es ein Mann oder Weib u. s. w. seyn kann, indem er also dieses unbestimmt läßt, so drückt er aus, was zu einem Menschen überhaupt gehört, und hört dadurch nicht auf, eine durchgängig bestimmte Vorstellung zu seyn; 2tens, eine Anschauung soll eine objektive Vorstellung, und eine objektive Vorstellung eine solche seyn, wodurch ein Objekt gedacht wird, also wird durch Anschauung ein Objekt gedacht, wir meynten, eine Vorstellung, wodurch ein Objekt gedacht wird, wäre ein Begriff. 3tens, eine jede Anschauung ist nach dem Verf. eine durchgängig bestimmte objektive Vorstellung; also eine in Ansehung eines gegebenen Inhalts noch nicht ganz bestimmte objektive Vorstellung ist keine Anschauung? also Anschauung eines Baums, die es noch unbestimmt läßt, ob es ein Apfel- oder Birnbaum ist, ist keine Anschauung? Endlich die Vorstellung von Gott scheint nicht bloß, sondern ist nach der Kritik durchgängig bestimmt, was ist sie also nun, keine Anschauung, denn ihr Inhalt ist gemacht, kein Begriff, denn sie ist durchgängig bestimmt, keine Empfindung, denn sie ist objektiv. — Der Verf. wird doch nicht sagen, eine Idee, denn er weiß wohl, daß Idee unter dem Genus Begriff steht. Diese neue Erklärung also von dem, was Begriff und Anschauung ist, scheint keinen festen Grund zu haben; zwar sucht er [illegible] der [illegible] [illegible] daß er sagt, diese durchgängige Bestimmtheit [illegible] objektive zu nehmen, weil [illegible] alle Bestimmungen eines uns empirisch gegebenen Objekts [illegible] können; subjektive hingegen [illegible] [illegible] Allein dies ist [illegible] bey individuellen [illegible] S. [illegible] heißt es: [illegible] untersuche die Bedingungen der Anschauung; um diese zu finden, nehme sie die objektive Vorstellung aus der Anschauung hinweg, und überlasse sie der [illegible] Logik; alsdann bleibe nichts mehr übrig als ein

durch

chgängig bestimmtes Mannichfaltiges, dessen Bedingungen
riori eben diese Bedingungen der Anschauung seyen. Um
r bis dahin zu kommen, müsse man von diesem durchgän-
bestimmten gegebenen Mannichfaltigen abermal das hin-
znehmen, was blos zur Empfindung gehöre, alsdann blei-
bey einer äußern Anschauung der Raum als Bedingung
selben übrig." Nach dieser Deduktion gehört also die ob-
ive Vorstellung ganz und gar nicht zur Anschauung, denn
wird ja in die tr. Logik verwiesen; sondern ein gegebenes
chgängig bestimmtes Mannichfaltiges macht sie allein aus;
i diesem **Mannichfaltigen**, von dem man etwa fragen
nte, wo es in einer durchgängig bestimmten objektiven Vor-
llung eines gegebenen **Inhalts** nach Weglassung der ob-
tiven Vorstellung auf einmal herkomme, soll man aufs neue,
s zur Empfindung gehört, (von der man wieder nicht weiß,
e sie in eine Anschauung kommt, da diese eine objektive Vor-
llung ist,) also die subjektive Vorstellung desselben hinweg-
n, alsdann hat man, wenn die Anschauung eine äußere ist,
n Raum als Bedingung derselben. In der That hier konn-
n wir dem Verf. nicht folgen; und eben so wenig S. 10.
d 11. wo er zeigen will, wie synthetische Sätze a priori,
den Raum betreffen, oder wie Geometrie möglich sey.
ieses geschieht nämlich dadurch, daß man einem Begriffe des
aums, z. E. eines Dreyecks, als einer noch unbestimmten
orstellung, eine korrespondirende Anschauung des Raums,
s eine durchgängig bestimmte Vorstellung a priori setzt, so
thält diese viel mehr als jener; man geht also über den Be-
iff des Subjekts hinaus, und legt dennoch den gefundenen
nhalt dem Subjekte bey, weil die Anschauung rein ist, und
e gestattet, daß man die übrigen Bestimmungen der An-
hauung bey Seite setzt, und dagegen diejenige vorstellen kann,
e einer ganzen Sphäre gemein sind. Wer dieses fassen kann,
r fasse es! Eine Anschauung soll einem Begriffe korrespon-
ren, und doch mehr enthalten, als er; der in der Anschau-
g gefundene Inhalt soll dem Subjekt, in dessen Begriff er
cht liegt, beygelegt werden, weil die Anschauung rein ist;
e Anschauung soll eine durchgängig bestimmte Vorstellung
n, und doch gestatten, alle übrigen Bestimmungen hinweg-
lassen, und nur diejenige vorzustellen, die einer ganzen
phäre gemein sind?? S. 11. kommen wir nicht besser fort.
Dadurch, daß das gesammte Mannichfaltige in ein Ich dem
verbunden wird, entspringt die Anschauung; indem das
Gemüth

Gemüth so das Mannichfaltige verbindet, entspringt ihm eine durchgängig bestimmte Vorstellung seines Zustands, innere Anschauung, die empirisch ist. Die reine Bedingung derselben ist die Zeit, die Vorstellung der Zeit ist in Ansehung eines a priori gegebenen Mannichfaltigen durchgängig bestimmt, daher reine Anschauung; dies ist sowohl die Vorstellung der unendlichen Zeit, als auch jedes von ihr abgeschnittenen Theils; wird diese Vorstellung in einigen Stücken unbestimmt gesetzt, so entstehen Begriffe." Wir zweifeln nicht, daß unsere Nachkommen unsere tiefe Weisheit bewundern werden. S. 12. und 13. wird wiederum gezeigt, wie nun auch synthetische Sätze a priori die Zeit betreffend möglich seyen. „Z. E. daß zwischen jeden zwey Zeitpunkten es nur eine Zeit geben könne, das ist daher klar, weil, wenn man dem Begriffe zwischen zwey Zeitpunkten eine bestimmte Anschauung (also giebt es auch eine unbestimmte, und doch ist jede Anschauung durchgängig bestimmt) unterlegt, man so aus dem Begriffe gehe, und da diese Anschauung a priori ist, man an ihr zugleich die ganze Sphäre dieses Begriffs übersehen, und so dem Begriffe selbst etwas beylegen kann, was doch nur die Anschauung gelehrt hat." Man mache einmal den Versuch mit dieser Operation, und sehe, was herauskomme! S. 13 — 18. beschließt der Verf. die Sinnenlehre damit, „daß er zeigt, daß zwar durch dieselbe ein Idealismus aufgestellt werde, aber ein dem materialen gerade entgegengesetzter tr. oder kritischer Idealismus, ein Idealismus nämlich, der nur behaupte, daß alle im Raume vorgestellte Gegenstände zwar keine Dinge an sich, aber doch auch keine bloße Vorstellungen, sondern von ihrer Vorstellung verschiedene im Raume wirklich und wahrhaftig existirende Gegenstände seyen, die aber mit dem Raume und der Zeit ohne alle Beziehung auf unsere Vorstellung nichts, also nur in unserer Vorstellung und durch dieselbe etwas seyen; da hingegen der materiale Idealismus allen Unterschied zwischen Vorstellung des Gegenstandes und dem Gegenstande selber aufhebe, und den Gegenstand selber zur bloßen Vorstellung mache." Ein solcher materialer Idealismus, der da läugnete, daß wir Vorstellungen haben, die wir auf Gegenstände beziehen, und von denselben unterscheiden, ist uns, wir gestehen es, völlig unbekannt; nur einen solchen kennen wir, der zwar zugiebt, daß in unserer Vorstellung Gegenstände vorhanden seyen, der aber zugleich behauptet, daß aus diesem Vorhandenseyn in unserer Vorstellung, aus diesem Beziehen unse-

rer

Vorstellung auf Gegenstände, und aus dem Unterscheiden [illegible]selben von ihnen kein Daseyn dieser Gegenstände an sich [illegible]folgert werden könne, und wie dieser Idealismus von dem [illegible]tischen oder formalen Idealismus des Verf. verschieden seye, [illegible]en wir nicht ein. — Mehr als dieses dürfen wir über die[illegible] Buch nicht sagen; denn eine weitere Beurtheilung seines [illegible]halts würde eine wiederholte Recension der in dieser Bi[illegible]othek schon ehemals angezeigten theoretischen und praktischen [illegible]rnunftkritik seyn.

Ad.

[illegible]

[illegible]eyträge zur Beruhigung und Aufklärung über die[illegible]jenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind, oder seyn können, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit. Herausgegeben von Johann Samuel Fest, Prediger zu Hayn und Kreubnitz unweit Leipzig. Dritten Bandes drit[illegible]tes Stück. Leipzig, bey Weidmann. 1793. 22 Bogen in 8. 16 gr.

[illegible]

[illegible]er kann auch dieses Stück mit gutem Gewissen empfehlen. [illegible]lich die erste und längste Abhandlung vom Herausgeber [illegible]: Winke aus der Geschichte eines Augenkranken zu [illegible]sserer Behandlung schwacher und gesunder Augen, [illegible] Niemand gereuen gelesen zu haben. Auch der Rec. dankt [illegible] Verf. für einige Winke, die er bey seinen zwar gesunden, [illegible]t doch kurzsichtigen, und seit einiger Zeit matter werden[illegible] [illegible] Augen benutzen wird. Ein einzelner Abdruck dieser Win[illegible] würde wohl nützlich seyn, und Abgang finden. Wir wol[illegible] [illegible], des Nutzens wegen, aus diesen Winken nur ein leicht [illegible]zuschaffendes Mittel, das der Herausgeber von einem Eng[illegible]der erfuhr, hieher setzen, damit es noch bekannter werde, [illegible]l es — wenn nicht zu oft gebraucht, — demselben so schnel[illegible] und wirksame Hülfe verschaffte. Man nimmt zwey Theile [illegible]enwasser, und ein Theil Arkebüsade, oder will man es [illegible]k haben, auch wohl beydes zu gleichen Theilen, feuchtet [illegible]mit vier- bis sechsfache Leinwandbäuschchen stark an, und [illegible]t sie des Nachts sanft gebunden auf den Augen liegen, oh[illegible] diese ängstlich vor dem Wasser bewahren zu dürfen. Zur

Abwech-

Abwechselung, da man sich an kein einziges Mittel gänzlich gewöhnen darf, kann man auch acht bis zehn frische Erlenblätter des Nachts so aufs Auge legen, daß das, welches die meiste klebrichte Materie auf seiner Oberfläche hat, unmittelbar auf dem Augenliede liegt; oder man nimmt faule Borstorfer Aepfel, und legt die weiche Masse in einem Tuch von zarter Leinwand über die Augen. Jede Augenbedeckung muß aber früher vom Auge genommen werden, als man aufsteht; man muß vielmehr die Augen noch eine Zeitlang geschlossen halten, damit sie sich an das Helle gewöhnen.

Auch die übrigen Aufsätze sind mehr oder minder lehrreich; nur muß der Rec. noch einmal, um der zahlreichen Leser willen, die ihre Bücher aus Lesegesellschaften erhalten, den Herausgeber bey der Fortsetzung der Ideen über... zu mahnen. Beruhigungsgründe für Leidende vom Hrn. Prof. Heydenreich, dringend bitten, dieselben nicht so sehr in kleinere Theile zu zerstückeln, da sie sonst für den größern Theil völlig verlohren gehn. — Die letzten Bogen füllen, wie gewöhnlich, Recensionen, über die der Rec. bey diesem Werke um so weniger etwas erinnert, da die erste und längste die Garve's Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben, zweyter Theil, zu denen gehört, die der Rec. gleich ausnahm, wenn er sich bey Beurtheilung des ersten Stücks dieser Materialien nicht ganz unbedingt, sondern sehr bedingt, gegen die darin befindlichen Recensionen erklären zu müssen glaubte. Sein Urtheil, das vorzüglich aus jenen Recensionen resultirte, glaubt er daher noch jetzt vertheidigen zu können; da er sich aber nicht anmaaßen kann, sein Urtheil als ganz untrüglich geltend machen zu wollen, er sich vielmehr gern bescheidet, daß seine Stimme nur die Stimme eines Einzelnen sey; und da überdem nicht immer das meiste Gute auf dem Wege, den wir Anfangs wählten, sondern oft auf dem, den wir verwarfen, ausgerichtet wird, so räth er selbst dem Herausgeber, bey seinem Plan fest zu bleiben, wenn seine gemachten Erfahrungen ihn in seiner Ueberzeugung befestigt haben. Denn dem Rec. ists nur um das zu bewirkende Gute zu thun, und wenn das bewirkt wird, so ist, was man vernünftiger Weise wünschen muß, erreicht. Also, kein Wort mehr!

W.

Theorie

[illegible] Empfindungen, aus dem Französischen des Herrn Levesque de Pouilly. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1793. [illegible] ohne die Vorrede. 16 gr.

[illegible] Pouilly, in [illegible] schlechten Ueber[illegible] ein neues Gewand; auch hat der Ueber[illegible] Leben des Verfassers vorangesetzt, jedoch ohne [illegible] woher es mag genommen seyn. Der Uebersetzer [illegible] einer andern Arbeit, Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur des Vergnügens, des Schönen, und des Erhabenen, zu erkennen, er nennt sich daselbst [illegible]. Die gegenwärtige Uebersetzung ist fließend [illegible] in wiefern sie treu ist, können wir nicht [illegible], da wir eine andere Ausgabe des Originals vor uns [illegible], in welcher [illegible] nicht so steht, als es der Ueberse[illegible] [illegible] müßen, welches also allem Vermuthen nach [illegible] spätern Ausgabe geändert ist. Der Gedankengang [illegible] der nämliche; nur scheint manches abgekürzt, und [illegible] weggelassen zu seyn, wofern es nicht in der freyen Uebersetzung eine andere Gestalt bekommen hat. Denn daß [illegible] das Original nicht ganz genau bindet, um auch [illegible] Wendungen [illegible], lehrt der Anblick [illegible].

Er.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Auger Gislens von Buschbeck freundschaftliche Briefe über die Türken und ihre Gebräuche auf seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel. Nach dem Lateinischen. Freyberg und Annaberg, in der Crazischen Buchhandlung. 1793. 141 S. in 8. 8 gr.

Zur Zeit des Türkenkrieges würde eine Uebersetzung oder ein Auszug aus Aug. Gisleni Busbequii Omnia quae extant. Lugd. Batav.

[illegible] 1613. [illegible] dem Publikum angenehmes Geschenk gemacht [illegible] da man über die [illegible] die Türken [illegible] auch alsdann entbehrlich [illegible], wenn an der [illegible] des Originals nichts zu [illegible]. Der [illegible] hat sich nicht genannt, von dem Originale keine Nachricht gegeben, und bloß erinnert, daß er die [illegible] lateinische Urschrift frey bearbeitet hat, um sie für [illegible] zu nießbar zu machen, und sie dadurch zu einer [illegible] Lektüre umzubilden, daß er alles Ueberflüßige weggelassen. Was er übersetzt hat, sind die in dem genannten Buche [illegible] vorkommenden 4 Briefe. Die [illegible] übrigen Stücke, die zur Kenntniß des Türkischen Militärs u. s. w. wichtig sind, hat er ganz übergangen. Das dem Buche vorgesetzte Leben Busbec verdiente auch übersetzt und ausgezogen zu werden, wenn man es für nöthig hielt, [illegible] zu [illegible]. Wir wollen nun sehen, wie der Uebersetzer bey seiner Arbeit zu Werke gegangen ist. Aus was für Ursachen der Uebers. den Namen Buschbeck schreibt, können wir nicht errathen. Die, welche von ihm handeln, nennen ihn Busbec, Busbeg, Busbek. Die Abkürzungen verstellen oft das Original oder sind an unrechten Stellen vorgenommen. S. [illegible] S. 4. wird nicht gesagt, daß er, Busbek, auf ausdrückliches Verlangen des Königes Ferdinand Malvezzi vor seiner Abreise besucht habe, das im Original angeführt wird. S. [illegible] ist es nicht so klar in der Uebersetzung, als in dem Original, daß der Bassa den Arzt des Gesandten habe holen lassen, und den Aufschub der Reise verlangt habe. Der Name des Arztes, Wilh. Quackelbein hätte [illegible], wo des Arztes [illegible] Erwähnung geschieht, angeführt werden müssen. S. 10. wird die Kleidung der Janitscharen ausgelassen, vielleicht weil dem Uebers. die Verdeutschung zu schwer war. S. 16. Für Mauthe Stadt, manches in [illegible] Ebnen liegende Dorf hätten die von Busbeq [illegible] angeführten Ortschaften stehen sollen. Unrecht ist es, daß die Beschreibung von Belgrad a. S., die bey den Türken gewöhnliche Zeiteintheilung S. 23., die Beschreibung der Reise von Nissa nach Adrianopel S. 24. u. dgl. m. fast ganz weggelassen ist. In der Uebersetzung schließt sich der erste Brief mit der Ankunft in Adrianopel, die im Original S. 46. wo der erste Brief noch nicht zur Hälfte geendiget ist, gemeldet wird. Der Ueb. hat nämlich diese 4 Briefe [illegible] [illegible] müssen,

Ll daß

er sie in 7 eingetheilt hat. Hätte er doch dafür gesorgt,
ß er nirgends durch Verfehlung des Sinnes des Originals
er durch ein schlechtes Deutsch die Briefe unleserlich gemacht
itte. Hier sind die Belege zu unserer Anklage, daß er die-
s gethan hat. Wir nehmen sie nur aus seinem ersten Brie-
. S. 6. in der Uebers. sagt Busb. daß er den ganzen Tag
it Einpacken beschäfftiget war. Im Original heißt es:
uum totum diem *negotiis* et sarcinis componendis va-
llem. S. 9. wenn der Bassa in Ofen nicht genesen wäre,
wäre des Arztes, den der Gesandte bey sich hatte, und
r Bassa gebrauchte, und Busbegs Leben in Gefahr ge-
esen. Busbeg sagt aber nur: non parum verebar, ne si
l suum Mahumetem migraret, Turcae a meo medico
terfectum calumniarentur. Ex quo bono illi viro peri-
ulum crearetur, mihi vero veluti conscio magna parata
sset infamia. S. 11. daß vornehme Türken gewesen sind,
e mit ihm in Ofen gespeiset, findet sich nicht im Original.
S. 12. türkische Wohnungen, in den (denen) man aber
ewiß nach Gallerien, Bogengängen, so wie nach ei-
em jeden andern bloß zur Zierde dienenden Pracht-
tücke, sich vergebens umsehen wird: caeterum ibi nec
orticus luculenta nec visendum atrium nec aliud quicquam
nagnificum aut admirandum. S. 16. Es war leicht
orauszusehen, daß die Schifffahrt solch ein Ende
ehmen würde. Equidem vaticinari hoc ausim futurum
liquando, ut huiusmodi navigatio alicui parum feliciter
eniat. S. 17. Die anwesende Ehefrau und Tochter
es Verstorbenen waren mit ihren besten Kleidern an-
ezogen, und der Kopfschmuck des Mädchens von
Pfauenfedern, als das letzte und vorzüglichste Ge-
chenk einer Braut an ihren Verlobten, über den sie
och ein purpurnes Hütchen, das Zeichen ihres vor-
ehmern Standes trug. Eine wahre Masse von Unsinn,
ergleichen nicht leicht ein Abcdarius im Uebersetzen wird zu-
ammenbringen können. Man vergleiche hiemit das Lateini-
che: adstabant coniux et filia melioribus ornata vestibus,
liae galerus erat ex plumis pavonis; *supremum* munus,
uo maritum iam *conclamatum* uxor donavit, pileolum
abit purpureum, cuiusmodi virgines nobiles illic gestare
olent, und merke sich, wie richtig insbesondere supremum
nd conclamatum verdeutscht ist. Solche Uebersetzer sollen

mit der Feder des Recensenten [illegible] [illegible]
Ruthe auf ihre Finger! [illegible]

Kleine Geographie von Wirtemberg, mit einer allgemeinen Einleitung in die Erdbeschreibung und einem Anhang von Mömpelgard und Limpurg. Stuttgart, bey Erhard. 1793. 8. 12 gr.

Rec. der dieses kleine Buch, das nur 128 S. begreift, aufmerksam gelesen hat, muß dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er nicht nur zweckmäßig geschrieben, sondern auch alles Wissenswürdige auf eine kleine Anzahl von Bogen zusammengedrängt hat. Er zieht daher diese Arbeit allem vor, was der Verf. der Skizze, ja auch dem was Röder in seinem Lexiko über Wirtemberg theils in historischer, theils in geographischer Hinsicht geschrieben haben. Der erste Abschnitt schickt eine Vorbereitung voraus, wo gewisse ganz bekannte und allgemeine Begriffe vorkommen; er geht hierauf auf Deutschland über, und meldet uns wieder ganz kurz alle Fürsten, die in diesem Reiche regieren, führt ihre Länder an, die sie beherrschen, und nennt die Residenzstadt eines jeden. Noch nennt er die Hauptflüsse, die ansehnlichsten Gebirge, den natürlichen Reichthum des Landes, die Manufaktur- und Fabrikwaaren desselben, (welche beyde Artikel doch etwas zu kurz und unvollständig ausgefallen sind.) Hierauf lenkt er S. 18. auf Schwaben ein, unterscheidet davon den Schwäbischen Crayß, bestimmt die Gränzen desselben, und führt die 14 weltliche und geistliche Reichsfürsten an, welche Länder in diesem Crayße besitzen. Und so bahnt er sich S. 22. den Weg zu den Herzoglich Wirtembergischen Staaten. Von denselben entwirft er S. 23. einen kurzen Abriß der Landesgeschichte, der ganz artig ist. Die Vermuthung, daß Wirtemberg den Namen von der Burg Weißenberg, Weissenberg, Wettenberg führe, will dem Rec. nicht recht gefallen. Man sieht wohl, daß er hier meistens Hrn. Hofrath Spittler zum Führer gewählt hat. Er ist geneigt, den Flächenraum des Herzogthums nur zu 150 Quadratmeilen anzunehmen, und schließt daraus, daß Wirtemberg mit seinen 600000 Einwohnern zwischen den beyden volkreichsten Staa-

ten

[illegible] Europa, Holland und Mayland, mitten inne stehe, giebt uns eine kurze Beschreibung von den zwey rauhen [Gebirgs]gegenden, der Alb und dem Schwarzwalde, und von den merkwürdigsten Thälern des Landes. Er hat Recht, wenn er unter den Seen jene bey Maulbronn als übel berüchtigt angiebt, denn sie sind für die Gesundheit der dortigen Einwohner sehr schädlich. Wenn er auf die Landesprodukte kömmt, [illegible] den Weinbau [illegible] im W. noch bessern gedeyhen, als in den Sächsischen und Braunschweigischen Landen, wovon sich Rec. noch nicht hat überzeugen können. Für den Erdbirnenbau, ein für Tausende höchst wohlthätiges Produkt, und fast die einzige Nahrung vieler armen Leute, ist er mit [illegible] eingenommen. Es ist auch die Cultur derselben allgemein stark; vielleicht, wie er S. 44. sagt, nirgends so wichtig, als um Gültstein, wo an 11 — 12000, und zu [illegible], wo gleichfalls jährlich bis 10000 Simri der schmackhaftesten Erdbirnen gewonnen werden. Sachverständige Männer behaupten, daß ohne den Erdbirnenbau Wirtemberg seine seit 60 Jahren mit 200000 Menschen vermehrte Volksmenge nicht hätte ertragen können. Man muß das weitere bey dem Verf. selbst nachlesen, dessen Angaben nicht übertrieben, aber eben deswegen für den Leser desto interessanter sind. Wenn er S. 46. die Hohenheimer Käse vorzüglich lobt, so hätte er noch andere weit geschätztere Käse des Landes anführen können, z. B. die Balinger u. a. Daß die Bienenzucht vernachläßigt werde, getraute sich Rec. nicht zu behaupten, der in der Nähe einer großen Anlage davon zu Hause ist. Der Seidenbau wird nie gedeyhen, so lang die Bäume zur Nahrung der Würmer nicht gedeyhen. Die Canarienvögelzucht hat auch noch nicht ganz aufgehört. Recens. kennt ein Dorf, dessen Einwohner sie bis nach Constantinopel bringen. Unter den Mühlsteinen werden die in Dettenhausen gebrochene am häufigsten und am weitesten verführt. Was die Derendinger Mühlsteine betrifft, welche zwischen diesem Flecken und zwischen Crespach gebrochen werden, so sind sie mit denen von Dettenhausen von gleicher Güte, und werden wie jene, stark nach der Schweitz verführt. Nun folgt die sogenannte kleine Geographie von Wirtemberg nach der bekannten Eintheilung in Unterland und Oberland, welche sorgfältig geschrieben ist. Der Verf. beobachtet die Methode, daß er die Entfernung jeder Amtsstadt von der Hauptstadt Stuttgard bemerkt, auch kurz die merkwürdigsten Begeben-

heiten anführt, welche sich in einem Städtchen zugetragen und dieselbe berühmt gemacht haben. Er giebt auch überall die Anzahl der Einwohner an, und bezeichnet die [illegible] Städte, welche einen Landtag zu beschicken das Recht haben, mit einem †. Wir sehen nicht ein, warum wir Anstand nehmen sollten, den Hrn. Prof. Franz als den Verf. zu nennen, da diese Arbeit ihm gewiß keine Schande, sondern Ehre bringt. Indessen will sich Rec. doch noch einige Anmerkungen erlauben. So hätte er gewünscht, daß S. 20. der Unterschied zwischen unmittelbaren Reichsstiftern und mittelbaren Klöstern bemerkt, und die Stifter selbst nach diesem Unterschiede klassificirt worden wären. S. Asta und Ulrich in [illegible] entsinnen wir uns nicht gefunden zu haben. [illegible] angemerkt werden können, über welche Reichsstädte, z. B. Reutlingen und Eßlingen der Herzog von W. Schutzherr ist. S. 37. spricht der Verf. gewöhnlich das Steinlachthal. Man kennt es mehr unter dem Namen Steinlacherthal, von einem Waldflusse die Steinlach genannt. S. [illegible] vermuthlich heißen; Pfrummern, nicht Pfrummen. [illegible] ist in Tübingen eine Siechenkirche, die etwas anders als eine Lazarethkirche ist. Denn Tübingen hat kein Lazareth. S. 83. die Professoren zu T. sind nicht Chorherren am Stifte zu Sindelfingen, weil das Stift nach Tübingen versetzt worden ist. S. 98. den glänzenden Hofstaat hätten wir aus Gründen, die der Verf. sich selbst gedenken kann, ganz übergangen; wenigstens hat Rec. die Aufzählung der Handwerker in Stuttgart mit mehr Theilnehmung gelesen, und weit nützlicher gefunden. Wenn der Verf. das Militaire zu 4500 Mann angiebt, so mag es so seyn: Rec. hat sie nie gezählt, und möchte sich auch die Mühe nicht geben, sie zu zählen. Aus gewissen Aeußerungen in der Vorrede sollten wir schließen, daß der Verf. in der Censur etwas beschränkt gewesen seyn möchte!

Ep. [illegible]

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend von J. H. Campe. Eilfter Theil. [illegible] Oder: Kleine Kinderbibliothek. Herausgegeben von J. H. Campe. Siebenzehnter Theil. Braunschweig, [illegible]

[illegible] der Schulbuchhandlung. 1792. 19 Bog. in 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Dieser Theil enthält den Rest von Vaillant's interessanten Reise durch das Innere von Afrika; die freylich aus dem Beyspiel der Hottentotten und Caffern, deren Vertheidiger und Redner der Verf. ist, so manche Veranlassung geben, sich über das Glück der natürlichen Freyheit und das Elend des europäischen Despotismus in den unterjochten außereuropäischen Ländern herauszulassen. Ueber den Inhalt dieser anziehenden Reisebeschreibungen haben wir nicht Ursache etwas zu sagen, da das Original bereits bekannt genug ist, und auch wir davon bereits aus dem Voßischen Magazin [illegible] in der N. A. D. B. gegeben haben, und Hr. F. von dem seinigen nicht viel hinzuzusetzen Ursache gehabt hat. Das Verständniß einer entstehenden Liebe zwischen V. und Narina, [illegible] übergangen. Allein die [illegible] versprochene Nachricht von dem Schicksal der unglücklichen Engländer, die an der Küste der Caffern Schiffbruch [illegible], und die V. aufzusuchen sich vorgenommen hatte, haben wir vergeblich gesucht. Vaillant sagt freylich [illegible] Hr. F. würde dem Leser diese Auskunft aus [illegible] Nachrichten geben. Uebrigens entschuldigt der Herausgeber die geringere Bogenzahl, (bey geringerm Preis hätte es keiner Entschuldigung gebraucht) und verspricht, bey dem nächsten Theil diesen Mangel wieder einzubringen.

Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Die Franken und Karl der Große. Ein Geschenk eines Vaters an seine Söhne. Berlin. 1793. 5 Bog. in 12. 5 gr.

Der ungenannte Verf. urtheilt in der Vorrede, daß es bey [illegible]igen Zeiten gut sey, junge Leute bald mit der Geschichte der Deutschen bekannt zu machen, damit sie, statt ohne Verstand über Aristokratie, Demokratie und Freyheit zu schwätzen,

bey Zeiten einsehen lernten, daß ihr deutsches Vaterland ein schätzbares Gebäude sey, worin man so sicher leben könne, als es die Vernunft jedem rechtschaffenen Manne erlaube. Weil man aber in diesen Jahren der dicken Bücher bald satt würde: so müsse man ihnen bey Gelegenheit kleine Portionen der deutschen Geschichte in die Hände geben; und dazu habe er dann mit dem Leben Carls des Großen, der durch Vereinigung der mehrern deutschen Nationen in einen Körper den ersten Grund zur deutschen Reichsverfassung gelegt habe, den Anfang machen wollen. Die Erzählung von Carls Thaten und Character läßt sich wohl lesen, auch hat der Verf. recht daran gethan, daß er eine kurze Geschichte der Franken von Klodwig an bis auf Carln voraus geschickt hat, außerdem die Geschichte des letztern für Anfänger, die sich das was vorherging, nicht selbst ergänzen können, zu isolirt gewesen seyn würde. Sehr ins Detail aber dringt sie nicht ein, und der Verf. begnügt sich oft nur die Resultate ganzer Kriege kurz zusammen zu fassen. Auch würde er wohl gethan haben, wenn er sie in gewisse Epochen oder Abschnitte vertheilt hätte. Was junge Leute mit Nutzen lesen sollen, muß nicht in Einem fort geschrieben seyn, sondern seine Ruhepunkte haben. Das Titelblatt ist mit dem Kopf Carls des Großen geziert, der nach einem Siegel einer in Reggio befindlichen Urkunde gezeichnet ist.

Memoiren der Frau von Staal, von ihr selbst geschrieben; vorzüglich die Zeiten der Regentschaft, nach Ludwig XIV. betreffend. Aus dem Französischen. Erster Theil. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1793. VIII. und 240 S. 8.

Mamsell de Launay ward unter solchen Familienumständen geboren, daß ihre Aeltern und Verwandten nichts für sie thun konnten. Ganz fremde Wohlthäterinnen, wovon die ältere bald darauf Priorin eines Stifts zu Rouen wurde, ersetzten die Stelle ihrer Mutter, und erzogen, oder vielmehr verzogen solche um die Wette; doch blieben ihre Geistesanlagen ebenfalls nicht ganz ohne Cultur. Nach dem Tode der Priorin

hielt es schwer sie anständig unterzubringen, und am Ende
ußte das gute, für ein Wunder von Gelehrsamkeit auspo-
unte Mädchen froh seyn, als Kammerfrau bey der geistrei-
in Herzogin du Maine angestellet zu werden. Ein im
ründe wenig merkwürdiger Brief an den berühmten Fon-
nelle, als dessen Verfasserin sie endlich bekannt wurde, that
r den Dienst, daß ihre Gebieterin sie nach und nach unter-
heidender behandelte, wiewohl noch manche bittre Pille zu
rschlucken blieb, ehe sie die Stufe einer Gesellschafterin oder
orleserin erreichen konnte. **Fontenelle, Chaulieu, Ver-
s, Valincourt, Dacier**, und andre schöne Geister jenes
eitraums hatten indeß schon längst mit ihr, als einem zwar
cht schönen, aber desto witzigerm Frauenzimmer Umgang
pflogen, und wäre letzterer nicht durch den Tod ihr entzo-
n worden, so hätte Mamsell de L. die Stelle seiner kurz
orher gestorbnen gelehrten Frau ersetzt. Während den unter
r Regentschaft vorgefallenen Unruhen, mußte solche mehrere
Monate in der Bastille zubringen, und ward, wie natürlich,
r Herzogin noch schätzbarer. Um aber die Vorrechte einer
ofdame ohne Schwierigkeit genießen zu können, ward sie
m Ende dennoch genöthiget, einen schon ziemlich bejahrten
auptmann von der Schweizergarde zu heyrathen, der dafür
e Compagnie kam, und den Rang eines Marschall de Camp
atte, als seine Frau im Jahr 1750. starb.

Die Aufrichtigkeit womit sie von den verschiedenen Lagen
hres Lebens, und eben so oft ihres Herzens, in einem un-
ruchslosen, beynah männlichem Styl Rechenschaft ablegt,
hne, wie gesagt, auf Witz Jagd zu machen, oder sich in
elehrsamkeit und Politik zu vertiefen, macht das Original
u einer ganz angenehmen Lectüre. Was es von historischen
Merkwürdigkeiten enthält, wissen wir indeß aus hundert an-
ern Büchern ungleich besser; und also bliebe noch immer die
Frage, ob solches, da die Urschrift gar nicht selten ist, einer
Uebersetzung bedurft hätte? — Die Verfasserin der vorlie-
enden ist gleichfalls ein Frauenzimmer, von schon geübter
Hand, und, wie es scheint, von eben so männlichem Geiste;
enn beynah läßt das Französische sich leichter weglesen, als
ie Verdeutschung. Weit entfernt mit sklavischer Anhänglich-
eit zu verfahren, hat unsre Uebersetzerin sich vielmehr man-
herley Freyheiten erlaubt, die gegen das Original zu halten,
er Raum dieser Blätter nicht mehr erlauben will. Seinen

 Platz

Platz in Lesebibliotheken, und der Flug durch eine Lesegesellschaft verdient das Produkt allemal. Schon die Vergleichung der jetzigen Lage der Dinge in dem unglücklichen Frankreich, mit dem Zeitpunkt, worin unsere Verfasserin schrieb, macht ihr Buch zu einer lehrreichen Unterhaltung.

Ea.

Unser Jahrhundert, oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten und Begebenheiten und der größten Männer desselben. Ein Handbuch der neuern Geschichte, von D. H. Stöver, Doctor der Philosophie. Zweyter Theil. Altona, bey Hammerich. 1792. 504 S. in 8. 1 Rh. 18 gr.

Mit eben dem rühmlichen Fleiße, eben der Genauigkeit in der Erzählung, der Leichtigkeit und Annehmlichkeit im Style, wie Rec. dieses im ersten Theile fand, ist auch dieser Theil geschrieben, und die interessantesten Begebenheiten sind auch hier mit kluger Auswahl ausgehoben, und dem Leser lichtvoll dargestellt worden. Und mit Vergnügen setzt Rec. hinzu, auch aus den Staatsschriften hat der Verf. solche Auszüge gemacht, welche außer der Beweiskraft, welche sie für die Begebenheiten mit sich führen, auch dem Leser nicht nur den Geist des Zeitalters kennen lehren, sondern ihm auch eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung über die Verschiedenheit der Denkungsart der Fürsten und des Styls in den Staatsschriften verschaffen. Doch damit Rec. nicht partheyisch zu loben scheine, so kann er nicht unbemerkt lassen, daß des Verf. Aufmerksamkeit doch auch bisweilen ein Ausdruck, der nicht bestimmt genug ist, oder eine kleine historische Unrichtigkeit entschlüpft, über welches aber so mancher Leser bey dem fortreißenden Style leicht hinweggleiten wird. Nach S. 138. ließ der Czar Peter zur Wiedervergeltung wegen der Einäscherung der Stadt Altona die Städte Garz und Anklam damals im Schwedisch-Pommern in Rauch aufgehen. Mit Garz hat es seine Richtigkeit; aber statt Anklam müßte Wolgast gesetzt werden: denn wenn gleich auch Anklam und mehrere Städte in Pommern ein gleiches Schicksal erwartete, und sogar in der Stadt Anklam zu

Ein-

näscherung alles bereitet, die Häuser ausgeplündert und
le mit Stroh und Theer schon angefüllt waren, so würde
ch Anklam theils durch einen Zufall, theils durch die Ein-
cession des Königs **Friedrich** von Dänemark, dem der
ldmarschall Graf von **Flemming** von dieser Grausamkeit
r rußischen Truppen Nachricht gegeben hatte, gerettet. Die
lindheit des **Homers** S. 467. würde eher in einem Wer-
, wo es nicht so sehr auf strenge Wahrheit ankommt, und
o witzige Vergleichungen auch auf bloßen Sagen beruhen
men, verzeihlich seyn.

Dieser Theil enthält Carl XII. Geschichte nach der Schlacht
y **Pultawa** bis an seinen Tod — die Geschichte des unglück-
chen Prinzen **Alexei**, des **Kronprinzen** von Preussen,
chmaligen Königs **Friedrich des Großen**, wie er in Ge-
hr war, von seinem Vater verurtheilt zu werden, und der
reyheitsempörung zu Genua am Ende des Jahrs 1740.
ie Lebensbeschreibungen des Hrn. von **Voltaire** und Frey-
rrn von **Haller** beschließen diesen Band.

Pe.

**ersuch über das Alter der Oelmalerey, zur Ver-
theidigung des Vasari, von O. E. Frhr. von
Budberg. Göttingen, bey Dieterich. 1792. 8½
Bogen im kleinsten Quart. Mit dem Bildnisse
des Malers van Eyck. 8 gr.**

in Versuch nicht gemeinen Schlags, Zeuge eines forschen-
enden Kopfes! Sein Urheber, der uns bloß dem Namen
ch bekannt ist, sucht den Biographen italienischer Künstler,
asari, gegen Lessing zu vertheidigen, der bekanntlich im
. 1774. auf Veranlassung einer Handschrift von Theophilus
resbyter, eine Schrift vom Alter der Oelmalerey heraus-
b, und darin versicherte, nicht Johann van Eyck im 15ten
ahrhundert, wie Vasari behauptet, habe die Oelmalerey
funden, sondern sie sey weit früher bekannt gewesen, wel-
es er eben aus jenem Theophilus, der, wo nicht im 9ten,
ch gewiß im 11ten Jahrhundert lebte, beweisen wollte.
ndre wurden nun dadurch auf diese Sache aufmerksam ge-
acht, und bemühten sich, Oelgemälde vor van Eyck's Zeit
ssindig zu machen. Hr. v. B. führt sie an. Nunmehr

 wird

wird er auch den Beytrag zur Geschichte der Oelmalerey im (Rieggerischen) Archiv der Geschichte und Statistik (S. 1. u. ff.) gelesen haben. Man kann damit vergleichen Meusels Miscell. artist. Inhalts H. 22. S. 211. u. ff. So vieler ältern Spuren der Oelmalerey und der so vielen Beyspiele von vorgeblichen ältern Oelgemälden ungeachtet, glaubt Hr. v. Budberg doch, es lasse sich nichts Entscheidendes von ihnen bestimmen; man könne vielmehr immer (?) mit Grund (?) behaupten, daß jene ältern Oelgemälde alle (?) sehr wohl Wassermalereyen, mit Lack oder Firniß überzogen, seyen. Doch, dies ist gerade nicht des Verf. Hauptsache; er will nicht sowohl den aus dem Theophilus gezogenen Nachrichten widersprechen, als nur Vasari gegen Lessing vertheidigen; hauptsächlich in Ansehung seines Berichtes von der Reise des Antonello von Messina nach Flandern, um das Geheimniß des Oelmalens dem van Eyck abzulernen, und es zuerst in Italien anzuwenden und auszuüben. Er meynt, schon die überall durchscheinende Vorliebe Vasari's für sein Vaterland würde ihn zurück gehalten haben, einem Ausländer die Ehre jener Erfindung beyzulegen, wenn ihn nicht überwiegende Gründe und Zeugnisse gleichsam dazu genöthigt hätten. Vasari spreche ja selbst davon, daß schon lange vor van Eyck Maler durch die Mangelhaftigkeit der Wasserfarben gereizt worden wären, auf Oelmischung und Farbenauftragen zu denken. Ja, aus einer weder von Lessing noch von irgend einem andern bemerkten Stelle in dem Vasarischen Werke, nämlich im Leben von Angelus Gaddi, erhelle, daß Vasari dasselbe, was Lessing aus seinem Theophilus mittheilt, folglich auch ältere Versuche mit Oelfarben, folglich auch das Unterscheidende der van Eyckischen Erfindung oder Anwendung der Oelfarben, schon [illegible] gewußt habe. Vasari beziehe sich auf eine vor dem J. [illegible] verfertigte Handschrift des Cennino di Drea Cennini, die auch Baldinucci (in seiner Notizie de Professori del disegno da Cimabue) benutzte, und sage, Cennini habe die Malerey von Angelus Gaddi gelernt, und in einem Buche alle Geschäfte des Malers beschrieben, wie sie ihn sein Lehrer Gaddi gelehrt habe. Zuletzt handle er auch vom Mosaik und von der Mischung der Farben mit Oel, um Felder roth, gelb, grün und von andern Farben anzustreichen; ingleichen von Beizung und Vergoldung; aber nicht zu Figuren. Diese Worte stimmen, nach der Meynung unsers Verf., völlig mit den von Lessing aus dem [illegible]sten Kapitel des Theo-

llus überein; daraus also sehe man, daß Vasari wohl ge-
ußt habe, daß Farben mit Oel gemischt werden könnten:
r zum Figurenmalen hätten sie noch nicht gelangt; das
be erst van Eyck zu Stande gebracht. Es fragt sich nur,
Hr. v. B. jene Stelle richtig übersetzt oder verstanden ha-
? Sie heißt so: Trattò finalmente de' Musaici, del ma-
nare i colori a olio, per far campi rossi, azzuri, verdi,
d'altre maniere: e de' mordenti per mettere d'oro, ma
on gia per figure. Hr. v. B. zieht die letzten Worte: ma
on gia per figure nicht blos auf die letztern Worte, auf das
eitzen und Vergolden, sondern auf alle vorherige, also auch,
nd, wie es scheint, fast einzig auf die Farbenmischung mit
el. Wir unsers Orts glauben, die natürlichste Auslegung
fordere, jene Worte nur zum nächst vorhergehenden, näm-
ch zum Vergolden, zu ziehen. Indessen, auch hievon weg-
esehn, glauben wir doch mit dem Verf., daß die Beschuldi-
ung der gänzlichen Fiktion, die Lessing dem Vasari andichten
wollte, ungerecht und ungegründet sey.

Schöne Wissenschaften und Poesien.

Gedichte des Freyherrn Dieterich Ernst Spiegel von Pickelsheim, herausgegeben von Carl Freyherr von Reitzenstein. Wien, bey Geistinger 1799. 14 gr.

Die Vorrede des Herausgebers ist überaus angenehm und rührend abgefaßt. Bey der warmen Hochachtung gegen den Verf. hält sie sich doch überall in den Grenzen der Wahrheit und Unpartheylichkeit. Diese Hochschätzung eines Mannes, welcher ein längeres Leben so sehr verdiente, macht dem Herausgeber desto mehr Ehre, da er nach seinem Geständniß ihn nicht einmal persönlich kannte. In dieser Vorrede wird der Leser nicht nur mit der successiven Entstehung der meisten dieser Gedichte, sondern auch mit dem nach und nach sich bildenden poetischen Charakter des Verf. bekannt gemacht. Der Verlust einer geliebten Gemalin und öftere körperliche Leiden hatten seiner Seele eine gewisse Stimmung zur Traurigkeit gegeben, welche auch in den meisten seiner Gedichte sichtbar ist.

Es

Es war eine sanfte Melancholie, welche die Freude nur vermißt; aber nicht haßt, und jeden lächelnden Blick oder hervorschimmernden Strahl derselben begierig auffängt, um daran so lang, als möglich, sich zu erwärmen, und zu ergötzen. Wenn man den liebenswürdigen Charakter dieses edlen Verf., dessen Name zugleich noch an einen Mann erinnert, dessen Andenken nicht nur Halberstadt, sondern allen denen, welche ihn kannten, unvergeßlich und heilig bleiben wird, nicht schon kännte, so würden ihn seine Gedichte deutlich genug verrathen. In dieser Sammlung sind zugleich die Gedichte mit aufgenommen, durch welche das Halberstädtische Musenchor Gleim, Fischer, Schmid sich mit ihm unterhielten, und welche gemeiniglich seine Antworten veranlasseten. Der Charakter seiner Gedichte besteht, in sanfter Empfindung, guter Gesinnung, richtiger und größtentheils edler Sprache, leichtem Flusse, und Plan und Wendung der Gedanken. Dabey wollen wir nicht leugnen, daß nicht eine strengere Kritik hin und wieder etwas mehr Gedankenfülle, oder Feuer hinzuwünschen, oder einige matte Zeilen hinwegwünschen sollte. Verum ubi plura nitent. — Es ist ja so schon eine sehr angenehme Erscheinung, wenn ein Mann von Stande und Vermögen, den gewöhnlichen Vergnügen, welche beyde ihm gestatten, den geistreichen Umgang der Musen vorzieht. Auf diese Art bekömmt die Welt, außer seinen Gedichten, auch einen fein gebildeten Mann, von hellem Verstande und mildem Herzen, welcher durch sich und sein Beyspiel wohlthätig wird. Was kann überhaupt Größe und Macht mehr mildern und unschädlich und wohlthätig machen, als Vernunft und wissenschaftliche Cultur? oder wenn wäre dieser Wunsch gerechter, als zu einer Zeit, wo Macht und Größe, die Wissenschaften, als schädlich und mit ihren Absichten streitend, zu verdunkeln sucht? Wir begnügen uns zur Probe nur eins dieser Gedichte, und zwar eins der kürzesten abzuschreiben.

Der beste Krieg.

Laßt Helden ganze Völker würgen,
Ihr Schwerd durch Legionen dringen,
Was sehen sie im Kampf?
Verstümmlung, Wunden, Tod und Dampf.

Wenn Critici in Federkriegen
Sich schmähen, lästern und [illegible]

Lohn

[illegible] ihren Streit
Rühmt eure Deutsch Muth Ewigkeit.
Laßt meinen Anwaldt nach den Rechten
[illegible] ein Rittergut erfechten,
Mir [illegible] ein Heil,
Mein [illegible] wünscht den Gegentheil.

Denn [illegible] ihr Streitet mit einander
Justinian und Alexander
Und Bartolus ist nicht mein Held
Zu Paphos ist mein Kriegesfeld.

Komm, Amor, komm schnell angeflogen
Nimm deine Pfeile, deinen Bogen,
Den vollen Köcher mit.
Dir folg ich willig Schritt vor Schritt.

Man liebt die Schmerzen seiner Wunden,
Ehrt seine Fesseln überwunden,
Und stößt mit Vorbewußt
Den Pfeil sich tiefer in die Brust.

Den Feind mit himmlischen Entzücken
An sein durchbohrtes Herze drücken,
Dann, man [illegible] deinem Sieg;
Drum ist dein Krieg, der beste Krieg.

Neu aufgefundene Gedichte Ossians. Aus dem Englischen. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Abhandlung über die Werke dieses celtischen Barden. Frankfurt und Leipzig, (bey Gräff.) 1792. 18 gr.

Die Streitigkeiten über die Aechtheit der Oßianischen Gedichte sind auch unter uns nicht unbekannt geblieben, wenn man gleich in Deutschland eben nicht sehr Theil daran genommen hat. Die Gedichte, die man uns unter Ossians Namen vorlegte, fanden bey uns zur Zeit ihrer ersten Erscheinung mehr

mehr enthusiastische Bewunderer als sonst irgendwo, Schottland selbst nicht ausgenommen; und so fanden die bald darauf von einigen englischen Kunstrichtern erregten Zweifel gegen ihre Authenticität wenig Eingang und Aufmerksamkeit. Man nahm ihr hohes Alter ungeprüft und unerwiesen für wahr an, weil man es wünschte. Gleichwohl sind die Einwürfe, die man Macpherson und seinen Anhängern gemacht hat, keinesweges auf eine befriedigende Weise von ihnen gehaben worden. Die Leidenschaft, der Nationalstolz und der Nationalhaß, der bey diesem Streit unter den englischen, schottischen und irländischen Gelehrten sich einmischte, hat viele wesentliche Punkte mehr ins Dunkel als ins Helle gesetzt, allein so viel scheint das Wahrscheinlichste zu seyn, daß Macpherson allerdings einzelne kleine Gedichte und Fragmente zu Grunde gelegt, in der Zusammensetzung und Behandlung derselben aber so frey verfahren sey, daß er nichts weniger als eine treue und eigentliche Uebersetzung alter ersischer Werke, als vielmehr Gedichte im Geist und Geschmack Ossians, mit eingewebten einzelnen Fragmenten, die aus Ossians Zeitalter sich erhalten, geliefert habe.

In den Transactions of the royal Irish Academy 1787. ließ Hr. Young eine neue Sammlung Ossianscher Gedichte, die er in den Schottischen Hochländern gefunden haben wollte, in ihrer Ursprache mit einer angehängten englischen Uebersetzung und Anmerkungen abdrucken. Diese Gedichte, die Hr. Y. für ächt ausgiebt, kommen zum Theil gar nicht in Macphersons Sammlung vor, zum Theil sind diejenigen Stücke seiner Sammlung, die eine ähnliche Begebenheit besingen, von ihnen in der ganzen Form und besonders in den historischen Datis höchst verschieden. In den Anmerkungen zeigt Hr. Y. die Verstümmelungen, die sich Hr. Macpherson vorzüglich in historischen Umständen erlaubte. Alles dieses erhalten wir hier in einer deutschen Uebersetzung.

Voran steht eine Abhandlung des deutschen Uebersetzers über die Aechtheit und Unverfälschtheit der von Herrn Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians, in Beziehung zugleich auf diese neu aufgefundenen Gedichte des celtischen Barden. Obgleich der Verf. selbst in der Vorrede sagt: „Das Dunkel, in das dieser Gegenstand immer noch eingehüllt ist, muß jeden höchst schüchtern und vorsichtig in der Entscheidung machen, und ihn warnen, eigentlich noch gar nicht zu entscheiden," —

So

hat er aber doch in der Abhandlung selbst [illegible] dargethan, [illegible] er in dem entscheidendsten Ton von der Aechtheit der [illegible] [illegible]hte O. als einer ausgemachten Sache spricht, ja S. 296. [illegible] [illegible]dern behauptet: die von Hrn. Young bekannt gemachten [illegible]dichte seyen Verfälschungen der ächten Ossianischen, Mac[illegible]erson sey ein getreuer Uebersetzer, und die unsterblichen Werke des göttlichen Barden von Selma eine lautere Quelle für [illegible]n Alterthums- und Geschichtsforscher.

Im Sommer 1784 unternahm Hr. Y. eine kleine Reise [illegible]rch die Schottischen Hochlande, wobey er die Absicht hatte, [illegible]ch [illegible] zu forschen, was etwas zur Aufklärung und Ent[illegible]eidung der bekannten Streitfrage über die Aechtheit des [illegible]acphersonschen Ossians beytragen könne. Die hier geliefer[illegible] Gedichte sind ein Theil der Sammlung, die er damals [illegible]halten konnte. Aus der Vergleichung derselben mit den [illegible]acphersonschen Nachahmungen ward Hr. Y. überzeugt, daß [illegible]r das Datum seiner Gedichte als den Inhalt und die Form [illegible]er Originale öfters verändert, und ihnen ein weit höheres [illegible]ter zugeschrieben habe, als sie wirklich besitzen. Dies ist der [illegible]und, warum er so geflissentlich den Namen St. Patrick [illegible]t Stillschweigen übergieng, ungeachtet sein Name häufig [illegible] diesen Gedichten vorkommt, und nur gelegentlich seiner un[illegible] [illegible] dem Namen eines Culdis oder eines der ersten christlichen [illegible]issionäre, die in diese Gegenden geschickt wurden, Erwäh[illegible]ng that. Denn gar leicht hätte eine Nachricht von diesem [illegible]t. Patrick den Verdacht erregen können, daß vielleicht diese [illegible]edichte nichts weniger, als ächt wären, sondern von denje[illegible]gen Fileas, die in neuern Zeiten den Auftrag hatten, alle [illegible]rch Tradition erhaltene Sagen von seinen Begebenheiten [illegible] Verse zu bringen. Die hier abgedruckten Gedichte, ver[illegible]ert Hr. Y. seyen Wort für Wort aus den Abschriften ge[illegible]mmen, die nur in den Hochlanden zirkuliren, ausgenommen, [illegible] so weit sie durch die in Prath erst kürzlich herausgekomme[illegible] Ausgabe verbessert worden sind. Die Titel derselben sind: [illegible]er Einfall in Irland von Erragon (Macphersons [illegible]chlacht von Lora.) Klagen der Wittwe des Dargo [illegible]ssian Works, P. II. Calthon and Colmal.) Der Kampf [illegible]ons, Sohnes des Dargo, und Gauls, Sohnes des [illegible]orne. — Ossians Werbung um Evirallin. (Fin[illegible] [illegible]l 4. Buch.) Der Streit Oskars und Illans, Sohnes [illegible]s Königs von Spanien. — Der Tod Oskars. (Te[illegible]

mora.

mora. (S. [illegible]) [illegible] Ossians. — Die Verglei-
chung zu erleichtern hat der Uebersetzer die entsprechenden
Stücke Macphersons nach der metrischen Uebersetzung von
Denis beygefügt. Rec. stimmt ihm ganz bey, daß diese von
Young bekannt gemachten Gedichte, was ihren ästhetischen
Werth betrifft, nur armselige Schatten der Macphersonschen
sind; übrigens aber scheinen sie ihm, wenn auch nicht ächte
Produkte Ossians oder eines seiner Zeitgenossen, doch von
weit höherm Alter, als die sogenannten Werke Ossians, in
der Form, wie wir sie aus Macphersons Händen erhalten
haben.

Ga.

**Gedichte von C. A. Struve, d. A. W. D. Leip-
zig, bey Hertel. 1793. 82 S. in 8.**

Es darf uns heut zu Tage nicht mehr befremden, daß das
Heiligthum der Dichtkunst durch so viele Hände entweihet
wird, da die meisten Versmacher sich für auserwählte Söhne
Apolls halten, wenn sie — Verse machen können, — die
elendeste Kunst, die es auf der Welt geben kann; und so ist
denn auch diese Sammlung von Reimen zur Welt gekommen,
der es fast überall an Fülle und Neuheit der Gedanken, an
Präcision und wahrer Schönheit der Begriffe, an Richtigkeit
und Correktheit der Sprache, an ästhetischer Wahrheit und
an einem geläuterten Geschmacke fehlt. Fast auf jeder Seite
stößt man auf schiefe Bilder, und unrichtige Metaphern, auf
poetischen Schwulst, und auf Härten, grammatikalische Un-
richtigkeiten und Provinzialismen der Sprache, die auch einem
Anfänger in der Dichtkunst nicht verziehen werden können.
Man verlangt von uns Belege über das Gesagte, — aber
warum sollten wir mehr, als das halbe Buch abschreiben? und
Leser und Verfasser würden nur erschrecken, wenn sie sähen,
daß man auf 82 Seiten so viel Sünden gegen den wahren
Geist der Poesie begehen kann.

Zn.

Botanik

Botanik, Gartenkunst und Forst- wissenschaft.

hriften der Regensburgischen botanischen Gesell- schaft. Erster Band. Res parvae concordia crescunt, discordia dilabuntur. Regensburg, im Verlag der Gesellschaft, und zu haben sowohl bey dieser, als in der Montagischen Buchhandlung. 1792. 1 Alph. 1½ Bog. in 8. 1 Rt.

s war ein glücklicher Gedanke vom Hrn. Hoppe, nicht r ein botanisches Taschenbuch herauszugeben, und dadurch Jünglinge, die sich der Apothekerkunst widmen, zu meh- m Ernst in Betreibung dieser Kenntnisse und gründlicherer lernung derselben aufzufordern, sondern auch eine Gesell- aft zu stiften, durch welche eben diese Kenntnisse weiter be- eitet, und ihre Anwendung gemeinnütziger gemacht würde. Der Erfolg hat gelehret, daß er seinen Zweck nicht ver- lt habe, und wir hoffen eben so sehr als wir es wünschen, ß derselbe künftig noch weiter werde erfüllt werden. Da t überhaupt Privatgesellschaften zur Kultur der Wissenschaf- n sehr oft mehr als öffentliche beytragen, wenn nicht bey den itgliedern der letztern eben so viel Enthusiasmus für ihr h ist, als sich bey denen der erstern insgemein findet, und sie gerade veranlasset, in nähere Verbindung zu treten; erwarten wir auch von dieser aus ähnlichen Ursachen ent- ndnen Gesellschaft in der Folge viel Gutes, auch deswegen on, weil der Gegenstand eingeschränkter ist als bey öffentli- en gelehrten Gesellschaften.

Die in diesem ersten Bande enthaltenen Schriften sind: Rede am ersten feyerlichen Stiftungstage der Gesellschaft, 30sten Okt. 1790. gehalten, von Dr. Joh. Jak. Kohl- aas, Präses.

Sie enthält die Entstehung, Absicht und den Gegen- nd der Gesellschaft, vielleicht da wo Verträge, Pflichten, esetze u. s. w. definirt werden, etwas zu philosophisch, und weitläuftig, welches der Rec. jedoch nicht entscheidend be- upten kann, da ihm das Auditorium, vor welchem sie ge-

halten [illegible] in [illegible] der Gesellschaft wird durch

2) Plan und Gesetze der Regensburg. bot. Gesellsch. näher bestimmt.

3) Verzeichniß der bis zum [illegible] 179[illegible] aufgenommenen Ehrenmitglieder, deren 18 waren, welche Anzahl aber seitdem sehr ansehnlich vermehrt worden ist. Unter jenen hat Hr. Hofrath Kayser, Fürstl. Thurn- und Taxischer Bibliothekar das wichtige Verdienst um die Gesellschaft, daß er ihr einen Platz in seinem Garten und ein Zimmer zur Winterversammlung und Aufbewahrung ihrer Sammlung eingeräumet hat.

4) Ueber die Geschlechtstheile der Pflanzen, und der mittelst derselben bewirkten Befruchtung, vom Hrn. Hoppe. Wir wollen diese Vorlesung nicht zu streng beurtheilen, weil sie die erste ist, die von dem Stifter der Gesellschaft in diesem Bande vorkommt, und weil sie nicht die Ueberschrift hat: Geschichte der Entdeckung des Geschlechts der Pflanzen. — Indessen, da der Verf. diese doch als Einleitung erwähnt, so hätte er nicht R. J. Camerar und Jos. Gottl. Koelreuter, auch nicht Seb. Vaillant auslassen sollen; nicht S. 68. eine so widersprechende Antithese machen sollen, von den Irrthümern der Alten; nicht das Befruchtungsgeschäffte durch das Aufplatzen des Saamenstaubes erklären sollen, welches, als ein unnatürlicher Zustand desselben, längst widerlegt ist; noch S. 77. sagen müssen, daß die Kelche und die Blumenblätter gewöhnlich gleich nach der Befruchtung abfallen, da jene vielmehr bey den allermeisten Pflanzen bis zur Reife des Saamens, und bey den zahlreichen Familien der Gräser, Dolden und Zusammengesetzten sogar nach dessen Abfallen sitzen bleiben. So ist auch nicht der Fruchtknoten allein bleibend, bey fast allen Schotenpflanzen und vielen andern ist Stylus persistens. Präcision ist in wissenschaftlichen Aufsätzen eine unerläßliche Forderung!

5) Schluß- und Dankrede in der ersten feyerlichen Versammlung der Gesellschaft, vom Hrn. Duval. S. 97.

6) Die Pflanzen. Eine Idylle von Ludewig Giesel. Ganz unterhaltend, wahr und ohne Schwulst.

7) Botanische Excursionsbeschreibungen von S. 118 — 137. sind keiner Mittheilung für unsre Leser fähig, aber für die

[illegible] Gesellschaft und der [illegible], die sich in Re-
gensburg befinden, als eine Flora, ganz brauchbar, und kön-
nen dereinst zur allgemeinen Flora Deutschlandes benutzt wer-
den. — Die oft wiederholte Note: „Ein Dorf unweit Re-
gensburg" sagt jetzt nichts, weil dessen Entfernung nicht be-
stimmt, und Lage nach Ost oder West, Süd oder Nord gar nicht
angegeben ist. Wenn eines der Mitglieder zu einem folgen-
den Bande der Schriften der Gesellschaft eine kurze Topo-
graphie von Regensburg, nebst einer Charte liefern wollte,
(wie schon Mauritz Hofmann von Altdorf 1677 gab) das
würde sehr gut seyn.

V a) Abschiedsrede des Hrn. Martius, bisherigen Se-
cretairs der Gesellschaft, der als Universitätsapotheker nach
Erlangen gieng; worin er den Nutzen einer systematischen
Kenntniß der Pflanzen für den Apotheker zeiget, und wie
sie ihnen zu verschaffen wäre? wenn nämlich 1) die auf Uni-
versitäten conditionirenden Jünglinge die botanischen Vorle-
sungen mit besuchen dürften — (aber wenn die in solchen Stun-
den gehalten werden, wo der Prinzipal seine Gehülfen nicht
entbehren kann? wie gewöhnlich der Fall ist; und wenn der
Professor oft so wenig die Gabe der Deutlichkeit hat, daß
auch die Studenten am Schlusse des Collegii noch sich selbst
nicht fortzuhelfen wissen? wie mehrmal der Fall ist!) 2) Daß
in Städten, wo keine Universität ist, ein Arzt für sie beson-
dre Vorlesungen halten sollte. — Lieber Hr. Martius!
nicht alle Aerzte in großen Städten wissen so viel von der Bo-
tanik, daß sie das können, oft unter allen kaum einer! und
die haben wegen der Praxis keine Zeit dazu. — Die Lehr-
herren lassen ihre Lehrlinge so wenig als ihre Gehülfen hinge-
hen, wenn auch Vorlesungen gehalten werden, wäre es auch
nur, damit diese nicht klüger würden, als sie selbst sind. Der
Rec. schreibt dies aus seiner eignen Erfahrung! und weiß
kein ander Mittel zur Verbesserung, als eine vorher zu ma-
chende, daß nämlich kein Apotheker sich etabliren dürfe, ohne
vorgängiges Examen, in welchem auch über die Botanik so
examinirt würde, daß man sähe, ob der Candidat sich vor
nachtheiligen Verwechselungen in den officinellen Pflanzen zu
verwahren wüßte, und sich nicht z. E. Inula dysenterica für
Arnica geben ließe? (ist auch eigne Erfahrung des Recens.)
Daß nun dies nicht allenthalben geschehe, wird Hr. M. doch
wissen? — Der Verf. versucht darauf die Beantwortung

 einer

einer Preisfrage über den Satz: „ob die [illegible] „der Giftpflanzen im Allgemeinen, vorzüglich aber unter dem „Landvolk, Schaden oder Nutzen bringe?“ und weil er das letztre glaubt: so schlägt er dazu vor, a) daß die Landgeistlichen sich auf Akademien einige Kenntnisse der Botanik erwerben sollten, weil sie die erste Zuflucht bey vorkommenden Unglücksfallen sind. Für diese ist, wenn sie wollen, hinlänglich durch Halle gesorgt, in sofern es die Kenntniß der Giftpflanzen betrifft; das Verfahren bey Unglücksfällen hat schon mehr Schwierigkeit. b) „Daß der gemeine Mann mit den Kennzeichen, welche die Natur selbst den giftigen Pflanzen aufgedruckt hat, (z. E. um es kurz in der Kunstsprache auszudrucken: Color luridus, Odor teter, Sapor ingratus) bekannt gemacht würde, und ihm daneben ein faßliches Handbuch, welches eine Beschreibung der gewöhnlichsten Giftpflanzen, nebst guten Abbildungen enthielte, in die Hände gegeben würden, so würde derselbe auch gar bald in den Stand gesetzt werden, sich vor dem Schaden giftiger Gewächse zu hüten.“ — Der Rec. hält es für Pflicht, diesen Gegenstand, der zu der Lieblingspuppe unsrer Zeiten, der Aufklärung gehört, bey dieser Gelegenheit so kurz als möglich zu beleuchten. Für jene Kennzeichen hat der gemeine Mann keinen Sinn, d. h. keine Faßlichkeit, wenn sie ihm auch jemand erklärte; und was soll das thun? — Der Geistliche? Das ist petitio principii, weil erst die Frage ist, ob Er sie weiß? Er achtet auch auf alles das nicht, was ihm gesagt wird, um möglichen künftigen Schaden zu verhüten, wenn er nicht schon wirklichen Schaden erlebt hat. Und für die Bücher! es thut uns leid um den, der sich die verlorne Mühe gäbe, ein solches für den gemeinen Mann selbst (nicht für Landgeistliche, Schulmeister und Beamten) zu schreiben. Der Landmann und Handwerker weiß ihre Existenz nicht; und wenn sie ihm geschenkt werden, so kann er sie nicht lesen, noch verstehen. Daher ist alles dies gutgemeynte Aufklären vergebens! — Sichrer gienge es nach des Rec. Urtheil damit, wenn die Schulmeister ihre Kinder belehrten, nichts im Felde oder im Walde zu kosten, was sie nicht schon ihre Aeltern hätten essen gesehen, und ihnen alles, was nicht tägliche Nahrung wäre, als schädlich und gefährlich vorstellten. Möchte dies immerhin falsch seyn, es würde eher verhüten, daß Knaben und Mädchen sich nicht mit Schwämmen u. s. w. vergifteten, als alle

[illegible] Wiedervermehrung, die, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht begreiflich gemacht werden können, oder vergessen werden. —

9) Des Ritters von Bray Brief an die Gesellschaft, enthält den Dank für seine Aufnahme zum Ehrenmitgliede, mit Aeusserungen, die derselben sehr angenehm seyn müssen. Er ist in einem geistreichen blühenden Styl geschrieben, und beweiset, daß aufgeklärte Ausländer, wenn sie die Deutschen kennen lernen, sie auch schätzen lernen.

10) Prof. Schranks in Ingolstadt Anmerkungen zu den, an die botanische Gesellschaft gesandten Pflanzen, S. 292 — 323. und

11) Botanische Bemerkungen von Märklin S. 324 — 396. enthalten Beschreibungen einzelner Pflanzen, und leiden keinen Auszug.

12) Nähere Nachricht von der Stiftung der botanischen Gesellschaft, worauf die Titelvignette Beziehung hat, von Hn. Hoppe, S. 397. Schön war die Idee des Ritters von Bray, eine Inschrift auf einer steinernen Tafel zum Andenken dieser Stiftung an dem Felsen befestigen zu lassen, an welchem Hr. Hoppe seinen Freunden den Entwurf vorlas, der ihm zur Zuflucht bey einem entstandenen Ungewitter diente, und daher von ihm der Schutzfelsen genannt wurde. Die Inschrift ist für beyde Theile zu ehrenvoll, als daß wir ihr den Platz versagen könnten, ob schon nicht im lapidarischen Styl abgedruckt: D. H. Hoppe surpris par un violent orage au milieu d'une de ses excursions botaniques, se refugia sous ces rochers qu'il a nommés Schutzfelsen. Et la Soc. Bot. de Ratisb. qu'il a fondé en May 1790. les a consacré par reconnoissance. F. G. de Bray. C. Duval.

Ein vollständiges Register macht den Beschluß des ersten Theils, und wir zweifeln nicht an der Erscheinung mehrerer.

Bd.

Auf Erfahrung gegründete Anleitung, nützliche Waldungen von allerley Holzarten, welche in unserm Himmelsstrich gedeihen, anzupflanzen. Zum allgemeinen Besten entworfen und verfertiget durch Aug. Petri den Vater. Frankfurt, bey Jäger. 1793. 104 S. in 8. mit 2 Kupf. 12 gr.

Das

Daß Hr. Petri Akazien, Lerchenbäume und den abendländischen Platanus, von welchen dreyen Holzarten er in dieser Schrift den Anbau lehret, gut pflanzen kann, das wird ihm jedermann gern glauben, und daß seine Lehrbursche unter seiner practischen Anweisung auch guten Unterricht in seiner Schrift finden werden, dieses Verdienst kann man denselben nicht streitig machen. Der Anbau dieser Holzarten ist aber auch eben so gewiß jedem Forstmann, der sich nur etwas in der Forstbotanik umgesehen hat, hinlänglich bekannt. Damit nun diese Holzarten nach der Vorschrift des Hrn. P. in den Forsten angebauet werden können, so entwirft er einen Plan zu einer nützlichen Forstholzkultur, worüber ein Empflanzer die Direktion haben soll. Die Vorschläge, wie dieser gehalten und besoldet werden soll, kann man nicht ohne Ermüden lesen. So wenig dieser Vorschlag als sein Holzanbau mit der Gartenschnur in der Hand, möchten wohl auf viel tausend Morgen großen Blößen schwerlich Anwendung finden. — Das Bewundernswertheste in dieser Schrift sind einige Erfahrungen (S. 11.) von der Stärke, Höhe und dem Alter verschiedener Holzarten in dem Schloßgarten zu Zweybrücken, auch über den Wachsthum der Lerchenbäume in einigen Zweybrückischen Lustgärten. So wie in diesem vor uns liegenden Heft der Anbau der Akazien, Platanus und Lerchenbäume beschrieben ist, so soll noch in mehreren folgenden Heften von dem Anbau 15 ausländischer Holzarten Unterricht ertheilet werden. Ueberhaupt aber sollen sie den Anbau 1) der Robinia pseudo Acacia, 2) Pinus larix, 3) Platanus Occidentalis, 4) Ulmus americana, 5) Acer negundo, 6) Acer rubrum, 7) Juglans nigra, 8) Populus nigra, 9) Populus canadensis, 10) Populus balsamifera, 11) Pinus canadensis, 12) Pinus Strobus, 13) Juniperus virginiana, 14) Quercus rubra, 15) Fagus Castanea enthalten. Der Anbau dieser Holzarten ist aber bereits in so vielen Schriften beschrieben, und sind unzählich oft in deutschen Gärten gepflanzet oder aus den Saamen gezogen, daß wohl schwerlich sich viele Gärtner nach einem Unterricht zum Anbau derselben sehnen möchten.

Hoq.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen

Bibliothek.

No. 1.

Beförderungen.

Der bisherige Universitätsbibliothekar zu Tübingen, Herr M. Andr. Heinrich Schott, ist zum ausserordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt worden.

* * *

Todesfälle.

Am 16. Sept. d. J. starb zu Hannover der Consistorialrath und Pastor Primarius an der Neustädter Kirche, D. Joh. Adolph Schlegel. Er war ein gebohrner Sachse, 1721 zu Meißen gebohren, und hatte in jüngern Jahren als Mitarbeiter an den Belustigungen des Verstandes und Witzes und an den Bremischen Beyträgen, keine geringen Verdienste um die Verfeinerung des deutschen Geschmacks. Seine spätern Werke und seine letzten Arbeiten an einem verbesserten Gesangbuche und dem neuen Katechismus für die Churbraunschweigischen Lande sind bekannt. Er überlebte drey Brüder, die sich alle durch Verdienste auszeichneten, und im Auslande starben, den dramatischen Dichter, den Geschichtschreiber, und den Prediger.

Schulfeyerlichkeit.

Berlin. Am 4. October d. J. lud Hr. Oberconsistorial- und Oberschulrath D. Gedike durch eine Schrift unter dem Titel: Nachtrag zur Geschichte sowohl des Friedrichswerderschen, als des Berlinisch-Cöllnischen Gymnasiums, zu seiner Einführung als Director der letztern Anstalt, ingleichen zu der von Streit, einem Venetianischen Kaufmann und Wohlthäter des Gymnasiums, verordneten Gedächtnißfeyer ein. Schon vor 12 Jahren hatte der Hr. Verf. bey Gelegenheit des Jubiläums auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium die Geschichte desselben beschrieben. In diesem Nachtrage führt er die Rectoren der Anstalt, von denen sich Nachrichten finden lassen, an, und erwähnt zuletzt die merkwürdigsten Veränderungen in Ansehung des äussern und innern Zustandes des Gymnasiums während seiner Direction, nämlich von 1779 an. Es ist der gelehrten Welt zur Genüge bekannt, welche Verdienste der Hr. Verf. um den Flor einer Anstalt hat, die zur Zeit des Antritts seiner Direction im äussersten Verfall war. Zugleich rückt Herr Gedike das Schreiben an den Magistrat ein, durch welches er auf die ihm mit übertragene Direction des Gymnasiums selbst bey seiner neuen Stelle Verzicht thut. Dieser Entschluß war besonders durch die veränderte Gesinnung seiner beyden ersten Amtsgehülfen veranlaßt worden. Hierauf theilt er die musterhafte Rede, die er am 26. Sept. bey Niederlegung des Directorats des Friedrichswerderschen Gymnasiums gehalten hatte, mit. Hierauf folgt die noch bey Lebzeiten des verewigten Büschings am 20. Jan. 1791 im Auditorium des Berlinischen Gymnasiums bey Uebernehmung des Mitdirectorats an die versammelten Lehrer, Schüler und an den ehrwürdigen Greis selbst gehaltene Anrede. Sie ist so wahr, als empfindungsvoll, und macht dem Redner eben so viele Ehre, als dem unvergeßlichen Büsching, der bey seinem Leben den Druck verbeten hatte, weil sie mit zu vielem Lobe für ihn — nach seinem Ausdrucke — angefüllt war. — Die Feyerlichkeit fieng um 9 Uhr an, und wurde mit einer vom Hrn. Chordirector Lehmann angeführten Trauermusik eröffnet. Der Text war vom Hrn. Prof. Spalding. Der Verordnung des sel. Streit gemäß wurde das Fest der Wohlthäter des Gymnasiums auf die Art angefangen: Das Auditorium war mit Prospekten, die besonders auf Venedig sich bezogen, und Geschenke des wohlthätigen

Streits sind, geschmückt. Sein Bildniß hieng über dem Katheder. Hr. Prof. Spalding hielt eine lateinische Rede zum Gedächtniß Büschings, die jetzt auch gedruckt ist. Er rühmte in einem ächtrömischen Styl die Verdienste des Seligen um die theologischen und geographischen Wissenschaften, und zeichnete den Charakter desselben, besonders seine Religiosität, Standhaftigkeit und seinen festen beharrlichen Sinn, so wie seine Freymüthigkeit auf eine Art, daß das Gemälde gewiß seinem Urbilde glich. Der Hr. geheime Kriegsrath Troschel redete in deutscher Sprache von den Schwierigkeiten und Hindernissen, die sich dem Lehrer bey der Bildung der ihm anvertrauten Jugend zeigen, wo er besonders die Eltern auf ihre Pflichten zurückführte. Dann setzte er die Mittel auseinander, wodurch die Erziehung ihren glücklichen Fortgang haben könnte. Hierzu rechnete er das gegenseitige Zutrauen zwischen Lehrern und Schülern, die Einigkeit unter den Lehrern und das gute Beyspiel derselben. Sein Vortrag kam von Herzen, und fand Eingang. Er führte darauf Hrn. Gedike ein, der allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Rede erregte. Sein blühender Styl, verbunden mit einem eindringenden Vortrage, riß jeden fort. Er mochte nun mit der Phantasie einen Blick in die Zukunft thun, wovon er so frohe Ahndungen hat; oder das Andenken eines Streits, Büschings und anderer um das Schulwesen verdienter Männer ehren; oder den würdigen anwesenden Greis Spalding rühmen, so hatte seine Darstellung immer neues Interesse, und erregte Beyfall und Rührung. Zuletzt wurden, der Verordnung Streits gemäß, eine griechische, italienische, englische, französische, lateinische und zwey deutsche Reden von Gymnasiasten gehalten, die hauptsächlich Italien, und besonders Venedig, zum Gegenstande hatten. Diese Reden, selbst die griechische, die der hoffnungsvolle Sohn des Hrn. Prof. Heindorf hielt, waren eigene Arbeit der Gymnasiasten. Das Klopstocksche Te Deum beschloß die vormittägige Feyer. Am Nachmittage überreichten die Deputationen der untern Klassen des Gymnasiums sowohl von Berlin, als von Köln, ihrem neuen Director ihre Gedichte, und die Glieder der obern Klassen hielten am Abend einen feyerlichen, mit 40 Fackeln erleuchteten Aufzug, überreichten dem Hrn. O. C. R. Gedike ein lateinisches Gedicht, und brachten ihm und allen ihren Lehrern ein Vivat. Der Zug bestand aus zwey Abtheilungen, davon jede ihre Uniform hatte. Die Ordnung und Disciplin, mit der die anführenden Gymnasiasten

lassen die Einrichtung getroffen haben und ausführen, war vortrefflich, und verdient Lob und Beyfall.

Schulschriften.

Ein paar Worte über Geographie und geographische Lehrmethode. In Beziehung auf eine Karte von Europa, welche diesen Welttheil nach seiner neuesten, durch die zweyte Theilung von Pohlen erhaltenen, politisch-geographischen Gestalt vorstellt. Eine Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Berliner Handlungsschule. 1790.

Hr. D. Schulze, Vorsteher der Berliner Handlungsschule, giebt hier Nachricht von einer neuen, durch Herrn Schmidt, einen Lehrer an dieser Anstalt, verfertigten Karte. Auf derselben ist der Preußische Staat (neben demselben auch Pohlen und Rußland) in seiner neuesten Gestalt, die er durch die zweyte Theilung von Pohlen 1793 erhalten hat. Die Eigenschaften der Karte werden hier auseinander gesetzt, und zugleich ist hier eine geographisch-synchronistische Beschreibung mit abgedruckt. Zuletzt folgt ein Verzeichniß der Lehrstunden und akademischen Vorlesungen der Handlungsschule, und Anzeige einiger Abänderungen und Verfügungen bey diesem Institut. — Die Prüfung und Redeübung wurde am [illegible] October Vor- und Nachmittags veranstaltet.

Schulnachrichten.

Blick auf die zweyte Hälfte unsers Jahrhunderts in pädagogischer Rücksicht. Mit einer unter diesem Titel verfaßten Einladungsschrift lud Hr. Plesmann zu seiner am 16ten September angesetzten Einführung als Rector des Friedrichswerderschen Gymnasiums ein. Er ist der Nachfolger des berühmten Hrn. Oberconsistorialraths Gedike, unter dem die Anstalt in Aufnahme und Flor kam. Dieser hielt eine Abschiedsrede, worauf der Hr. geheime Kriegsrath Troschel den neuen Rector zu seinem Amte öffentlich einführte, und dieser hernach über die Aussichten, die sich dem in unsern Zeiten sein Amt antretenden Lehrer darbieten, sprach. Darauf hielten die beyden neuen Lehrer des Gymnasiums, Herr Subrector Rambach und Herr Collaborator Bernhardi, ihre Antrittsreden. — Die Gymnasiasten bezeugten an dem

Abend



Abend dieses festlichen Tages ihrem bisherigen Director sowohl als seinem Nachfolger, ihre Achtung, Dankbarkeit und Ergebenheit durch Ueberreichung eines Gedichts und einen von Fackeln erleuchteten Aufzug, wobey sie den gedachten Männern sowohl, als ihren übrigen Lehrern, ein Vivat brachten.

Verbotene Bücher.

Vom Kaiserl. Königl. Generaldirectorium sind vom May bis August d. J. folgende Bücher verboten worden:

Adolph von Adlerwitz, ein psychologischer Roman, 1ter Theil. Nordhausen, 1793.

Allerley, romantisches. Eine Sammlung kleiner Romane. Gera, 1793.

Appendices de la seconde Edition de l'Esprit des Religions etc. Paris, 1792.

Aufsätze, drey merkwürdige, bey den jetzigen französischen Unruhen. 1793.

Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution. 1ter Theil. 1793.

Blicke auf Menschen, oder auffallende Scenen aus dem Menschenleben zur Charakteristik ganzer Völker. Magdeburg, 1793.

Brack, Friedrich, oder Geschichte eines Unglücklichen, aus desselben eigenhändigen Papieren gezogen, vom Verf. des Siegfried von Lindenberg. 1ter Band. Berlin und Stettin, 1793.

Briefe zur Beförderung der Humanität, herausgegeben von Herder, 1te und 2te Samml. Riga, 1793.

Brissot à ses Commettans sur la situation de la Convention nationale, sur l'influence des Anarchistes etc. Paris.

Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekannten Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten. 1793.

Chalvet des qualités et du devoir d'un instituteur public. Paris, 1793.

Les Crimes des Papes depuis St. Pierre jusqu' à Pie VI. par *Lavicomterie*. Paris, 1792.

Du Credit public en France, ou moyens de Réunion proposés à tous les citoyens de la République française. Paris, l'an 1. cet.
Desmond, eine Geschichte in Briefen, von der Charlotte Smith, 3 Theile. Hamburg. 1793.
Dumarsais Essai sur les préjugés, ou de l'influence des opinions sur les moeurs et sur le bonheur des hommes, 2 Tomes. Paris, l'an 1.
Die Dunciaß des Jahrhunderts. Ein Gedicht in 12 Gesängen. Berlin, 1793.
Eduard von Edelwangen, eine Rittergeschichte aus den Zeiten des 13ten Jahrhunderts, 2 Theile. Braunschweig.
Der Ehrentisch, oder Erzählungen aus den Ritterzeiten, 1tes Bändchen. Königsberg, 1793.
Entstehung altdeutscher Sprüchwörter in kleinen Erzählungen vorgetragen. Leipzig, 1793.
Etwas für den biedern Deutschen. Frankf. u. Leipz. 1792.
W. Fox the interest of Great Britain, respecting the french War. 3. Edition. London, 1793.
Der Freydenker in der Maurerey. Berlin, 1793.
Friedrich und Mirabeau, ein Dialog im Elysium. 1793.
Gedichte von H. C. B. Dinkelsbühl, 1793.
Geister = Zauber = Hexen = und Koboldsgeschichten. Eisenach, 1793.
Geschichte und Begebenheiten des Dr. Castelford. Nach dem portugiesischen Original, in 2 Theilen. Berlin, 1793.
Geschichte des Hrn. v. L., eines Vetters des alten preußischen Officiers, 2ter Band. Hohenheim, 1793.
Graf Hubert von Calv, Szenen aus seinem Leben. 12tes Jahrhundert. Offenbach, 1794.
Güldenstern, Karl, oder Gang menschlicher Schicksale. Eine Geschichte unsrer Zeit. Mehr Wahrheit als Roman. Gera, 1793.
Hellers Kayamorts der große Stier unsrer Zeiten. Ein historisches Gemälde. Frankf. a. M. 1792.
Histoire du Procès de Louis XVI., par *Cordier*. Paris, 1793.
Die Jacobiner nach den neuesten Nachrichten beschrieben, 2ter Anhang zu Ludwigs Leben.
Jolivet Principes fondamentaux du Regime social; comparés avec le plan de constitution présenté à la Convention nationale. Paris, 1793.

Journal, [illegible] April und May 1793.

Kant, die Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft. Königsberg, 1793.

Der Kleinstädter, oder Miscellaneen zur Sittengeschichte kleiner Städte in Deutschland. Dessau u. Leipzig, 1793.

von Kleist Zamori, oder die Philosophie der Liebe in 10 Gesängen. Berlin, 1793.

Klugheitslehren für Jünglinge, aus des Grafen von Chesterfield Briefen, von J. H. Campe; 2te besondere Auflage. 1793.

Kropfer, Tobias, der Junker mit dem Hunde. Eine Geschichte. Prag und Leipzig, 1793.

Lafontaine, die Gewalt der Liebe in Erzählungen, 3ter Theil. Berlin, 1793.

Landey Appendice des Droits de l'homme et discussions sur le Plan de la constitution. Paris, l'an 2. de la République.

Leben und Gesinnungen Ludwigs XVI., Königs von Frankreich. 1793.

Leben und Schicksale des Ritters Lanreville, eines französischen Emigranten. Ein Beytrag zur Geschichte der Revolution, von ihm selbst geschrieben. Hamburg, 1793.

Leben und Schicksale eines Unglücklichen. Kopenhagen und Leipzig, 1793.

Lebensart und schlechte Sitten der Ritter auf Maltha, in Erzählungen. Leipzig, 1793.

Leichenrede auf den Freyheitstod des republikanischen Frankengenerals Dumourier.

Liebling, der unbeständige, der Damen, oder Geschichte des Herrn d'Origne. Frankf. und Leipzig, 1793.

Maria Antoinette von Oesterreich, eine biographische Skizze. Aus dem Französischen. 1789.

Müllers Adalbert der Wilde, 2 Bände. Leipzig, 1793.

Oertels Versuch einer philosophischen Bibelerklärung. 1793.

Pfalzgraf Weikhard von Stromhausen. Ein Sittengemälde der Vorwelt. Weißenfels und Leipzig, 1793.

Priestley, Jos., Letters to the philosophers and politicians of France, on the subject of religion. London, 1793.

Prudhomme Verbrechen der Päpste vom heil. Peter an bis auf Pius VI. 1793.

Rainero und Gianetta. Ein teuflischer Roman, und Matrimonialfragment; 4te verbess. Auflage. Florenz, 1793.

Rath, mütterlicher, an meine Tochter, die sie als glückliche Gattin, Mutter und Hausfrau werden können. Halle, 1793.

Recueil des divers écrits de *Th. Payne*. Paris, 1793.

Reise einer französischen Emigrantin durch die Rheingegenden, von J. K. Koch. Berlin, 1793.

Reisen und Begebenheiten Ferdinands Vertamonds, 2 Bände. Prag und Leipzig, 1793.

Resultate von D. K. Fr. Bahrdt mit Anwendungen nach seinem Tode herausgegeben. Frankf. u. Leipz. 1793.

Robert von Harsingen: Eine Geschichte aus dem mittlern Zeitalter. Lüneburg, 1793.

Scenen aus dem Reiche der Abentheuer. Quedlinburg, 1793.

Scenen, romantische, herausgegeben von M. K. A. M. Holzminden, 1792.

Schubfächer, herausgegeben von Fr. Rosenthal, 1tes und 2tes Fach. Dessau, 1793.

Schulz, Fr., mikrologische Aufsätze. Königsberg, 1793.

Sterner, Wilhelmine, oder das dritte Maal. Eine Schweizergeschichte in 2 Theilen, 1ter Theil. Berlin, 1793.

Tissots neues medicinisches Noth- und Hülfsbüchlein für alle Menschen, 2te Auflage. 1791.

Toilettenkram für Damen, 1tes Bändchen. Freyberg und Annaberg, 1793.

Tora, Conrad, von Torheim, der unglückliche Ritter des Blutschwerts. Leipzig, 1793.

Le Triomphe de la République ou le Camp de Grand-Pré. Divertissement lyrique en 1 Act. Paris.

Ueber den Beyschlaf. Eine Predigt, gehalten in der Kirche des heil. Anselm zu Santa Fe. Aus dem Spanischen. 1793.

Ueber die Neutralität bey dem gegenwärtigen Kriege. Kiel, 1793.

Ueber Protestantismus, Katholicismus, geheime Gesellschaften u. s. w., von Herrmann Protestant. Frkf. u. Lpz. 1793.

Ueber Religion, an meine Kinder; aus den Papieren eines nicht symbolischen Predigers. Frankf. u. Leipz. 1793.

Les Veilles du Couvent, ou le noviciat d'amour. Paris l'an de Venus 1793.

Versuch über das Privatleben der Maria Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich.

Wahr-

Wahrheiten, poetische, und Lügen der Vorzeit. 1tes Päckchen. Cilly und Leipzig, 1793.

Wallers, Georg, Leben und Sitten, wahrhaft, oder doch wahrscheinlich beschrieben von ihm selbst. Kölln, 1793.

Webers, Veit, Holzschnitte. 1ter Band. Berlin, 1793.

Weibergröße und Männerschwäche. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten des Faustrechts, in 2 Theilen. Leipz. 1793.

Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürsten Europens. Eine Rede. Heliopolis.

Ankündigung einer Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften.

Schon vor 20 Jahren, als ich anfieng, mich mit der Mathematik ernstlich zu beschäftigen, sahe ich mich nach einem Wörterbuche um, welches in Absicht auf diese Wissenschaft dieselben Vortheile und Bequemlichkeiten gewährte, die wir gegenwärtig von dem Macquer-Leonhardischen in der Chemie, oder von dem Gehlerischen in der Physik haben; fand aber in unserer Sprache keines, als das Wolfische, welches, wie bekannt, blos die Definitionen enthält, die sich in seinen Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften befinden, und das auch nach der zweyten Ausgabe immer noch sehr unvollständig geblieben ist, wie man schon aus der geringen Bogenzahl schließen kann. Ich glaubte daher, weder eine überflüßige, noch eine unnütze Arbeit zu übernehmen, wenn ich es, bey der Muße, deren ich genieße, versuchte, nach und nach ein vollständigeres Werk dieser Art auszuarbeiten; und da ich wohl einsahe, daß hierzu eine Reihe von vielen Jahren erforderlich wäre, so fieng ich sehr bald an, ernstliche Anstalten dazu zu machen. Freylich haben seit der Zeit manche andere schriftstellerische Arbeiten, die das Publikum kennt, mich bald auf kürzere, bald auf längere Zeit von dieser meiner Lieblingsbeschäftigung getrennt, indessen verlohr ich sie nie ganz aus dem Gesichte, und bin besonders seit der Vollendung der Supplemente zum Jacobsonschen Wörterbuche ganz zu ihr zurückgekehrt; die schon fertigen Artikel wurden revidirt, die vorhandenen Papiere und Allegata geordnet, und alle Zeit und Kräfte dieser Arbeit gewidmet. Als ich auf diese Weise einen

beträchtlichen Theil vollendet hatte, entdeckte ich mein Vorhaben dem Hrn. Hofr. Kästner und dem Hrn. Major v. Zach, und legte diesen Männern einen Theil des Manuscripts vor. Beyde hatten die Gütigkeit, mir ihre Bemerkungen, sowohl über die Behandlung des Ganzen, als über die Ausführung einzelner Artikel, mitzutheilen; und von beyden war ich so glücklich, nicht nur ein günstiges Urtheil über mein Unternehmen zu erfahren, sondern auch die liberaleste Unterstützung und selbst beträchtliche Beyträge zu erhalten. Ich darf es daher jetzt um so zuversichtlicher wagen, mit meiner Arbeit vor dem Publikum zu erscheinen. Der Titel des ganzen Werks wird seyn: Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften und ihrer Anwendung auf Physik und Technologie; das ist: vollständiges Wörterbuch der Aerometrie, Analysis, Arithmetik, Artillerie, Astronomie, Baukunst, als: Berg- Brücken- Brunnen- Bürgerlichen- Deich- Garten- Hütten- Kriegs- Maschinen- Mühlen- Schiff- Straßen- und Wasserbaukunst, der Chronologie, Chronometrie, Feldmeßkunst, Forstgeometrie, Geographie, Geometrie, Gnomonik, Hydraulik, Hydrostatik, Markscheidekunst, Mechanik und ihre Theile, Musik, Optik und ihre Theile, Perspektiv, Steuermannskunst und Trigonometrie; nebst ihrer Geschichte und Litteraturerklärung aller Arbeiten, Instrumente, Werkzeuge und Kunstwörter. Mit Kupfern, in gr. 8. Schon aus diesem Titel kann man sich ungefähr einen Begriff von dem Umfange des ganzen Werks, und von der mühsamen Arbeit, die es erfordert, machen. Vielleicht fürchten viele, daß das Leben des Verfassers zur Vollendung einer solchen Arbeit nicht zureicht. Diese Besorgniß aber kann er einigermaßen (denn einen Contract hat er freylich nicht mit dem Tode geschlossen) durch die Versicherung heben, daß beynahe ⅔ des Ganzen bereits im Manuscript vor ihm liegen; und es wird daher nur von der Unterstützung des Publikums abhängen, ob der Druck beschleunigt oder verzögert werden soll. Andere werden vielleicht durch die Größe und die daraus entstehende Kostbarkeit des Werks abgeschreckt. Um diesen den Ankauf zu erleichtern, soll das Ganze in folgende Abtheilungen zertheilt, und jede als ein für sich bestehendes Werk besonders verkauft werden.

Erste Abtheilung. Reine Mathematik und praktische Geometrie; das ist: Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie,

metrie, Analysis, Feldmeßkunst, Forstgeometrie und Mark-scheidekunst. Mit einer Vorrede des Hrn. Hofraths Kästner.

Zweyte Abtheilung. Astronomische Wissenschaften; Astronomie, Gnomonik, Geographie, Steuermannskunst, Chronologie, Chronometrie, Optik und Perspectiv. Mit einer Vorrede des Hrn. Major v. Zach.

Dritte Abtheilung. Mechanische Wissenschaften; Mechanik, Aerometrie, Hydrostatik, Hydraulik, Hydrodynamik, Musik.

Vierte Abtheilung. Baukunst; Bürgerliche, Berg- Hütten- Straßen- Brücken- Brunnen- Deich- Wasser- Mühlen- Schiffs-Baukunst.

Fünfte Abtheilung. Kriegswissenschaften; Kriegskunst, Kriegsbaukunst, Artillerie, Minirkunst, Pontonier- Feuerwerkerkunst, Taktik. Mit einer Vorrede von dem Hrn. Ingenieur-Major Müller.

Auf diese Art wird ein jeder im Stande seyn, sich blos das Wörterbuch über denjenigen Theil der mathematischen Wissenschaften anzuschaffen, der ihn am meisten interessirt. Nordhausen, den 27. September 1793.

Gottfried Erich Rosenthal,
Herzogl. Sächs. Gothaischer Berg-Commissarius.

Endesunterschriebener hat den Verlag dieser mathematischen Encyklopädie übernommen, und verspricht, solche den Liebhabern auf Subscription, oder wenn man will, auf Pränumeration, so geschwind und wohlfeil als möglich in die Hände zu liefern. In der Ostermesse 1794 sollen von folgenden Abtheilungen 2 Bände erscheinen. Encyklopädie der reinen Mathematik und praktischen Geometrie, 1ter Band. Mit Kupfern und einer Vorrede des Hrn. Hofraths Kästner in Göttingen. Encyklopädie der Kriegswissenschaften, 1ter Band. Mit Kupfern und einer Vorrede des Hrn. Majors Müller in Göttingen. Es soll den Liebhabern frey stehen, ob sie auf die ersten Bände dieser beyden Abtheilungen blos subscribiren, oder wirklich pränumeriren wollen. Die, welche subscribiren, erhalten solche à 3 Rthlr. Diejenigen hingegen, welche darauf pränumeriren, zahlen für jeden dieser Bände nur 2 Rthlr. 16 gg. in Louisd'or à 5 Rthlr. Pränumeration wird bis Ende Monats Februar 1794 angenommen. Nach dieser Zeit wird der Ladenpreis 4 Rthlr. seyn.

Die-

Diejenigen Herren, welche Subscribenten oder Pränumeranten sammeln wollen, haben folgenden Vortheil zu genießen. Wer auf 8 Exemplare das Pränumerationsgeld einschickt, oder so viel Subscribenten sammlet, bekommt das 9te, auf 14 Exemplare aber 2 Exemplare, und auf 20 Exemplare 3 Exemplare umsonst. Freunde der mathematischen Wissenschaften werden ersucht, die Subscription gütigst befördern zu helfen. Ausser andern Freunden werden die vornehmsten Buchhandlungen erbötig seyn, Subscription und Pränumeration anzunehmen. Die Namen der Subscribenten und Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Es wird demnach gebeten, die Namen und Titel leserlich geschrieben einzusenden.

Wegen der Herausgabe der übrigen drey Abtheilungen, nämlich der Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst, der Astronomie und der Mechanik, werde ich in der Ostermesse nähere Nachricht ertheilen.

Gotha, den 1. October 1793.

Carl Wilhelm Ettinger.

Neue Verlagsbücher von J. G. Hanisch zu Hildburghausen und Meiningen zur Ostermesse 1793.

Archiv skizzirter Religionsvorträge für denkende Prediger, 1ter Band, gr. 8. 16 Gr. Wird fortgesetzt. Fabers, J. C. G. historisch-topographisch-statistische Nachrichten zur Sächsischen Geschichte, mit Urkunden, 4. 1 Rthlr. 16 Gr. Gendners Probe und Investiturhandlung zu Eißfeld. 4. 3 Gr. Horn über Gleichheit und Ungleichheit, aus dem Gesichtspunkt gegenwärtiger Zeiten. 8. 1 Rthlr. König Roderich, oder Zölibat und Regentenschwäche. Ein historisches Schauspiel, von Rosokol. 8. 6 Gr. Lenz, D. J. G. Grundriß der Mineralogie nach dem neuesten Wernerschen System, zum Gebrauch bey Vorlesungen auf Akademien und Schulen, gr. 8. 16 Gr. Ebend. Handbuch der Mineralogie nach dem neuesten Wernerschen System, gr. 8. 1 Rthlr. Luthers, D. Martin, Katechismus der christlichen Lehre, verbunden mit des sel. D. Koppens ausführlichen Erklärung derselben. 8. 4 Gr. Wenn eine ansehnliche Anzahl mit einander genommen wird, so wird alsdenn der Preis geringer gestellt. Nachrichten

und Auszüge aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris, 3ter B. 2te Abth. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Gr. Die in diesem Werke befindlichen Abhandlungen sind auch einzeln zu haben. Prager, J. Chr. Christliche Hauspostill, oder: ausführliche Predigten über die ordentlichen Sonntagsevangelien. Nach den Bedürfnissen unserer Zeiten. 4. 1 Rthlr. 20 Gr. Riesenmüller, D. J. G. Morgen- und Abendandachten; [illegible] ganz umgearbeitete Ausgabe [illegible] Schmiesingers. [illegible] Evangelische Wahrheiten aus Sonn- und Festtagsevangelien, zum Unterricht und Erbauung. 4. [illegible] Rthlr. [illegible] Gr. [illegible] Arth. Ash, Untersuchung über die Gründe und die Verbindung der natürlichen und geoffenbarten Religion. Verdeutscht von J. A. Emmerich, 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. Ueber das gemeine Reichs- oder Fürstl. Thurnische Postwesen, gegen Herrn geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen, gr. 8. 4 Gr. Unter der Presse ist in obiger Handlung: Brunonis, J. Elementa medicinae, cum praefatione Moscati. Mit gnädigsten Freyheiten. Karl von R. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert, 2 Bände. 8. Nachrichten und Auszüge aus den Manuscripten der Königl. Bibliothek zu Paris. Aus dem Französischen, 4ter und letzter Band, gr. 8. Schultes, J. A. historisch-statistische Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, mit Urkunden und einer Landcharte. 1ter Band. 4. Wird zu Weihnachten fertig. Thiery physikalische und medicinische Beobachtungen, in verschiedenen Gegenden Spaniens gesammlet. Nebst einigen Bemerkungen über den Aussatz, die Pocken und über die Lustseuche, gr. 8. Ferner kommt in dieser Handlung auf Subscription für 16 Gr. Sächsisch oder 1 Fl. 12 Kr. eine Sammlung auserlesener Gedichte vom sel. Hofprediger Pfranger in Meiningen, nebst dessen von Lips wohlgetroffenen und vortreflich bearbeiteten Portrait heraus, wovon eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen gratis zu haben ist. Auch wird in dieser Handlung eine Anzeige eines diplomatischen Repertoriums, zur Kenntniß der Geschichte und Staatskunde der sämmtlichen Fränkischen Kreislande und der angrenzenden Fürstenthümer ꝛc. worauf gleichfalls mit 1 Thlr. Reichsgeld bis O. M. 1794 auf den 1ten Band Subscription angenommen wird, ausgegeben. Nachfolgende ältere Verlagsbücher sollen von dieser Buchhandlung bis zur Ostermesse 1794 um die heruntergesetzten Preise verlassen werden: Barthii, G. Hodegeta forensis. 2 Rthlr. sonsten 3 Rthlr. Bertrands, E. Sittenlehre des Evangeliums,

[illegible], oder Betrachtung über die Bergpredigt Jesu x. aus dem Französischen übersetzt von J. A. Emmerich, 8 Theile, nebst den Anfangsgründen. 3 Rthlr. 20 Gr. sonst 4 Rthlr. 20 Gr. Ebend. Fest- und Communionpredigten, aus dem Französischen übersetzt von J. A. Emmerich, 2 Bände. 20 Gr. sonst 1 Rthlr. 8 Gr. Brunquells, W. Geheiligte Betrachtungen nach Anleitung der Sonn- und Festtagsepisteln durchs ganze Jahr, nebst einigen Predigten über die Leidensgeschichte. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. sonst 2 Rthlr. Burkitts, W. praktische Erläuterung der Leidensgeschichte Jesu Christi; 2) Praktische Erläuterung der Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi, gr. 8. 12 Gr. sonst 18 Gr. Glasers, J. G. nützliche und durch Erfahrung bewährte Vorschläge, bey Feuersbrünsten Häuser und Mobilien sicher zu retten, nebst Anweisung, große Feuersbrünste zu verhüten, 2te verbesserte Auflage. 16 Gr. sonst 1 Rthlr. Ebend. Beschreibung seiner Blutwaage und Blutmeßgeschirr, 2te vermehrte Auflage. 12 Gr. sonst 18 Gr. Heil, C. L. Index ex Defensor in processu inquisitionis. 1 Rthlr. sonst 1 Rthlr. 8 Gr. Hellbachs, J. C. Archiv von und für Schwarzburg. 16 Gr. sonst 1 Rthlr. Lesebuch für Frauenzimmer, vorzüglich derer des Mittelstandes, herausgegeben von M. Bundschuh, 1ter Band, 4 Stücke. 16 Gr. sonst 1 Rthlr. 8 Gr. Müllers, J. G. heilsame Wahrheit und rechtschaffene Gottseligkeit, nach Anleitung der Episteln über die Sonn- Fest- und Aposteltage. 1 Rthlr. 8 Gr. sonst 2 Rthlr. 8 Gr. Ronder, J. U. von Herzoglich-Sächsischen Reichstagsstimmen x. 16 Gr. sonst 1 Rthlr. 8 Gr. Ebend. von Erbgerichten und Lehnsvogteyen u. s. w. 1 Rthlr. sonst 2 Rthlr. Scheidemantel, F. C. G. die Leidenschaften als Heilmittel betrachtet. 15 Gr. sonst 20 Gr. Schöpfers, C. F. Nordgau-Ostfränkische Staatsgeschichte, 3 Theile. 16 Gr. sonst 1 Rthlr. Sylvesters, J. B. ausführliche Erläuterung der Offenbarung. 4 Theile. 2 Rthlr. sonst 3 Rthlr. 6 Gr. Wiesands, J. St. juristisches Handbuch, worinnen die deutschen Rechte, sowohl der alten als neuern Zeiten, aus ihren Quellen hergeleitet x. 2 Rthlr. sonst 3 Rthlr. Man kann sich entweder an die Verlagsbuchhandlung, oder an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, und prompte Besorgung versprechen; doch bittet man, die Briefe und Gelder portofrey einzusenden.

Wielands



Wielands Schriften betreffend.

In Beziehung auf die von dem Herrn Hofrath Wieland und dem Buchhändler, Herrn Göschen allhier, in vielen öffentlichen Blättern ausgegangenen Nachrichten, Wielands sämmtliche Schriften betreffend, finden wir uns, in Betracht der vielen von uns verlegten einzelnen Wielandschen Werke, gezwungen und befugt, folgendes zu erklären: Zwar wird kein vernünftiger und billiger Mensch in Abrede seyn können, daß der Herr Hofrath Wieland befugt sey, mit seinen sämmtlichen poetischen und prosaischen Schriften dasjenige vorzunehmen, was er in der hiesigen politischen Zeitung (und vielleicht auch in mehreren andern öffentlichen Blättern) so schön und fein davon gesagt hat (und man muß mit ihm selbst darin übereinstimmen, daß es unter gewissen Umständen und Erwägungen sogar Pflicht gegen die Zeitgenossen und die Nachwelt sey, dergleichen zu thun); allein, befugt kann er nicht seyn, solches mit Hintansetzung der rechtmäßigen Verleger der vielen einzelnen Werke (nicht etwa Broschüren, oder einzelner unvollendeter kleiner Aufsätze) vorzunehmen und auszuführen. Er kann hiezu, ohne Einwilligung jener rechtmäßiger Verleger, weder einen Dritten berechtigen, noch die eigenmächtige Anmaßung irgend eines solchen Dritten gut heißen und begünstigen. Er ist vielmehr verpflichtet, deshalb mit den sämmtlichen Verlegern seiner einzelnen Werke Unterhandlung zu pflegen. Die Herren Wieland und Göschen greifen durch das angekündigte Unternehmen zum Theil also offenbar in unsere Rechte, und beeinträchtigen und verletzen uns dadurch auf eine ganz unerlaubte und unrechtmäßige Weise; indem unbestreitbar ist, daß die für die erste Lieferung bestimmten Werke: der neue Amadis und der Agathon, unser wohl an uns gebrachtes Eigenthum sind — und es bleiben müssen, welche Veränderungen von dem Verfasser auch damit vorgenommen werden können. Wir können dies Unternehmen deswegen auch nicht anders als einen Nachdruck betrachten, und werden das Publikum von der Beschaffenheit dieser Sache künftig so genau unterrichten, daß es ihm nicht schwer werden kann, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, und zwischen Behauptungen des rechtmäßigen Eigenthums und eben so unerlaubten als ungerechten Anmaßungen gehörig zu unterscheiden. Dieser Vorgang hat uns bewogen gehabt, die von uns verlegten Wielandschen

landschen Schriften in den Preisen herunter zu setzen, (wie wir sie unlängst in mehreren öffentlichen Blättern namentlich angezeigt haben,) und bewegt uns, hier wiederholt anzuzeigen, daß solche fernerhin für die heruntergesetzten und sehr geringen Preise (Ein vollständiges Exemplar der geringern Ausgabe für 6 Rthlr. und 8 Gr., und der bessern Ausgabe für 9 Rthlr.) in allen guten Buchhandlungen zu bekommen sind. — Von unsern Handlungsverwandten dürfen wir erwarten, daß sie sich in dieser Sache gern um so mehr für unsre rechtmäßigen Ansprüche und Behauptungen verwenden werden, je mehr das wohl an sich gebrachte Eigenthum eines jeden Verlegers, in einem Falle, wie der jetzige, künftig einer nicht geringen Gefahr ausgesetzet seyn dürfte. — Wer inzwischen diese Schriften in den heruntergesetzten Preisen an seinem, oder einem ihm näher gelegenen Orte nicht bekommen kann, der beliebe sich mit frankirter Einsendung der Gelder unmittelbar an uns zu wenden, und sey versichert, daß wir ihn darauf aufs prompteste befriedigen werden. Die Herren Wieland und Göschen mögen hierauf nun erwiedern und sagen, was sie wollen, und wie sie es wollen; wir werden für jetzt und in öffentlichen Blättern nichts weiter darauf antworten.

Leipzig, den 13ten November 1793.

Weidmannische Buchhandlung.

Nachricht.

Da mir nicht selten Antikritiken zugeschickt werden, mit der sehr unbilligen Zumuthung, sie unentgeldlich im Intelligenzblatte abdrucken zu lassen: so sehe ich mich nochmals zu der Erklärung genöthigt, daß zwar keiner Antikritik, wenn sie in einem anständigen Tone abgefaßt ist, der Platz im Intelligenzblatte der A. d. Bibl. versagt werde; jedoch nur unter der bereits bekannten Bedingung der Zahlung (1 Gr. für die Zeile) und mit Nachweisung, an wen man sich deßfalls zu halten habe. Kiel, den 20. Nov. 1793.

C. E. Bohn.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 2.

Beförderungen, Ehrenbezeigungen und Belohnungen.

Berlin. Die hiesige Königl. Akademie der Wissenschaften hat den auf die beste Abhandlung über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache ausgesetzten Preis dem Hrn. Schulrath Campe zuerkannt.

Frankfurt an der Oder. Die hiesige Königliche Societät der Wissenschaften und Künste hat Hrn. Hofrath Häberlin in Helmstädt und Hrn. Prof. Hermbstädt in Berlin zu Mitgliedern, und die Studiosi, Hrn. Friedrich Wilhelm Paalzow, aus Rathenow, und Hrn. Fr. Wilh. Ludewig, aus Stettin, zu ihren Adjuncten aufgenommen.

Erfurt. Unser berühmter Häßler ist mit einem Gehalt von 1000 Thalern als Kammermusicus in die Dienste des Großfürsten von Rußland getreten.

Eisenach. Der zeitherige hier beym Gymnasio gestandene Director, Hr. M. Johann Friedrich Eckhardt, ist, mit dem Character als Rath, pro emerito erklärt. Diese Directorstelle hat der zeitherige Professor, Hr. M. Johann Christoph Tschierpe, mit dem Range eines Raths erhalten, und dem zeitherigen Conrector, Hrn. Christian Köhler, so wie dem zeitherigen Subconrector, Hrn. Wilhelm Christian Gottlieb Schneider, sind die Prädikate als Professoren ertheilt worden.

Leipzig. Hr. D. Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit hat die durch D. Krausens Tod erledigte ausserordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie mit einer Gehaltszulage erhalten.

Der bisherige Lector der bergmännischen Wissenschaften zu Gießen, Hr. Ludwig Emmerling, der sich vor kurzem durch eine Mineralogie, die er herausgegeben, bekannt gemacht hat, ist an die Stelle des [illegible] abgegangenen Herrn Rhode zum Berginspector zu Thal-Itter im Darmstädtischen ernannt worden.

Der bisherige Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena, Hr. M. Friedr. Immanuel Niethammer, ist zum ausserordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt worden.

Todesfälle.

Zu Marburg starb im Jun. 1793 der einige Monate vorher auf Pension gesetzte Geheimerath und Regierungsdirector, Hr. Bernhard August Gärtner, in einem Alter von [illegible] Jahren.

Zu Magdeburg starb am 4. October 1793 der durch seine Uebersetzung von Gibbons history of the decline and fall of the Roman Empire bekannte Hr. Chr. Wilh. von Riemberg, Major bey dem Infanterieregimente Prinz Ludwig von Baden.

Schul- und andere kleine Schriften.

Das Programm, durch welches der [illegible] am Fürstl. Pädagogium zu Gießen, Hr. Prof. [illegible] zu der öffentlichen Prüfung und den Redeübungen [illegible] (wozu der 16. und 17. September festgesetzt waren) eingeladen hat, handelt de vero orationis ordine [illegible] Iesaiae capitum XXIV, XXV et XXVI.

Anz

In Annaberg hat Hr. Rector Grimm bey Gelegenheit einer Schulfeyerlichkeit Sapientiae Platonicae Florilegium super Socratis Apologiae Cap. XXIX. 8. p. 4. drucken lassen.

Dresden. D. Samuel Friedrich Nathanael Morus Abhandlung, wie man Gott als Geist auf eine gemeinfaßliche Art vorstellen könne. Aus dem Lateinischen übersetzt von M. P. C. G. Andreä. 1793. 48 S. 8. Eine wohlgerathene Uebersetzung eines schon vor zehn Jahren geschriebenen Programms, das auch in den gesammelten Dissertationibus theolog. et philol. des Verstorbenen befindlich ist.

Leipzig. Theses theologiae dogmaticae ad disceptandum propositae ab *Io. Otto Thiessio*, Theol. D. et ord. Theol. in Acad. Kil. adj. Apud Barth. 16 p. 8. 1793. Kurze Sätze über die gesammte Dogmatik, mit Angabe biblischer Stellen, welche zum Theil merklich und geradezu von der gemeinen Lehre abgehen.

Ebendas. De metamorphosi Iesu in monte, quam refert Matthaeus Cap. XVII. v. 1—9. Commentatio Auctore *Christiano Gottfr. Egero*, Pastore Paulit. 1794. 24 p. 8. Apud Beer. Die Szene sey auf einen Berg verlegt worden, weil man auf Bergen zu ernsthaften Betrachtungen geschickter sey — Moses und Elias seyen wirklich erschienen — Ueber ihr Gespräch mit Jesu lasse sich nichts bestimmtes sagen, weil die drey Apostel während derselben meist schliefen. — Die vom Himmel gehörte Stimme sey ein Donnerschlag gewesen.

Oeffentliche Anstalten.

Ein angesehener jüdischer Banquier in Hannover, der Kammeragent Hr. Meyer Michael David, hat vor einigen Jahren ein Capital von 100000 Gulden ewig unaufkündbar, dem Könige von Dänemark belegt, von dessen Renten nach seinem Tode die milden Stiftungen unterhalten werden sollen, denen er selbst noch mit größtem Eifer vorsteht. Unter diesen zeichnet sich am meisten ein Erziehungsinstitut aus, für welches der Stifter ein schönes Haus in der Neustadt erbauet hat, worin fünf Judenkinder bey ihrem Hauptlehrer wohnen,

[illegible], [illegible] und [illegible]. [illegible] diese Zöglinge werden blos zu Handwerkern, [illegible] angehalten. Sieben Jahre muß jedes Kind im [illegible] bleiben, wo es in verschiedenen Klassen in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geschichte, Geographie, im Französischen und Hebräischen [illegible] Unterricht empfängt.

Periodische Schriften.

Deutsches Magazin, Altona, bey J. Fr. Hammerich, 1793. December, enthält: 1) Actenstücke, Charlotte Corday betreffend (übersetzt vom Hrn. M. C. F. von Schmidt, gen. Phiseldek), S. 1353. 2) Zufälliges Unglück Carls des Ersten. S. 1391. 3) Reise von Lausanne über Yverdon, Neufchatel, Locle und La Chaux de Fond nach Bern vom 22. bis zum 26. May 1786 (aus dem ungedruckten Tagebuche eines reisenden Deutschen). S. 1393. 4) Bey Münters Grabe (vom Hrn. Secr. Sander, nach einer Composition in Reichards Liedern). S. 1405. 5) Münters Hinterlassene an seinem Grabe (von Frieder. Brun, geb. Münter). S. 1407. 6) Vorstellung und Bitte von Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Hollstein wegen eines Schuld- und Pfandprotocolls über die adlichen Güter, vom 12. April 1741. S. 1409. 7) Nachricht von dem gesammten Rückstande auf die Kammerzieler am 31. Dec. 1791 (vom Hrn. Prof. von Eggers). S. 1434. 8) Eine Bemerkung, die Kantische Philosophie betreffend (vom Hrn. M. Olshausen). S. 1439. 9) Zwey Manuscripte des Doctors Franklin, die in keiner Sammlung seiner Werke stehen. S. 1442. 10) Abendphantasie (von Friederike Brun, geb. Münter). S. 1454. 11) Nachtstück, am Ufer der Elbe (von ebenderselben). S. 1456. 12) Ueber die Vertreibung fremder Bettler aus den Schleswig-Holsteinischen Gegenden (vom Hrn. P. Wolfrath in Wellingen). S. 1458.

Deutsche Monatsschrift, Berlin, bey Fr. Vieweg dem ältern. 1793. December, enthält: 1) Ueber die Lage des Menschen. (Fortsetzung und Schluß.) S. 323. 2) [illegible]

Schrei-



Schreiben an Herrn von Archenholz, von Herrmann Dühn, Tischler-Freymeister in Hamburg. S. 306. 3) Ueber das Julfest der alten Deutschen und Skandinavien, und unsre Weihnachtsbacchanalien, vom Hrn. Hoche S. 318. 4) Wär' es rathsam, theologische Candidaten erst als Volkslehrer in Landschulen zu gebrauchen? vom Hrn. M. Sangerhausen. S. 343.

In verwichener Michaelismesse sind in C. E. Bohns Buchhandlung folgende Bücher erschienen.

Allgemeine deutsche Bibliothek, 114ter, 115ter Band, 1tes Stück, gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. Neue allg. deutsche Bibliothek, 4ter und 5ter Band, gr. 8. 3 Rthlr. Ebelings, C. D. Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. Vereinte Staaten, 1ter Band. 8. 1 Rthlr. 20 Gr. (Auch unter dem Titel: Büschings Erdbeschreibung, 7ter Theil, 1te Abth. — nämlich der ältern Auflage — und 13ter Theil, 1te Abtheil. der neuern). Gustavs Tod. Mit Gustavs Bildniß. Auf Velinpap. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. Henke, Dr. H. P. C. Beurtheilung aller Schriften, welche durch das Preußische Religionsedikt und durch andre damit zusammenhängende Religionsverfügungen veranlaßt sind, gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. (Ist aus dem 114. B. 2. und 115. B. 1. St. der A. d. Bibl. besonders abgedruckt.) *Krohn, B. N.* Catalogus Biblioth. praestantissim. qui ad theologiam, philologiam atque historiam spectant, librorum select. complect. 1 Rthlr. Mainz nach der Wiedereinnahme im Sommer 1793. 8. [illegible] Gr. Musenalmanach für 1794. Herausgegeben von J. H. Voß. 12. 12 Gr. Sotzmann, D. F. Atlas von den Königl. Preuß. Staaten in 20 Blättern. 4. Louisd'or.

Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser, herausgegeben von Karl Friedrich Klischnig.

Unter diesem Titel wird zu Ostern 1794 in meinem Verlag ein Werkchen erscheinen, das als der 5te Theil des psycholo-



gischen Romans: Anton Reiser, angesehen werden kann. Der Verfasser, der während der zehn letzten Lebensjahre des Herrn Hofrath Moritz seines vertrauten Umgangs genoß, wünscht nicht nur, dadurch seinem verewigten Freunde ein kleines Denkmal zu setzen, sondern auch einen Beytrag zur Charakterschilderung dieses vorzüglichen Kopfes zu liefern, um den die deutsche Literatur noch lange trauern wird.

Subscription nehme ich nicht darauf an, wem es aber gefällig ist, bey mir oder an die ihm nächstgelegene Buchhandlung Exemplare zu bestellen, erhält die besten Kupferabdrücke von Moritz vortreflich getroffenem Bildniß, nebst der Vignette vom Herrn Haas.

M. Vieweg.
Buchhändler.

* * *

Zu verkaufen.

Die Zweybrücker Ausgabe von nachstehenden lateinischen Schriftstellern in 52 Halbpergamentbänden steht für 44 Rthlr. in Schleswig-Holsteinischem Gelde, oder 50 Rthlr. im Golde, den Louisd'or zu 5 Rthlr., zum Verkaufe. Materie und Band sind ganz sauber und unbeschädigt. Von den Autoren, welche mehrern Werth ausmachen, sind zwey dergleichen zusammengebunden; sonst aber jeder Autor besonders. Nur Phaedrus ist mit Silius Italicus in einen Band gekommen, und das 5te Vol. Plinii histor. natur. noch roh. Ammianus Marcell. 2 Voll. Cicero 12 Voll. Cornelius Nep. Curtius 2 Voll. Florus et Ampelius. Gellius 2 Voll. Iustinus. Lactantius 2 Voll. Livius 13 Voll. Vellejus Paterculus. Plinii hist natur. 5 Voll. Quinctilianus 4 Voll. Sallustius. Seneca Rhetor. Seneca Philos. 4 Voll. Suetonius. Tacitus 4 Voll. Valerius Max. Ausonius. Catullus, Tibullus, Propertius et Gallus. Claudianus. Horatius. Lucanus. Lucretius. Martialis 2 Voll. Ovidius 3 Voll. Persius, Iuvenalis et Lucilius. Phaedrus et Silius Ital. Plautus 4 Voll. Seneca Trag. Statius. Terentius 2 Voll. Virgilius et Manilius 2 Voll.

Sollte sich kein Liebhaber finden, der die ganze Sammlung verlangte: so kann sie auch getheilt werden. Die Dich-

in 18 Bänden würden dann für 13 Rthlr. Courant, oder 15 Rthlr. Gold; und die prosaischen Schriftsteller in 34 Bänden für 31 Rthlr. Courant, oder 35 Rthlr. Gold überlassen. Die Bohnsche Buchhandlung in Hamburg und Kiel, wohin auch die Bücher frey geliefert werden, erbietet sich, Briefe hierüber, wenn sie postfrey sind, anzunehmen, und das Weitere zu besorgen.

Vermischte Nachrichten.

Mainz. Unter dem 4ten August 1793 ist vom Erzbischöflich Mainzischen Weihbischof und Provicarius eine merkwürdige Verordnung des Inhalts bekannt gemacht worden: nachdem mit gehöriger Sorgfalt, gleich nach Zurückkunft des Herrn Weihbischofs, das Heiligthum und dessen Gefäße gereinigt, die Tabernakel mit einer von rechtmäßig geweihten Priestern consecrirten heiligen Hostie versehen, und alles eingerichtet und herbeygeschafft worden, was zur Haltung des öffentlichen Gottesdienstes und zur Ausspendung der h. h. Sacramente nach dem Gebrauche der christkatholischen Kirche erforderlich ist: so ist, um die wahren Gläubigen wegen der großen, und in vielem Betracht sehr wichtigen Gewissensbedenklichkeiten, über Ausspendung der h. h. Sacramente, der Taufe, der Buße und der Ehe, die von widerrechtlichen Geistlichen während des gräuelvollen französischen Unfugs in der Stadt Mainz unternommen worden, zu beruhigen, erklärt worden: nach der Lehre der heiligen katholischen Kirche kann jeder Mensch, wenn Noth da ist, gültig taufen; es wird also die, während der Verweisung der rechtmäßigen Seelsorger, nach christkatholischem Gebrauche verrichtete Taufe als gültig anerkannt; indessen sollen die Pfarrer, in Ansehung der bisher Getauften und Gestorbenen, die Kirchenbücher nachsehen, um die Namen derselben, im Fall es nicht schon geschehen seyn sollte, genau nachzutragen. In Ansehung des heil. Sacraments der Buße ist, nach dem Ausspruch des allgemeinen Kirchenraths zu Trient, die Lossprechung eines, von seinem Bischofe nicht eigens dazu bestellten und approbirten Priesters für ungültig erklärt: unter denen, die während jener Zeit gebeichtet haben, indessen ein

Unter-

Unterschied zwischen den Gesunden und Kranken zu machen. Wenn unter den tödtlich Kranken einige, ohne gebeichtet zu haben, gestorben sind, weil sie sich überzeugt hielten, daß man die Lossprechung von seinen Sünden nur von einem rechtmäßig verordneten Priester erhalten könne: so kann man sich ihrenthalben vollkommen beruhigen, indem ihnen der barmherzige Gott die Gnade einer vollkommenen Reue, die im Nothsalle die Sünden auch auslöschet, ertheilt haben wird. Wenn Kranke vor ihrem Abscheiden einem zwar nicht approbirten, aber doch von einem ordentlichen Bischofe geweihten Priester gebeichtet haben, so wird die von diesem Priester ertheilte Lossprechung als gültig angesehen, da die katholische Kirche im Nothsall jedem ordentlichen geweiheten Priester, wenn kein rechtmäßig verordneter Beichtvater zu haben ist, die Vollmacht giebt, den reumüthigen Kranken von seinen Sünden loszusprechen. Wegen der Beichte derjenigen Sterbenden aber muß man **große Besorgniß** haben, wenn sie einem Geistlichen gebeichtet haben, der von einem eingedrungenen Bischof die Weihen empfangen hat, da diese Weihung gegen alle Vorschrift und kirchliche Satzung vorgenommen ist. So traurig diese Erklärung für die Anverwandten der Verstorbenen seyn mag, so dient doch ihnen zu ewigem Troste, daß sich der Kranke vielleicht erst nach langem Kampfe entschlossen, einem solchen Geistlichen zu beichten, weil er sich ohne Hülfe und in dem **fürchterlichen** (!!) Zeitpunkte der bevorstehenden Ewigkeit befand: man darf glauben, daß die göttliche Barmherzigkeit auch diesem Sterbenden die Gnade einer vollkommenen Reue nicht werde versagt haben. Den Gesunden, die einem nicht approbirten und gehörig eingesetzten Priester gebeichtet haben, wird aufs feyerlichste erklärt, daß ihre erhaltene Lossprechung ungültig, und sie, um Verzeihung ihrer Sünden zu erhalten, unter einer schweren Pflicht verbunden seyn, sogleich und ohne weitern Aufschub die abgelegte Beichte zu wiederholen. In Ansehung der bisher eingegangenen Ehen bleibt es bey der am 3ten August bekanntgemachten Erklärung. Denjenigen, die den Eid der französischen Constitution öffentlich oder heimlich abgelegt haben, wird aufs nachdrücklichste erklärt, daß es schwere Pflicht für sie sey, sich deswegen im Beichtstuhl anzuklagen, wo ihnen über diesen Punkt die nöthige Zurechtweisung ertheilt werden wird."

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 8.

Todesfälle.

Den 13ten December vor. Jahrs verstarb zu Weimar in seinem 63sten Jahre der Hessen-Darmstädtische Geheimderath Herr Joh. Joachim Christoph Bode, an einem Stickfluß. Seine Freunde werden ihn lange noch betrauren, so wie das Andenken an den Uebersetzer von Fieldings Tom Jones, Yoriks Reisen und m. a. Werke bey der Nachwelt so bald nicht erlöschen wird. Sein wohlgetroffenes Bildniß ziert den 94sten Band der Allg. d. Bibliothek.

Chronik der Universitäten.

Jena. 1793.

Am 8. Jun. erhielt Hr. Emanuel Wallich, aus Coblenz, die medicinische Doctorwürde, nachdem er eine Inauguraldissertation: De vi vestimentorum in corpus humanum, vertheidigt hatte. Das Programm vom Hrn. Hofr. Gruner war: Facultatis medicae Marburgensis de convulsione cereali Responsum VIIum.

Am 26. Jul. erhielt Hr. Ludwig Wilhelm Ernst Benefeld, aus Schwerin, die medicinische Doctorwürde, nachdem er der Facultät sein Specimen: De origine et reditu febris hecticae, übergeben hatte.

Im August erhielt Hr. Peter Carl Hartmayer, aus der Schweiz, die medicinische Doctorwürde, nachdem er der Facultät ein Specimen: De colica hepatica casu singulari illustrata, überreicht hatte.

Das vom Hrn. Hofr. Schütz beym Wechsel des Prorectorats am 3. Aug. im Namen der Universität verfaßte Programm enthält: In aliquot Odysseae loca observationes criticas.

Am 16. Aug. erhielt Hr. Friedrich Anton Schreibhardt, aus Rudolstadt, die medicinische Doctorwürde, nachdem er vorher eine Dissertation: De suicidii notis in foro fere dubiis, vertheidigt hatte. Das bey dieser Gelegenheit vom Hrn. g. HR. Gruner verfaßte Programm ist überschrieben: Facultatis medicae Marburgensis de convulsione cereali Responsum IXpm.

Am 17. Aug. erhielt Hr. Johann Christian Stark, aus dem Weimarischen, nach vertheidigter Inauguraldissertation: De Hydrocele, die medicinische Doctorwürde. Das vom Hrn. geh. HR. Gruner dazu verfaßte Programm ist überschrieben: Iura et privilegia Doctoris Medicinae diplomate Patavino expressa et illustrata.

Am 26. Sept. erhielt Hr. Gottfried Ferdinand Reinhardt, Stadtphysicus in Mühlhausen, die medicinische Doctorwürde, nachdem er bey der medicinischen Facultät sein Specimen: Continens Somni physiologicam et diaeteticam disquisitionem, übergeben hatte.

Am 1. Oct. vertheidigte Hr. Joh. Ludwig Pertsch, aus Coburg, zu Erlangung der medicinischen Doctorwürde, seine Dissertation: De usu vesicantium. Das Programm vom Hrn. Hofrath Loder enthält: Historiae amputationum feliciter institutarum Particula XVII.

Am 2. Oct. vertheidigte Hr. Johann Friedrich Peschmann, aus Stettin, seine Dissertation: De terra ponderosa salita eiusque usu medico, und erhielt hierauf die medicinische Doctorwürde. Das Programm vom Hrn. Hofr. Loder ist überschrieben: Paracenteseos sinus maxillaris historia.

Am 3. Oct. erhielt Hr. Johann Friedrich Müller, aus Neustadt, die medicinische Doctorwürde, nachdem er seine

Inau-

Inauguraldisputation: De ortu morborum contagiosorum ex fermento et acrimonia specifica deducto, vertheidigte. Hrn. Hofr. Loders Programm hatte zur Ueberschrift: Historiae amputationum feliciter institutarum Partic. XVIII.

Wittenberg.

Am 2ten Julius, als dem Marienfeste, wurde die Einladungsschrift zu der den 17. October d. J. zu haltenden Magisterpromotion ausgetheilt. Der Verfasser derselben ist der dermalige Decan der philosophischen Facultät, Hr. Professor Meerheim, welcher in derselben auf 1½ Bogen de Polonia ante Piastea handelt.

Am 24. Jul. hielt der Studios. Theol. Hr. Traugott Friedrich Gottlieb Schwenke, aus Langendembach, wegen des genossenen Wolframsdorfischen Freytisches, eine öffentliche Rede: De Mathematico haud facile atheo, zu welcher Hr. Prof. Henrici ein Programm: De militibus amicitia devotis Commentatio III. schrieb.

Am 3. Sept. hielt Hr. August Friedrich Wilhelm Rudolph, Stud. Theol., aus Burgholzhausen, zum Abdanken des ihm conferirten Marschallischen Tisches, eine Rede, in welcher er zeigte, medietatem non esse certum veritatis [illegible] argumentum, wozu Hr. Prof. Henrici durch ein Programm: De militibus amicitia devotis Comment. IV. einlud.

Am 9. Sept. disputirten Hr. D. [illegible] als Präses und Hr. Johann Gottfried [illegible], aus Wittenberg, als Respondent, über die Frage: Utrum delictorum poenae praescriptione in foro saxonico tollantur necne? 7 Bog.

Am 26. Sept. erhielt Hr. Heinrich Christoph Kirsch, aus Dresden, die juristische Doctorwürde. Die von ihm ohne Präses vertheidigte Inauguraldisputation ist überschrieben: Pro testamentis, und das vom Hrn. D. Gottl. Christian Klügel, als Decan der juristischen Facultät, geschriebene Programm handelt: De ordine litis in caussa amissarum cautionum publicarum in Saxonia datarum, earumque anonymarum Tractatio I. 6½ Bogen.

Am 27. Sept. ertheilte die medicinische Facultät Hrn. Friedrich Ernst Gerlach, aus Einbeck, die Doctorwürde,

 nachdem

nachdem er seine Inauguraldissertation: De bursis tendinum mucosis in capite et collo reperiundis (cum tab. aen.), unter dem Vorsitz des Hrn. Doctors Nürnberger vertheidigt hatte. Hr. D. Böhmer schrieb dazu als Decan ein Programm, das emplastrum vesicatorium perpetuum empfiehlt.

Das zur Feyer des Michaelisfestes vom Hrn. Generalsup. D. Nitzsch verfaßte Programm hat die Ueberschrift: De incommodis morum praeceptis in novo Testamento a communi omnium hominum ac temporum usu alienis. Commentatio IV.

Das Festgedicht, durch welches Hr. Prof. Meerheim eingeladen hat, ist: Historiae angelorum Spec. VIII. Angelus Gideoni apparens, Iud. Cap. VI. v. 11—24.

Greifswalde.

Am 11. Februar vertheidigte unter Hrn. M. Wolf, Hr. C. A. Rudolphi, aus Schweden, einige philosophische Thesen.

Zu Anfange des Märzes lud der derzeitige Rector der Akademie, Hr. Prof. Haselberg, zu der auf Königl. Befehl auch zu Greifswald anzustellenden Jubelfeyer wegen des vor 200 Jahren gehaltenen Upsalischen Conciliums durch ein lateinisches Programm unter der Aufschrift ein: Succinctior Iubilaei Upsaliensis historia.

Am 7. März hielt Hr. Generalsuperint. D. Schlegel eine hernach gedruckte öffentliche Rede: De haud peritura dignitate reformationis Sacrorum per Martinum Lutherum facta.

Bey derselben Gelegenheit ließ Hr. D. und Prof. Brockmann ein Programm auf 4 Bogen in 4. drucken: De antiqua Pomeranorum de Liturgia doctrina et praxi.

Am 9. März vertheidigte Hr. D. und Prof. Piper mit seinem ältesten Sohne, Hrn. J. L. Piper, eine theologische Disputation unter dem Titel: Integritas Iosuae a recentiorum conatibus vindicata.

Am 11. März brachte Hr. D. und Prof. Hagemeister mit seinem Respondenten, Hrn. G. Möller, eine Dissertation: De iure Pomeraniae Suethicae intemerata de sponsalibus solemnibus in melius reformando auf das Katheder.

Bey

Bey der Feyer wegen des Upsalischen Conciliums ließ Hr. D. und Adj. Bueckamp eine Abhandlung auf 9 Bogen in 4. unter dem Titel drucken: Regiam Pomeranorum Universitatem Literarum Gryphicam de repurgatae per Lutherum doctrinae salutaris evangelicae auctibus incrementisque apprime meritam adumbrat commentatio academica.

Am 14. März hielt Hr. Hasper, aus Rügen, eine deutsche Rede von den Folgen des dreyßigjährigen Krieges besonders auf Deutschland.

Am 16. März hielt Hr. Vicebibliothekar M. [illegible], eine Rede von der Lage Schwedens am Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie ist hernach auf 4 Bogen gedruckt erschienen.

Am 20. März handelte Hr. Pichl, aus Rügen, in einer öffentlichen Rede von den Folgen der Kreuzzüge auf Europa.

Am 21. März hielt Hr. Candidat Sjöborg eine schwedische, und Hr. Candidat Parow eine deutsche Rede. Erstere ist unter dem Titel: Svenska Religions förbättringen grundad uti Svenska folkets dygder, insigter och öfverläggning (die schwedische Religionsverbesserung auf die guten Eigenschaften, Einsichten und Ueberlegung der Nation gegründet) auf 6½ Bog. 4.; und diese: Von der Billigkeit des Fortganges in der durch Luthern gestifteten Religionsverbesserung, auf 4½ Bogen gedruckt.

Am 22. März vertheidigte Hr. Rudolphi unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Quistorp seine Inauguraldisputation unter dem Titel: Observationes circa vermes intestinales.

Die am letzten Geburtstage des Königs in lateinischen Versen gehaltene Rede des Hrn. Prof. Hulten, von den vornehmsten Begebenheiten Schwedens unter den drey Gustaven, ist unter dem Titel: Oratio de Gustavis Sueciae Regibus, qua diem natalem Gustavi Adolphi celebravit Regia Academia Gryphisvaldensis interprete *And. Hulten*, Mathem. et Astron. Prof. ordin. auf 8 Bog. 4. im Druck erschienen.

Am 15. May vertheidigte unter Hrn. Prof. Hultens Präsidio Hr. S. C. Klingberg, aus Nerike, eine Dissertation: De aequationibus radices aliquot aequales habentibus.

Am 28. May vertheidigte eben derselbe unter Hrn. Prof. Wahrdorf Präsidio seine Inauguraldisputation: De vera notione luxus et diversis inde nascentibus sententiis.

* * *

Neue Bücher.

Von den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie oder den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft von Gelehrten, herausgegeben von M. Dyk und G. Schaz, ist des zweyten Bandes zweytes Stück erschienen. Der Inhalt desselben ist: 1) Ueber einige Verschiedenheiten in dem griechischen und deutschen Trauerspiele vom Hrn. Rector Manso in Breslau. 2) Ueber die Verbindung der Architectur mit der Gartenkunst. 3) Beleuchtung. 4) Schraffirung. 5) Zusatz zu dem Artikel Accent in Sulzer, vom Hrn. Prof. Maaß in Halle. 6) Alonso de Ercilla. (Beschluß) vom Hrn. Schaz in Gotha. 7) Aeschylus, vom Hrn. Prof. Jakobs in Gotha. (Des dritten Bandes erstes Stück erscheint zur Ostermesse 1794.)

* * *

Erklärung.

Mit Verwunderung sah ich im allgemeinen Bücherverzeichniß der letzten Michaelmesse: W. F. H. Reinwalds poetische Launen, Erzählungen u. s. w. Neue, unveränderte Auflage. Leipzig, bey den Gebrüdern Gräff. Vermuthlich ist dieses meine vor eilf Jahren in der Dessauischen Gelehrtenbuchhandlung zuerst herausgekommene Sammlung von Gedichten. Da ich aber mit derselben nicht nur deshalb; weil beydes, der Geschmack des Publikums und eines Schriftstellers in einem Jahrzehend sich merklich ändern kann; sondern auch, weil sie wesentliche Druckfehler enthält, unzufrieden bin, auch von dieser neuen Auflage nichts weiß: so trifft mich auch der Tadel nicht, den eine gegründete Kritik bey gar

man-

manchen Stellen [illegible]; und ich finde mich genöthigt, auf eine correctere Ausgabe zu denken, die zugleich beträchtliche Vermehrungen enthalten wird. Meiningen, im Nov. 1793.

M. G. F. Reinwald.

Nachricht.

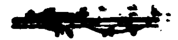
Die Neue allgemeine deutsche Bibliothek ist in diesem Jahre, zufolge der Ankündigung im vorigen, pünktlich geliefert, so daß zu Ende dieses Monats des 7ten Bandes 1stes Stück an die Käufer abgeliefert werden kann. Auch im künftigen Jahre wird alle 4 Wochen ein Stück mit den Intelligenzblättern ausgegeben, welches in allen guten Buchhandlungen für 18 Gr. zu haben ist. Sollte in einigen wenigen Buchhandlungen die monatliche Ablieferung nicht pünktlich erfolgen, so liegt dies nicht an der Expedition, sondern an andern Ursachen, welche hier nicht gut entwickelt werden können, und ich bitte die Käufer, sich in diesem Fall an eine andere Buchhandlung und in deren Ermangelung an das Postamt ihres Orts zu wenden. Die wöchentlichen Versendungen in Heften haben gleichfalls ihren ununterbrochenen Fortgang; es werden jährlich 52 Hefte oder 6 und ein halber Band geliefert, welche auf allen Postämtern auf Druckpapier 9 Rthlr. 18 Gr. kosten; wer Schreibpapier verlangt, bestellt es vorher, und zahlt dafür 2 Rthlr. mehr. Die Hauptversendungen haben übernommen:

Die Churfürstl. Sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig.
Das Königl. Preußische Grenzpostamt in Halle.
Das Königl. Preußische Hofpostamt in Berlin.
Das Königl. Dänische Postamt in Hamburg.
Das Churfürstl. Hannöversche Postamt in Hamburg.

An obige resp. Postämter bitte ich alle übrige Postämter sich zu wenden, oder falls es ihre Lage erfordert, an mich selbst; da ich denn gleich die geschwindeste Einrichtung zur Befriedigung ihrer Aufträge treffen werde. Kiel, im December 1793.

C. E. Bohn.

Ver-



Vermischte Nachrichten.

Naumburg. Das letzte Programm des Rectors an der hiesigen Stadtschule Hrn. M. Ilgens ist überschrieben: Animadversiones historicae et criticae in Ciceronis orationem pro Archia poeta. Lips. 1793. Pars I. 28 p. 4.

Detmold. Unpartheyische Darstellung der Gründe für und wider die Behauptung: die ägyptischen Pyramiden seyen Werke der Natur. Eine Einladungsschrift von Friedrich Christian Kuhn, Director der Schule zu Detmold. Lemgo, 1793. 28 S. 4. Im ersten Abschnitt führt Hr. K. die Beweise aus, die Hr. Witte für seine bekannte Hypothese vorgebracht hat: im zweyten aber trägt er die ihnen entgegenstehenden Zweifel und die Gründe vor, die man für die alte und gemeine Meinung anführen kann. Man hat in guter Ordnung in dieser kleinen Schrift alles beysammen, was seit einigen Jahren über diesen Gegenstand für und wieder gesagt worden ist.

Heidelberg. Versuch über das Allgemeine der Socratischen Lehrart. Womit zu dem feyerlichen Beschlusse der Prüfungen in dem reformirten Gymnasium auf den 25sten Sept. einladet Joh. Friedrich Abegg, Professor und Rector des Gymnasiums. 1793. 22 S. 4. Durch die Socratik soll eine feste und lebendige Ueberzeugung bewirkt werden, und zwar dadurch, daß man in der Seele dessen, den man überzeugen will, die den unsrigen verwandten Begriffe aufsucht, um an jene diese weiter anzuknüpfen, und die zur Ueberzeugung nöthigen Begriffe hervorzulocken. Dies hat Hr. Prof. Abegg hier deutlich und genau ausgeführt, und zur Erläuterung, als ein Beyspiel der ächten ursprünglichen Socratik, das erste Kapitel des vten Buchs von Xenophons Denkwürdigkeiten übersetzt.

Verbesserung.

Im 4ten Bande 2ten Stücke d. N. D. B. S. 480. Z. 13. v. u. für: zu gießen weiß l. zu blasen weiß.